Digitized by Google

Per. Lesefrüchte
88 q/(1831, 1.2

Digitized by Google

<36616455370010

<36616455370010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

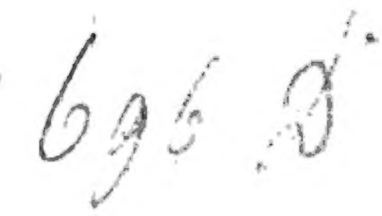
Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

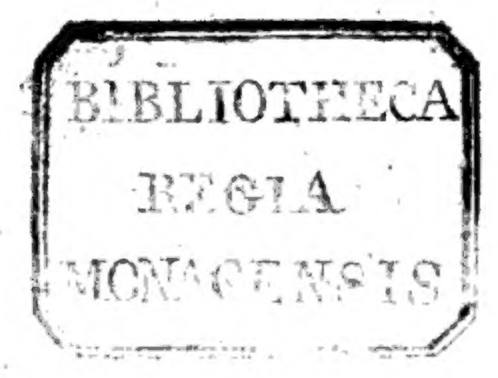
1831.

Erster Band.



München.
Bey Ign. Jos. Lentner.
(Leipzig, in der Hartmann'schen Buchhandlung.)

Digitized by Google


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

A.

Seite.

Alpen, die bayrischen. Reminiszenzen einer Gebirgs- reise von Dr. J. Gistl . . . . ~~81~~ 97
Anecdoten . . 15. 32. 64. 80. 160. 176. 222
Antwort, treffende 297

B.

Begebenheiten auf Neuseeland im Jahre 1829 . 132
Benennungen, seltene, gelehrter Vereine . . 31
Bestand der brittischen Besitzungen in Ostindien . 32
Bettlerlied, von Bauernfeld 49
Bildniß Napoleons, anatomisch, physiologisch, hygeänisch und pathologisch entworfen 165

Digitized by Google

Seite.

C.

Charade . . . 114. 250. 266. 314. 378. 410
Colonie armer Kinder in Maykirch bey Hofwyl . 262

E.

Essenszeit, die 208

F.

Fassungskraft, die vermeinte 15

G.

Gastmal, römisches 192
Georg III. und das Parlement 278
Geschenk, das unerwartete 16

H.

Holyrood und seine Vorrechte 357
Holzhauer, der, Legende von Prätzel . . 1
Hugo von Pajens, Erzählung von Fr. Lohmann . 283

K.

König, der, und der Bauer 343
König Wilhelm I., als Maler 275

L.

Leuchter, die kostbaren 414
Linientaufe, die, eine Schiffsszene 75
Logogryph 115. 394
L'hopital, Clemenze, Erzählung von Fr. Lohmann 17

Digitized by Google

Seite.

M.

Mann, der, ohne Namen. Nach dem Franz. von C. Spindler 145

N.

Napoleons Kunstgriffe 280

Napoleon und die Glocken 279

P.

Prinz, der falsche, wahre Begebenheit. Erzählt von Karl Müchler 113

R.

Räuber, der gastfreundliche 329

Räthsel . 16. 95. 234. 282. 298. 330. 345. 362

Rettung und Dank 161

S.

Schein betrügt. Eine Criminalgeschichte, von K. Müchler 267

Slavonier, der, eine wahre Begebenheit, von Dr. J. Gistl 129

Staat, der, östreichsche 79

Streiche, muthwillige, eines berühmten Mannes . 33

T.

Temple's Reisen in Peru 4

Treue gewinnt. Historische Novelle von W. Blumenhagen 177

Digitized by Google

Seite.

Tulpen und Staatspapiere 371

U.

Ueber Farben 142

Digitized by Google

Inhalts=Verzeichniß.

I. Der Holzhauer, Legende von Prätzel. — Temples Reisen in Peru. — Anecdoten. — Dreisylbiges Worträthsel. — II. Clemenze L'hopital, Erzählung von Friederike Lohmann. — Seltene Benennungen gelehrter Vereine. — Bestand der brittischen Besitzungen in Ostindien. — Anecdote. — III. Clemenze L'hopital. Forts. — IV. Bettlerlied von Bauernfeld. — Clemenze L'hopital. Forts. — Anecdoten. — V. Clemenze L'hopital. Forts. — Die Linientaufe, eine Schiffsszene. — Der östreichsche Staat. — Anecdoten. — VI. Clemenze L'hopital. Schluß. Zweisylbige Charade. — VII. Die bayrischen Alpen, Reminiszenzen einer Gebirgsreise von Dr. Joh. Gistl. — Logogryph. — VIII. Der falsche Prinz, wahre Begebenheit, erzählt von Karl Müchler. — IX. Der Slavonier, wahre Begebenheit, von Dr. J. Gistl. — Begebenheiten auf Neuseeland im Jahre 1829. — Ueber Farben. — Dreysylbige Charade. — X. Der Mann ohne Namen, nach dem Franz. von C. Spindler. — Anecdote. — XI. Rettung und Dank. — Napoleons Bildniß, anatomisch, physiologisch, hygiänisch und pathologisch entworfen. — Anecdote. — XII. Treue gewinnt, Erzählung von W. Blumenhagen. — Römisches Gastmahl. — XIII. Treue gewinnt, Forts. — Die Essenszeit. — XIV. Treue gewinnt, Forts. — Anecdoten. — Räthsel. — XV. Treue gewinnt, Forts. — Charade. — XVI. Treue gewinnt, Beschluß. — Colonie armer Kinder zu Maykirch bey Hofwyl. — Charade. — XVII. Der Schein betrügt, Criminalgeschichte, erzählt von Karl Müchler. — Friedrich Wilhelm I., als Maler. — König Georg III. und das Parlament. — Napoleon und

die Glocken. — Napoleons Kunstgriffe. — Anecdoten. — Räthsel, die Hofdame. — XVIII. Hugo von Pajens, Erzählung von Friederike Lohmann. — Treffende Antwort. — Worträthsel. — XIX. Charade. — Hugo von Pajens, Forts. — XX. Hugo von Pajens, Forts. — Der gastfreundliche Räuber. — Räthsel. — XXI. Hugo von Pajens, Forts. — Der König und der Bauer. — Worträthsel. — XXII. Hugo von Pajens, Forts. — Holyrood und seine Vorrechte. — Räthsel. — XXIII. Hugo von Pajens, Beschluß. — Tulpen und Staatspapiere. — Anecdoten. — Charade. — XXIV. Maria Rosa, die schöne Neapolitanerin. Novelle von Phantasus. — Logogryph. — XXV. Maria Rosa die schöne Neapolitanerin, Forts. — Charade. — XXVI. Maria Rosa, die schöne Neapolitanerin, Beschluß. — Die kostbaren Leuchter. — Charade.

Auflösung der Charaden, Räthsel und Logogryphe.

I. Zauberring, Seite 16. — II. Duelle, S. 95. — III. Locker, Locke, S. 115. — IV. Sonntagskind, S. 144. V. Pflaster, S. 224. — VI. Nasenstieber, S. 250. — VII. Nervenfieber, S. 266. — VIII. Die Erde, S. 282. IX. Das Wörtchen vor, S. 298. — X. Landtag, S. 299. — XI. Der Wechsel, S. 330. — XII. Karl Maria von Weber, S. 345. — XIII. Horst, Stroh, S. 362. — XIV. Städtchen Goldkronach im Mainkreis, S. 378. — XV. Doge, Dogge, S. 394. — XVI. Brennglas, S. 410. XVII. Waghals, S. 418.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 1tes Stück.

Der Holzhauer.

Legende von K. G. Prätzel.

Am Thor Jerusalems saß früh am Tag
Einst Christ der Herr, umringt vom Jüngerkreise,
In Worte fassend, nach gewohnter Weise,
Was ernstgewichtig ihm am Herzen lag.
Entschwunden war die düstre Nacht so eben,
Und jugendlich begrüßend Berg und Thal
Verklärt am Himmel sich in Licht und Leben
Der Morgenröthe froh willkomm'ner Strahl.

Da traf, mit scharfen Beil in seiner Hand
Ein junger Mann aus niedrer Binsenhütte,
Die Thür verschließend und darauf die Schritte
Der nahgelegnen Waldung zugewandt.
Zum bittern Druck der Dürftigkeit ertheilte
Des Himmels Gunst ihm fröhlichheitern Sinn,
Und während er des Weges fürbaß eilte,
Sang er ein lust'ges Liedlein vor sich hin.

»Wie drängt sich dieser Mann so eifervoll,«
Begann der Herr mit schmerzbewegtem Blicke,
»Entgegen dem verderblichem Geschicke,
Das unabwendbar heut ihn treffen soll!
Im Riethgras lauert, um die Todeswunde
Ihm zu verleih'n, die giftge Natter schon,
Und eh' herangenaht die Mittagsstunde,
Ist ihm des Athems letzter Hauch entfloh'n.«

»So laßt,“ rief einer aus der Jünger Schaar,
»Uns ungesäumt, statt müßig hier zu weilen,
Der Spur des Wandrers folgend, waldwärts eilen,
Um ihn zu warnen dort vor der Gefahr.
Verbanne diese Streng' aus der Geberde,
O Herr und Meister! und verstatte nicht,
Daß er das Opfer eines Zufalls werde,
Weil es an Deiner Weisheit nicht gebricht.“

»Du irrst« erwiederte Maria's Sohn:
„Der Mensch bekämpft unzählige Gefahren;
Doch dem Verhängniß, dem unwandelbaren,
Ist niemals noch ein Sterblicher entfloh'n.
Beginnen muß das ird'sche Loos und enden,
Wie es beim Ursprung jedem zuerkannt,
Und des Geschickes mächt'gen Lauf zu wenden
Vermag allein des höchsten Lenkers Hand.“ —

Sich rasch entziehend jedem Gegenstreit,
Erhob er jählings sich bey diesem Worte;
Doch fügt es sich, daß an demselben Orte
Er wieder rastete zur Abendzeit,
Und kaum, daß von des Tempels hoher Zinne
Das Sonnenlicht den ersten Abschied nahm,
Als jener Mann mit wohlgemuthem Sinne
Vom Tagewerk zurück nach Hause kam.

Behaglich glänzte die zufriedne Ruh'
Erfühlten Pflichtberufs in seinen Blicken;
Ein Reisigbündel trug er auf dem Rücken,
Und flink und froh schritt er auf die Hütte zu;
Es gab kein Merkmal sich erlittner Sorgen
Verrätherisch an seinem Wesen kund,
Und heller noch ertönnt, als früh am Morgen,
Des Liedleins heitrer Klang von seinem Mund.

Im Kampf des Zweifels, der das Herz beschlich,
Bey solcher Heimkehr wider alles Hoffen,
Erhoben jetzt, befremdet und betroffen,
Der Jünger Augen zu dem Meister sich,
Und deutlich stand in jedem Blick geschrieben:
»O wäre doch, bedeckt mit tiefer Nacht
Für immerdar verborgen uns geblieben,
Was im Vertrau'n auf Dich uns irre macht!“

Dem Herrn entging ihr inn'rer Unmuth nicht,
Er aber sagte ruhig und gelassen:
Es ist die Wunderfügung leicht zu fassen,
Die meinem Wort nur scheinbar wiederspricht.
Dem Manne dienstbar heut zum Schirm und Schilde
Als er dem Wald sich Morgens zugekehrt,
Hat seines Herzens menschlich fromme Milde
Das ihm verhängte Schicksal abgewehrt.«

„So wißt, daß er sein letztes Stücklein Brod,
Des eignen Mangels Bitterkeit nicht achtend,
Dem armen Bettler, den er dort verschmachtend
Am Wege fand, zur Lab und Aetzung bot.
Ein Seraph trug die Meldung nicht vergebens
Hinauf zu meines Vaters ew'gen Thron.
Ihm ward alsbald für Rettung fremden Lebens,
Des eignen Daseyn's läng're Frist zum Lohn.

Kein Laut erhob sich in der Jünger Bund,
Als diese Rede harmlos er vollendet;
Zur Erde war ihr düstrer Blick gewendet,
Und gleich dem Grab verschlossen blieb ihr Mund.
Doch selbst die Still, in welche sie versanken,
Gab wandellos den argen Zwiespalt dar,
Der in den aufgerüttelten Gedanken,
Verwirrung stiftend, noch vor Handen war.

»Kleinmüth'ge!« fuhr der Herr zu sprechen fort,
»Wann wird die Meinung endlich von Euch weichen,
Daß höhern Glaubens werth ein sichtbar Zeichen
Zu achten sey, als mein lebend'ges Wort? —
Die Bürde warf der Mann von seinem Rücken,
Als er die Hütt' erreicht; wohlan, so geht
Und untersucht und prüft mit schärfern Blicken
Das Bündel Holz, das ihr dort liegen seht,

Vollzogen war des Meisters Wink sogleich;
Doch schreckensgrau'n erfaßte wild und heftig
Der Jünger zagend Herz, als sie geschäftig
Die Schnur gelöst vom dürren Baumgezweig.
Zur Seite wich die Schaar mit bangem Schritte,
Und wußte schaudernd nicht, wie ihr geschah;
Denn stillverblutend in des Reisigs Mitte
Lag die zerquetschte gift'ge Natter da.

Beschämt verlor der überraschte Blick
Vom Waldgewächs, das ihre Hand zertheilte,
Sich nach der Stelle, wo der Herr verweilte,
Und reu'voll kehrten sie zu ihm zurück.
»Vergieb voll Huld,« begann ihr Mund zu flehen,
»Die Schwachheit, die noch unser Erbtheil ist,
»Obschon wir klar vor Augen täglich sehen,
»Daß du der Sohn des höchsten Gottes bist.

Temple's Reisen in Peru *).

Der junge Verfasser des vorliegenden, in vielfacher Hinsicht interressanten Reisewerks, ist ein Irländer, und ging als Sekretär der Bergwerksgesellschaft von Potosi, La Paz und Peru mit drei Männern nach Potosi ab.

In Buenos = Ayres verkauften sie ihren hübschen Wagen, da sie ihn zur Weiterreise untauglich fanden, und verschafften sich eine lange Kutsche von der Omnibusart, die Galera hieß, so wie zwey Bagagewagen, deren jeder vier Pferde bedurfte. Außerdem hatten sie neun Peones, die Sporen an den nackten Fersen und einen Capitoz mit den nöthigen Werkzeugen, als Radehauen, Spaten und u. s. w. trugen. Wir brauchen weder den Wald von Disteln, die die ersten 100 Meilen der Pampas bedecken, besonders zu erwähnen, noch auf der unermeßlichen darauf folgenden Ebene zu verweilen, die, so weit das Auge reicht, mit reicher Waide geschmückt ist, ohne einen Baum oder Stein, und worauf ungeheure Viehheerden der Gauchos grasen, eines Menschenschla=

*) Travels in various parts of Peru, including a year's residence in Potosi. By Edward Temple. London, 1830.

ges, der, nach dem Verfasser, im Vergleiche mit den Bauern Englands und Frankreichs, sich wenig über die Paviane zu erheben scheint. Die Galera oder die Bagage-Wagen wurden mit einer solchen Schnelligkeit über diese Ebene hingerissen, daß unsere Reisende in der Stunde 10 bis 12 englische Meilen, also des Tages 120 zurücklegten, obgleich dieselben Postillione, oder Peones, ohne ein Zeichen der Ermattung auf den Pferden ritten und der Thermometer auf 90° (Fahr.) stand. Nach Temple könnte der Weg von Buenos-Ayres nach Cordova, der 550 Meilen beträgt, um 100 Meilen abgekürzt werden; er bemerkt aber mit Recht, daß die spanische Regierung nie etwas zum Wohle, zum Vortheile oder zur Erleichterung ihrer Unterthanen in den Kolonieen gethan hat. Die Stadt Cordova war einmal das Hauptquartier der Jesuiten; jetzt aber ist deren Macht dahin, obgleich die Priesterschaft immer noch Einfluß auf die 12 bis 13,000 Einwohner zu haben scheint. Wir wußten, daß außer Brevieren u. dgl. von der heiligen Inquisition alle Bücher streng verboten waren, konnten aber nicht erwarten, daß, da dieser Zwang gehoben ist, und seit mehreren Jahren volle Freiheit herrscht, der spanische Theil der Bevölkerung nicht eifriger um Bücher sich bemüht; aber unser Reisender behauptet nach einem Wege von 600 Meilen: „ich habe, seit ich Buenos-Ayres verließ, noch nicht ein einziges Buch bei irgend einem Privatmanne gefunden.“ Die Erziehung hat große Fortschritte gemacht, um desto mehr muß man über das eben Angeführte sich wundern. Die Pflege der Wissenschaften ward unter der spanischen Herrschaft so wenig begünstigt oder aufgemuntert, daß Karl IV. auf die Bitte, eine Universität in Venezuela zu stiften, antwortete, er sehe die Nothwendigkeit, die Gelehrsamkeit in Amerika zu fördern, nicht ein. Wir glauben, in ganz Südamerika ist

nichts zu finden, was den Namen einer Brücke verdiente; wohl kaum eine Flöße ist zur Bequemlichkeit des Publikums eingeführt worden. Herr Temple fand den Santiago so tief und reissend, daß er und seine Gesellschaft glaubte, ohne die Galera, und die andern Wagen auszuladen, nicht hinüberkommen zu können. Auf einem plumpen, Balsa genannten und aus einer Ochsenhaut bestehenden Fahrzeuge wurden sie von den Peones, die daneben schwammen und es hielten, mit Lebensgefahr übergesetzt. Und durch diese plumpe Maschine und einen Weg, der eigentlich gar kein Weg ist, sind die entferntesten Provinzen von jeher in Verbindung gewesen, und die Millionen Gold und Silber länger als 200 Jahre von Potosi und aus anderen Gegenden Peru's nach Buenos-Ayres geschaft worden. Niemals ist es jemanden eingefallen, den Pilcomayo, der in Potosi entspringt, noch irgend einen andern Fluß, der in den Paraguay fließt, schiffbar zu machen. Die spanische Regierung hatte mit denen, welche diese fernen Kolonieen verwalteten, nur den einen Zweck im Auge: per fas et nefas sich so viel Gold und Silber zu verschaffen, als möglich.

Herr Temple glaubt, es gebe in der neuen Welt und überhaupt in der ganzen Welt keinen Ort, der mehr zur Auswanderung einladen könne, und geignet sey, als die Provinz Tucuman. Die Stadt San Miguel del Tucuman „liegt in der Mitte einer der fruchtbarsten Ebenen der Erde, die Reiß, türkischen Weizen, Weizen, Gerste, Zuckerrohr, Tabak und alles erzeugt, was man darauf bauen will. Rindvieh, Pferde, Maulthiere, Schaafe und Ziegen stehen in großen Heerden auf der üppigsten Waide umher. Die sechs Stunden von der Stadt liegenden Berge sind mit den feinsten Holzarten bewachsen; Orangen- und Limonienbäume wuchern an den Abhängen, und die Gipfel sind mit reicher Waide geschmückt, wohin das

Vieh in den heißen Sommermonaten getrieben werden kann." Die Waldungen dieser Provinz sollen das schönste und nutzbarste Holz enthalten, und das meiste zu den Bergwerken liefern. Die Orangebäume wachsen zu einer in Europa unbekannten Größe, und wer sich die Mühe nehmen will, die Früchte derselben zu sammeln, kann ganze Wagen voll in die Stadt fahren. Hier kaufte sich Herr Temple auch ein Paar Stiefeln, die aber so roh und sonderbar gemacht waren, wie die Balsa. Sie haben keine Nath, nicht einen einzigen Stich; der Fuß, das Bein, die Sohle, Alles ist aus einem Stücke, und sie bestehen aus der Pferdehaut, die man von einem Beine abzieht, wie man einen Strumpf umwendet. Sie heißen botas de potro, und sollen sehr leicht seyn.

Die Leute in dieser Gegend sind die höflichsten auf der ganzen Erde; ihre Häuser stehen jedem Reisenden offen, aber die Landbesitzer haben von der Revolution schrecklich gelitten. Die Reisegesellschaft wohnte in dem Hause eines Don Jose Tocres, der eine große Landstrecke besaß, einmal über 3000 Stück Hornvieh hatte, jetzt aber nur noch acht Kühe seyn nennen konnte! die andern waren ihm alle von den Soldateu genommen worden. Große massive Schüsseln, Gabeln, Löffel, Becher und Leuchter von Silber hatten sie ihm gelassen; seine Frau trug sich sehr schön und reinlich, „aber die Kinder waren schmutzig und halbnackt, so wie die männlichen und weiblichen Sklaven." Nettheit und Delikatesse sind keineswegs charekteristische Eigenschaften der südamerikanischen Creolen, wenigstens in den Häusern; aber Abends auf den Spaziergängen und in den Tertulias gleichen die südamerikanischen Frauen, wie Temple erzählt, denen in jedem andern Lande. Der Marquis von Otavi hatte ebenfalls ungeheure Verluste gehabt. Er war mehrmals von verschiedenen Partheien an Rindvieh, Pferden, Maul-

thieren, Schaafen u. s. w. am Betrage von 30,000 Stück geplündert worden. Seine Besitzungen sollten sich 30 Stunden weit erstrecken, und Herr Temple fand ihn auf einer Erdbank in einem großen Zimmer ohne Meubels sitzen. Nach einem herzlichen Willkommen führte der alte Marquis den Reisenden in den Salon, „wo ein zerlumpter Peone ein schmutziges Tuch über den Tisch breitete, und den Auftrag erhielt, den Stuhl für den Cavallero hinzustellen.“ Ein anderer Peone brachte „einen Arm voll silberner Schüsseln, Teller und Gabeln.“ Ein großer mit Wasser gefüllter silberner Krug stand mitten auf dem Tische, und die Mahlzeit bestand aus Chupé — Stücken Schöpsenfleisch, Kartoffeln, Zwiebeln und Pfeffer — und gebratenen Schöpsenrippen. So leben in Peru alle die, welche wir in Europa zur ersten Klasse der Gesellschaft zählen würden.

Die armen Landeigenthümer in den fruchtbaren Provinzen Tucuman, Salta und Tarija lebten gerade wie der alte Marquis von Otavi. In dem herrlichen Tarija fragte Temple einen gutaussehenden Mann, ob er ihm nicht ein wenig Brod geben könne. „Brod? Cavallero! das ist hier ein ganz unbekannter Artikel“ (absolutamente desconocido aca). Er besaß einige Schaafe, und sonst nichts, und doch war er Besitzer des Guts, und sein Eigenthum dehnte sich von der Thür seines Hauses aus 4 Stunden weit hin. Die Wohnung war eine wahre Hütte, aber seine Frau und Kinder waren mit Diamantringen und Perlenhalsbändern bedeckt. In diesem ganzen Landstriche tragen alle Bewohner unverkennbare Spuren der Armuth im Essen, in der Kleidung und Wohnung zur Schau, und doch sind oft ihre gemeinsten Hausgeräthe aus dem reinsten Silber. Auch die dürftige, spärliche Bevölkerung ist auffallend; als Temple dem Gene. Alvear begegnete, sagte er, das „war erst der vierte Rei-

sende, den wir auf einem Weg von 1200 Meilen begegnet waren.“ — „Reich bewaldete Hügel.“ fährt er fort, „majestätische Berge, fruchtbare Ebenen, krystallhelle Flüße entfalten während eines fast ewigen Frühlings ihre Reize vor den trägen Bewohnern einiger wenigen unscheinbaren Hütten, 30 (englische) Meilen von der Hauptstadt der Provinz entfernt.“

In Salta, 1300 Meilen von Buenos-Ayres, hört der Weg auf, fahrbar zu seyn, und die Reisenden müssen für Maulthiere sorgen. Temple fand hier einen Brief, der ihm eine andere Richtung nehmen hieß. Sein Weg ging nun über eine gewaltige Berggegend, wo kein einziger Mensch, kein einziges lebendiges Wesen zu sehen war. Das wilde Geschrei der Guanaco's, die in kleinen Heerden auf den Gipfeln der Berge sich aufhielten, stimmte zu der traurigen Einsamkeit der Scene. Von Süden kommende Reisende sahen diese Geschöpfe zuerst in dem alten Reiche der Inkas; auch dem Lama, dem peruanischen Kameele, begegnet man, wie es langsam seine Bürde von 70 — 80 Pfunden hinträgt.

Die Peruaner können so schnell laufen, daß sie weder von dem Pferde, dem Maulthiere, noch dem Lama eingeholt werden können. „Ich habe gehört,“ sagt Temple: „daß es für solche Andadores nichts Seltenes sey, vom Aufgang der Sonne an bis zum Untergange 30 Stunden Weges zurückzulegen.“ Diese Peruaner sind gewöhnlich von mittlerer Größe und muskulös, leben hauptsächlich vom indianischen Korn, Kartoffeln und andern Vegetabilien. Ihr Getränk ist Wasser, wenn sie nämlich keine Chica haben können, ein berauschendes Getränke, das, wie die Bouza im nördlichen Afrika, aus Mais bereitet wird.

Eine zweitägige Reise brachte unsern Reisenden aus den furchtbaren Thälern und Ebenen Tucumans, Salta's

und Tarija's in andere Scenen. Der Weg, wenn er gleich schlecht blieb, verrieth die Nähe einer großen Stadt. „Indianer, Männer und Frauen, mit Federvieh, Milch, Eiern rc., belebten die Straße, und setzten den Reisenden in Erstaunen, daß er, obgleich von nackten unbebauten und unbebaubaren Bergen umgeben, noch in dem Lande des Lebens sey." Mit einem Male erschien in der Ferne ein hohes kegelförmiges Gebirge von röthlichbrauner Farbe, das ohne Zweifel „das berühmte Gebirge war, dessen verborgene Schätze der emsigen Plünderung von 250 Jahren widerstanden haben, und noch heute unerschöpflich sind — das Gebirge von Potosi" (fast 16,000 Fuß über der Oberfläche des stillen Meeres). Ein niedriger Berg, der am Fuße des Kegels nach der Stadt zu emporsteigt, wird von den Indianern Potosi's Sohn genannt. Jeder Stein desselben (obgleich weniger reich als der Vater) soll in gewissem Grade metallhaltig seyn, und hat Minen, aus denen ein beträchtlicher Theil Silber zu Tage gefördert worden ist. Ueber den großen Kegel schreibt Temple: „in dem großen gibt es nicht weniger als 5000 Bocas minas (Bergwerksschachte): daraus folgt aber nicht, daß es 5000 besondere Minen sind, denn manche haben zwei, drei und noch mehr solcher Bocas oder Eingänge; davon kann man sich eine Vorstellung von der Zerlöcherung des Gebirges machen, nicht aber von dem Zustande der Bergwerke selbst, die seit ihrer Entdeckung bis zu dem heutigen Tage ohne die geringste Kunst bearbeitet worden sind. Ich stieg in mehrere hinab, mußte aber gewöhnlich auf den Händen und Füßen fortkriechen."

Herr Temple gibt hierauf eine vollständige Beschreibung der Art und Weise, wie das Erz in Potosi zu Tage gefördert, gestampft, gewaschen und amalgamirt wird, und die unstreitig großer Verbesserungen fähig ist. Vor

der Revolution waren vierzig Ingenios (Laboratorien) zu Potosi in voller Thätigkeit, und lieferten wenigstens 8000 Mark (gegen 4000 Pfund Apothekergewicht) reinen Silbers wöchentlich. Nach Humboldt sind die Silberbergwerke von Potosi in neuerer Zeit nicht mehr die ersten in der bekannten Welt, sondern müssen denen von Guanaxuato in Mexiko nachgesetzt werden. Die Revolution hat alle Bergwerke in Südamerika verschlechtert, und „nirgends," sagt Temple, „war die Zerstörung thätiger, vollständiger und augenfälliger, als an dem Eigenthume der Azogueros (Bergwerksgesellschaften) Peru's." Die kostbare Maschinerie ward vernichtet, die großen Ingenios wurden geplündert und verwüstet, die Schachte mit Schutt oder Wasser gefüllt, und die Besitzer an den Bettelstab gebracht. Aber noch sind die Minen nicht ganz verlassen oder unergiebig; noch arbeiten 15 Ingenios in Potosi, die nach ungefährer Berechnung zusammen wöchentlich 1500 Mark Silber oder jährlich 125,000 Pf. Sterling liefern mögen.

Während unser Bergwerks-Sekretär seine gemietheten Indianer in den gekauften Bacos bei der Arbeit anstellte, untersuchte ein Freund desselben die Minen von Puno an der Westseite des Titicacasee's, der 80 Stunden im Umfange haben und 12,761 Fuß über dem stillen Meere liegen soll. Es ist dieß derselbe See, in welchen die Peruaner zur Zeit der Eroberung durch die Spanier eine unermeßliche Menge Gold und Silber geworfen haben sollen. Die Gegend um Cusco und La Paz war in der That der Sitz des Reichthums und der Macht der Inkas. Bei La Paz erzählt Temple: „In dem 17ten Jahrhundert ward eine Stunde von der Stadt von einem Indianer ein großer Goldklumpen gefunden, und für 11,269 Dollars an den spanischen Vicekönig verkauft, der ihn an das natur-historische Cabinet nach Madrid sand-

te, wo er, wenn ich nicht irre, noch zu sehen ist. Man glaubte, er sey durch den Blitz von dem mächtigen Ylimani herabgeschleudert worden, indem es daselbst wirklich mehrere Goldadern giebt. Von Zeit zu Zeit sind auch am Fuße dieses Gebirges bedeutende Stücke reinen Goldes gefunden worden, und sogar in einem See, der in der unglaublichen Höhe von 15,780 Fuß über dem Meer liegt, Dieser See ist auch deßhalb berühmt, weil er die Schätze der einst blühenden Stadt Cusco in seinem Schooße bergen soll. Die Sage berichtet es, und man hat wirklich oftmals verschiedene Gegenstände von Gold darin gefunden. Es ist deßhalb eine Gesellschaft zusammengetretten, die den See ablassen will.“ Die Hügel von Puno, von welchen der Laycayco wegen seiner Reichthümer am berühmtesten ist, sollen in der Bildung und dem mineralogischen Charakter den metallhaltigen Porphyrlägern des Real del Monte, Bolanes, den Minen von Guanaxuato in Mexiko und denen in Ungarn und Siebenbürgen entsprechen. Ein Schacht in dem Laycaycota der dem unglücklichen Salcedo gehörte, soll in einem Jahre 1,500,000 Pf. Sterl. geliefert haben. Die spanische Regierung eignete sich diese Mine wie gewöhnlich, zu. Derselbe Fall traf neuerlich einen Don Rodrigues, der in den Aufstand der Peruaner von 1780 verwickelt gewesen seyn sollte, nach Buenos-Ayres geschickt, gegen zwanzig Jahre in Haft gehalten wurde, und, als er bei dem Ausbruche der Revolution seine Freiheit erhielt, starb. Den unermeßlichen Reichthum derselben kann man ungefähr nach der Menge silberner Geräthe u. s. w. schätzen, die er besaß. „Rodrigues war Eigenthümer eines berühmten Silberbergwerkes bei Oruro, das so ergiebig war, daß er aus seinem Hause alle Geräthe u. s. w. von Glas, Thon u. s. w. fortschaffte, und sie mit silbernen ersetzte. Die geringsten Dinge sowohl als

die Luxusartikel, z. B. Pfeilertischchen in den besten Zimmern, Gemälde- und Spiegelrahmen, Fußbänkchen, Töpfe, Pfannen u. s. w., alles war von Silber. „Und, sagte der Mann, der dieß erzählte, »sehen Sie den Trog dort am Hofe?“ und er zeugte dabei auf einen großen Wasserbehälter; „Sennor Rodrigues besaß zwey dergleichen noch größere aus dem schönsten reinsten Silber, und vor der Revolution gab es noch ungefähr drei Familien in Oruro, die ein eben so großes Vermögen besaßen.“

Diese Minen sind seit der Revolution verlassen, und jetzt mit Wasser gefüllt; doch würde es, nach Herrn Temple, eben nicht sehr viel kosten, sie wieder in Gang zu bringen.

Unserm Secretär ging Alles conträir bei seinem Unternehmen, und nach achtmonatlichem Aufenthalte in Potosi beschloß er endlich, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und lud einige Freunde zu einem Abschieds-Schmause ein. Darunter war auch ein Dr. V., der sich aber durch folgendes Briefchen entschuldigte:

„Dr. V. weiß dem Don Edmondo großen Dank für die freundliche Einladung zu seinem Feste (festin); da aber Dr. V. mehrere Tage nicht rasirt worden und zu schmutzig ist (sucio), so kann er unter anständigen Leuten (gente decente) nicht erscheinen.

Die Morgenkleidung der Frauen in Potosi gleicht, nach unserm Verfasser, ganz der in Spanien: „ein schmutziger Ueberwurf, vor dem sich ein Engländer ekeln könnte,“ verwirrtes Haar, alte niedergetretene Schuhe, schlechte Strümpfe, und Wäsche, die sich nach der Wäsche sehnt: so erscheinen gewöhnlich selbst junge Damen des Morgens zu Hause, und so kauern sie in einer Ecke eines meubleslosen Zimmers unter Schmutz, träge und gelangweilt den ganzen Tag; aber am Abende „ist die Verwandlung der Puppe in einen muntern glänzenden

Schmetterling nicht auffallender, als die Metamorphose dieser Damen." Herr Temple ist ganz entzückt „von den reizenden kleinen Füßchen" derselben. Jeder eingeführte Luxusartikel ist nothwendigerweise in diesen fast unzugänglichen Gegenden der Cordilleren sehr theuer, aber was zur Lebensnothdurft gehört, außer Feuermaterial, wenn auch nicht im Ueberflusse, vorhanden, doch billig. Corne con cuèro ist der gröste Luxusartikel eines südamerikanischen Gutschmeckers. Temple beschreibt das also; „In dem Augenblicke, wo ein Ochs getödtet wird, schneidet man das Fleisch auf jeder Seite des Rückgrades mit so viel Haut heraus, daß man es hineinwickeln und der Saft nicht entweichen kann. So wird es in Kohlen gelegt, und wie eine Kartoffel gebraten." Confect und Rum findet man auf jeder Tafel. Taback wird allgemein geraucht, vorzüglich in Cigaren; doch es ist nicht Sitte, angerauchte von einem Andern annehmen zu müssen, wie in Spanien. „Dagegen darf man eine Neige Rum nicht ausschlagen; je mehr Lippen das Glas berührten, desto größer ist die Freundschaft. Hinunter damit! dann hüte man sich, den Mund weder vorher, noch nachher abzuwischen! Wischt man den Glasrand ab, oder besieht ihn erst, so ist der gute Ruf hin: „Que barbàro! que hombre tan groséro! Iesus! Iosé! Iesus!" Fremde Weine sind ungemein theuer, aber die Weinberge von Cinti erzeugen ein Gewächs, das dem Burgunder gleicht, und in Potosi zu einem halben Thaler die Flasche zu haben ist. Die Peruaner genießen größtentheils Vegetabilien, hauptsächlich Mais und Kartoffeln. Sie sind gesunde, starke, arbeitsame Menschen, gleichen in den Gesichtszügen den andern Amerikanern, unterscheiden sich aber hinsichtlich der Farbe nach ihrem Wohnorte. Sie schließen sich fast an Alle an, von Denen sie gut behandelt werden, sind harmlos und gastfreundschaftlich im

äußersten Grade, aber, wie alle Ungebildeten, abergläubisch. Die Colamädchen scheinen dem Herrn Kapitän außerordentlich gefallen zu haben. Sie sind Abkömmlinge von Spaniern und Peruanerinnen, sollen sehr schön seyn, und vorzüglich herrliches schwarzes Haar haben, von dem sie sich nie trennen. Temple bot umsonst zwei Unzen Gold (gegen 35 Thaler) für eine Locke. Die Ohrringe derselben sind so schwer, daß sie von goldenen Kerchen getragen werden müssen, die über den Kopf weggehen.

Anekdoten.

Die vermeinte Fassungskraft.

Der General-Controleur v. Silhouette sollte einst in dieser Eigenschaft Ludwig dem XV. von Frankreich vorgestellt werden. Er bereitete sich auf alle möglichen Fragen über sein Ministerium vor, und hoffte, sie beantworten zu können. „Herr General-Controleur!“ sagte der König bey seinem Eintritte, „Ihr Schloß Silhouette ist prächtig gebaut. Wie viele Fenstee hat es im Vordertheile?“ „Ich weiß es nicht,“ antwortete der Minister, der sich durch diese unerwartete Frage überrascht und verblüfft fühlte. Der König wandte ihm den Rücken. Da nahte sich dem Herrn v. Silhonette ein Höfling mit wichtiger Miene und sagte ihm ganz vertraulich: Sie thaten ganz Unrecht mit Ihrem „ich weiß es nicht.“ Bei den Großen muß man wissen, was man auch nicht weiß. Es kommt alles darauf an, daß man die Fassung nicht verliere. Auf die Nachricht, ich sey in Venedig gewesen, beliebten mich einst Se. Maj. mit seltner Aufgeräumtheit zu fragen: Aus wie vielen Personen besteht dort der Rath der Zehner? „Ich wußte es auch nicht; mich verließ aber die Fassung nicht, und ich antwortete ohne Anstoß und Verlegenheit: Aus achtzehn, Eure Majestät! — Höchstdieselben schienen sehr zufrieden, denn Sie verließen mich still lächelnd.

Ein unerwartetes Geschenk. — Ein Officier ließ sich eines Tages dem Kaiser Joseph II. vorstellen, und bat ihn um nothwendige Unterstützung zur Unterhaltung seiner kranken Frau und Tochter. „Ich habe nicht mehr als 24 Souveraindor erwiederte der Kaiser, reichen diese hin, so gebe ich sie mit Vergnügen." — Das ist zu viel, unterbrach ihn ein Höfling, 24 Dukaten sind hinreichend. — Haben sie diese? fragte ihn der Monarch. Der dienstfertige Höfling zog solche emsig aus seiner Börse. Der Monarch nimmt sie, fügt seine 24 Souveraindor hinzu, und giebt sie den Officier zusammen mit den Worten: „Bedanken Sie Sich bei diesem Herrn, der sehr vergnügt darüber ist, auch etwas zur Linderung ihrer Noth beygetragen zu haben."

Dreysylbiges Worträthsel.

Er an Sie bey Uebersendung eines Buches.

Könnt ich den ersten zwey Silben gebieten,
Kehrt' ich zum Bande der Sehnsucht zurück,
Kränzte mich wieder mit lüftigen Blüthen,
Drückte am Busen verlorenes Glück.
Reicher dann sollte sich alles entfalten,
Was mir nur sparsam das Leben geschmückt,
Schöner und fester sich alles gestalten,
Was nur als Traumbild mich flüchtig entzückt. —
Könnt ich die Beyden beherrschen, entzünden
Würd ich in glühender Liebe dein Herz;
Ewig es fest an das meine zu binden,
Daß es nicht wankte in Freude und Schmerz.
Und daß du nimmer mir könntest entweichen,
Nimmer mich lassen mit treulosem Sinn,
Reicht ich zum Bunde als sichtbares Zeichen,
Liebend die glänzende dritte dir hin.
Aber vergebens! ach nimmer erringen
Kann solch ein Glück durch die Ersten ich mir, —
Darum auch nimmer die dritte dir bringen, —
Aber das Ganze, — ich sende es dir.
Nimm es mit dir in die einsamme Zelle,
Laß es dir folgen zum schattigen Hain,
Ruhe damit an der murmelnden Quelle,
Wo du auch weilest, — du bist nicht allein.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 2tes Stück.

Clemenze L'hopital.

Erzählung von Friederike Lohmann.

Es war im ersten Jahre der Thronbesteigung Ludwigs des XV., als eines Morgens ein Irländischer Edelmann, Namens Duglas, der im Französischen Heere diente, den Palast des englischen Gesandten, Lord Stairs, in unruhiger Erwartung betrat, und von einem schweigenden Diener in ein abgesondertes Gemach geführt wurde. Der Gesandte hatte ihn zu sich beschieden! die Ladung lautete geheimnißvoll, doch schmeichelhaft genug, um das reizbare Ehrgefühl des Officiers aufzuregen, das so eben aus einer frischen Wunde blutete. In keiner Verbindung mehr mit seiner Mutterinsel, suchte er doch vergebens die Bande zu zerreißen, die ihn dorthin zogen, und der Schimmer einer Hoffnung, sie wieder fester zu knüpfen, bewegte seine ganze Seele. Hastig schritt er in dem weiten Zimmer auf und ab, zählte die einförmigen Schläge der Wanduhr, und verfolgte den Zeiger, während lebhaftes Geräusch neben ihm, Aufrufen verschiedener Namen, der Klang geöffneter und geschlossener Thüren, ihn belehrte,

daß seiner Audienz mehrere andere vorhergingen, und er noch einige Zeit mit seinen Gedanken allein seyn würde. Seiner stürmischen Gemüthsart ward es schwer, eben heute eine solche Ruhe zu ertragen; mannichfach wechselnde Gefühle stritten in seiner Brust; er hatte schon viele Nächte nicht geschlafen, sein Blut kochte, und in einem Gemisch wilder Gedanken und Entschlüsse trat die neue, vielleicht fremde Angelegenheit, mit welcher er hier bekannt werden sollte, wie ein störender Gast ein, der eben sowohl Gutes, als Böses bringen konnte. So verstrich eine halbe Stunde, peinlich schleichend, bis endlich sein früherer Begleiter wieder erschien, um ihn in das Cabinet des Lords zu führen.

Der Gesandte begrüßte den Officier ausgezeichnet freundlich, und während er noch einen Blick in die Papiere zu werfen schien, auf welche ein Sekretär wartete, richtete sich sein scharfes Auge beobachtend nach dem Irländer. Duglas war etwa 35 Jahre, oder etwas drüber, hochgewachsen, feurig und kräftig, gewandt in jeder Bewegung; sein schmales Gesicht hatte auffallend schöne Züge, aber in den schwarzen Augen brannte ein wildes, unruhiges Feuer, und die finstere Stirn, der aufgeworfene Mund sprachen deutlich von Trotz und Härte. Lord Stairs verstand die Schrift der Natur zu lesen, und sie war jetzt sichtbarer ausgeregt, als in den Augenblicken, wo der trotzige Mund lächelte, oder irgend ein schönes Gefühl die feurigen Augen sanfter machte. Was er mit schnellem Blicke wahrnahm, entsprach seinen Wünschen, wie seinen geheimen Nachrichten; er winkte dem Sekretär, sich zu entfernen, und trat dem finstern Duglas einige Schritte entgegen.

„Capitain Duglas?" sagte er im fragenden Tone, „Irländer von Geburt, 15 Jahre in französischen Diensten, und mit seinem Vater in Ungnade bei dem Englischen Monarchen? bin ich recht berichtet?"

Duglas richtete sich hoch auf; es war etwas in der Frage, das ihn demüthigte, und er mußte dieß mit verdoppeltem Stolze vergelten. „Meines verstorbenen Vaters Anhänglichkeit an die alte Königsfamilie hat mich geächtet," antwortete er glühend.

„Und Sie, Capitain?" fuhr der Lord fort, „haben Sie den Wahn ihres Vaters geerbt, wie seinen Namen?"

„Ich sehe zu hell, um einem Schatten nachzujagen," erwiederte Duglas, „und kenne keine Partheilichkeit, die mich gegen auffallende Schwäche verblenden könnte. Mich dünkt, die Könige aus dem Hause Stuart waren es nicht, für die so viel edle Britten Gut und Leben wagten; ein selbstgeschaffnes Bild, von allen schönen Eigenschaften umschwebt, die den Herrscherr zieren sollten, begeisterte sie zu solchen Opfern. Ich beneide diesen Enthusiasmus, aber ich kann ihn nicht theilen."

„Wenn Sie so denken," sagte der Gesandte, „warum entziehen Sie sich dem Vaterlande, warum machen sie keinen Versuch, die Gnade eines gerechten Monarchen, und einst verlorne Glücksgüter wieder zu gewinnen. Es scheint nicht, als ob Frankreich Sie glänzend entschädigte. Sie sind Kapitain, und Verdienst und Wunden haben Ihnen, wie man mir sagt, schon lange einen höhern Rang angewiesen."

„Sollte ich in der Voraussetzung irren, daß Eure Herrlichkeit Alles wissen, was mich angeht?" fragte Duglas mit mühsam bekämpfter Aufwallung. „Wenn es dem Lord Stairs gefallen hat, nach meinem Schicksale zu forschen, so kann es ihm nicht unbekannt seyn, wie ich seit wenig Tagen nicht mehr in Frankreichs Solde stehe. Eine höchst kränkende, ja beschimpfende Zurücksetzung hat mich vermocht, dieß zweite Vaterland aufzugeben. Ich bin arm, aber stolzer als arm; ein Jüngling ist mein

Vorgesetzter geworden, ein Knabe steht auf dem Platz, den ich verdient habe, und meine gerechten Klagen hat man mit Hohn und Uebermuth aufgenommen. — Mylord! ich muß glauben, daß ich hieher beschieden ward, um mir eine Rückkehr ins Vaterland zu öffnen; ich bin zu jedem Dienste bereit — es giebt fortan nur noch ein Band, mich für kurze Zeit auf Französischem Boden zu halten; die andern sind alle zerrissen. —"

„Ich weiß auch davon." sagte der Lord. „Sie haben eine reizende Braut, die ihre Heimath vielleicht ungern verläßt. Wenn ich Ihnen ehrenvolle Aufnahme in London versichre, und einen Theil Ihrer Familiengüter verbürge, so liegen dagegen die Bitten der Liebe und die ansehnliche Mitgift der Braut in der Wage, und Sie ziehen vielleicht ein unabhängiges Leben in Frankreich dem Englischen Dienste vor. Ueberlegen Sie das, ehe ich weiter spreche, denn es wäre möglich, die Erfüllung meiner Wünsche verbannte Sie aus diesem Lande, indem es Ihnen den Eintritt in jenes öfnet. Uebrigens — wenn ich Ihnen meine Meinung erkläre, rede ich zu einem Manne von Ehre, und hoffe jedenfalls auf streng bewahrtes Geheimniß."

„Ein Zweifel daran müßte mich beschimpfen," antwortete Duglas, was ich hören werde, findet ein Grab in meiner Brust. — Meine Braut läßt hier nichts zurück; ihr Vater, der sie mir verlobt, ist vor zwey Monaten gestorben, sie gehorcht jetzt nur meiner Stimme, und ich bin ihre Welt. Ihr Vermögen ist bereits zu meiner Verfügung, aber müßte ich es benützen, so würde sich die Stellung ändern, die die Natur für Weib und Mann bestimmt hat, ich würde ihr Sclave werden, ein Gefühl, das ich weniger, als jedes andere, ertrüge. — Und nun erwarte ich Ew. Herrlichkeit Befehl." —

Der Gesandte schwieg einen Augenblick, und sah ernst in des Capitains finstres Gesicht; dann sagte er mit gedämpfter Stimme: „ich habe sichre Nachrichten von einer Verschwörung gegen König Georg, zum Besten der Stuarts. Der Wahnsinn ist neu erwacht, und wenn es nicht gelingt, die ersten geltenden Schritte zu hindern, so wird er abermals blutige Opfer fordern. Man weiß, daß der Prätendent im Begriff steht, sich einzuschiffen, um nach England zu gehen; er ist von Bar verschwunden; meine Kundschafter melden, er sey in Chaillet versteckt, von wo er nach Bretagne zu gehen gedenkt. Ich habe nichts verabsäumt, was ich in meinen öffentlichen Charakter thun konnte; ich habe dem Regenten Anzeige gemacht, und ihn im Namen meines Königs aufgefordert, den Prinzen in Frankreich zurück zu halten. — Allein obgleich der Major Contade in meinem Beysein Befehle erhielt, wie ich sie wünschen mochte, konnte es doch so wenig diesem Offizier, als mir entgehen, daß man sie nicht vollzogen sehen will. — Wollen Sie mir die Hände bieten, zu thun, was nun geschehen muß, so erhalten Sie nähere Weisungen, noch ehe es Abend wird, und meine Dankbarkeit soll der Wichtigkeit des Dienstes entsprechen. Zuverlässige kühne Werkzeuge sind gefunden; es bedarf nur des Hauptes, und dazu habe ich Sie ersehen. Ich will nicht läugnen, daß ich auf Ihr verwundetes Gefühl gerechnet habe; man hat Sie beispiellos gekränkt; ich hoffe, Sie werden den Augenblick ergreifen, in ein Vaterland zurückzukehren, wo man Verdienste besser zu lohnen weiß."

Duglas blieb eine Sekunde stumm; die Erinnerung an sein Mißgeschick übergoß sein Gesicht mit heißer Glut, und die drohend gerunzelte Stirn zeugte von der Leidenschaftlichkeit, welche er mit Mühe unterdrückte. Aber nach kurzem Besinnen durchzuckte ein Blitz entschlossenen Muthes seine Augen, und er versprach dem Gesandten,

Alles auszuführen, was der Dienst König Georgs in diesem Momente gebieten könne. Hierauf ward er entlassen, um in wenig Stunden eine schriftliche Instruktion zu erwarten, und um Mitternacht zur Abreise bereit zu seyn. In seiner Wohnung angekommen, fragte er hastig nach seinem Diener, den er früh zu Pferde verschickt hatte; er war noch nicht zurück, und während Duglas sich anschickte, einige Geschäfte zu ordnen, fühlte er sich von fast fieberischer Unruhe umhergetrieben. Er hatte dem Gesandten verschwiegen, daß es eine Möglichkeit gab, die Verabredung unnütz zu machen, und daß der Vertraute, den er sich wählte, vielleicht, noch ehe die Schatten der Nacht herabsanken, für ihn verloren seyn konnte. Denn, eben jetzt übergab sein Diener eine Ausforderung; die bestimmte Stunde mußte entweder des Capitains eignes Leben enden, oder ihn zum flüchtigen Mörder machen. Muth und Vertrauen auf das Glück seiner Waffen ließ ihn indessen eher das Letzte, als das Erste glauben; er war dann bereit, Paris zu verlassen, und rechnete auch in dieser Angelegenheit auf den mächtigen Schutz des Lords.

Sein Gegner war ein Officier aus der Provinz, jetzt für kurze in Vincennes, und mit dem jungen Manne verwandt, dem sich Duglas nachgesetzt sah. Beide hatten einander gestern in einem Weinhause gefunden; der Fremde war berauscht, Duglas voll giftigen Grolls auf Welt und Menschen. Während er mit einem einzigen Gefährten, wortarm, gereizt und ärgerlich, an einem abgesonderten Tisch saß, und Blicke des Mißfallens auf die jubelnde Gruppe warf, der Jener angehörte, vernahm er ein spottendes Witzspiel, daß der Berauschte sich auf Kosten des Gekränkten, Menschenfeindlichen erlaubte. Er sprang wüthend auf, zog den Degen, und wollte den Officier zwingen, ihm Genugthuung zu geben; aber Lefebre,

sein Tischnachbar, ein alter besonnener Mann, trat zwischen die Erhitzten, wußte mit kluger Beachtung der Umstände den Streit zu dämpfen, und Duglas zur Entfernung zu bewegen. Doch nur für den Moment, so lange Lefebres besänftigende Rede tönte, schwieg der glühende Haß des Capitains. Er sah überlegte Bosheit, wo nur Leichtsinn und Rausch sündigten; je treffender der höhnende Witz war, je unvergeßlicher grub er sich in sein Gedächtniß; er fühlte seine Ehre unheilbar verwundet, kein Schlaf kühlte sein brennendes Auge, und mit dem frühen Morgen fertigte er den Boten ab, eine Zusammenkunft vorzubereiten, die ihm Rache, oder Vergessenheit geben sollte. Hart und unbeugsam, fest bis zum Starrsinn, wie er war, hatten die wechselnden Stunden keine Gewalt über sein Gemüth; was auch seit gestern Verschiedenes an ihm vorübergegangen war, es hatte seine Erbitterung unberührt gelassen; ja, selbst von einer Lebenshoffnung ward sein Herz nicht erweicht, und er blieb entschlossen keiner Vermittelung Gehör zu geben.

Indessen hatte Lefebre in Begleitung Coulon's, jenes fremden Officiers zweimal nach Duglas gefragt, während er im Hotel des Gesandten war; er kam jetzt wieder, doch diesesmal allein, und fast mit ihm zugleich der ausgesandte Diener, der Coulon in Vincennes nicht mehr getroffen hatte. Durch eine schnelle Ordre abgerufen, mußte dieser unverzüglich Paris verlassen; da er aber, nach verflogenem Rausche, sich des Vorfalls von gestern erinnerte, und zwar mit aufrichtiger Reue, suchte er Lefebre auf, um mit seiner Hülfe ein Wort des Friedens an Duglas zu richten, oder ihm jede mögliche Genugthuung zu bieten. Es gelang ihm nicht; denn der Capitain verweilte bei dem Lord, bis Coulon abreisen mußte, und er hinterließ nun seine Botschaft dem besonnenen Vermittler, indem er Nantes als den Ort bezeich-

nete, wo eine Forderung des Capitains ihn finden würde.

Duglas hörte Lefebre kalt und höflich an, dankte für seine Bemühung. schrieb Coulon's Adresse in sein Taschenbuch nnd brach die Unterhaltung ab. Der treutreuherzige ulte Mann ließ sich jedoch nicht hindern, er begann das Friedensgeschäft von neuem, sprach von Coulon mit Wärme, und schilderte seine Reue aufs Lebhafteste, obgleich ein höhnisches Lächeln des Kapitains Unglauben bewies. Wie er aber zuletzt im rührenden Eifer so weit ging, das Vergessen der Beleidigung als eine heilige Pflicht zu fordern, unterbrach ihn Duglas mit der Bitte: er möge, was seine Ehre verlange, ihm selbst überlassen und sich mit der Gewißheit begnügen, das Seine in vollem Maße gethan zu haben.

Der Tag verfloß in Geschäften, des Lords geheime Befehle langten an, und gegen Mitternacht verließ Duglas die Hauptstadt. Er reiste, ohne sich aufzuhalten, bis Nonancourt, den Ort, wo er seinen Helfern begegnen sollte. Als er die Thürme der Stadt erblickte, die wohlbekannten Umgebungen, die Gebüsche am Wege, öffnete sich sein Herz zuerst stilleren Gefühlen, und süße Erinnerungen drängten sich nach und nach an die Stelle des gegenwärtigen Unmuths. Hier war es, wo er vor Jahren ein zweites Vaterhaus gewann, wo er Clemenze's Jugend aufblühen sah, und um ihr Herz warb, wo ihr Vater ihre Hand in die seine legte. Jetzt war ihr Vater nicht mehr, das junge reizende Mädchen gehörte ihm ganz an, hatte keinen Willen, als den seinigen, und er zweifelte nicht, sie würde auf seine Bitten auch den Wunsch aufgeben, ihren Verlust noch einige Zeit zu betrauern, ehe sie ein neues Band knüpfte. Er spornte sein Pferd zum rascheren Trabe, ritt unter den schattigen Bäumen, an einer niedrigen Gartenwand hin, und sah bald das

freundliche Haus vor sich, das ein weiter Baumgarten von den ersten Häusern der Stadt trennte. Da lag des Nachbars großer Hund im Sonnenschein, und bellte dem Reiter entgegen, und die braunen Buben, Clemenze's Lieblinge, sahen ihn schüchtern an, flogen dann vor ihm her, und verkündeten seine Ankunft. Clemenze stürzte hinaus; sie hatte ihre Verlobten seit dem Tode des Vaters nicht wieder gesehn; Freude und Schmerz rang in ihrer Brust, als er vom Pferde stieg und den Zügel in die Hände des ältesten Knaben legte. Auch Douglas's dunkle schwarze Augen glänzten im Schimmer ungewohnter Wehmuth, wie er die Bank unter der Castanie, des alten L'hopital Lieblingssitz, erblickte; er führte Clemenze schnell ins Haus und schloß sie schweigend in seine Arme.

„Mein Freund, mein Beschützer!“ sagte sie unter heißen Thränen. „Nun bin ich nicht mehr verwaist, da ich Sie sehe. Mich dünkt, der Vater führt Sie mir zu, und seine liebende Sorge umschwebt mich wieder. Leiten Sie mich nachsichtig auf dem Wege des Lebens. Ach, ich bin der Liebe und Freundlichkeit gewohnt, seit ich denken kann. Er war so gut; lieber Douglas, er segnete Sie noch in seinen letzten Augenblicken und betete für uns Beide, bis er nichts mehr empfand.“ —

„So lassen Sie uns um so früher seinem Willen nachkommen, theure Clemenze,“ sagte Douglas, „wir wären ja schon vereinigt, hätte des Vaters Krankheit unser Fest nicht gestört. Der bestimmte Tag ist vorüber, aber jede nöthige Vorbereitung längst getroffen; in wenig Stunden können wir vor den Altar treten. Ja liebe Clemenze! ich bin deßhalb hier; immer war ich ein Feind lärmender Feste, großer Anstalten, langweiliger Gastmahle. Das breite Glückwünschen, die kleinstädtischen Förmlichkeiten sind mir zuwider; eine schnelle Trau-

ung in überraschender Stille überhebt uns alles dessen. Morgen muß ich wieder fort; ein wichtiges Geschäft verlangt es. Machen Sie mich heute noch glücklich, indem Sie mir Ihren Besitz sichern!“

„Heute, Duglas?“ rief Clemenze, „unmöglich, lieber Freund! ach Gott, wie betrübt es mich, daß Sie das wünschen, was ich nicht gewähren möchte. Der heilige, ernste Schritt aus dem Mädchenleben fordert Ruhe, stilles Berathen mit Gott und dem eignen Herzen; wo sollte ich das gewinnen, so überrascht und erschrocken? Zudem ist meine Tante krank, kann das Bett nicht verlassen, die einzige Verwandte, die mir noch übrig ist. Sie sehen, es ist nicht möglich; bester Freund! ängstigen Sie mich nicht durch Bitten; ich habe nicht gelernt, etwas zu versagen.“

„Und doch können Sie es, wie alle Frauen,“ antwortete Duglas, indem eine leichte Wolke seine Stirn bedeckte. Geschützt gegen den Kampf mit rohen Verhältnissen, in welchen wir Männer uns aufreiben, hängen sie an geringen Bedenklichkeiten, und scheuen das Opfer einer Idee oder eines Wahnes. Wüßten Sie, Clemenze! mit welchem verwundeten Gefühl ich herkam, und wie meine ganze Hoffnung auf Ihnen ruht, Sie würden mir die erste Bitte nicht abschlagen. Wenn Sie mich lieben, kann Ihnen die Wahl zwischen meinem Glück und der Gegenwart der Madam L'hopital so schwer werden? Bedürfen wir irgend etwas, außer dem Segen Ihres Vaters? Werden wir uns nicht um so mehr seyn, je weniger ein anderes Interesse sich zwischen uns drängt? Clemenze! es könnte seyn, daß ich noch ein größeres Opfer fordern müßte, aber, bei Gott — die mir als Weib angehören will, darf vor keinem erschrecken; sonst haben wir Alle geirrt, Sie und ich, und Ihr gütiger Vater!“

„Nein, Duglas,“ sagte sie sanft, „Sie haben nicht geirrt, wenn Sie an meine herzliche Liebe glauben, und an den besten Willen, Sie zu beglücken. Haben sie nur Nachsicht mit weiblicher Schwäche, wie der sie hatte, der im Grabe schläft. Er hat mich an ihr Herz gelegt; Liebe und billigen Gehorsam sollen sie nie vermissen. Darum verschweigen Sie mir nun auch nichts, was das Schicksal mir vielleicht auflegen könnte; die Sorge der Ungewißheit quält mehr, als das wirkliche Uebel, und Sie sollen sehen, daß ich bereit bin, der Stimme Gottes zu folgen, der mein Leben in ihren Schutz gab.“

„Wir werden Frankreich verlassen müssen, theure Clemenze!“ antwortete Duglas, „die Ehre gebietet es mir, und in England ist uns eine bessere Heimath bereitet. Ich fühle wohl', was ich fordre, aber ich kann nicht anders; lassen Sie mich glauben, daß die Liebe das Schwerste leicht macht, daß sie da ihr Vaterland finden wollen, wo wir beisammen sind. — Sie werden blaß, Clemenze! und entziehen mir Ihren Blick; verbergen Sie die Thränen nicht, ich habe sie schon bemerkt, und sie sind auf mein Herz gefallen.«

„Warum sollt ich Ihnen verbergen, was so natürlich ist?“ sagte Clemenze; „man liebt eine wüste Steppe, wenn man sie mit Vater und Mutter bewohnte und mit den Augen des fröhlichen Kindes ansah; ach, und Frankreich ist ja das schönste Land der Erde. Ich fürchte mich vor den kalten Nebeln jener Küste, und es wird mir weh um's Herz, wenn ich denke, wie sich die schäumenden Wogen zwischen uns und die theure Heimath legen. Aber das sind kindische Gefühle, ich will sie bekämpfen; sie sollen mit mir zufrieden seyn. Ja, die Liebe wird mir das Schwere leicht machen, und wenn es recht schwer ist, um desto besser. Sehen Sie nicht finster aus, lieber Georg! sehen Sie mich wieder freundlich und liebevoll an!“

„Und darf ich jetzt gleich zu dem Geistlichen gehen?“ fragte Duglas mit einem Blick stolzer Befriedigung. „Darf ich Alles für den Abend verabreden?“

“Wie Sie wollen! wie Gott will!„ antwortete Clemenze. “Ich hätte es anders gewünscht, aber ich würde nun auch nicht froh werden, wenn Sie abreisten und mir ungern meinen Wunsch gewährten. Gehen Sie denn; ich will die wenigen Stunden der Einsamkeit und meiner armen Tante bestimmen; dann gehört das ganze Leben Ihnen an. —„

Duglas ging, kam zurück, schrieb eine Stunde, warf sich dann auf's Pferd und ritt bis zu einem entlegenen Wirthshause, wo er drei Männer fand, mit denen er sich in ein nahes Gehölz verlor. Indessen saß Clemenze in ihrem verschlossenen Zimmer, bemüht, ihr Herz mit dem raschen Schritte zu versöhnen, den sie thun sollte. Sie war schon Jahre lang gewohnt, sich als das Eigenthum dieses Mannes zu denken; warum erschrack sie vor dem unwiederruflichen Gelübde? Ihr unvergeßlicher Vater hatte Duglas geliebt; seine schöne Gestalt, sein überlegener Verstand hatten ihre Liebe gewonnen; sie war stolz darauf, seine Wahl zu seyn; selbst sein Ernst, seine strenge Festigkeit, die Jahre, die er vor ihr voraus hatte, trugen dazu bei, eine völlige Hingebung, ein kindliches Anschmiegen in ihrem Herzen zu wirken. Nie konnte sie ihn mit einem Andern vergleichen; er war ihr das Ideal der Männlichkeit: was er forderte, mußte sie thun; er schmeichelte nicht, ja er gebot zuweilen, aber ein freundlicher dankbarer Blick von ihm galt mehr, als alle Schmeicheleien, und weil er sich Niemanden aufschloß, war seine Vertraulichkeit anziehend, bezaubernd. Wer erklärt die Gewalt, die Männer, wie Duglas, über ein weiches Mädchenherz üben, daß sie alle seine Neigungen gefangen nehmen und mit finstrer Rauheit gewinnen, was ein Anderer

vielleicht vergebens suchen würde? Duglas verschleierte den Wunsch, unumschränkt zu herrschen, nicht einen Augenblick, aber er gewöhnte seine junge Braut an seine Weise, wie der Gärtner klug und umsichtig ein zartes Bäumchen biegt, wohlbedacht, es nicht zu verletzen. Sie sah ihn oft, doch immer nur auf kurze Zeit, nur in dem Sonnenschein der Liebe, er lebte dann nur für sie, und forderte eifersüchtig ihre ganze Seele für sich; von Freunden und Gespielinen, von Verwandten zog er sie nach und nach ab! er war dem alten L'hopital herzlich ergeben, und betrauerte seinen Tod, aber weil er nun dahin war, that es ihm wohl; alle Bande der Liebe von Clemenze abgelöst zu sehen, und sie ganz allein zu besitzen. Nach dem Verlust ihres Vaters hatte sie ihm den Wunsch erklärt, noch einige Zeit unvermählt zu trauern; er machte nun den Versuch, ihre Einwilligung zu einer seltsamen, übereilten Hochzeitfeier zu erhalten, und so ganz beherrschte er ihren Willen, daß sie, mit sich selbst unzufrieden, nach den Gründen der Weigerung forschte, mit welcher sie ihn gekränkt zu haben glaubte. Daß der Tag der schönsten Feier nicht mit festlichem Angesicht heraufgedämmert war, und sie ihn nicht wie einen heiligen Sabath begrüßt hatte, daß keine Freundinn ihr den Kranz winden sollte, die einzige nahe Verwandte auf dem Siechbette lag, und Nachbarn und Bekanute das ungewöhnliche tadeln mußten, besonders Madam L'hopital — durfte das Alles Sie so sehr kümmern, wenn Er zufrieden war? — Sie trocknete die Thränen, die unwillkührlich flossen; sie betete still zu Gott, und rief des Vaters Geist an, sie zu umschweben. Dann legte sie wehmüthig ein weißes Festgewand zurecht und schnitt die Reiser und Blüthen zum Brautkranze von einem selbstgepflegten Bäumchen. Als dieß geschehen war, schritt sie rasch durch den großen Baumgarten, der an das Posthaus stieß, um die ersparte Stunde bei der

kranken Postmeisterin, ihrer Tante, zuzubringen und sie vorsichtig von dem, was geschehen sollte, zu benachrichtigen.

Es war schon Abend, als Duglas an der Gartenwand hersprengte; er legte nun den Reiserock ab und brachte seinen Anzug ein wenig in Ordnung; sorgfältiger geschmückt erwartete ihn Clemenze an der Schwelle ihrer Thür. Drei eilig geladene Zeugen begleiteten sie zur Kirche, wo helle Fackeln das düstre Halbdunkel zerstreuten, und der Geistliche, ihr Beichtvater, sie am Altare empfing. Das weite Gewölbe war schauerlich leer; nur die braunen Nachbarskinder lauschten hinter einer Säule hervor, und als das vermählte Paar den Heimweg antrat, streuten die Knaben Blumen auf die Bahn der Braut, und ein grünes Gewinde zog sich um die Thür des Hochzeithauses, das einzige festliche Zeichen, das eine freundliche Hand und ein theilnehmendes Herz andeutete. —

Mit dem ersten Grauen des Morgens stand das Pferd gesattelt vor der Thür, und der Capitain bereitete sich zum Abschiede. Da seine Kundschafter über den Weg des Prätententen nicht ganz sicher waren, ging er mit einem von ihnen auf der Straße nach Bretagne vorwärts, während er den beiden Andern die Wache in Nonancourt übergab. Clemenze erfuhr nicht, wohin seine Geschäfte ihn riefen; er bat sie, an einem bestimmten Tage nach Paris abzugehen, wozu er ihr die Begleitung von einem der drei Hochzeitgäste erbeten habe; dort wollte er mit ihr zusammentreffen, da die Reise nach England sich vielleicht verzögern könnte. Weinend hing sie an seinem Halse; ihr Herz war schwer. Kaum erschienen, verließ er sie wieder, übergab sie der früheren Einsamkeit, der Trauer, und einer unklärlichen Angst. Sie wagte nicht, zu sagen, wie ungern sie ohne seinen Schutz das

Vaterhaus verließ; sie wagte ihn nicht zu bitten, er möge sie selbst abholen, aber zärtlich und schüchtern fragte sie nach dem Geschäft, das einen liebenden Mann so unerbittlich schnell von der Seite der Frau risse. „Es ist doch nichts Gefahrvolles?“ sagte sie, „mir ist bange und ahnungsvolle Bilder quälen mich. Gieb mir Trost; laß mich Deine Schritte und Dein Thun wenigstens in Gedanken begleiten.“

Duglas drückte sie zärtlich an sich, und versicherte mit der ihm eigenen Festigkeit: sie habe nichts — gar nichts für ihn zu fürchten; sie möge das ruhige sorglose Leben genießen, daß den Weibern beschieden sey, und sich gewöhnen, um kein Geschäft des Mannes zu fragen. Die letzten Worte klangen ernst, fast rauh, aber wie sie den trüben Blick zu ihm aufschlug, erheiterte die Liebe sein schönes dunkles Auge, als ob der Glanz der Sonne eine Wolke durchbräche; er liebkoste sie mit großer Zärtlichkeit, schloß sie immer fester an sich, nannte sie sein Glück, seine Hoffnung, und schien von dem Augenblick der Trennung nicht weniger als sie selbst zu leiden. Das Stampfen des Pferdes rief ihn endlich aus ihrer Umarmung; er küßte sie noch einmal und riß sich los. Sie stand auf der Schwelle, bis der gewandte stolze Reiter grüßend um die Gartenwand bog.

(Fortsetzung folgt.)

Benennungen gelehrter Vereine.

Sonderbarere Benennungen gelehrter Vereine gab es wohl nie, als einige unter den siebenzig Akademien führten, die Italien hatte. Z. B. Immobili (die Unbeweglichen) zu Alexandria; Caligiosi (die Finstern) zu Ankona; Gelatti (die Eingefrornen), Ottusi (die Dummen) zu Bologna; Offenscati (die Verfinsterten) zu Castella; Addormentati (die

Eingeschlafenen) zu Genua; Froddi (die Erkälteten) zu Lucca; Inansati] (die Sinnlosen) zu Perugia. Ein Beweis, wohin der menschliche Geist sich verirren kann, wenn er einmal das Sonderbare sucht.

Gegenwärtiger Bestand
der brittischen Besitzungen in Ostindien; nach Hamilton.

Provinzen.	Engl. Qd. Meilen.	Bevölkerung.
Bengalen . . .	328,000 . . .	57.500,000
Madras . . .	154.000 . . .	15,000,000
Bombay . . .	71,000 . . .	10,500,000
Arrakan . . .	11,000 . . .	100,000
Vasallen Gebiethe	550.000 . . .	40,000,000
Tavay, Tenasserim Merqui und Ye	21,000 . . .	51,000
Assam und die Garomfürsten . . .	45,000 . . .	150,000
Mallaka	800 . . .	22,000
Sincapore	210 . . .	14,719
Prinz von Walles Insel	160 . . .	51,207
Im Ganzen	1,181,170	123,338,926

Die Besitzungen der englisch-ostindischen Compagnie umfassen also (mit Einschluß der Gebiethe der Vasallenfürsten) mehr als 55,000 deutsche Quadrat-Meilen, auf welchen 123 Millionen Menschen wohnen. Diese zu beherrschen, hat die Gesellschaft ungefähr 40,000 Britten, wovon 2000 bei der Verwaltung und 300 bei der Justiz angestellt sind. 7000 sind Kaufleute oder Seeleute. Die Uebrigen sind größtentheils Soldaten. Letztere sind jedoch nur der Kern eines Heeres von Eingebornen, das über 300,000 Mann zählt. Die Einkünfte von Bengalen, Madras und Bombay betrugen 1822 über 213 Millionen Gulden. Die Insel Zeylon, der Krone gehörig, ist nicht miteingerechnet.

Anekdote.

Das Meisterstück eines Tischlers, ein schöner Mahagony-Sekretair, wurde auf einem sehr besuchten Kaffeehause ausgespielt. Einer der Loosinhaber fragte nach der Ziehung, wer der Gewinner sey? „Ebenfalls ein Sekretair, aber kein Meisterstück,“ entgegnete der Gefragte.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 3tes Stück.

Clemenze L'hopital.

(Fortsetzung.)

Das verödete Haus kam der jungen Frau jetzt doppelt traurig vor, und sie empfand die schmerzliche Leere, die nach dem Scheiden eines lieben Gastes in das Leben des Zurückbleibenden eintritt. Indessen begann bald die Regsamkeit des Tages; die Sonne stieg höher und sah zu ihr ins Fenster; von dem nahen Brunnen kam die hochgeschürzte Dirne und tränkte im Vorübergehen den wedelnden Hund; die ländliche Nachbarsfamilie ging ins Feld an die Arbeit, die Knechte schirrten die Pferde an, ein munteres Lied singend, die Kinder schwangen sich jauchzend mit auf. Auf diese Lebendigkeit folgte tiefe Ruhe, und Clemenze wollte eben ihren Platz am Fenster verlassen, als eine Botschaft aus dem Posthause sie dringend zu ihrer Tante rief. In höchster Eil warf sie ein schwarzes Mäntelchen um, lief durch den Garten und und langte erschrocken und athemlos bei der Kranken an. Die Postmeisterin saß aufrecht auf ihrem Lager; ihre blasse Wange war ungewöhnlich geröthet, und aus ihren Augen sprach die größte Aufregung. Sie winkte Clemenze zu sich, und auf ihre ängstliche Frage antwortete

sie nur durch den Befehl: sie möge überall nachsehen, ob Niemand im Nebenzimmer, oder vor der äußern Thür lausche.

Clemenze that ihren Willen, obschon fürchtend, daß eine Fieberphantasie der Grund des seltsamen Auftrags sey. Aber Madam L'hopital zog sie näher an ihr Lager, faßte ihre Hände und fuhr fort: ich bin nicht kränker als gestern, Clemenze; ich fühle in diesem Moment keine Krankheit; frage daher nicht nach mir. Selbst zu dem Glückwunsche, den ich dir, mein theures Kind, zugedacht hatte, ist jetzt keine Zeit; etwas ganz anderes erfüllt mein Herz, und ich bedarf Deiner Hülfe. Willst Du mir beistehen, einen Verfolgten vor seinen Feinden zu schützen? ich glaube, wir können es, und wenn wir es können, ist es auch Gottes Gebot."

„Ob ich will, liebste Tante!" rief Clemenze, „o gesegnet sei der Tag, wo ich gewürdigt werde, zu helfen und Unglück abzuwenden. Was kann ich thun? sprechen Sie, befehlen Sie, ich bin zu Allem bereit!"

„Gestern, ehe die Nacht anbrach" fuhr Madam L'hopital fort; „erhielt ich geheime Nachricht von einer bevorstehenden Reise des Prinzen Jakob Stuart, und ward aufgefordert, die Mittel zur Beschleunigung seines Weges bereit zu halten. Ich wußte schon, daß er von Bar verschwunden sei, muthmaßte mit Gewißheit, wohin er geht, und habe oft seit dieser Zeit den Himmel angerufen, ihn in seinen unmittelbaren Schutz zu nehmen. Ja und wenn der Allmächtige will, daß der Verfolgte, seines Erbes beraubte, den Thron seiner Väter wieder gewinnen soll, so wird er einen dunkeln Mantel über seinen Pfad breiten, ihn zu verbergen, und zwey schwachen Weibern wird es gelingen, die Gefahr von ihm abzuwenden."

„Liebe Tante," sagte Clemenze, „Sie vergessen, wie krank sie sind, diese Gemüthsbewegung muß Ihnen schaden. Mäßigen sie sich, um Gottes Willen."

„Denke nicht an mich," antwortete Madam L'hopital. „Draußen stehen zwey Engländer, ihre Aussprache verräth sie; sie fragen mit Ungestüm, ob man nicht eine Chaise auf der Straße bemerkt habe; sie beschreiben den Wagen des Prinzen, wie er mir selbst bezeichnet ward, und halten Wache an der Thür. Daß er noch nicht vorüber ist, wissen sie; kommt er jetzt, so kann er ihnen nicht entgehen, und Gefangenschaft, ja der Tod ist sein Loos, wenn wir ihn aufgeben. Geofroi malt die Männer wie Meuchelmörder, und ihre Stimmen erschrecken mich bis ins Innerste. Ich weiß, wenn L'hopital lebte, würde er fühlen, wie ich; auch Dein Vater würde seinen Arm, sein Dach, seine Hülfe einem Unglücklichen nicht versagen."

„Und Duglas," sagte Clemenze, „denkt gewiß nicht anders. Sein Vater war ein standhafter Anhänger der Stuarts. O daß Duglas hier wäre, uns beizustehen!"

„Geofroi ist treu und verschwiegen," sagte die Tante, „ich habe ihn oft geprüft. Wir müssen ihn auf den Weg nach Paris senden, den Prinzen zu warnen. Schließ die hintre Gartenthür auf; Geofroi mag den Verfolgten durch den Garten in dein Haus bringen. Alles ist dort still um diese Stunde. Ich habe den Engländern sagen lassen, der Wagen könne ihnen nicht entgehen. Einer ist ins Haus getreten; gieb ihm zu trinken; wenn Geofroi zurücke kommt, verlaß dich auf seine Schlauheit. Ach das wär alles nichts, könnten wir nicht auf höhern Beistand rechnen. — Geh jetzt, mein Kind, rufe Geofroi, rede freundlich mit den Engländern, und entferne jedes Späherauge aus Deinem Hause."

Clemenze, ängstlich und schüchtern, wo sie liebte, furchtsam, wo sie zu kränken fürchtete, war eben so kühn und muthig, wenn die schlummernde Kraft ihrer Seele geweckt wurde. Zuversichtliches Hoffen blitzte jetzt aus

ihren freundlichen dunkeln Augen, und während sie ihrer Tante eine Stärkung reichte, bat sie sie, ruhig zu seyn, und alles ihr und Geofroi zu überlassen. Nach einem augenblicklichen Zögern trat sie dann, die gewichtigen Kellerschlüssel in der Hand, in den Hausraum, grüßte die Fremden unbefangen, sah geschäftig nach dem und Jenem, und bemerkte genau das Thun und Wesen der Engländer, ohne, wie es schien, von ihnen beachtet zu werden. Ein Kämmerchen zur Seite stand offen; an dem vergitterten Fenster hatte der eine Platz genommen der Andere schritt vor der Hausthür auf und ab, und sah unverwandt, mürrisch nach dem Wege. Seinen durchdringenden, lauernden Blicken schien nichts entgehen zu können; harte Entschlossenheit und unbestechliche Klugheit sprach sich in dem abschreckenden Gesichte aus. Der andere war jünger, weniger angenehm gebildet, und schon die Ruhe, der er sich in der Kammer sorglos hingab, deutete auf einen leichtern Sieg über seine Wachsamkeit. Clemenze eilte nun in den Hof, zog Geofroi in die Scheuer, theilte ihm besonnen den Befehl der Madam L'hopital mit, und fand in seiner kecken Bereitwilligkeit, in seiner Lust an dem Abenteuer eine neue Stütze. Der fröhliche Franzose vermaß sich mit prahlerischen Schwüren, er wolle die plumpen Engländer überlisten, oder verdammt seyn, zeitlebens trübes Bier zu trinken und Nebelluft zu athmen. Ein anderer Diener, der ebenfalls herbeigerufen ward, folgte der jungen Frau in den Keller, und übernahm es, mit Hülfe der Flasche die wachsamen Sinne der Fremdlinge einzuschläfern, während Clemenze geflügelten Schrittes in ihre Wohnung zurückging, und nicht ohne Herzklopfen ein einsames Zimmer für den Flüchtigen bereitete.

Eine Stunde mochte verflossen seyn, als sie wieder durch die Hinterthür ins Posthaus tratt und in die Kü-

che schlüpfte, wo nun am Heerde das geschäftige Leben begann. Sie konnte von hier aus die gegenüberliegende Kammer und die Hausthür beobachten; sie blieb also beim prasselnden Feuer stehen und begann, ein Getränk für die kranke Tante zu mischen, aber die Hände zitterten, und das kleinste Geräusch auf der Straße, das Rasseln eines Wagens, das Traben eines Pferdes machte ihr Blut stocken. Aus der Kammer erschollen indessen willkommene Töne; Battist trank dem Engländer fleißig zu, die Gläser klangen, ein Trinkspruch jagte den andern, und das schlechte Französisch des Fremden wurde noch unverständlicher durch seine schwere Zunge und sein wüstes Streiten. Lust und Leben hatte der Wein in Battist geweckt, der Andere beantwortete die ausschweifenden Possen, das unbefangene Selbstlob, den Ruhm Frankreichs und der Stadt Nonancourt mit heftigem Widerspruch, aber er weigerte sich nicht, die Gastfreundschaft seines Gegners anzunehmen, und saß schon fast fühllos im Sessel hingestreckt, die Augen mechanisch nach der Straße richtend, wo sein Gefährte noch immer auf und ab schritt. Vergebens hatte Battist seine höfliche Gewandtheit an diesem verschwendet, er nahm nichts von dem dargebotenen Tranke, ließ sich nicht von seinem Posten verlocken, und öffnete den Mund nur, um in seiner Sprache einen Fluch auszustossen, oder seinen leichtsinnigen Kameraden zur Mäßigkeit zu ermahnen. Clemenze verfolgte ihn mit den Augen, und wie er ungeduldig die Zeit zu messen schien, zählte auch sie jede verrinnende Minute, jeden Viertelstundenschlag der Uhr. Noch immer erschien Geofroi nicht, ihr scheinbares Geschäft war vollendet; sie ging mit zagendem Herzen an der offnen Kammer vorbei, und setzte sich unter die Weinlaube, die das Haus beschattete. Da kam ein altes Weib die Straße herauf; wie der Engländer sie erblickte, ging er ihr schnell entge-

gen. „Herr!" rief die Alte, „was gil'ts, ich verdiene mir den Lohn, den ihr mir heute früh verhießet? Auf den Wagen wartet ihr wohl umsonst, aber wie ich im Graben saß, wo mich Niemand vermuthete, sind zwei fremde Männer über den Steg gegangen, und eilen nun hastig unter den Maulbeerbäumen hin, wie Leute, die Schlimmes besorgen. Sie haben einen kundigen Führer, glaube ich, wenn Ihr aber hier durch den Baumgarten geht, könnt Ihr sie fangen, wie das Mäuschen in der Falle; denn der Weg ist weit. Versäumt indessen keine Zeit, es müßte denn seyn, um einer armen Frau das versprochene Geschenk zu reichen; solchen Aufenthalt wird der heilige Lazarus zum Besten wenden! —"

Der Engländer hatte schon ein ledernes Beutelchen aus dem Gürtel gezogen, und warf eilig einige Geldstükke in den Sand; dann stürzte er durch die Thür in die Kammer und forderte seinen Gefährten auf, ihn sogleich zu begleiten; dem bestürzten Battist gebot er, sie durch den Garten zu führen. Clemenze hörte, wie er den Betrunkenen nöthigte, aufzustehen und seine Waffen zu nehmen, die im Hausflur lagen; sie hörte die Drohung: man dürfe im Nothfall selbst Gewalt nicht scheuen, aber sie sah zugleich, wie der andere unfähig blieb, dem Rufe zu folgen, und immer wieder auf seinen Platz zurücksank, während er mit Fluchen und Prahlen betheuerte, er werde schon selbst nicht unthätig sitzen bleiben, wenn Ehre und Ruhm zu gewinnen sey. Sie stand einen einzigen Moment unentschlossen; dann winkte sie Battist, die Kammer zu verlassen, und kaum war sein Fuß über die Schwelle, so flog die schwere Thüre prasselnd ins Schloß und Clemenze hielt den Schlüssel in ihrer zitternden Hand. Ein wüthendes Rasseln an der Thüre, Rufen und Toben folgte dieser raschen That; der Eingesperrte begehrte stürmisch seine Freiheit, stieß Drohungen gegen die Wir-

thin des Hauses aus, und berief sich endlich auf den Lord Stairs, in dessen Namen er handle. Um Clemenze hatten sich indessen die Hausgenossen versammelt, auf sie waren alle Blicke gerichtet, und sie fühlte die Nothwendigkeit, ihre That zu vertreten. Obgleich ihr Herz bebte, und die feste Scheidewand ihr kaum Schutz genug gegen den Wüthenden dünkte, begann sie doch, wenn auch mit ungewisser Stimme, ihm Ruhe und Unterwerfung im Namen des Königs und des Regenten zu gebieten. „Meine Ohren haben es gehört,“ sagte sie, daß ihr arglosen Reisenden mit gefährlichem Anschlage auflauert. Euer tödtliches Gewehr liegt hier vor meinen Augen, nicht zu Eurer Vertheidigung, sondern, wie Ihr selbst ausspracht, zum Morde bereit. Denket nicht, der Name des englischen Gesandten soll uns täuschen. Wir glauben nimmer mehr, daß Ihr ein Recht habt, ihn zu nennen, und bis Er sich selbst zu Euch bekennt, werden wir Euch dem Gericht der guten Stadt Nonancourt übergeben, das meine Boten sogleich herbeirufen sollen.“

Madam L'hopital Nachricht zu geben, war jetzt Clemenze's erste Sorge; von ihrem Bette begab sie sich in das Vaterhaus, wo der Prätendent indessen mit einem einzigen Begleiter angekommen war. Er hatte gewünscht die Postmeisterin, oder seine Wirthin zu sehen, und Clemenze, so viel Bedenken sie sonst vor solcher Zusammenkunft gefühlt haben würde, zögerte nicht, seinem Wunsche entgegen zu kommen. Aber als sie nun allein vor zwei fremden Männern stand, zwar erhoben durch das Gefühl, eine rein menschliche Pflicht zu erfüllen, doch so ungewohnt der Umgangssitte und der Nähe der angestaunten Großen, wagte sie nicht die Augen zu erheben, und beantwortete Jakobs schnell auf einander folgende Fragen, ängstlich, schüchtern und beklommen. Erst da Ihre Erzählung sie hinriß, wich die bange Scheu; sie blickte

auf, und sah in ein gutmüthig angenehmes Gesicht, dessen eigenthümliche Züge jetzt von lebhafter Unruhe umwölkt waren. Seine Augen hingen an ihren Lippen und erheiterten sich, indem sie weiter sprach; sie glaubte Dankbarkeit und Rührung in ihnen zu lesen, aber ihre jugendliche Phantasie vermißte den Ausdruck heldenmüthiger Kraft, überwiegender Geistesstärke, den sie dem abenteuernden Jünglinge geliehen hatte, wenn sie früher an ihn dachte. Dagegen fand sie dieses Bild in seinem stummen Gefährten verwirklicht, ja sein ernster Blick und seine ganze Haltung waren so edel, daß sie ihn für den Abkömmling so vieler Könige gehalten hätte, wäre nicht Jakobs Vortreten und die ehrerbietige Entfernung des Andern zu auffallend gewesen, hätte nicht ein aufmerksames Auge in Jenem den Franzosen gefunden, während der Prätendent Nationalzüge des Volkes hatte, dem er angehörte, und das zu beherrschen er geboren war.

Der warme Dank, mit welchem der Prinz Clemenzes Bericht vergalt, wirkte auf sein Gesicht, wie der schnelle Blick der Abendsonne auf die düstere Landschaft, aber der Schimmer verschwand, und ein trübes Sinnen nahm dagegen Platz, immer trüber, je länger er schweigend seine ungewisse Lage zu überdenken schien.

„Was meinen Sie, Guigott," sagte er endlich, „mich dünkt, ich muß nicht zögern, meinen Weg zu verfolgen, weil Gefahren ihn unsicher machen; darauf war ich ja gefaßt. Die Freunde im Vaterlande zählen auf mich, das Schiff ist bereit, das mich an die heimliche Küste bringen soll. Ich habe die Würfel in der Hand, und sie mögen rollen: Heute hat uns St. Georg wunderbar geschirmt, wir wollen uns kühn seinem fernern Schutze vertrauen."

„Die Männer im Posthause erwähnten noch anderer Gefährten," sagte Clemenze ängstlich, „und meine Tante

beschwört Ew. Hoheit, einige Tage hier zu verweilen. Dieß Haus ist sicher, aber draußen lauert der Verrath."

„Ich denke, wie unsere Retterin," nahm Guigott das Wort, „und glaube, wir dürfen nur so lang auf den Schirm des Himmels bauen, als wir seine Weisungen befolgen. Die Stunden, welche Ew. Hoheit vorsichtig opfern, werden einst Jahre des Segens heraufführen. Wagen sie nicht das Haupt der großen Unternehmung in allzukühner Zuversicht; die Glieder sterben mit ihm und Alles ist verloren.«

»Sie sind zaghaft, Guigott," erwiederte Jakob, durch den Widerspruch entschloßner. „Sie sind zu glücklich, und wissen nicht, was der wagt, der wenig zu hoffen hat. Aber was ich aufs Spiel setze, sei nur mein eignes Geschick. Sie sollen mich hier verlassen. Kehren Sie zurück; gehen Sie nach St. Germain zu Königin von England, bringen Sie ihr meinen Gruß, und die Kunde von mir bis zu diesem Augenblick; ihre Sorge ist groß! —

„Nicht früher werde ich Ew. Hoheit verlassen," sagte Guigott, „bis sie das Schiff besteigen, wo ältere Freunde und Diener sich um Sie sammeln, und mein Blick wird Ihnen folgen, so lange er die flatternden Wimpel erkennt. Zaghaft darf mich nur Jakob Stuart schelten. Ich habe dem Tode oft nahe ins Gesicht gesehen, wo sein Anblick schrecklicher war, als im Schlachtgewühle, und werde den Augenblick segnen, da ich ihn für einen Geliebten wählen könnte, weil ich ihn liebe, nicht weil er ein Königssohn ist. — Helfen sie mir, Mademoisell L'hopital," fuhr er fort, „wir müssen den Prinzen bewegen, hier zu verweilen. Ihr Name, den unser Führer nannte, ist ihm nicht unbekannt; Alle, die ihn trugen, waren Freunde des Hauses Stuart, und Ihre kühne That wird ihn uns unvergeßlich machen."

„Wenn denn das Geringe dadurch Werth erhält, daß es ein unerfahrnes schüchternes Mädchen wagte," antwortete Clemenze, unwillkührlich ihr neues Verhältniß vergessend — »so belohne mich Ew. Hoheit Gnade, indem Sie das Flehen meiner Tante erfüllen, und meinen Bitten Gehör geben. Nur einen Tag und eine Nacht verweilen Sie unter diesem Dache; schnelle Pferde, vielleicht eine glückliche Verkleidung, Alles, was die Flucht sichern kann, soll nicht fehlen. Auch die Nachricht für die Königin von England Majestät wollen Ew. Hoheit uns vertrauen; ich selbst will der Bote seyn, denn mein Schicksal ruft mich nach Paris, so schnell vielleicht, daß ich jetzt den Segenswunsch ausspreche, mit welchem mein Herz Ihren Weg begleitet. —"

Sie verbeugte sich tief, eine Thräne stieg in ihr Auge. Jakob trat rasch vorwärts, und faßte ihre Hand. „Das Verhängniß, das über meinen Stamm waltet, „sagte er, gleicht einem Trauerspiel, und wenn ich meiner Ahnen denke, treffe ich auf Bilder, die vielleicht noch in später Zeit Mitgefühl und Schauer erwecken, wenn kein Enkel Mariens und Carls mehr lebt. Aber die Treue, die sich im Unglück bewährt, wer hat sie mehr erfahren, als die Glieder des Hauses Stuart? Dieß ist unser Reichthum! — In einer Stunde soll der Brief an unsere Mutter geschrieben seyn. Danken sie indessen ihrer Tante, und sagen Sie der Königin von England, der Himmel habe einen Engel auf unsern Weg gesandt.«

Clemenze kehrte nun zu ihrer Tante zurück, wo sie ihre Wohnung nahm, so lange ihr Haus den Prinzen beherbergte. Die beiden Engländer blieben verhaftet, und Jakob entkam nach einigen Tagen glücklich, in der Verkleidung eines Geistlichen. Schneller als sie gewähnt hatte, war in Unruhe und Sorge um ein fremdes Schicksal die kurze Zeit entflohen, die Clemenze noch in Nonan-

court zubringen sollte. Der letzte Abend dämmerte herauf; ihre Sachen standen gepackt; die Anstalten auf eine lange Abwesenheit, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, hatten das wohnliche Haus wüst und traurig gemacht; sie durchstrich die Zimmer, und stand an den Stätten heiliger Erinnerungen wie festgezaubert, fast ohne sie in ihrer Verödung wieder zu erkennen. Die Plätze, wo der Vater sonst saß, wo sein heitres Gespräch sie erfreute, sein freundliches Auge ihr lachte, zogen sie unwiderstehlich an; sie konnte nicht von ihnen scheiden, mußte immer zurückkehren, und mit nassen Blicken auf den leeren Boden hinstarren, den einst sein Fuß betrat, ach, und wo sie nur seinen Schatten noch fand. Sie floh endlich vor dieser furchtbaren Einsamkeit in die Arme ihrer Tante, aber auch hier war nur Trauer; denn nur zu gewiß sah sie die Freundin ihrer Kindheit zum letzten Male. Die Nacht verging ihr schlaflos, und wie der Morgen nach und nach die Decke von der ruhenden Erde abzog, stand sie reisefertig am Fenster, jeden Gegenstand der sich aus dem Dunkel hob, mit wehmüthiger Freude begrüßend. „Lebe wohl," sagte sie, »Du meine liebe Vaterstadt! Lebe wohl, trautes Heimathland! Ich folge dem Manne meiner Wahl übers Meer, wie es Gott dem Weibe gebot. Aber ich kann dich nie vergessen, mein herrliches Frankreich! die Kindheit mit ihren Spielen, die Jugend mit ihren heitern Träumen, bleiben bei Dir zurück; selbst im Arm der Liebe wird mein Sehnen über die Wogen fliegen, und ich werde den Vogel beneiden, wenn er die Fittige ausspannt, Deine Küsten zu besuchen! —"

Sie kam mit ihrem Begleiter in Paris, in Duglas's Wohnung an, aber ihn selbst fand sie noch nicht, und als nun der letzte Bekannte sie verlassen mußte, fühlte sie sich so unbeschreiblich einsam in der lauten, volkrei-

chen Stadt, daß es ihr Trost war, wenigstens ein wichtiges Geschäft zu haben, denn der Brief an die Königin von England mußte unverzüglich abgegeben werden, sie durfte ihn keiner fremden Hand vertrauen, und begab sich deshalb, kurz nach ihrer Ankunft, nach St. Germain, wo Jakobs des Zweiten Wittwe ihren Hof hielt. — Die Zusammenkunft der Mutter mit der Retterin ihres Sohnes war eine rührende Abweichung von gewöhnlichen Hofscenen, ein Fest für Clemenze's Herz, eine unvergängliche Erinnerung. Mit Thränen küßte die Königin beim Abschiede die junge Frau, nahm das reichbesetzte Bild des Prinzen von ihrer Brust, und hing es um Clemenze's Nacken. „Nehmen Sie dieß Andenken;“ sagte sie,“ wenn einst Jakob der Dritte auf dem Thron seiner Väter sitzt, mag er es mit königlichen Gaben auslösen. Jetzt haben Mutter und Sohn nichts Besseres zu spenden.“

Indessen hatte Duglas das Schicksal seiner Gefährten, und die Flucht des Prätenden erfahren, er ging nach Paris zurück, und wie er vom Pferde stieg, eilte er in in das Hotel des Gesandten, sich über den unglücklichen Ausgang seines Unternehmens zu rechtfertigen. Der Lord ließ ihn nicht vor sich, aber aus den Blicken des vertrauten Sekretärs, aus den kalten spöttischen Worten der Abfertigung, ging nur zu deutlich die Ungnade des Ministers, ja selbst der Argwohn hervor, als sey das verlorne Spiel durch seine Schuld verloren worden. Duglas's Hand zuckte nach dem Degen; ein Lächeln des Hofmanns brachte ihn zu sich. „Ich bin nur das Organ seiner Herrlichkeit, Herr Capitain,“ sagte er, „vergessen Sie das nicht; auch bin ich zu friedlich gesinnt, um ein Gegenstand Ihrer Tapferkeit zu seyn.“

Duglas entfernte sich zwar, doch nicht ohne den Vorsatz, wiederzukommen, und aus des Lords eignem Munde zu hören: wessen man ihn beschuldigte. Er kam in seine

Wohnung, und Clemenze eilte ihm entgegen. Sie erschrack vor seinem Anblick, auch er erschrack; er hatte geglaubt, sie noch nicht zu finden; er war jetzt weniger als je gefaßt, sie zu empfangen. Nur zu gut mußte er wissen, daß sie genau nach seinem Wunsche angelangt war, aber statt ihr diese Folgsamkeit zu danken, wandte sein Groll sich gegen sie, die ihn zwang, seiner Leidenschaftlichkeit eine leichte Fessel anzulegen. Ihre liebevollen Fragen beantwortete er kurz und hart, bis sie wie eine schüchterne Taube zurückschreckte, ungewohnt, solchen Launen zu begegnen, und ängstlich nachsinnend, ob sie etwas verbrochen habe. Das ungesellige Mahl ward schweigend genossen, Clemenze drängte mühsam Thränen zurück, und Duglas wurde bei diesem Anblick nur verstimmter; denn indem er sein Unrecht fühlte, mehrte sich nur seine Bitterkeit. — „Ich werde bis in die Nacht arbeiten," sagte er nach der Mahlzeit, „geh zur Ruhe. Es thut mir leid, daß unser Zusammentreffen nicht freundlicher war, aber bei Gott! ich konnte es nicht ändern."

„Sage mir wenigstens, ob ich unschuldig an deinem Verdruß bin. Georg!" erwiederte sie, „ich habe Dich niemals so gesehen, und ängstige mein Herz nicht mit Vermuthungen, die ein Wort von dir enden kann. Wie ich meine Zeit hier zugebracht habe, wollte ich Dir erzählen, und noch vieles Andre; ich hatte mich darauf gefreut. Nun bist Du wohl nicht gestimmt, mich anzuhören. Weißt Du schon etwas von dem Schicksale des Prinzen von England?"

„Wer hat Dir davon gesagt?" fuhr Duglas auf.

„Meine Tante," antwortete Clemenze zitternd, „laß mich erzählen, Du sollst Alles hören."

„Ich hasse die Weiber, die sich von Spindel und Nähzeug ins Gebiet der Weltangelegenheiten verirren;" sagte Duglas, „ihr Urtheil ist immer unreif, und ihre

Einmischung macht sie widrig. Kein Wort von dieser Sache, wenn Du meine Ruhe willst. Und nun eine Frage! ich habe mein Portefeuille in Deinem Hause gelassen, wahrscheinlich auf dem Schreibtische, hast Du es gefunden?"

„Ich war in Deinem Zimmer, sobald ich Dich aus den Augen verloren hatte; allein ich fand nichts, als das Andenken an Dich, und meine Verlassenheit."

„Clemenze!" sagte er, und seine Augen hafteten mit ängstigender Schärfe auf ihr, ich hoffe, Du hast jetzt Wahrheit gesprochen?"

„Mein Gott, Georg!" rief sie aus, „Du zweifelst an meiner Wahrhaftigkeit; das habe ich nicht verdient."

Er runzelte die Stirn, und zog die Lippen zusammen. „Gute Nacht, Clemenze!" sagte er nach einer Pause. „Darf ich einen Wunsch äußern, so gewöhne Dich etwas weniger weich und reizbar; das Leben hat Dornen; wenn sie den Mann blutig ritzen, kann er nicht lächeln, wie in den sonnigen Stunden, wo er die Braut heimsuchte. Thränen sind dann nicht heilend, wenigstens für mich nicht. Gute Nacht."

Als Clemenze in ihrem Zimmer allein war, ließ sie ihren Thränen freien Lauf, und wehrte den Betrachtungen nicht, die sich grausam verletzend an sie drängten. Die heitern, ungetrübten Tage ihrer Jugend schwebten ihr vor, des Vaters offnes, ruhiges Gemüth, seine sanften Worte, sein liebevolles Zurechtweisen, die Hoffnungen, mit welchen er sie an Duglas's Herz legte; dann ihre eignen schönen Traume, wie sie ihn seit mehreren Tagen sehnsuchtsvoll erwartete, wie sie sich für ihn schmückte, wie sie ihm so viel zu erzählen hatte, was nun tief in ihre Seele zurückgescheucht war. Mit glühend heißen Thränen beweinte sie ihr Ideal; Duglas, der Ernste, Kluge, Strenge, konnte auch ungerecht seyn; sie hatte

die Männer noch nicht gekannt, hatte der Liebe vertraut und die einzige wahre Liebe starb wohl mit dem Vaterherzen. Anfangs ließ ihr gereiztes Gefühl keinen Tröster zu; sie versenkte sich in Schmerz und Gram, aber nach einer durchweinten Stunde faßte sie plötzlich den Gedanken: ob vielleicht das verwöhnte Kind des Glücks zu viel von dem Leben fordere; ob ihr Mann Recht habe, wenn er ihr übertriebene Weichheit vorwerfe. „Wende den Blick von fremder Unvollkommenheit auf die eigne,« dachte sie, «und willst du Besserung, so beginne sie bei Dir. Das eben ist die Prüfung deiner Liebe, deiner Sanftmuth und Duldsamkeit, und der sie sandte, wird dich unterstützen, wenn du nur ernstlich willst. — Du möchtest ja doch nicht ohne Georg leben, und wenn seine glänzenden Eigenschaften ein kleiner Flecken trübt, bleibt er dennoch deine frühe Liebe, der Mann deiner Wahl, und deine Welt. —“

Ihr Herz begann nun ruhiger zu schlagen, sie legte sich nieder, schlief sanft ein, und ging am Morgen, zwar nicht ganz unbefangen, doch mit heiterm Gesicht, in das Frühstückszimmer. Duglas begrüßte sie zärtlich, obgleich die Wolke noch auf seiner Stirne schwebte. Er entschuldigte seine gestrige Stimmung, indem er ihr gestand, ein Zufall habe ihn um den größten Theil seiner Hoffnungen betrogen, und er sähe sich in diesem Augenblicke außer Stand, andere Pläne an ihre Stelle zu setzen. „Nimmermehr,“ fuhr er immer wärmer und lebhafter fort, „würde er ihr Schicksal an das seine gebunden haben, hätte er nicht ein freies, ehrenvolles Loos mit seiner Hand zu bieten gehabt; ja, nur deßhalb wäre er nicht sogleich nach des Vaters Tode zu ihr geeilt, weil sein Schicksal damals auf der Wage gelegen hätte; nur der spätere trügerische Lichtblick trage die Schuld, daß er eine Verbindung erzwungen habe, deren Vollziehung ihr so schwer geworden sey.“

»Clemenze fühlte bei dieser Erklärung eine Last von ihrer Brust gleiten; seine Sorge that ihr weh, allein sie wußte doch nun, was ihn quälte, und dankte Gott, daß es nur dieß war; sie schlang ihren Arm um seinen Nacken, und bat ihn schmeichelnd, sein starkes Herz nicht durch einen Unfall beugen zu lassen, den seine schwache Frau leichter ertrüge. Sie erinnerte ihn mit zarter Behutsamkeit, wie Alles, was ihr gehöre, sein Eigenthum sey, und wie er es sorglos brauchen müsse, bis die bösen Tage vorüber wären. «Gewiß,» sagte sie, »reicht eine

kleine Zeit hin, Dir neue Aussichten zu öffnen; laß uns diese Zeit in Nonancourt zubringen, in dem ruhigen Besitzthum, wo ich Deine Liebe gewann. Bliebe uns auch weiter nichts, und müßten wir das Fleckchen Erde für unsern Unterhalt bauen, doch würdest Du nicht wünschen, Deine Hand wieder aus der meinigen loszumachen.»

Das Blut stieg in Duglas Gesicht. »Du rührst eine Saite an,» die keinen guten Ton in meiner Seele giebt. Daß Du reich bist, eben das macht mich elend. Besäßest du nichts, ich würde nicht errröthen, arm und hülflos zu seyn. Nein, nicht aus der Hand seines Weibes darf Georg Duglas irgend eine Hülfe empfangen; und wäre es ein Engel, ich würde in ihrem Blicke etwas lesen, das mein Herz empörte! —«

»Du sollst nichts von mir annehmen, und doch genug für uns Beide besitzen,» antwortete Clemenze sanft. Weißt du noch Georg, wie Du zuerst in unser Haus kamest? Ich war sehr jung, aber ich vergesse niemals, wie mir der Vater den Reiter in der blitzenden Offiziertracht von weitem zeigte, und dabei sagte: das sei der Mann, der mir des Vaters Leben mit eigener Gefahr erhalten habe. — Der gute Vater hielt Dich von da an für seinen Sohn, und weil ich reich war durch mein mütterliches Erbtheil, bestimmte er Dir sein Vermögen ganz und ungetheilt. Wie du später mich liebtest, und ich Dein ward, erfuhr ich diese Verfügung; aber ich vergaß sie wieder, denn ich glaubte, die Liebe hätte kein Eigenthum.

»Sprichst du Wahrheit?« fragte Duglas rasch mit blitzenden Augen — »darf ich diese Hülfe als mein Erbe, als freies Geschenk deines Vaters ansehen, oder willst du mich täuschen?«

»Georg!« erwiederte sie traurig, »ich kann nicht lügen, auch nicht aus guter Absicht. Ich habe die Schrift gesehen, sie ist noch vorhanden; denn ich wollte nichts vernichten, was seine liebe Hand schrieb. Aber wie kannst du mich lieben, und Dich um so Geringes kümmern?«

»Du verstehst mein Gefühl nicht, liebe Clemenze!» antwortete er, L'hopital hätte mich vielleicht begriffen. Sein Geschenk soll hoffentlich uns Beiden Segen bringen.«

»Bleiben wir nun in Frankreich, Georg?« fragte sie.

»Nein, wir reisen,» sagte er schnell, »vielleicht bald, vielleicht später. Heiter siehst Du mich erst, wenn die französische Küste in Nebel zerfließt.»

Fortsetzung folgt.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 4tes Stück.

Bettlerlied.

Betracht ich ein jedes Geschöpf in der Welt,
Ich weiß mir kein Bessers; als Betteln,
Da kann ich bequem, und so wie mir's gefällt,
Das Leben, die Tage verzetteln;
Den Bettler nenn' ich den freyesten Mann,
Der nichts hat, und auch nichts verlieren kann.

Die Arbeit, die jeder Vernünftige scheut,
Heiß ich vom Halse mir bleiben;
Der Gott, der dem Sperling sein Futter streut,
Läßt mich's wie die Sperlinge treiben.
Die fliegen und flattern munter und frey,
Hungern ein Bischen, und leben dabey.

Und eigentlich treib ich, was jeder thut:
Es betteln die ehrlichsten Leute;
Und nicht jeder hat meinen frohen Muth,
Zu sorgen nur immer für heute;
Betrachtet das Treiben der Leute nur recht,
Es ist mir ein ganzes Bettlergeschlecht.

Es erbettelt ein jeder vom mächtigen Gott
Sich Reichthum, Gesundheit und Ehren,
Und häufig ist es, als trieben sie Spott,
So thöricht ist ihr Begehren,
Der Kleine will groß, der Große klein,
Ein jeder möchte ein Anderer seyn.

Und den Herren bettelt der Diener an,
Der Herr die anderen wieder,
Ein Jeder sucht, was er erhaschen kann,
Und nennt sich ehrlich und bieder;
Den Groschen reicht man mir gern hinaus,
Sie — hätten lieber das ganze Haus.

Der Liebende bettelt im süßen Wahn
Um Küß', um Winke und Worte;
Er fleht, und schmeichelt, klopft leise an,
Und bettelt sich ein in die Pforte:
Der süße Bettler, wie rührend er spricht!
Den Betteleyen wiedersteht man nicht.

Der Künstler selber bettelt sogar
Um reinen Sinn für das Schöne,
Kniet vor der Musen Wolken-Altar,
Und wartet auf himmlische Töne;
Der mag der genügsamste Bettler seyn,
Er lebt vom Scheine und bettelt um Schein.

Und schon das Kind, eh' es sprechen kann,
Bettelt mit Mien' und Geberde,
Damit es einst als völliger Mann,
Ein völliger Bettler werde.
Schenk diesem die Erde, so weit sie bewohnt:
Er will noch dazu die Stern' und den Mond.

Ich aber will mit zufriedenem Sinn
Durch's Leben als Bettler gehen;
Demüthig reich' ich die Mütze hin,
Und seh' ich den Reichen sich blähen,
So denk' ich mir lächelnd: Du Stolzer, nur zu!
Ein Bettler bist doch am Ende auch Du.

Bauernfeld.

Clemenze L'hopital.

(Fortsetzung.)

Douglas überließ sich nun ganz den Geschäften, die seine Abreise nöthig machten, den Plänen für die Zukunft, den fruchtlosen Versuchen, Gehör bei dem Lord zu finden. Er war deshalb wenig zu Hause, und vermied eine ruhige Unterhaltung mit Clemenze, weil er, von Natur verschlossen, sich ungern über seine Sorgen aussprechen, und noch weniger der Stimme seiner Frau einen Einfluß auf seine Entschlüsse gestatten mochte. Dagegen sorgte er um so mehr für ihr Vergnügen; mit einer ihnen befreundeten Dame mußte sie die Merkwürdigkeiten der Königsstadt sehen, Theater besuchen, Spazierfahrten machen, Alles neue Genüsse, die ihr jugendlicher Sinn mit lebhafter Freude ergriff. So verfloß die Zeit in Paris flügelschnell, und der Tag der Abreise kam. Ein alter Schiffscapitän ward ihr Reisegefährte, und kürzte den Weg mit Beschreibungen seiner Seefahrten, die der jungen Frau zuweilen wie Feemärchen vorkamen. Aber sie ließ sich nicht ungern von solchen abenteurlichen Bildern dem Nachdenken über ihr eignes Geschick entrücken, das ihr, statt heiterer Aussichten, trübes Dunkel zeigte. Ihres Mannes harter Sinn trat während der Reise oft grell hervor, eine kleine Zögerung, ein Widerspruch machte ihn zornig, und der harmlose Spott des gleichmüthi-

gen Seemanns steigerte seine Wuth, daß er keine Grenze mehr kannte. Wenn er auf seinen Diener, einen furchtsamen, unbeholfenen Jüngling, zürnte, ihm wohl gar mit erhobener Waffe drohete, zitterte Clemenze mehr, als der Schuldige, und fiel bittend in seinen Arm, obgleich die Veränderung seiner Züge ihr Furcht und Angst erregte. — Er faßte sich dann, und suchte sie mit liebreichen Worten zu beruhigen; doch der Eindruck blieb ihrer Seele, und eine heimliche Scheu nahm ihr die Unbefangenheit, ohne welche weder Liebe noch Vertrauen leben können. Sie las seine Wünsche in seinen Augen, aber sie vermochte nicht, die ihrigen geltend zu machen; mit verstohlenen Thränen fuhr sie einer finstern Nacht entgegen, bei Nonancourt vorüber, wo er nicht verweilen wollte; sie wagte nicht, ihm zu widerstreben, und sandte nur Wünsche und Gebete hinüber an das Lager der kranken Tante. Dennoch — wie weit entfernt war sie, ihm das geheimnißvolle Gefühl der ersten Liebe zu entziehen; wie mächtig sprach die Stimme an ihr Herz, die es zuerst weckte; wie zauberisch das Bild, das einst die jugendliche Phantasie erfüllte.

In Nantes angekommen, forschte Duglas zuerst nach Coulon, noch eben so rachsüchtig entschlossen, die Beleidigung seiner Ehre durch Blut zu sühnen. Man sagte ihm, der Officier sey seit einigen Tagen nach Flandern abgereist. Duglas stand im Begriff, Frankreich auf immer zu meiden; ein gutes Geschick schien also Land und Meer zwischen ihn und den Bedrohten legen zu wollen. Schon lag das Schiff des Seecapitäns, auf welchem er seine Fahrt bedungen hatte, bemannt im Hafen; es wartete nur auf günstigen Wind, und wie seine Segel schwolen, seine Wimpel flatterten, erfüllte sich Dugla's stolze unruhige Brust mit Freude, und Clemenze's sanftes Herz mit dem verschwiegenen Gram der Trennung

von ihrem Mutterlande. Doch, in das Unabänderliche ergeben, fremd und allein in der Hafenstadt, war sie froh, als eines Abends ihr Mann die Kunde brachte: der Wind wehe günstig, und man werde am nächsten Morgen die Anker lichten. Ihr Gepäck war schon eingeschifft, er bot ihr den Arm und führte sie an dem belebten Ufer, bis zu dem Boote, das sie in See bringen sollte. Ihr Fuß wankte, wie sie das Brett betrat und mit den Augen die wogende Ferne maß; sie schmiegte sich dichter an ihren Mann; es war ihr, als verdopple sich ihre Liebe in dem Augenblick, wo sie um seinetwillen alles verließ. Schnell durchschnitten sie die Wellen, erreichten das Schiff und wurden von der rohen Höflichkeit der Seeleute lärmend begrüßt. Purpurroth stieg die Sonne in ihr feuchtes Bette, der Schaum der Wellen glänzte, ein frischer Wind spielte mit den Segeln und Flaggen; Clemenze stand mit Duglas auf dem Verdeck; ihre Seele versenkte sich in die Unermeßlichkeit, deren Bild die fluthende Tiefe ihr zeugte. Da schlang Duglas den Arm um sie, und sah mit glühenden Blicken in ihre Augen. „Nun bist Du erst ganz mein,“ sagte er, „wir sind allein in der Welt; alle Bande sind gelöst; so ungetheilt will mein Herz besitzen, was ich liebe! Ich will Dir Vater und Gatte, Freund und Bruder seyn; wo ich Dich hinführe, wirst Du die Heimath finden. Clemenze, sage mir, daß Du mich genug liebst, um unter freiem Himmel fern von allem Gewohnten mit mir allein glücklich zu leben, nur für mich, wie ich nur für Dich?“ —

„Ich liebe Dich mehr, als mein Leben,“ antwortete sie, „mehr als mein Vaterland und seine schöne, befreundete Natur. Wo du bist, wird der trübe Himmel sich erheitern und eine schmucklose Gegend angenehm seyn. —

„So bin ich ruhig,“ unterbrach sie Duglas rasch,

„wisse, Clemenze! wir gehen nicht nach England; nach Martinique segeln wir, uns eine neue Heimath zu schaffen, und ein freies glückliches Loos! — Dort ist Frankreich, wie hier. Sieh nicht so trübe nach dem Ufer, theure Seele!“

„Ich nehme ewigen Abschied,“ sagte sie leise, „und trete im Geist an das Krankenbett der guten Tante!“

„Madam L'hopital hat die weitere dunklere Reise angetreten,“ antwortete Duglas, „die Nachricht wurde mir gestern von Paris nachgesandt. Du hast nun nichts mehr in Frankreich; denn Deine Vettern kennst Du ja kaum.“

Clemenze verhüllte ihr Gesicht und brach in Thränen aus, Duglas führte sie in die Cajüte, wo ein eigenes bequemes Zimmer für sie bereitet war; hier überließ er sie der Stille, während er selbst noch einmal ans Land ging. Wie er aus dem Boote stieg, stand ein Mann im Hafen, der ihn aufmerksam zu betrachten schien; sein Gesicht war Duglas nicht unbekannt, es mahnte ihn wie ein unfreundlicher Traum, ohne daß er im Augenblick wußte, wo er es gesehen habe. Der Fremde kam ihm einige Schritte entgegen und nannte seinen Namen; Duglas erkannte den ältern Engländer, dem er die Wache in Nonancourt vertraut hatte; rasche Fragen, heftige Antworten eröffneten ein Gespräch, das immer wärmer und lebhafter ward; der Engländer begleitete den Capitain durch die Stadt in ein Wirthshaus, wo Beide länger als eine Stunde verweilten. Dann verließ der Fremde zuerst das Haus, Duglas blieb, bis die Nacht herabsank. Er hatte das Geschäft, weshalb er vom Schiffe zurückkehrte, vergessen; andere Gedanken erfüllten seine Brust; Haß und Erbitterung hatten den Frieden verdrängt, wie ein wilder Strom sich über blühende Thäler wälzt, daß die Wohnungen der Menschen verschwinden und ein

rauhes zerrißnes Bett die Stätte einnimmt, die Frühling und Sommer sonst mit milder Hand schmückten.

Um Mitternacht kam Duglas wieder auf dem Schiffe an; Clemenze schlief schon, ihn floh die Ruhe; er ging auf dem Verdeck hin und her, bis der Morgen graute. Das rege Leben um ihn berührte seine Seele nicht, er sah gleichgültig die Anstalten zur Abfahrt, und fand sich selbst erst wieder, als die Sonne den Platz, wo er stand, glühend beleuchtete und der Wind das Fahrzeug pfeilgeschwind aus dem Angesicht des Hafens führte. Jetzt öffnete er Clemenze's Zimmer und trat zu ihr ein; sein Gesicht war blaß, seine Augen blickten finster und wild, seine Stimme zitterte vor Wuth. Er nannte die erschrockene Frau eine Verrätherin, die Mörderin seines Glücks; er riß sie von ihrem Sitz auf und fragte mit donnernder Stimme: wer des Prätendenten Flucht befördert habe, ob es wahr sey, daß Clemenze L'hopital, die Frau eines Duglas, den jungen üppigen Fürsten Tage und Nächte beherbergt hätte, daß sie sein Bild besäße und es heimlich bewahre? woher sie seine Reise gewußt habe, und die Gefahr, die ihm drohe? „Antworte mir nicht," fuhr er bebend fort, „ich will keine Lüge hören, ich weiß Alles. Ich ließ mein Taschenbuch bei Dir zurück; Du fandest den Befehl des Gesandten, Du wußtest, daß Dein Mann es war, deßen Gefährten Du verriethest, dessen Entwürfe Du zerstörtest. Diese Heldenthat hat mich um Hoffnungen gebracht, die nie wiederkehren; doch das ist nichts — aber daß es mein Weib ist, welches mich verrieth, daß giftige Schlangen den Namen meines Weibes beschimpfen dürfen, und mich der Verdacht trifft, weibisch ein männliches Geheimniß der Braut Preis gegeben zu haben — das — scheidet uns auf ewig!" —

Clemenze war vor seiner rauhen Hand, die eisern auf ihrer Achsel lag, niedergesunken; ihre aufgelösten Haare fielen wild um ihr Gesicht; sie hörte erstarrt die gräßlichen Beschuldigungen, und flehte nur in einzelnen Worten um Gehör, um Gerechtigkeit. Aber Duglas kannte sich selbst nicht, er verlangte wüthend ihr Geständniß, er schmähete die Verstorbene, der noch in dieser Nacht so viele Thränen geflossen waren, er war nicht mehr ihr Freund, ihr Gebieter, nein, ein Schreckbild, vor dem sie entsetzt die Augen schloß. Dennoch ermannte sie sich, die Wahrheit zu erzählen, und rief den Allwissenden zum Zeugen ihrer Unschuld an. Aber sie konnte die Frage nicht beantworten, wie Madame L'hopital von Jakobs Gefahr unterrichtet worden sey, und diese Frage war es, die Duglas, hämisch lachend, immer von Neuem wiederholte.

„Gib mir Glauben an Deine Fabel," sagte er, „so will ich Dir danken und alles Uebrige vergessen. Das kannst Du nicht, und die Gewißheit Deiner Falschheit reißt eine Kluft zwischen uns, die nichts auszufüllen vermag."

Clemenze knieete wohl eine Stunde am Boden, den Kopf auf einen Sessel gestützt, ohne Thränen, fast ohne Gedanken. Duglas hatte sie verlassen, der Wind pfiff widrig durch die Lücken des Schiffs, die Wogen schlugen brausend an seine Seiten; ihr schwindelte, und sie suchte ihr Lager. Zitternd dachte sie an ihren Mann, und fühlte doch das heißeste Verlangen, ihn wieder zu sehen, ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen; mehr als einmal versuchte sie, aufzustehen, aber das heftige Schwanken des Schiffes machte sie todtkrank, sie sank wieder nieder, und fiel in eine Betäubung, die dem Schlafe glich, ohne Ruhe oder Vergessenheit zu gewähren. Eine grauenhafte Phantasie bemächtigte sich ihrer Seele, ein halb wacher

Traum, dem sie nicht entrinnen konnte. Sie hatte in Paris den Mohren von Venedig gesehen, mit einem Antheil, wie ihn dieß lebenvolle Bild der Leidenschaft einem Gemüth einflößen mußte, das noch nicht durch ähnliche Genüsse um die Täuschung betrogen ward. Jetzt — in tiefster Seele erschüttert, von der mütterlichen Erde auf die brausende See geschleudert, krank bis zum Tode, faßte ihre Einbidungskraft die Aehnlichkeit ihres Schicksals mit jenem Bilde auf; Duglas schien ihr der furchtbare Gemahl, sie selbst war Desdemona. Sie sah ihn an ihr Lager treten, um sie zu morden; sie schloß schaudernd die Augen, und sah ihn dennoch; es war der Mohr, aber er trug die Züge, die ihr noch immer theuer waren; er ermahnte sie mit Georgs Stimme: zu beten, weil sie sterben müsse. —

Duglas war nicht weniger unglücklich, als Clemenze; in seiner Brust kämpften gute und böse Engel; er blieb unter freiem Himmel, genoß nur wenig Stunden Schlaf, auf dem Verdeck in seinen Mantel gehüllt, und beachtete nicht, ob Sturm oder Regen ihn traf, oder der Strahl der Sonne sengend brannte. Doch blieb er gesund; das launenhafte Meer, die tosenden Wogen hatten keine Macht über ihn; stärker als sie tobte der Aufruhr in seinem Innern. Clemenze mochte er nicht sehen, obgleich er wußte, daß sie krank war, aber er belohnte eine alte Frau, die die Reise mitmachte, freigebig für ihre Pflege. Indessen ward eines Abends der schnelle Lauf des Fahrzeuges plötzlich gehemmt, weil der Capitain das Herbeikommen eines zweiten Schiffes erwarten wollte, dessen Signal man in der Dämmerung gehört hatte. Es war ein warmer finsterer Abend, die Reisenden befanden sich dem kleinen Orte: le sables d'Ollone gegenüber, der größtentheils von Fischern bewohnt wird. Duglas war bis gegen zehn Uhr auf dem Verdeck gewesen, jetzt such=

te er den Capitain auf, redete eine Weile mit ihm, und trat dann in Clemenze's Gemach. Sie schreckte bei seinem Schritt aus kurzem Schlummer auf, sah ihn an, und breitete die Arme nach ihm aus; doch vor dem finstern feindlichen Blick seiner Augen, vor der tödtlichen Kälte, mit welcher er ihr nahte, verschloß sich ihr Herz, und sie sank auf das Lager zurück.

„Steh auf!“ sagte er eintönig und hart, „das Schiff liegt fest; ich will Dich ans Land führen; Deine Krankhet wird sogleich weichen, wenn Du den Boden betrittst.“

„Georg!« antworte sie, „sorge nicht für mein Leben, wenn ich Deine Liebe und Dein Vertrauen verloren habe. Hassest Du mich, weil ich Deine Pläne zerstörte, so bin ich unglücklich genug; aber glaube nur nicht, daß ich sie wußte, daß ich fähig war, einen Blick in fremde Geheimnisse zu wagen. — Sieh — mir ist, als stände ich am Rande des Grabes; sollte ich die letzten Stunden durch Unwahrheit beflecken? Mein Herz schlägt, als wollte es aufhören, meine Kräfte schwinden, ich fürchte, ich kann Dir nicht folgen. — Laß mich sterben; nur glaube mir, und verzeihe!

„Diese Muthlosigkeit ist Folge Deines Uebels,“ sagte Duglas, „überwinde sie nur, es wird besser werden; kleide dich an, während das Boot bereitet wird; ich sende Dir die Renée zur Hülfe.“ —

In ihren Mantel dicht eingehüllt, mit wankenden unsichern Schritten, ging Clemenze nach einer Viertelstunde aus der Cajüte hervor; draußen fand sie Duglas und den Capitain, und es entging ihr nicht, daß ihr Mann vor diesem Zeugen freundlicher gegen sie zu seyn suchte, als wo er unbeachtet war. Er bot ihr den Arm zur Unterstützung; sie nahm ihn zitternd, denn sie bedurfte seiner Kraft. Als die Treppe herabgelassen ward, rief ihnen der Capitain nach: nicht zu lange zu verweilen, da

ihnen die Zeit der Abfahrt bekannt sey; sie stiegen ins Boot, das sich schnell vom Schiffe entfernte. Clemenze's Augen waren von Thränen und Schwäche umflort, doch konnte sie dem Zauber eines eben so neuen, als herrlichen Anblicks nicht widerstehen. Die Wellen glänzten bei jedem Ruderschlage, von einem seltsamen geisterhaften Lichte, und wie das Boot die feuchte Bahn durchzog, blieb ein leuchtender Streif zurück, seinen Weg bezeichnend. In der dunkeln Ferne, die vor ihnen lag, hüpften und tanzten unzählige kleine Flämmchen unstät umher, das Ufer glänzte im rothen Wiederscheine beweglicher Gluten und glänzender Feuersäulen. „Was ist das?“ fragte Clemenze ihren Mann, „woher kommt der Schein auf der Fluth, und dort die prächtige Erleuchtung?“ Duglas starrte vor sich hin, und hörte sie nicht.

„Das dort am Ufer, Madam!“ sagte der Bootsmann, „sind die Fischer von le sables d'Ollone, mit ihren Fackeln und Reisigfeuern, womit sie die Fische ins Netz locken. Teufelskerls, die Winter und Sommer alle Nächte auf dem Meere sind, und in ihren Nußschalen furchtlos umherschwimmen, wie unser einer. Das ist eine Menschenart! die Weiber wie Nixfrauen, mit der Fluth vertraut, und die Kinder wahre Seemannsnaturen; kaum auf den Beinen kämpft das schon mit Wind und Wellen um die Nahrung. — Was aber das Glänzen auf dem Wasser betrifft — das ist was Anders. Das lockt auch, aber herunter in die Tiefe, und schimmert und strahlt, um arme Seelen zu berücken. Behüte uns der heilige Martin von Tours! —“

Der Raum zwischen dem Lande und dem Boote ward nun immer geringer, der Himmel umzog sich mit Gewölk, die kleinen Fahrzeuge mit ihren Fackeln schwebten näher, brausend schoß das Boot neben ihnen hin, und legte endlich an dem sandigen Ufer bei, wo in eini=

ger Entfernung ein Reisigfeuer Flammen und Rauch in die Luft wälzte. Grell beleuchtet saßen drei Gestalten daneben, Jünglinge, fast noch im Knabenalter, mit braunen Gesichtern, glänzenden Augen und rabenschwarzen, wild herabhängenden Haaren. Duglas faßte Clemenze's Arm, und führte sie schweigend auf die Gruppe zu. Die Knaben starrten sie neugierieg an, als Duglas um eine nahe Herberge für wenig Stunden bat. „Ein Haus ist da," sagte der eine, „auch eine Matte und etwas trocknes Laub für die blasse Frau, sonst nichts."

„Das ist genug," antwortete Duglas, indem er ihm ein Geldstück reichte, „führe uns hin, und bleibe an der Thür, daß niemand die Kranke beunruhigt, ich muß indessen noch einen Weg machen."

„Gewiß zum Doktor," sagte der Fischerknabe lebhaft, „das ist weit, und vielleicht ist er nicht einmal zu Hause. Aber meine Mutter kömmt, wenn es Morgen wird. Die hat Kräuter und einen Trank von Fischleber gegen das böseste Fieber. Das wird der Frau schon helfen! —"

Es waren nur etwa tausend Schritte bis zu der versprochenen Herberge; Clemenzen dünkte es ein endloser Weg, und halb ohnmächtig trat sie in die Thür der Hütte. Hier war ein einziger Raum, unter niedrigem Dache; Fische hingen zum Trocknen umher, lange Zwiebelreihen liefen wie Kränze an den Wänden hin, und ein betäubender Geruch verbreitete sich von diesen Gegenständen in dem eingeschlossenen Raume. Doch sank Clemenze mit einem angenehmen Gefühl auf die Matte nieder; ihre Kräfte waren erschöpft, ihre Sinne stumpf, die Augenlieder fielen ihr zu, sie dachte nichts mehr; nur die einzige Besorgniß, Duglas wolle sie hier allein lassen, schwebte ihr noch undeutlich vor. Mit schwacher Stimme rief sie ihn zu sich, zog ihn auf die Holzbank neben

der Matte nieder, und bat ihn angstvoll, während sie schlafe, nicht von ihr zu gehen. „Nur eine Viertelstunde laß mich ruhen, und bleibe bei mir,“ sagte sie, »ich glaube, dann kann ich mit dir gehen, wohin Du willst.“ Sie deckte mit hastiger Eil ihren Mantel über sich, und faßte Duglas's Hände krampfhaft mit ihrer Rechten; die düstern, moosigen Wände, die wunderlichen Verzierungen schwanden nach und nach vor ihrem Blick und sie entschlief.

Duglas saß neben ihr, wie ein Bild von Stein; seine Augen hingen an der Schlummernden, aber nicht mit Liebe; immer finsterer ward sein Gesicht, und immer wilder. Endlich machte er behutsam seine Hände von ihr los, zog ein Päckchen aus der Tasche, wickelte es in ihren Mantel, und wandte sich, wie zur Flucht. — An der Thüre blieb er stehen; es war ihm, als hörte er ihre Stimme; er horchte, Alles blieb still, und er stürzte hinaus.

„Herr!“ sagte der Fischerbube, „soll ich das Geld wirklich haben? dann mögen die Fische in Ruhe bleiben, und die Netze mag die See nehmen. — Aber soll euch Jerome nicht zum Doktor begleiten? Ihr findet ihn nicht, wenn Ihr fremd seyd in la sables d'Ollone.

„Ich weiß den Weg,“ antwortete Duglas, „und du bleibe hier, wenn die Frau etwas bedarf. Halte Dich still, damit sie nicht erwache.“ —

Er ging, seine Schritte verhallten in der Nacht, im Geräusch der Wellen, die sich am Ufer brachen. Der Knabe schwamm in goldenen Träumen von Reichthum und Glück, das Feuer, auf welchem sein Auge haftete, erlosch, die Fackeln verschwanden, in der Hütte regte sich nichts; seine Gedanken verließen die Bahn des Wirklichen, seine goldnen Träume wurden phantastische Bilder, er fühlte die kühle Nachtluft nicht mehr um seine Stirne

spielen, er bemerkte den Flug der dunkeln Stunden nicht, wie sie schweigend über ihm hinzogen. — — Indessen erschien ein matter Lichtstreifen in Osten, die ermüdeten Fischer kehrten nach Hause zurück, und ihre rüstigen Frauen kamen an's Ufer, die Fahrzeuge wieder in segelfertigen Stand zu setzen, das Netzwerk zu reinigen und den Fang zu untersuchen. Während dieser Arbeit röthete sich das goldene Morgenthor höher und höher, die Sonne blitzte funkelnd aus Dünsten hervor, der Schleier hob sich von den Wellen, und zwey Schiffe segelten auf der Höhe, stolz wie Schwäne, mit ausgespanntem Flügel. Singend schauten die Fischerinnen bei ihrer Arbeit den weißen Segeln nach, bis die Sonne heiß auf den Sand des Strandes brannte; dann nahmen sie den Gewinn der Nacht zusammen, um ihn in die Hütte zu tragen, die Clemenze beherbergte. Hier schlief der Knabe noch unter dem schattigen Vordache. Die Schritte der Frauen weckten ihn; er rieb sich die Augen, sah mit Hast nach dem Golde in seiner geschlossenen Hand, und jetzt erst gewiß, daß er nicht geträumt habe, machte er seiner Mutter und den Nachbarinnen eine verworrene Erzählung von den Vorgängen der Nacht. — Wie die Fischerinnen an Clemenze's Lager traten, fanden sie sie im heftigsten Fieber; ihre Wange brannte, ihre Lippen waren trocken, in den zuckenden Händen hielt sie ein Blatt Papier, andere Schriften lagen zerstreut um sie her. Sie sah die Frauen verwundert an, hob die Hände zu der nächsten auf, und bat sie mit rührender Klage, sie vor dem Haß des Mohren zu schützen. „Wie ich ihn geliebt habe," sagte sie, „das wißt ihr ja. Nun hat er mir den Dolch in's Herz gestoßen, und keine mitleidige Hand verbindet die Wunde. Das Glänzen auf dem Wasser ist nichts anders! Das lockt auch, aber hinunter in den Abgrund; das schimmert und strahlt, um arme Seelen zu berücken. Behüte uns der heilige Martin von Tour!" —

„Und St. Petrus, und unsere Frau zur Gnade," sagte die älteste Fischerin, „das klingt gar seltsam! Hast Du den Mohren gesehen, von dem sie spricht, Vinzent, armes Kind? Es war freilich dunkle Nacht! Lege das Gold dorthin; niemand rühre es an, bis der fromme Abbé seinen Segen darüber gesprochen hat. Lauf indessen hinüber zur Frau Hortense, und frage nach dem Manne, der den Doktor gesucht hat. Aber was gilt's, sie haben keinen gesehen; wer weiß, wer das gewesen ist? — Gott sei bei uns! Und den Doktor kannst Du mitbringen, wenn er Dir folgen will, denn davon laß ich meine Hand; wo der Sinn verwirrt ist, und das Gewissen belastet, giebt's keinen Ruhm für Kräuter und Tränke."

Clemenze ward nach Vincent's Entfernung still, die Frauen setzten sich vor die Hütte und breiteten die Fische zum Trocknen aus; so verging eine Stunde, bis der Doktor kam, ein junger Mann, in dessen ganzem Wesen sich freundliche Festigkeit, Sicherheit seines Wissens und menschliches Wohlwollen aussprach. Er beugte sich liebreich über die schlummernde Clemenze, sah sie einen Augenblick mit großer Rührung an und sagte zu sich selbst, „Mein Gott, Mademoiselle L'hopital!" — Dann flößte er ihr einige Tropfen ein, wandte sich mit Fragen an die neugierig lauschenden Fischerinnen, und nahm aus den Händen der Aeltesten die Schriften, die man sorgfältig von Clemenze's Lager gesammelt hatte. Sie betrafen sämmtlich ihr reiches Erbe; der Doktor, in diesem Augenblicke nur mit dem Räthsel ihres Hierseyns beschäftigt, legte sie unbefriedigt zusammen, bis ihm ein zerdrücktes Blättchen in die Augen fiel, auf welchem er folgende Worte fand:

„Wir sind auf immer getrennt. Du hast mich verrathen, ich kann nicht mehr an Dich glauben. Ich kann

nicht mit einer Frau leben, die einen Faden in das Gewebe der Welthändel gemischt hat, und auf Kosten ihrer Frauenehre berühmt geworden ist. Man nennt Dich Jakobs Retterin; Du wirst einen Platz in seiner Geschichte finden, den Platz an meiner Seite hast Du verloren. Vergiß mich, denke, daß mich das Grab deckt. Was Dein Vater mir bestimmte, kann ich Dir nicht erstatten; ich hoffe, es mit Recht zu besitzen, alles Uebrige, was in meiner Hand war, empfängst Du zurück." — —

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Ein Jagdliebhaber verklagte einen Juden, daß dieser sich im Besitz eines ihm vor zwey Jahren abhanden gekommenen Gewehres befinde. Der Jude wurde vor Gericht gefordert, und ihm aufgegeben, den rechtmäßigen Besitz durch Zeugen zu beweisen. Er erschien und stellte als Zeugen seinen Schwager Schmuel, der beschwören wollte, daß das Gewehr ihm seit einer langen Reihe von Jahren gehöre. Ist das wahr, und wie lange kennst du das Gewehr im Besitz des Beklagten? fragte der Richter. „Ich kenne es lange, sehr lange, erwiederte der Zeuge." „Aber wie lange, seit wie vielen Jahren? „Nu, ich hab es gekannt, betheuerte Schmuel, wie es noch ein kleines Pixtol gewesen ist."

Zwey Brüder arbeiteten auf dem Felde zusammen. Der ältere ging zuerst weg, um das Essen zu besorgen, und rief dann seinem Bruder. Dieser entgegnete ihm ganz laut: „Warte, bis ich meinen Rechen versteckt habe, dann komme ich gleich hinein. Als er nun bei Tische saß, machte ihm sein Bruder Vorwürfe und sagte. „Wenn man etwas versteckt, so muß man stillschweigen, oder wenigstens nur leise davon sprechen; denn schreit man so, wie Du, so kann man leicht bestohlen werden. Nach dem Essen geht der Jüngere wieder zuerst auf das Feld, sucht seinen Spaten, und findet die Stelle leer. Sogleich nähert er sich geheimnißvoll seinem Bruder und sagt ganz leise: „Mein Spaten ist gestohlen. —„

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 5tes Stück.

Clemenze L'hopital.

(Fortsetzung.)

Als Clemenze die Augen zuerst mit Besinnung öffnete, fand sie sich unter fremden Umgebungen. Die Hütte, das Schiff, das dunkle, wunderlich erleuchtete Eiland, schienen ihr Träume, deren schwarze Schatten sie vergebens zu entfernen strebte. Sie lag auf einem weichen Bette, in einem alterthümlich ausgeschmückten Zimmer; die verhangenen Fenster milderten das Sonnenlicht zur angenehmen Dämmerung; neben ihr saß eine alte Frau, mit Handarbeit beschäftigt. Clemenze richtete sich auf, und that einige Fragen über ihren Aufenthalt, worauf die kleine wohlgenährte Wärterin die Brille von der Nase zog, die Hände faltete und sehr wortreich des Himmels Hülfe pries. Die Fragen beantwortete sie indessen nicht, vielmehr stand sie auf, und verschwand durch eine Seitenthür. Clemenze hatte gute Muße, sich umzusehen, denn erst nach langer Zeit kam die Dienerin wieder, mit kleinen trippelten Schritten, hinter einer stattlichen bejahrten Dame herschreitend, deren Putz aus derselben Zeit war, wie die Tapeten, die Sessel und Spiegel des Krankenzimmers.

„Ist sie denn auch wirklich bei sich?“ fragte die Dame leise. „Ihre irren Reden und Klagen mag ich nicht wieder hören. Aber François wird doch wünschen, daß ich sie gleich sehe, wenn sie Zeichen von Vernunft und Besserung giebt. — Mein Gott, wie es hier finster ist; ich wundre mich, Antoinete, wie Du das aushältst; ohne Luft und Licht bin ich krank. François will es indessen so, er muß es am besten verstehen. — Sage ihr, daß ich da bin, Antoinette; ich fürchte mich vor der Unterredung, ich bin nicht gern mit fremden Leuten zusammen. Wenn man alt wird, ist die Gewohnheit eine Tyrannin! —“

Clemenze hatte während dieses flüsternden Gesprächs im Bette aufrecht gesessen; jetzt nahete sich Antoinette, und meldete ihr den Besuch der Madam Hortense Guigott, in deren Wohnung sie sich befinde. Langsam und sehr freundlich bewegte sich indessen die Hausfrau vorwärts, Clemenze versuchte einige Worte des Dankes, obgleich sie noch immer nicht begriff, was mit ihr geschehen war.

„Mir haben Sie nicht zu danken, Madame — oder Mademoiselle — ich weiß nicht“ — antwortete Hortense; „François — mein Sohn, der Doctor, hat Alles gethan. Er brachte Sie aus der Fischerhütte her, wo Sie krank lagen, wir wissen weiter nichts.“ —

„In der Fischerhütte?“ fragte Clemenze. „Ach Madame! mein Kopf ist so schwach. Lassen Sie mich nachdenken; Sie sollen Alles wissen. Ich muß meine traurigen Erinnerungen sammeln, und will sie Ihnen mittheilen, nur haben Sie Geduld mit meinem verworrenen Sinn!“

Madame Guigott rückte den Sessel ein wenig und ließ sich mit allen Zeichen der Zufriedenheit nieder; ihre klaren lebhaften Augen hingen an Clemenze's Munde.

aber Antoinette beugte sich über die Lehne, und flüsterte ihr zu: „Ei Madame, was wollen Sie machen? der liebe Doctor hat ausdrücklich verboten, die junge Dame an das Vergangene zu erinnern.“

Hortense machte ein Gesicht, dem man Verdruß und getäuschte Erwartung ansah, trotz des besten Willens, sie zu verbergen. „Denken Sie jetzt nicht an das, was vorbei ist, mein Kind,“ sagte sie, „ich dürfte Sie nicht anhören, wenn ich auch gerne wollte. Schlimm genug mag es Ihnen ergangen seyn; wäre nicht François eben seit ein paar Wochen hier, und wäre er nicht durch Gottes Gnade so groß in seiner Kunst, in den Händen der unwissenden Fischer hätten Sie ein Grab auf le sables d'Ollonne gefunden.“

„Le sables d'Ollonne?“ wiederholte Clemenze, „o Gott ja, so hieß das Ufer, wohin mich Duglas führte.“

„Duglas?“ fragte Madame Guigott. Antoinette zupfte leise und zaghaft an ihrer Mantille, und erhielt einen finstern Blick zur Antwort. — „Kein Wort mehr, liebes Kind!“ wandte sie sich zu Clemenze, „Alles ein ander Mal, wenn Sie stärker sind. Ich bin nicht neugierig, obgleich das sonst ein Fehler des Alters ist; aber freilich will man wissen, wen man beherbergt, und einen Namen muß jedes Gottesgeschöpf haben, wenn man mit ihm umgehen soll.“

Clemenze wollte eben diesen Wink benutzen, als sich die Thür öffnete, und der Doctor eintrat. Sie hatte seine Gestalt oft an ihrem Bette gesehen, war mit ihr vertraut geworden, hatte sie in ihrem Gedächtniß gefunden, da die Nacht der Krankheit wich, aber jetzt erst wußte sie klar, es sey jener junge Mann, der den Prinzen Jakob in Nonancourt begleitete. Seine Augen strahlten Freude, als er sie nach einer tagelangen Abwesenheit wieder sah, wie sie ihn besonnen anredete, und sich ihrer

ersten Begegnung erinnerte. Madame Guigott und Antoinette sahen nur auf ihn, hörten seine Worte wie Göttersprüche an. Das Gesicht der Mutter, fast immer von einem kränkelnd eigensinnigen Zuge entstellt, ward heiter und angenehm in seiner Nähe; gewohnt, von seiner frühesten Kindheit an, jede Regung in seinen Blicken zu lesen, blieb ihr der Antheil nicht verborgen, den er an der Fremden nahm, und Clemenze gewann ihr Herz, weil François um sie besorgt war. Den ganzen Schatz ihrer Liebe besaß dieß einzige Kind, es schien fast, als habe sie nichts mehr an Andre zu spenden; denn obgleich die Einsamkeit, in welcher sie wohnte, eine Leere in ihrem lebendigen Geiste, einen Wunsch nach Unterhaltung und Beschäftigung erzeugte, gelang es doch weder Gesellschafterinnen noch Dienerinnen, den Platz neben Madame Guigott zu behaupten.

Sie hatte nicht immer in le sables d'Ollone gelebt, und einst einen weiten Kreis um sich versammelt; doch wenn die Welt jedem unvollkommen erscheint, so sah Niemand Mängel und Flecken schneller, als Hortense, wußte Niemand sie schärfer zu rügen. Sprach die eine Bekannte so viel, daß sie mit der concertirenden Violine zu vergleichen war, und Andern nur die Begleitung ließ, so war dagegen der Mund der Zweiten wie ein Spartopf, der nur einnimmt, aber nichts wiedergiebt, — ärgerte sie sich über die Coquette, so war ihr das spröde Wesen der Reizlosen ein Gräuel, fühlte sie ewig den quälenden Drang einer sorglosen Mutter und schlechten Hausfrau ihre Fehler vorzurücken, so empörte sie doch das offene Selbstlob der Fleißigen nicht weniger, die das Himmelreich mit den Werken ihrer Hände gewinnen wollte, da doch die Lilien auf dem Felde nicht spinnen und weben, und dennoch schöner geschmückt ist, als Salomo in seiner Herrlichkeit. Aller geselligen Freuden überdrü-

ßig, glaubte sie sich endlich in dem kleinen sandigen Fischerorte besser zu befinden, und wirklich gab es da keinen Aerger, als über den Lärm der Hunde, das Brausen des Windes, das Klappen der Fenster, über schlechtes Gesinde, unartige Fischerbuben, das Gekreisch der Seevögel und das nächtliche Singen der Fischer auf dem Meere. Antoinette, immer bemüht, die Steine des Anstoßes zu entfernen, wußte sich geduldig zu bescheiden; wenn es nicht gelang; denn — dachte sie — die heilige Mutter mag mir verzeihen — wenn der Herr unsere Dame in den Himmel führt, wird sie selbst dort etwas finden, das nicht nach ihrem Geschmack ist. — Mit dieser Ueberzeugung wunderte sie sich keinen Augenblick, wenn sie selbst dem allgemeinen Loose unterlag, und hörte das oft wiederholte Verzeichniß ihrer Mängel demüthig an, doch ungefähr nur so, wie das lateinische Gebeth des Priesters mit den besten Vorsätzen, aber oft von fremden Gedanken überrascht. Sie diente Madam Guigott schon fünf und zwanzig Jahre, denn sie war François Amme, liebte ihn, wie ein eignes Kind, und ward von seiner Liebe geschmückt; mochten deshalb ihre Gewohnheiten noch so ärgerlich seyn, François Mutter konnte sich nie entschließen, sie nie zu verstoßen, und das ruhige breite Gesicht alterte unvermerkt im Hause, so oft auch die anderen Gesichter wechselten. Clemenze gewann nun mit jedem Tage neue Kraft, sie konnte viel mit Madame Guigott und dem Doktor beisammen seyn, sie durfte den Blick in ihre Vergangenheit nicht mehr scheuen, und theilte ihrer Wirthin unter vielen Thränen ihr Schicksal mit. Hortense ereiferte sich sehr über Duglas, aber sie ärgerte sich bei weitem mehr über Clemenzes Vater und Madame L'hopital, die so gänzlich mit Blindheit geschlagen waren; — solche heftige Gemüther erkannte sie auf den ersten Anblick des Gesichtes, solche Augen waren ihr unerträglich,

sie sah die Funken des Zornes, selbst wenn der Wolf das weißeste Schaafskleid anlegte. Und vor dem Militär hatte sie besondere Scheu; das war hochfahrend, stolz und eitel, ein klingendes Erz und eine tönende Schelle, oder mordsüchtig und räuberisch, und in den vielen Kriegen Ludwig des Vierzehnten recht zur Geisel der Menschheit geworden. Ueberhaupt konnte sie sich über nichts mehr ärgern, als wenn dieser König vergöttert wurde, der doch mit den Fehlern aller Männer so überreich begabt war, wie mit allem andern. —

Nachdem sie alle diese Ansichten mit großer Lebhaftigkeit entfaltet hatte, beobachtete sie plötzlich Clemenze's Thränen, und bemühte sich nun mitleidig und freundlich, sie zu trösten. Es kam ihr nicht in den Sinn, einen Gast, dem François wohlwollte, eine Halbkranke, Leidende von sich zu lassen, und sie bat Clemenze, in den nächsten Wochen nicht an die Abreise zu denken, ja sie bat so herzlich, daß es der Verlassenen recht wohl that. So war denn die junge Frau wieder ein Familienglied; die regelmäßige Einrichtung des Tages, stetige Arbeit zum Nutzen ihrer Wirthin, die angenehme Unterhaltung des jungen Arztes, seine freundliche Theilnahme, sein schöner Ernst, Abends ein Buch aus seiner Sammlung, woraus sie abwechselnd der Mutter vorlasen, ein Spaziergang an's Ufer, — alle diese einfachen Freuden wareu heilender Balsam für das Herz der armen Clemenze. Je mehr sie wahrnahm, mit welchem reizbaren Gefühl Madame Guigott die Schattenseite des Lebens aufsuchte, je mehr machte sie es sich zur Aufgabe, sie zufrieden zu stellen; ihr Zartsinn ahnete bald von ferne, was die alte Frau verletzen konnte, und wenn irgend ein großes Weh verschmerzt, ja vergessen werden mag, so ist es gewiß, indem es in der schönen Sorge für fremdes Wohl verschwindet. Es vergingen zuweilen Tage, wo Clemenze wieder so ruhig

war, wie an des Vaters Brust; erst wenn sie Abends ihr Zimmer betrat, wenn das Brausen der Wellen einförmig zu ihr herüberklang, und der Mond sich in dem Meere badete, trat das Nachtstück ihres Schicksals vor ihre Seele; sie dachte dann mit unaussprechlichem Schmerz an den Mann, der sie verließ, und weinte oft halbe Nächte, statt zu schlafen. Aber sie fühlte die Verbindlichkeit, die Ruhe eines gastlichen Hauses nicht durch ihren Gram zu stören; deßhalb kämpfte sie, wo sie sich sonst hingegeben hätte, und waren ihre Augen vom Weinen roth, so ging sie erst an's Ufer, um sie in der scharfen Seeluft zu trocknen, ehe sie Madame Guigott das Morgengebet, oder eine von Baussuets oder Fenelons Betrachtungen vorlas. — Nur den Doctor vermochte sie nicht zu täuschen; sein Gesicht war der Spiegel ihrer Seele, und sie fand in seinen Augen, was sie selbst verhehlen wollte.

„Sie gefällt mir nicht übel,“ sagte Madame Guigott zu Antoinetten, als wenige Tage vorüber waren, „und François macht so viel aus ihr, daß man allerdings eine günstige Meinung von ihr fassen muß. Sie ist hübsch, wirklich sehr hübsch, nur ihre Nase könnte anders seyn; solche Nasen kann ich eigentlich nicht leiden. Und dann — wenn sie die schwarzen Locken nicht so tief trüge, würde sie hundertmal besser aussehen. Ich ärgere mich, wenn sich die Menschen verstellen, weil es in Paris so Mode ist.“ —

„Die Jugend liebt die Mode,“ erwiederte Antoinette, „der liebe Doctor lobte neulich die Locken der Madame gar sehr.“

„Meinetwegen,“ sagte Madame Guigott, „das sind Nebensachen. Uebrigens ist sie ein Engel von Güte, wie auch François sagt; ich wünschte nur, sie gäbe weniger auf mich acht; sie meint es gut, aber es ärgert mich manchmal ein bischen. Solche gute Menschen wollen

immer dienen und helfen; das ist löblich, kann aber übertrieben werden. Hätte die arme Frau sich nicht um Jakob Stuart bekümmert, wäre sie besser daran. Und wenn der nur verdient, was für ihn geschehen ist. Von den Schwächen und Unbesonnenheiten seiner Väter ließe sich ein Foliant schreiben."

„Und doch liebt unser Doktor den Prinzen so sehr," sagte Antoinette; „und der kann nur das Gute und Vortreffliche lieben. Gott segne ihn! —"

Madame Guigott schwieg, ihr Mutterherz stimmte Antoinetten bei, obgleich der Widerspruch ihr Mißfallen erregte. In ihrer Seele sah es überhaupt oft viel milder aus, als ihre Worte vermuthen ließen, und während sie aus alter Gewohnheit Manches an Clemenze tadelte, ward ihr die jugendliche Gesellschafterin alle Tage lieber und bald fast unentbehrlich. Es war ein anderes Leben in dem einsamen Hause am Strande, seit sie es mit bewohnte; die Dienste von ihrer Hand unterschieden sich angenehm von denen erkaufter Dienerinen; sie wußte zu reden und zu schweigen; ihre Stimme rührte das Herz, wenn sie Worte des Trostes, der ewigen Liebe aussprach, ihre Hand erweckte die Töne eines langverstummten Instrumentes, und wenn sie gleich nicht halb so schön sang, als François, so war sie doch die Ursache, daß seine Mutter ihn jetzt oft hörte. Daß ihr Umgang den jungen Mann beglückte, sah selbst Antoinette; wie hätte es dem scharfen Auge der Mutter entgehen können? Wie freudig glänzte sein Auge, wenn er sie nach kurzer Trennung wieder fand, wie suchte er alles hervor, sie zu erfreuen, wie zart war seine Theilnahme an ihrem Schicksal, wie belebt seine Unterhaltung, sein ganzes Wesen! — Der Mond hat kein eignes Licht, aber die Sonne leiht ihm den bezaubernden Glanz, der unser Herz so tief rührt — eben so waren es nicht Clemenzes Vorzüge, was ihr die

seltene Liebe von François Mutter erwarb; es war der Wiederschein der anbetenden Mutterliebe, mit welcher sie an dem Sohne hing, ein Schimmer, der alles verklärte, was ihm theuer schien. Als Guigott sich von dem Prinzen trennte, war er nach der kleinen Besitzung le sables d'Ollonne gekommen, seine Mutter auf kurze Zeit zu sehen, und sich für einen andern Aufenthalt zu bestimmen; seit Clemenze das Haus betrat, wurde nicht mehr von der Abreise gesprochen. Er fand den Wirkungskreis in der weiten Umgegend für seine Kunst segensreicher, als eine große Stadt; denn hier war die unwissende Armuth zu pflegen, zu retten, hier lohnten reiche Dankesthränen statt goldener Erndte. Der einsame Strand war ihm nicht reizlos, mochte auch das Meer ihn für immer von der Gemeinschaft der Menschen scheiden; auf dem Plätzchen, an welches seine Wellen schlugen, wohnte die reinste Seligkeit. — Aber Tage wurden zu Wochen, Wochen reiheten sich zu Monaten. Bevor die Schiffahrt durch Herbststürme gefahrvoll wurde, glaubte Clemenze die Trennung beschließen zu müssen.

Sie wollte nach Nonancourt zurückkehren, dort in des Vaters Hause still leben, eine Wohlthäterin der Armen, eine Lehrerin der Kinder seyn; sie malte sich Alles recht freundlich aus, ohne ein trauriges Gefühl verscheuchen zu können, das ihr alle ihre Leiden neu machte. Tage lang zögerte sie, Madame Guigott diesen Entschluß bekannt zu machen; endlich that sie es an einem Abend, wo der Doctor abwesend war. Doch wie fand sie sich überrascht, als Hortense, sonst immer in den Grenzen würdigen Ernstes, sie bewegt an die Brust zog und ihr gestand, sie habe schon lange nicht mehr an die Trennung von ihr denken mögen, sie sey an ihren Umgang gewöhnt, und würde sie selbst an ihres Sohnes Gesellschaft vermissen. „Sie haben ja nichts Näheres mehr auf der Welt,

Clemenze!“ fuhr sie fort, „bleiben Sie denn bei mir, bis mich Gott von diesem unvollkommenen Körper erlöst. Ich habe Sie lieb; wer sollte Sie auch nicht lieb haben, kleine Mängel finden sich überall — Manche würden Ihnen ein wenig mehr Heiterkeit wünschen, doch Ihr Schicksal erklärt Ihren Ernst hinreichend, und weil es so ist, kann ich Sie am ersten auffordern, den traurigen Winter in le sables d'Ollonne zu versuchen, Sucht nach Vergnügen darf hier nicht herbergen. Seit Sie da sind, ist mir manchmal recht wohl in der Welt; Antoniette, das begreifen Sie wohl, kann mir nichts seyn. Sie ist François Amme, sie hat dies liebe theure Kind an ihrer Brust gepflegt; darum habe ich 25 Jahre Engelsgeduld mit ihr gehabt; Engelsgeduld gehört dazu, sich über ihre Gewohnheiten nicht zu ärgern. Denn erstens ist sie langsam, wie der Minutenzeiger, und eben so gleichförmig, möchte man auch vor Ungeduld vergehen. Dann spricht und thut sie zuweilen, daß ich mich besinne, ob sie Madame Guigott und ich Antoniette Bouvier, und zuletzt hat sie die fatale Manier, Alles zu entschuldigen, mag es seyn, was es will! — Indessen ließe sie das Leben für François, und er würde etwas entbehren, wenn er ihren Platz von dem ersten Pariser Bedienten ausgefüllt sähe. — Aber, liebes Kind! Sie haben mir noch nicht geantwortet, wollen Sie bei uns bleiben?“

„O wie gütig sind Sie,“ sagte Clemenze, „Sie wünschen, was mich glücklich macht. Gott kann die düstersten Wege des Menschen zum Licht führen. Als ich le sables d'Ollonne betrat, glaubte ich in den Tod zu gehen, nun hat er mir hier neue Pflichten und neue Freuden bereitet.“

„Suchen Sie auch, wieder heiter zu werden, Clemenze!“ erwiederte Madam Guigott. „Ein Mann, wie Duglas, macht seine Frau am glücklichsten, wenn er auf dem

Meere herumschwimmt, je weiter, je besser. Die Männer haben überhaupt alle ihre schwarzen Flecken, ich will an einen Ritter ohne Furcht glauben, ohne Tadel nimmermehr! François ist der beste, den es giebt, daß muß ich selbst sagen, obgleich ich seine Mutter bin, und mich nicht leicht über etwas täusche.

(Schluß folgt.)

Die Linientaufe.

Eine Schiffsscene.

Eben ging die Sonne auf, und die Verdecke waren kaum gewaschen, als auch schon die rührigen Matrosen Vorbereitungen zu einer wichtigen Festlichkeit trafen; denn sie hatten Tags zuvor den Offizier von der Vormittagswache dem Kapitän die Breite zu zwanzig Minuten Nord berichten hören, und wußten, daß heute Neptun seine Aufwartung machen werde. Das kleine Boot wurde aus den Hacken gehoben, und auf den Gang gestellt, alle Pumpen im Schiff in Bewegung gesetzt, die Speigate verstopft, daß das Wasser nicht wieder ablaufen konnte, so daß in kurzer Zeit das ganze Verdeck unter Wasser stand. Das Boot selbst war bis zum Dolbord voll, und ganz zum Gebrauch als Badwanne eingerichtet, in ihm aber eine buntfarbige Stange aufgesteckt, mit einer Aufschrift, welche auswies, daß dieß Neptuns bequeme Barbirstube sey. Alles war voll Geschäftigkeit und Leben; die Zimmerleute verwandelten ein altes Kanonengestell in einen Triumphwagen, der Stückmeister bereitete Fahnen zu seiner Verzierung, sein Gehülfe war beschäftigt, die Matrosen, welche als Wallrosse auftreten sollten, anzustreichen; der Wagenlenker aber legte die Liv-

ree Neptuns an. Endlich war Alles zur Aufnahme des Königs der See bereit.

„Hallo!" rief die Wache. „Ein fremdes Segel, Sir! gerade vor uns!" — „Gut, Junge, kannst Du sehen, was es ist?" — „Es sieht aus wie ein Boot, Sir!" Unter der anscheinend lustigen Gruppe auf dem Spiegel erbleichte jetzt manches Gesicht, und strafte das laute Gelächter manches Zuschauers Lügen. Der Kapitän erschien auf dem Verdeck, um den nahenden Fremden zu recognosciren. „Hoho! das Schiff ist da!" rief eine laute Stimme von vorne.

Ein Horn erklang, und über dem Bug erschien König Neptun sammt Gefolge. Er war in Schaaffelle gekleidet, trug einen hänfenen Bart, der bis auf die Mitte des Leibes herabhing, und hatte einen Dreizack in der Hand, an dessen Gabel ein Fisch stack. Die Prozession setzte sich in Bewegung. Voraus zog die Schiffsmusik, in festlicher, phantastischer Kleidung, und spielte Rule Britannia! aus Leibeskräften; nächst ihr folgte der Triumphwagen, mit verschiedenen Fragen verziert; auf ihm saßen Neptun, Amphitrite und Triton, hinter ihnen kam ihr Gefolge, bestehend in dem Barbier, dem Doktor, dem Schreiber und einem Dutzend buntgekleideter Halbgötter welche als Wasserschergen figurirten. Bevor der Zug sich in Bewegung setzte, wurden alle die Unglücklichen, welche die Linie noch nicht passirt hatten hinabgetrieben, die Gitterthüren vorn und hinten vorgelegt, und, damit keiner entrinnen konnte, Schildwachen davorgestellt. Der Pracht-Aufzug kam heran: Neptun sah so majestätisch aus, als Dreizack und Schaafspelze ihn nur immer machen konnten: Amphitrite war mit Hülfe rother Schminke und wergner Locken ein leidliches Conterfei der Seeunholdin; Der Barbir schwang sein Messer, der Schreiber zog seine Liste hervor, und in seinem dreispitzigen

Hut, seiner Perrücke, mit der Feder hinter dem Ohr, und dem Dintenfaß, das ihm vorn am Knopfloche hing, sah er äußerst klug und verständig aus; die Roße bäumten sich wunderlich, und der Kutscher, stolz auf seine Livrée und Armbänder, knallte lustig mit der Peitsche.

Der Kapitän stand zum Empfange Neptuns bereit, und eröffnete ein Gespräch, welches damit endete, daß Se. Majestät ersterem zu verstehen gab, er und seine Gemahlin hätten sich bei ihrer weiten Morgenfahrt durch die Fluthen den Magen erkältet; ein Wink, den der Kellermeister des Kapitäns sogleich verstand, und ihre Bedürfnisse befriedigte. Das ganze Gefolge fühlte im Augenblick dieselbe Beschwerde, und bat um dieselbe Arzney. Se. Majestät reckte jetzt nach des Kapitäns Küchenmeister den Dreizack aus, als wollte er ihn anspießen, in der That aber, solchem mit dem darauf gesteckten Fisch eine Zulage zu des Kapitäns Mittagsmahl zu bescheren. Während dieser Ceremonie stand die Schiffsmannschaft, mit ihren Wassereimern, nassen Kehrwischen u. s. w. bewaffnet, an der Laufplanke aufgestellt, und harrte ungeduldig des Hauptspaßes. Die Musik und der Zug begannen von Neuem, letzterer kam aber nicht so bald bei der Laufplanke an, als die Prozession mit Strömen Wassers begrüßt wurde, und Se. Gottheit beinahe in ihrem eigenen Element erstickte. Nach diesem Willkomm verließ Neptun seinen Wagen und bestieg einen Sitz, um hier in königlichem Staate über die Operationen des Tages die Aufsicht zu führen. Der Schreiber händigte Sr. Maj. die Liste ihrer Kinder ein, und empfahl sie seiner besondern gütigen Aufmerksamkeit. „Saunders Quake ist der Erste auf der Liste," sprach Neptun; „bringt ihn herauf!" Hinweg eilten die Tritonen oder Konstabels, die bis zur Hälfte des Leibs nackt, oben phantastisch bemalt waren, auf dem Kopfe Teufelsmützen und kurze bemalte Stäbe in den

Händen trugen. Die große Lückenklappe ward aufgethan, und hervortrat, von zwei Tritonen geführt, der arme Saunders, mit einem Gesichte, so weiß als das Schnupftuch, welches seine Augen bedeckte, und zitternd in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Seine Quäler setzten ihn auf den Rand des kleinen Boots über der Laufplanke, und der Barbier fragte, gegen Neptun gewandt: „Ew. Gnaden erlauben, welches soll ich gebrauchen?“ Damit hielt er drei Messer hin, von denen man zwei sehr gut für Sägen von verschiedener Größe hätte halten können, das dritte aber bestand aus einem glatten, eisernen Reifstück, ohne Zähne. „Wir wollen zuerst hören, was er von sich zu sagen weiß,“ sprach Neptun. „Woher kommst Du, Saunders?“ — „Aus Schott — oh! oh!“ schrie der arme Tropf, denn der Barbier fuhr ihm mit einer wohlgefüllten Theerbürste in den Mund. „Wie lang ist es, daß Du's verlassen hast?“ Aber Saunders war gewitzigt, er biß seine Zähne über einander, drückte seine Lippen zusammen, und saß da, ein possierliches Bild von Furcht und verzweifelter Entschlossenheit. „Ein verschlossener Schotte, wie ich sehe.“ sprach Neptun; „seift ihn ein, daß sein Bart geschlachter wird, und lehrt ihn den Mund öffnen.“ Der Barbier seifte die Wangen seines Patienten mit Theer, schwang mit vielem Anstand sein sanftestes Messer, und vollbrachte die Operation, ohne eben viel Haut wegzunehmen.

Der Doktor, mit seiner Flasche Theerwasser und seiner Büchse mit unbeschreiblichen Pillen stand daneben, bereit, jedes unwillkührliche Schnappen des armen Schottländers zu benutzen. Auf ein gegebenes Zeichen ward ihm die Binde von den Augen genommen, und er plötzlich rückwärts gestoßen, so daß er ihm Wasser sich hin und her wälzte, bis ihn eine mitleidige Hand wieder herauszog. Halb ertrunken und blind vom Salzwasser,

rannte er fort wie ein Hase vor seinem Verfolger, und stolperte über ein Seil, das als Fallstrick für den Unbehutsamen über das Verdeck gespannt war, und während er so ausgestreckt lag, bekam er den Inhalt aller Wassereimer auf dem Schiffe über den Kopf. Er stand auf, rannte fort, und fiel wieder. Endlich erreichte er das Vorderkastel, ergriff einen Wassereimer, und eilte, sich für seinen Schrecken und seine Leiden dadurch zu trösten, daß er seinen Nachfolgern that, wie ihm selbst geschehen war.

Der österreichische Staat.

Alle k. k. Erbstaaten, mit Einschluß des Lumbardo-Venetianischen Königreichs haben eine Ausdehnung von 12,153 geographische Quodrat-Meilen, wovon auf die deutschen Staaten 3548 kommen.

Sie werden von sieben verschiedenartigen Hauptnationen bewohnt, nämlich den Deutschen, den Slaven, den Magyaren, den Italienern, den Wallachen, den Griechen und den Juden. Die Gesammt-Bevölkerung belief sich 1828 auf 31,944.000 Seelen, oder ungefähr $\frac{1}{7}$ der Bevölkerung von Europa. Seit mehrern Jahren vermehrt sich die Seelenzahl in unserm Erdtheil jährlich um zwei Millionen. In Oestreich beträgt die Zunahme $\frac{1}{3}$ Prozent, folglich mehr als 425,000 Seelen. Die religiöse Duldung ist unbeschränkt in den k. k. Erbstaaten, und Nichtkatholiken können alle Zivil- und Militärposten bekleiden. Der Elementar-Unterricht wird von der Regierung nicht nur begünstigt, sondern werkthätig unterstützt. Zu Wien, Linz, Prag, Mailand giebt es Taubstummen-Institute, und zu Wien und Linz Schulen für Blindgeborne. Vier Fünftel des Bodens sind bebauet und ziemlich abträglich.

Eine Eisenbahn verbindet die Donau mit der Moldau zwischen Linz und Budweis. Die Minen liefern 45,000 Mark Gold und 100,000 Mark Silber. Das öffentliche Einkommen beträgt 120 Millionen Kaisergulden. Die Abgaben jedes Individuums können auf 4½ Gulden berechnet werden. Die Staatsschuld belief sich 1827 auf 610 Millionen Gulden. Die Streitmacht besteht im Kriege aus 750,000 Mann, mit Einschluß der Landwehr, welche letzte 474,000 Mann stark ist. Das Verhältniß der stehenden Armee ist wie eins zu hundert.

Anekdoten.

Ein Verrückter war aus seiner Verpflegungsanstalt entlaufen. Er sah eine Menge Menschen in eine Kirche gehen, und folgte einem Manne nach, der mit einem großen Muffe, einer Perücke und einem gravitätischen Gange ihm sehr ehrwürdig vorkam. Es war der Cantor. Mit ihm ging er auf das Chor. Nach einigen Augenblicken räusperte sich der ehrwürdige Mann mit dem Muffe, und fing das Lied an. Der Verrückte ließ sich das gefallen; als aber darauf die Chorknaben einschreiend einstimmten, und endlich auch die ganze Gemeinde, so machte ihn dieses langentwöhnte Getöse sehr übellaunisch. Er näherte sich dem Cantor, der nichts Arges vermuthete, und gab ihm eine derbe Ohrfeige. „Narr du, sagte er, hättest Du das Maul gehalten, so wäre der ganze Lärm nicht angegangen.»

Ein Bauer, dem aus einer Erbschaft ein spanisches Rohr zu Theil ward, befahl seinem Sohne, es oben abzuschneiden, aber nun paßte der Knopf nicht mehr an den abgeschnittenen Theil. Als Jener sein Mißfallen darüber äußerte, sagte der Sohn, Warum habt ihr mir befohlen, den Stock oben abzuschneiden; ich hätt' es lieber unten gethan. Esel! versetzte der Bauer, unten war er mir ja nicht zu lang, aber oben.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 6tes Stück.

Clemenze L'hopital.

(Schluß.)

Der Winter kam heran, die karge Vegetation, die das einsame Wohnhaus umgab, starb dahin, die Sonne machte eine immer kürzere Bahn um ihr Wellenbeete, Nebel schleierten die Ferne ein. Man hatte sich vor diesen Tagen gefürchtet, und staunte, als sie schnell vorüber waren, als der Frühling das sparsame Grün weckte; man hatte sich auf den Sommer gefreut, und er verschwand, wenn auch nicht ungenossen, doch flügelschnell. Durch eine nie genug erkannte Wohlthat der Natur hat die regelmäßig verlebte Zeit, der streng eingetheilte Tag den raschesten Lauf, und die Rosse am Wagen unseres Lebens fliegen unaufhaltsamer, je länger sie gehen. Zwey Jahre waren vorüber, seit Clemenze in sables d'Ollonne ankam; unvermerkt waren sie hingeschwunden, unvermerkt hatten sie Vieles, ja Alles verändert. Guigott hatte Clemenze's Bild in der Seele behalten, von dem Moment, wo er sie in Nonancourt sah; damals war es ein leichter Eindruck, eine freundliche Erscheinung, bis er sie wiederfand, ihr Freund und Retter wurde, ihren Umgang

als den Lohn von Mühe und Arbeit erkannte, bis das leise Einverständniß ihrer Seele ihm klar wurde, und der stille Werth der jungen Unglücklichen selbst seine strenge Mutter gewann. Seine heilige verschwiegene Liebe wuchs in der Tiefe eines unentweihten Herzens, das keinen Wandel kannte; sie war vermählt, und er liebte ohne Hoffnung, allein sein Glück war so groß, seine Neigung so zart, daß ihn dieser Gedanke anfangs nicht störte. In der Stille forschte er nach Duglas; man kannte seinen Namen auf Martinique nicht, er hatte dort kein Besitzthum, Niemand wußte etwas von ihm; vielleicht war er todt, begraben in den Wellen, vielleicht hielten Clemenze's Hand keine Fesseln mehr.

Guigott wagte nicht, ihr seine Gedanken mitzutheilen, er sprach ihr niemals von seinen Gefühlen, aber aus leisen Hoffnungen, aus Träumen, die er nicht verdrängen mochte, wurden Wünsche, Sehnsucht und Verlangen. Der zweite Winter fand ihn anders als der erste, träumend, traurig, kämpfend mit dem Vorsatz, ihre Nähe zu fliehen, und mit der Versuchung, sie wenigstens zur Vertrauten seiner Leiden zu machen. Doch ihr Ernst, ihre Entfernung von ihm, die Schüchternheit, die an die Stelle schwesterlichen Vertrauens getreten war, machte solche Mittheilung unmöglich; denn auch Clemenze war nicht mehr dieselbe. Beschämt und tiefgekränkt forschte sie in ihrem Herzen, und fand seine Gefühle verwandelt, die Liebe und die Schmerzen, denen sie ewige Dauer zugetraut hatte, versunken, und ihr bleiches Bild kaum noch durch die Erinnerung hervorzurufen. Wenn sie an Duglas dachte, erschien neben ihm eine andere Gestalt; sie verglich unwillkührlich Beide, und ein strahlendes Vorbild männlichen Werthes verdunkelte die trügerische Schönheit, die einst ihre frühe Liebe war. Mit Schauder erinnerte sie sich seiner Wuth, seiner wechselnden Leiden=

schaften, der Unstetigkeit, mit welcher er nach Glück rang, ohne es zu finden, während sie Guigott's ernste Sanftmuth, sein reines Wohlwollen im Dienste der Menschheit, sein festes, unwandelbares Gemüth bewunderte. Wenn er Nächte durchwachte, unwegsame Pfade in tiefer Dunkelheit, in Sturm und Regen ritt, um Trost an ein Krankenbett zu bringen, wenn die Geretteten ihn ihren Engel nannten, dann fühlte sie leise mit Schmerz und Lust, es sey Glück, einem solchen Manne werth zu seyn, aber Seligkeit, für ihn leben zu dürfen.

Madame Guigott beobachtete ihren Sohn lange schon, und sein Herz lag vor ihr wie ein offenes Buch; aber sie wollte Gewißheit ihrer Gedanken, und wandte in einer einsamen Unterredung die ganze Macht mütterlicher Liebe und mütterlichen Ansehens auf, um sich zu seiner Vertrauten zu machen. François sah sich verrathen, glaubte sich verstanden, beklagt, es that ihm wohl, sich auszusprechen, und was er bisher nur dunkel gedacht hatte, das gewann Kraft und Bedeutsamkeit, während er ihm Worte lieh. „Ich muß fort von hier, Mutter!“ sagte er, „ich fühle, wie ich versinke, wie mein Herz in seiner engen Welt lebt, statt daß es sonst einen weiten Kreis, ja die Menschheit, mit Liebe umfaßte. Es muß wieder still in mir werden, und es kann nur, indem ich ein Glück aufgebe, daß mir nicht mehr genügt.“ —

Hortense hörte ihn mit großer Unzufriedenheit an; sie fürchtete einen Theil ihres Lebensglücks zu verlieren, war gekränkt und ärgerlich, und befand sich zum erstenmale in Zweifel, wen sie tadeln oder schelten, über was sie predigen sollte. Clemenze war leider unschuldig bis auf den Leichtsinn bei ihrer ersten Wahl. L'hopital und seine Schwägerinn waren todt, und ihr Urtheil längst gefällt; auf Duglas's Haupt häufte sich endlich die meiste Schuld, aber diesmal ging auch François nicht leer

aus. Er war doch wie andere Männer, er mußte durch Leidenschaft und ungestümmes Wünschen ein reines Frauenglück zerstören; er trug einen Degen, und bändigte ein Pferd, aber wo es galt, männliche Kraft zu zeigen, da sanken dem stolzen Adler die Flügel. —

„Weiber können den Weisen bethören," sagte Antoinette, „und Liebe ist unüberwindlich."

„Lange nicht so unüberwindlich, als deine Entschuldigungssucht," rief Madame Guigott. „In den Mantel deiner Christenliebe können sich alle Sünder der Vor- und Nachwelt hüllen. Du breitest wohl auch ein Zipfelchen über den abscheulichen Duglas aus, der uns diese Noth hergeschifft hat. Die Frau ist unschuldig, das weiß ich, ehe du es sagst, aber eben das ist das Aergerliche; denn man darf ihr nun nicht einmal sagen, wie es Einem ums Herz ist."

Der Vorsatz war gut, aber seine Ausführung unmöglich. Als Clemenze und Madame Guigott allein saßen, reizte und peinigte ein böser Dämon die alte Frau, bis ihre Zunge sich wenigstens Seufzer, Anspielungen, bittere und, wenn gleich unverständliche Klagen erlaubte; es geschah wider ihren Willen, aber es brannte und zuckte wie Feuer in ihrer Brust, und machte sich Luft, sie wußte selbst nicht wie. Clemenze begriff sie nicht ganz, eine leise Ahnung übergoß ihre Wange mit Glut, sie suchte Antoinetten auf, und forschte mit bangem Herzklopfen nach dem Schlüssel zu Madame Guigotts Reden. Die treuherzige Amme antwortete durch Thränen. „Ach Madame!" sagte sie, nachdem sie Alles gebeichtet hatte, „es wird sehr traurig hier werden, wenn der liebe Doctor fort ist; er thut gleichsam wie Moses, der bitter Wasser süß machte. — Heute hab' ich es schon erfahren. Die Hunde sollten nicht bellen, die Hähne nicht krähen; wer will das solchen Geschöpfen wehren, die armen Thie-

re haben ja weiter kein Plaisir. Den singenden Fischerkindern wünschte sie Maulkörbe, und wollte sie mit eigner Hand anlegen; was ich that, sah sie nur kopfschüttelnd an, was ich sagte, ärgerte sie. Es wird sehr traurig hier werden! aber das thäte nichts, wenn er nur glücklich wäre. — Sein Glück war mein liebster Gedanke in der Stille; ich wollte, ich wäre gestorben, ehe ich sein kummervolles Auge sehen muß." — Clemenze dachte dasselbe, sie wagte nicht mehr den Blick zu erheben, um den seinigen nicht zu treffen; sie war nicht mehr froh in seiner Gesellschaft; war er abwesend, so drückte das gespannte Verhältniß zwischen ihr und Madame Guigott wie Gewitterschwüle auf ihre Seele, und Antoinettens verweinte Augen schienen die schuldlose Ursache des Unglücks anzuklagen. Ihre Entfernung blieb das einzige Mittel; dann konnte Guigott bleiben! — zitternd, mit stockender Stimme sagte sie eines Abends: sie wolle auf einige Zeit nach Nonancourt gehen; Madame Guigott sah sie an, als spräche sie eine fremde Sprache. — „Soll das wieder gut machen, was schlimm ist," antwortete sie, „so verfehlt es seinen Zweck; an Sie bin ich gewöhnt, wie an François, und wenn alle die hundert Sorgen der Wirthschaft wieder auf mich fallen, bringen sie mich um. Aber thut, was Ihr wollt. Ich habe mich, so lange ich lebe, über das Romanenwesen geärgert, nun habe ich es gar im Hause." —

Zu derselben Zeit als der stille Friede aus diesem Kreise wich, standen die Fischerinnen eines Morgens bei früher Dämmerung wie Meerweiber im Wasser, zogen die Netze ans Land, prophezeiten das Wetter und schauten nach einem Boote, das schnell herankam und in der Bucht vor Anker ging. Ein hochgewachsener Mann schritt durch den Nebel am Ufer hin, stand zuweilen, um sich blickend, still, und kam dann schnell auf die Frauen zu. Er

fragte zuerst, ob ein Detaschement Landsoldaten von Rochelle in sables d'Ollonne sey — man sagte ihm, sie wären gestern gelandet, und würden morgen Abend weiter segeln; es seyen zwölf Männer und ein Officier, ein junger muntrer Mann und ächter Franzose, voll Lust und Leben. Der Fremde erwiederte nichts auf dieß Geschwätz, er fragte weiter: ob Jemand sich einer kranken Dame erinnere, die vor etwa zwey Jahren in der Nacht hier angekommen und in einer Fischerhütte beherbergt worden sey. Seine Stimme wankte ein wenig, als er hinzusetzte: die Frau möge damals sehr krank gewesen seyn; habe sie vielleicht hier ihr Grab gefunden, so möge man es ihm nicht verschweigen. Die Fischerinnen belehrten ihn hierauf von dem Aufenthalt der Gesuchten, nachdem sie mit großer Weitschweifigkeit das halbvergeßne Ereigniß wiederholt hatten. Er aber bat um Verschwiegenheit, in derselben ärmlichen Hütte, bezahlte Beides reich, und folgte seinen Führerinnen den kurzen Weg, der ihm nicht unbekannt schien.

Clemenze war eben aus ihrem Zimmer getreten, und wollte zum Frühstück gehen, als ein Fischerbube eilig nach ihr fragte; er brachte einen Brief, sie warf den Blick auf die Handschrift, und erstarrte. — Verschwunden war der Fischerknabe; mit zitterndem Schritt eilte sie zurück, verschloß ihre Thür, und öffnete das Blatt. Es enthielt folgende Worte:

„Ich bin hier, habe vergeben, und will vergessen! ich fordre Dich auf, mir zu folgen, wenn Du noch des Schwures am Altar und deiner Jugendliebe gedenkst.

Versenke zwei schmerzliche Jahre in den Strom, der Alles fortwälzt, Schmerz und Lust und Leben; wenn Du mich geliebt hast, und treu bist, wirst Du es können."

„Ich bin in jener Fischerhütte, die Du kennst. Morgen früh um die siebente Stunde erwarte ich Dich dort,

nicht früher und nicht später. Geheimniß muß ich fordern, ich erscheine hier wie ein Geist, und will eben so wieder verschwinden; meinen Namen weiß Niemand, Du wirst ihn nicht verrathen. Sage in Deinem Hause, was Du willst, nur nicht die Wahrheit. Kämest Du nicht — doch den Gedanken will ich nicht denken — kämest du nicht, so wäre das letzte Band zwischen mir und der Menschheit zerrissen, und Du möchtest dann die Folgen vertreten. Georg Duglas."

Clemenze saß lange mit gefalteten Händen am Fenster, und sah über die Sandfläche hin, nach dem wogenden Meere, daß sie hieher brachte. — Sie dachte nichts deutliches, sie fühlte nur ein unaussprechliches Weh ihr Herz zusammendrücken; — wie Duglas gewollt hatte, versanken zwey Jahre vor ihrer Erinnerung, aber nicht zu seinem Vortheil. Denn wenn sie an jene Nacht dachte, wo sie unter gaukelnden Lichtern hier landete, an seine kalten tödtenden Blicke bei ihrem Flehen, an die Grausamkeit, mit welcher er sie verließ, so konnte sie den Gedanken nicht ertragen, in die Gewalt dieses Mannes zurückzukehren. Doch, bei allem geheimen Schmerz, bey allem Schauer, sprach ihr Gefühl für seine Forderung. Wenn ihn Reue über das Meer führte, durfte sie unversöhnlich seyn? würde sie es auch seyn, wenn ihr Herz treulos an einem andern Manne hinge? O es war Gottes Stimme, die sie zu schweren Pflichten rief, um eine strafbare Regung dieses schwachen wandelbaren Herzens zu vernichten. — Was an seinem Altar gelobt ward, durfte nicht gebrochen werden, und die Drohung, mit welcher Duglas Brief endete, machte ihr Blut zu Eis. — „Nimm es denn hin das Opfer, guter Gott!" sagte sie unter unzähligen Thränen, „und mag mein Leben kurz seyn, wenn es Dir gefällt! Seine Blüthen hat ein Frost getroffen, mag der Stamm zur Erde sinken; Du wirst

alles wieder erwecken am großen Frühlingsanfang. — Nur laß mich nicht undankbar, als eine verächtliche Flüchtige aus diesem Hause gehen; gib mir Macht über des rauhen Mannes Herz, daß er diesen Befehl zurücknimmt. — Laß mich wahr bleiben, und rein, vor Deinem und der Menschen Blicken." —

Der Tag verfloß; als Clemenze Abends von Madame Guigott Abschied nahm, konnte sie kaum ihr Gefühl bekämpfen; die halbe Nacht schlief sie nicht; sie schrieb einen langen Brief, den sie zurückzulassen hoffte, ordnete Alles, ging im Zimmer umher, oder sah in die Nacht hinaus, und horchte zum letztenmal auf das hohle Rauschen der Wogen, das so oft die Begleitung trüber und schöner Gedanken war. Der Morgen graute schon, wie sie sich ermüdet aufs Bett warf, und in festen, wenn gleich unruhigen Schlummer fiel.

Es mochte fünf Uhr Morgens seyn, da klopfte es laut am Hofthor, die Hunde schlugen an, ein Bedienter weckte den Doctor, den man dringend in die Fischerhütte rief. Guigott kleidete sich schnell an, und verließ das Haus; der Weg, den er zu gehen hatte, war weit, ihn begleitete die lebhafteste Erinnerung an den Morgen, wo er Clemenze zu Hülfe eilte. Die Gegend war mit demselben zarten Anfluge beleuchtet, die Nebelwolke, die auf dem Meere schwamm, bedeckte ihm, wie damals, den Aufgang des Tages, dessen verhüllten Stunden er entgegen ging. Jetzt lag die Hütte vor ihm, eine Frau stand erwartend in der Thür, sie lief hinein, seine Ankunft zu melden; er folgte ihr auf dem Fuße. Wie jenesmal fiel ein matter Lichtstreif auf die Matte am Boden, aber heute lag ein blutender Mann bewußtlos an der Stelle, wo er damals Clemenze fand. Die Schatten des Todes waren über ihn ausgebreitet, zwei alte Fischerfrauen bemühten sich vergebens, das Blut der Wunden zu stillen,

eine dritte betete eintönig ein Sterbelied. An dem halbverhangenen Fenster stand ein Mann in einen dunkeln Mantel gewickelt. —

„Was ist hier geschehen?“ fragte Guigott entsetzt. „Wer ist der Verwundete, wo ist sein Mörder?“ —

„Ich bin es,“ sagte der Fremde fest, und trat dem Arzte näher, „ich habe ihn im Zweikampf besiegt; wenn er stirbt, bin ich sein Mörder. Sprechen sie mein Urtheil, ich kann es tragen.“ —

„Er spricht wahr,“ flisterte die eine der Frauen, „meine Augen haben den Kampf gesehen, aber meine Bitte konnte ihm nicht wehren. Heilge Ursel, wie er nun still liegt, der wie Goliath drohte und zürnte. Der Sand des Ufers hat sein Blut getrunken, und die Welle seine Stimme verschlungen.“

Guigott kniete zu dem Verwundeten nieder, und untersuchte seinen Zustand; stumm und finster stand der Mann im Mantel neben ihm, das Gebet der Fischerin stockte, sie hing mit weit offnen Augen an des Arztes Zügen; auch die beiden Andern wagten kaum Athem zu schöpfen, es war eine Todesstille. — „Hier ist keine Hoffnung,“ sagte Guigott ernst und traurig, „was sich noch regt, ist kaum Leben. — Fliehen Sie, mein Herr! ich will nicht wissen, daß ich Sie sah.“ —

Der Fremde trat dem Lager näher und warf einen trüben Blick auf den Sterbenden. „Ich bin unschuldig,“ rief er aus, „deß' nehme ich Gott zum Zeugen. — Wenn ich fliehen muß, mein Herr,“ fuhr er fort, „so lasse ich meine Ehre in Ihren Händen; dies Blatt enthält die Namen der Freunde, die mich beim Regenten vertreten werden. Ich heiße Ami Coulon de Blainvillier; ein Commando brachte mich gestern von Rochelle hieher. Dieser Mann, Capitän Duglas, dessen Haß mich schon Jahre lang verfolgt, den ich in einem andern Welttheile wähn-

te, forderte mich zum Zweikampf auf, er war ein Fechter, den selten ein Gegner besiegte, und nur Gottes Hand hat ihn gefällt." —

Guigott lag neben Duglas auf den Knieen, und hielt ihn in seinen Armen. Er dachte an Clemenze, ihr Schmerz zerriß sein Inneres. Mitleid und Zorn kämpften in seiner Brust, wie er in die starren Züge des Mannes blickte, der ihr so weh gethan, den sie so sehr geliebt hatte, der des Lebens Glück besaß, und es frevelnd von sich stieß, um einsam unter Fremden zu sterben!

Die jüngste Fischerin trieb indessen Coulon zur Eile an. „Auf der Höhe liegt das Schiff, L'hirondelle, das nach Bourdeau segelt. Mein Mann wird euch hinrudern. Ihr dürft ihm vertrauen. Wind und Woge sind ihm hold und treu, als wäre er unten bei den Wasserleuten geboren. Kommt und seht nicht zurück, daß Euch der Schatten nicht folgen mag." —

„Dem wird er nicht entfliehen," rief die alte Frau, die sich um Duglas bemühte, während Coulon die Hütte verließ. „Wehe dem armen jungen Blut; um seine Füße hat der Mord ein Netz gemacht, das wird ihn halten, so lange er lebt. O er kann nimmer werden, was er war, als er den Sand unsers Ufers betrat, so fröhlich und frei. — Der hier liegt, meinte es anders. Er dachte Jenen zu erschlagen, und davon zu gehen; er sprach von dem Abend dieses Tages, wie Einer der nicht sterblich ist. Nun wird sein Auge die Sonne nicht sinken sehen, und der Mond wird über sein Grab gehen!" —

Der unglückliche Duglas, dessen letzte Seufzer jetzt Guigotts Herz erschütterten, war vor wenig Tagen in Rochelle ans Land getreten, nachdem er Jahre lang rastlos umherschiffte, ohne sich irgendwo eine bleibende Stätte zu gründen. In der neuen Welt, wie in der alten fanden Stolz und Starrsinn ihre Gegner, setzten sich dem

felsigen Willen Hindernisse entgegen, die er nicht besiegen konnte, und nicht ertragen mochte. Auf dem Meer, im Kampf mit den Elementen war ihm wohl; er liebte die Menschen so wenig, als die friedliche Natur; er bereute nicht, was er gethan hatte, aber es verfolgte ihn doch ein leiser Vorwurf, der nur unter Todesgefahren und Mühen schwieg. Einsmals, auf einer seiner ruhelosen Fahrten, traf er mit dem jungen Engländer zusammen, dessen Gefährte ihm in Nantes Clemenze's Antheil an der Flucht des Prätendenten offenbarte. Er wich ihm aus, wie jener ihn suchte; denn ein Heer dunkler Erinnerung umschwebte seine Gestalt; aber der Mann war nicht zu ermüden, und da ihm Duglas endlich Rede stehen mußte, zog der Andere ein unscheinbares Taschenbuch hervor, und überreichte es dem Kapitain, indem er auf die Treue, mit welcher er es bewahrt habe, den Anspruch einer Belohnung gründete. Das Buch enthielt nichts von Werth; der Preis, den Duglas dafür zahlen mußte, war der Sold für eine bittre Erfahrung; denn da der Engländer es im Gebüsch bei Nonancourt gefunden hatte, an dem Abend, wo er zuerst mit Duglas zusammengetroffen war, an Clemenze's Hochzeitabend, so war die junge Frau von dem stärksten Vorwurf gereinigt, und was sie gethan hatte, konnte vergessen werden, wie die unglückliche Unternehmung Jakob Stuarts. — Von diesem Augenblick an trat das Bild der Gemißhandelten, traten die Gegenden, wo er sie verstieß, wieder vor seine Seele; er wollte wissen, ob sie noch lebe, um ihn traure, und rang mit dem Entschlusse, einen Schritt zurückzuthun, den er bei sich selbst für unwiderruflich erklärt hatte. —

Der finstre und ungesellige Fremde saß in Rochelle allein im Gasthofe, mischte sich in keine Unterhaltung, und las emsig in politischen Blättern. Auf einmal hört er den Namen Coulon nennen, legt das Blatt nieder,

sieht die Sprechenden scharf an, und frägt mit rascher Heftigkeit: ob sie von einem Offizier Ami Coulon de Blainvillier sprächen, ob er in Rochelle ist, oder sie seinen Aufenthalt wissen? — „Noch vor kurzem,“ war die Antwort, „sey derselbe Offizier in Rochelle gewesen, jetzt aber mit einem Detaschement nach le sables d'Ollonne gesegelt.“ — „Le sables d'Ollonne!“ wiederholte Duglas, und versank in Nachdenken. Seine Stirn faltete sich stärker, und die Geister böser Erinnerungen und schwarzer Vorsätze erschienen sichtbar in seinem schönen, aber von der südlichen Zone gebräunten Gesicht. Seine Seele weilte nun auf dem öden Strande von sables d'Ollonne, wo er auf Rache hoffte, und ein Grab fand. —

— Duglas athmete nicht mehr! Der Arzt ließ ihn sanft aus seinen Armen auf die Matte nieder; noch nie war er so ergriffen von der Vergänglichkeit des Lebens, von der Unsicherheit der nächsten Stunde. Die Weiber bekreuzten den Leichnam, deckten ihn mit einem Mantel zu, und setzten sich neben ihn auf die Bank, indem sie leise Gebete murmelten. Das Licht der Sonne brach siegend durch den Nebel; es erhellte den ganzen Raum, und flammte, röthlich glühend, über dem Haupte des Hingeschiedenen. Ein erhebender Gedanke verscheuchte in diesem Augenblicke die Dunkelheit aus Guigotts Seele. Er glaubte den Abglanz der ewigen Sonne zu sehen, die die Nebel des Lebens erhellen wird; er sah die Schaaren der Mühseeligen und Baladenen, wie sie dem Strome des Lichts entgegen eilten, die Irrenden und Kämpfenden, wie ihr Auge sich ihm öffnete. — Er bedauerte den Gestorbenen nicht mehr, und klagte ihn nicht an, aber es war auch keine Ahnung eines eigennützigen Gefühls in seiner Brust. Was er hier an Hoffnung gewann, wollte er nicht schnell mit frevelnder Hand ergreifen; es war ein blutiges Erbe, an das er jetzt nicht denken moch-

te; niemals hatte er mehr gefühlt, daß der Leidenschaft ein Fluch folge, und ächte Liebe höher sey, als Erdenglück. —

Während Guigott nachsann, ob er Clemenze das schreckliche Ereigniß verschweigen, oder behutsam mittheilen sollte, trat sie selbst herein, blaß wie ein Geist, und schüchtern umhersehend. Der sonst so gefaßte Mann ging ihr zitternd entgegen; sie warf einen schnellen Blick auf die Gruppe der Frauen, die ihr Gebet nicht unterbrachen — und einen zweiten auf ihn. Es war eine stumme Frage, sprechender als alle Worte; Guigott beantwortete sie nicht, er faßte ihre Hände, und bemühte sich, sie aus der Hütte zu entfernen; sie widerstand ihm kräftig, und ging zögernd vorwärts. — „Guigott!" sagte sie mit wankender Stimme, „ich bin hier, um Duglas zu finden! — Um Gotteswillen! wem gelten diese Gebete, was führte Sie her? was bedeckt das schwarze Tuch? Wo ist Duglas?"

Guigott faßte die Erblassende in seinen Arm, kein Laut traf ihr Ohr, aber sie fühlte, daß er weinte. — Sie riß sich loß, hob mit Blitzesschnelle den Mantel, und sank neben der Matte zu Boden. Allen Bemühungen, sie zu entfernen, setzte sie sanfte Bitten entgegen; sie blieb in Gesellschaft des Arztes und der Fischerinnen bei dem Körper, bis man ihn begrub, und ging langsam mit festen Schritten dem Zuge nach, bis ans Grab. Guigott zitterte für ihre Gesundheit, für ihr Leben; aber sie blieb gesund, thätig theilnehmend, wie früher; sie sorgte sogar für Coulon, und bezeugte denen, die Duglas's letzte Augenblicke erleichtert hatten, die rührendste Dankbarkeit. Ihre Liebe, ihr Herz hat er nicht mehr besessen; sie fühlte dieß, und glaubte ihn um so mehr betrauern zu müssen; auch schwand nun von dem Andenken des Todten jeder Flecken, und sein Schatten stand vor ihr, versöhnend und versöhnt, Hand in Hand mit dem Vater, von Leiden-

schaft und Mißtrauen, wie von jeder irdischen Fessel frei. —

Madame Guigott hatte Anfangs herzliches Mitleid mit Clemenze, und behandelte sie wie eine Mutter, obgleich sie doch fand, es sei unnatürlich, diesen Duglas so zu betrauern; die junge Person spiele mit ihrem Schmerz, und nähre ihn offenbar absichtlich. Sie konnte das Gräberbesuchen und Blumenpflanzen niemals leiden, aber sie wollte sich jetzt nicht darüber ärgern, weil es der Wittwe Trost zu geben schien. Als jedoch François nach drei Monaten von le sables d'Ollone abreiste, ohne eine Hoffnung auf Duglas's Tod zu bauen, konnte sie sich nicht enthalten, ihn und Clemenze bitter anzuklagen, weil sie aus falscher Delikatesse und gezierter Empfindsamkeit sich selbst und eine alte Mutter quälten. „Denn," sagte sie, „wer leidet bei so etwas mehr, als die Umgebungen? François ist nicht mehr derselbe, immer zerstreut und in Gedanken — wie mag es nur um die Rezepte stehen! Ein Verliebter hat selbst das stärkste Fieber, wie soll er andern helfen?" — Antoinettens Entschuldigungen machten das Uebel nur ärger, und Clemenze lebte nun eine Zeit, gleich dem Probejahr in Klöstern, voll kleiner Neckereien und endloser Prüfungen. Nur Eine Freude blieb ihr, Guigotts Briefe, die sie gern beantwortete, auf diese Art mit ihm lebte, mit ihm reiste, jede seiner Erfahrungen, ja seine Gedanken theilte. Was sonst die Ferne trennt — das Band der Liebe und Treue — zog sie hier nur fester zusammen; sie gewöhnte sich mehr an die Sprache inniger Vertraulichkeit, sie wurde in der Stille mit sich und ihrem Gefühl einig, und besiegte die letzten Zweifel, ob sie der Stimme des Herzens, dem Wunsche des Geliebten folgen dürfe.

„Gott sei Dank! daß wir endlich so weit sind," sagte Madame Guigott am Abend nach des Doctors Heim-

kehr. „Zwar, daß Alles so heimlich geschehen ist, ärgert und kränkt mich, und mit den beiden Leuten zu seyn, wird nun langweilig werden. Braut und Bräutigam sind zwei Glückliche, aber der Dritte, lieber Himmel! der ist wahrlich nicht zu beneiden."

„Und Doch, Madame," antwortete Antoinette, „haben Sie unzählige Male gewünscht, der liebe Doctor möchte Bräutigam seyn, und Sie sind ja selbst Braut gewesen! Ach die schöne Zeit geht bald vorüber; die guten Kinder haben ihr Glück wohl verdient!" —

„Dießmal hast Du Recht, Antoinette," erwiederte Madame Guigott, „wenn es sich auch nicht schickt, daß Du mir immer wiedersprichst. Aber dießmal hast Du Recht. François — Gott segne ihn, verdient alles Glück, und Clemenze ist wahrhaftig die beste Frau, die er aus der heutigen Jugend wählen konnte."

Charade von zwey Sylben.

Emsig saß am kleinen Tische,
Nähend an dem neuen Kleid,
Lieschen in der Jugend Frische
Und im Schmuck der Sittsamkeit.
Ihr zur Seite saß ich traulich,
Sah entzückt ihr in's Gesicht,
Heute schien mir's so erbaulich,
Heute war's so froh und licht.
In des Herzens Doppelkammer
Wogte stürmischer mein Blut,
Pocht es lauter als ein Hammer,
Quoll's herauf wie Fiebergluth.
Bittend auf die Lippen drängte
Sich der Liebe sanftes Wort,
Und den Stein, der's Herz mir engte,
Wälzte kühn die Zunge fort.

Sah in's Aug ihr bittend, zweifelnd,
Ach! und sah den Himmel d'rin.
Lust in meine Seele träufelnd,
Sprach der Mund der Näherin:
„Ja, Sie sind für meine Seele,
Was ich für die ihre bin,
Und daß auch die Form nicht fehle,
Sey die Erste Mittlerinn."
Sanft an ihre Brust mich lehnend,
Dünkt ich mich den reichsten Lord,
„Ja, die Erste sprach ich sehnend
„Ist zwar wohl ein Bundeswort;
„Aber Lieschen! auch ein Zeichen
„Weihe dem geschloßnen Bund.
„Bitte, Kind! laß dich erweichen,
„Gib's mir mit dem Rosenmund."
„„Halte Maaß."" so sprach sie, „„Trauter!
„„Unmaaß ist der Liebe Grab;""
Doch die Sehnsucht stürmte lauter,
Und ich nahm, was sie nicht gab. —
Rasch die Zweyt' ergriff Luise,
Die auf ihrem Nähtisch lag,
Gab, daß ich den Frevel büße,
Sanft damit mir einen Schlag.
Doch ich brachte, eh sie's dachte,
Schnell die zweyt in meine Hand,
Mit ihr drohend — Lieschen lachte —
Bis ich neu Gewährung fand.
Willig gab mir jetzt Luise
Einen heißen langen Kuß;
In ihm schwammen Paradiese,
Aus ihm scholl der Liebe Gruß. —
Plötzlich trat herein ein Neider,
Sah den Kuß mit finstrem Blick,
Denn der Arme theilte leider
Mein Gefühl, nur nicht mein Glück.
Eifersucht und Rache schielte
Aus der Augen stierer Gluth,
Und nur erst im Ganzen kühlte
Sich sein wuthentbranntes Blut.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 7tes Stück.

Die bayrischen Alpen,

Reminiszenzen einer Gebirgsreise.

Von Johannes Gistl.

So wie den das Gebirge besteigenden Wanderer der Flora liebliche Kinder — welche allenthalben in der Farbe ihres Alpenherrschers weiß und blau, von dauerndem Immergrün umschlungen, von roth, gelb und grün durchzogen, gesellig, gepaart in üppiger Fülle ranken und wuchern, und die Luft mit ihrem Geruche balsamisch durchwürzen — anlächelnd einladen, sich neben der zwischen ihren Gewinden murmelnd durchschlängelnden Krystallquelle zur Erquickung seiner Glieder auf sie niederzulassen, eben so entzückt ihn, hingelagert auf dem Blumenteppich, allenthalben die reizendste, bezauberndste Umgegend, und sein Auge wird nicht satt, und ist nicht vermögend, alle Reitze der Natur, die sie über diese friedlichen Berghöhen und Thäler ausgeschüttet hat, zugleich zu erfassen. Von seinem hohen, blumenbegränzten Bergthrone herab schweift sein Auge in die Nähe und in die Ferne: Ihm gegen-

über steigt ein nackter Felsen senkrecht und kühn empor. Die Mutter Natur scheint ihn mit ihren Gaben ganz außer Acht gelassen zu haben; denn nur hin und wieder sprießt aus seinen dunkeln Falten einsam ein Pflänzchen hervor, und kleine Vorsprünge umarmt das bescheidene, rosenrothe Alpenröslein, welches gleichsam sich bestrebt, das Auge des Wanderers durch seinen Glanz auf sich zu ziehen, um das Rauhe mit dem zart gepaarten der Natur zur Bewunderung zu ziehen.

Nichts regt sich um ihn her; nur der sanftwellige plätschernde Krystallbach, in seinem geschwätzigen Rauschen, von dem Glockengeläute der in der Nähe herumstreifenden Vieheerden melodisch unterbrochen, stört der Berge feierliche Stille. — Da vernimmt plötzlich sein Ohr ein rollendes Geklapper loser Steine, das von dem gigantischen Nachbar herüberschallt und munter auf seinem harten Rücken, über zackig-schroffe Felsenspitzen eilt ein leichtfüßiger Rudel muthiger Gemsen, welche, mit hochgestreckten, nach dem Winde gerichteten Köpfen, in sonderbaren Gruppirungen, halb auf die nächste Klippe mit den Vorderläufen ausgestreckt oder mit auf einem Punkte zusammengezogenen Beinen, urplötzlich stille steht.

Ueberrascht von dem neuen Anblick, freudig unruhig in sich, sieht es der Wanderer. Fremd dieses Schauspieles erhebt er sich von seinem Blumenlager; — da bemerkt er eine neue Regung in dem aufgeschreckten Gemserudel, dessen plötzlichen Halt er sich noch nicht zu erklären weiß, aber so eben vernimmt sein Ohr einen auf harten Felssteinen wetzenden Metallton, und aus der ihm schwarz entgegen schimmernden Schlucht erhebt sich ein gerundeter, grünlicher Filzhut, von dessen Seite eine rückwärts gekrümmte, schwarze Feder herabnickt. — Bald wird er einen nach den Seiten spähenden, gekrümmt heranschleichenden Bergjäger gewahr, dessen eisern bewaff-

nernen Schuhe und der lange Eisenstachel seines mächtigen Stockes, das schon vernommene, wetzende Geräusch erneuern. Der grüne, seine Schultern belastende Jagdsack wird von ihm abgeworfen, die gewichtigen Schuhe werden ausgezogen, aber es bleiben die sehnigen Waden und die Schienen eng umschließenden gewölbt gemodelten Wollstrümpfe. — Schon schimmert das Rohr in der rechten Hand von der linken unterstützt, und das sichere Auge durchmißt, überlegend die Entfernung von zweyhundert Schritten, ob die wohlgepflasterte Kugel den auf dem wagrechten Vorsprunge eines senkrechten Felsens mit ausgeschweiften Rücken horchend stehenden, mit hohem Hackengeweihe stattlich prangenden Gemsbock erreichen möge. Der nackte Fuß des Jägers erlaubt noch einige kühne Sprünge auf dem platten Felsen, bis die lauschende Gemse zu entfliehen im Sinne hat. Der pfeifende Ton des Thieres wurzelt ihn gleichsam auf der Stelle fest, und den linken, kniegebeugten Fuß auf ein Felsstück stemmend erhebt sich sogleich das fernhin treffende Rohr. Schon flimmerts, wie Wetterleuchten, von der Pfanne, und von Klippe zu Klippe stürzt rollend, im Herzen durchbohrt, die stattliche Gemse. — Jetzt erst ertönt des mordenden Rohres furchtbarer Knall. Die ganze Natur scheint über diese Störung empört zu seyn, denn unter rollendem Gepolter verkündet sie ein Felsen dem andern, und leiser und immer leiser grollend endigt's erst an den, in grauer Nebelferne hervorragenden Bergspitzen. — Die seltenen gelbschnabeligen, mit blutrothen Füßen gezierten Alpenraben (Corvus Pyrrhocorax) entschlüpfen, von dem ungewohnten Schalle aufgeschreckt, gleich Geistern mit leisem Fluge ihren dumpfen Felsenschluchten, und in einen Haufen zusammengerottet, umschwirren sie unter fast weinerlich klingendem Geschreie den Jäger, der unterdessen bemüht ist, das erlegte Thier, an einem Laufe gepackt, aus der Schlucht hervorzuziehen. — Leicht wäre es dem

sonst scheuen, und nur die höchsten, kahlen Berggipfel bewohnenden Alpenvogel aus der Luft herabzudonnern, aber des Jägers Auge verfolgt mehr den großen, blendend schwarzen, dem Wilde nachtheiligen Raben (Corvus Corax) der mit rauh ertönender Baßstimme dem nahen Tannenwalde zufliegt, wo der sehr seltene dreizehige Specht (Picus tridactylus) mühsam unter der Rinde die Larven seltener Bockkäfer (cerambyx Lamia-Saperda u. s. w.) mit seinem Schnabel geräuschvoll hervorhämmert. Neugestärckt verläßt der Wanderer die blumige Stelle, seine ganze Seele ist von den wahrgenommenen Bildern überfüllt, und er sucht, in dem einsamen Bergwalde die freudig — beengte Brust zu entleeren. — Hier zeigt sich die Natur noch in ihrem jungfräulichen Schmucke. Das schneidende Beil verwundete noch nicht die Riesenstämme, von deren Zweigen vieljährige, grau-grüne Baummoose, gleich langen Zöpfen, quirlandenartig herabhangen, von buntgeschmückten, munteren und Insekten suchenden Meisen emsig durchwühlt. Brüderlich ergreifen sich fest in einander schlingend die bemoosten Aeste, welche hie und da von einem ihrer hundertjährigen, dahingesunkenen Bruder mit seinem riesigen Stamme getrennt, oder sinkend, starkarmig von ihnen unterstützt werden. Wo der Aeste Kraft nicht mehr hinreichte, den Riesenkörper zu unterstützen, da sinkt er splitternd mit lautem Getöse, und begräbt unter sich eine Menge seltener Alpenpflanzen; und viele seiner jüngeren Brüder müßen, von ihm getroffen, ihn zu Grabe begleiten.

Tod, und seines Blätterschmuckes beraubt, theilt er, in Fäulniß übergehend, seinen um ihn stehenden jüngeren Gefährten seine letzten, nährenden Kräfte mit. Bald umziehen seine Grabstätte eine Menge der buntgefärbtesten Pflanzen, welche die schön gezackten Farrenkräuter mit ihren breiten, goldbetüpfelten Blättern, wie mit einem Fittige, schirmend bedecken.

Der Wanderer ist oft gezwungen, über diese blumengezierten Baumleichen hinwegzuspringen, denn wagt er es einen festen Schritt auf den Riesenstamm zu machen, dann sinkt unter seinen Füßen die betrügliche morsche Hülle zusammen, und schlangenförmig zusammengerollt erblickt er in dem Bauche des Baumes den schönen, ganz unschädlichen Alpentriton (Triton alpinus) den der glänzend safrangefärbte Unterleib und der orangerothe Rückenstreifen auf einem schwärzlichen Grunde leicht kenntlich macht. — Wem es daran liegt, die Geschöpfe der Natur in ihren Hausungen aufzusuchen, der bricht die geborstene Rinde des Baumes hinweg, und goldfunkelnd, gleich sich fortbewegenden Schmaragden, irren über das faule Holz hin goldgeflügelte Laufkäfer (Carabus auratus, auronitens etc.) Neugierig belauscht indessen von dem benachbarten Zweigen herab die weiß gebrüstete Bergamsel (Turdus Torquatus) des Sammlers emsige Geschäftigkeit, dessen schwarzer Hut von dem reichlichen Insekten-Fang, wie von Edelsteinen umkrönt, in gold, grün und blau flimmert.

Dort schimmerts purpurroth durch der Zweige dunkles Grün. Die Stelle umher scheint ein Fest zu feiern, und von Corallenschnüren umhangen zu seyn. Eine neue Augenlust für den Wanderer! — Von seinen rothen Beeren umsagert prangt vor ihm der bluthroth bebeerte Taxus (Taxus baccata). — Nicht immer darf man dem blendenden Glanze trauen, und das zu brüstende, zu verführerische Einladen der Beere zu ihrem Genuße, hält ihn ab, von der giftgenährten Frucht zu kosten. — Ein grünes, purpurn durchglühtes Reis davon schmückt inzwischen seitwärts den goldumstrahlten Hut.

Der kurze Waldpfad neigt sich seinem Ende und hastig eilt, von dem Wanderer aufgeschreckt, an seinem Rande das bebuschte Haselhuhn mit dem bluthrothen Augenstreif (Tetrao bonasia) in das dichte Haselgesträuch,

an dessen Spitzen sich die weißgeflammten Nußkrähen (Nucifraga caryocatactes) in grotesken Formen angeklammert haben, und um die Wette, mit schwarzen und rothen Eichhörnchen, der wohlbekannten Früchte harte Schaale emsig knacken. Ueber ihnen ertönt die wehklagende Stimme des ausgehungerten Adlers (Aquila fulva, ossifraga), oder des schwarzbraunen Mäusefalken (Falco-Buteo), die hoch in den Lüften, einem schwarzen Punkte ähnlich, schlau den Nachstellungen des rüstigen Bergjägers zu entwischen kundig sind. Vor seinen Augen öffnet sich nun eine mit zackigen Felsenmassen übersäete abhängige Schlucht. Schwarz wie Ebenholz, leuchten aus der Ferne der Belladonna glänzende Kugelfrüchte, deren keine noch von ihrer Stammspitze gepflückt ist, denn kennend ihre innere, den geistigen Organismus des Menschen zerstörende Kraft, geht der Beobachter, ihre prunkende Außenseite rühmend, unbetastend an ihr vorüber. An dem Fuße ihrer Stengel bilden die schildförmigen Blätter des Huflattiges (Tussilago nivea) ein schattiges, lebendes Gewölbe, aus welchem kühn und stolz eine mehrere Fuß hohe Lilie (Lilium mardagon) empor schießt, und mit ihren violetten, schwarz bespritzten Blumenkronen neben der Rabenschwärze der Belladonna wohlgefällig kontrastirt. Wo ein kahler, von satt-grünem Laubmoose, aus dem goldfärbige Saamenträger hervorlauschen, umrankter Felsblock liegt, da umgiebt seine Oberfläche der rosenrothe Teppich der rauhblättrigen Alpenrose (Rhododendron hirsutum), oder es flimmern auf ihr zwischen den rundlichen Blättern hellgrün die goldgelbrothen Sterne des Steinbrech's (Saxifraga autumnalis). Ein Sträuschen der Alpenrose schmiegt sich bescheiden an das brennende Beerenroth des Taxusreises auf dem Hute des Wanderers. Blumen, blendend weiß, gleich dem weißgefallenen Schnee blicken mit ihren gekreuzten Blüthenkronen durch die

blauen Glocken der Gentianen (Gentiana verna, acaulis), welche, zum Theil angereiht an einem zierlichen Schaft, sich des Aether-reinen Azurblaues erfreuen. In dieser üppigen Pflanzenfülle feiert die Natur gleichsam einen stillen Triumph über des Menschen Bestreben, ihr in seinen Gärten nachahmend gleichzukommen. Nichts stört die hier wuchernde Blumenwelt. Nur über ihre prangenden Kronen hin schwebt in hüpfendem Fluge, des Blumen-Schmuckes würdig, der Sylphiden gold und blau bestrahltes Chor. Willig öffnet sich der saftgefüllte Blumenkelch ihrem nektarlüsternen, eintauchenden Saugerüssel, jeder von ihnen will der Flora süße Gaben kosten; denn dicht gedrängt schlürfen sie in langen Zügen aus dem Wohlgeruch aushauchenden Blumenpokal. — Wo golden einer Alpenhieracie zartgeformte Sternchen an dünnen Stielen mühsam zwischen den Pflanzen Umarmungen sich hindurch winden, da laben sich an ihrem gummigen Safte, Blättchen an Blättchen gelagert, die goldgrünen Chrysomelen (Chrysomela gloriosa), auf deren Metallflügeln ein himmelblauer, purpur-golden gerandeter Streif hinabgleitet. — Da herrscht Friede und Eintracht, und nur die im schwarzen und rothen oder goldgelben Sammetpelz gehüllte Hummel verlangt in murrendem Tone die honigreichste Stelle. Ruhig entfernt sich, des Ungethümes dolchige Waffe fürchtend, der friedliche Blumenfreund. Neben der zartgeflügelten, geäderten Schwebfliege (Bombylius), die lange Zeit jeden Blumenkelch musternd umschwirrte, saugt er nun ein in brüderlicher Eintracht der Götter nährenden Trank. — An den goldbestäubten Staubfäden anderer Blumen summt froh des reichlichen Schmauses, die honig-beladene Biene, und die goldgeringelte Wespe. Alles regt sich, in munterer Thätigkeit des Lebens kurze Lust zu genießen! — da verlischt plötzlich der Farbenschimmer der goldgeflügelten

Sylphiden; unter der Blumenkrone Unterseite oder ihrer Blätter sieht man sie allmählig verschwinden, und über den leichtgewohnten Blumenflor schweben dunkle und immer dunkler werdende Schattengebilde dahin: — der leise Zephir, der Blume an Blume sanft zum freundlichen Kuße neigte, gestaltet sich tyrannisch zum stürmenden Boreas. Nicht mehr neigen sich sanft vom linden Hauche umlispelt die zartgekrönten Kinder des Thales; schmerzgebeugt senken sie das tief betrübte Haupt unter rasselndem Krachen und mit Macht schwingt er sich durch der starren Nadelbäume düstres Grün, und knarrend reibt sich, von ihm gegeißelt, der stolze Stamm. Wohin nun Wanderer? — Siehe! dort eilt in wilder Hast über die grasigen Hügel die milchreiche Heerde, mit bogenförmig gerundetem ausgestrecktem Schweife, und mit zwischen den Vorderbeinen gesenktem Kopfe, unter lautem in den Felsen wiederhallendem Gebrülle, einer balkigen Hütte auf der grünen Grasmatte zu. Auf der Hütte kleinen Vorsprunge zeigt sich auch schon, nachläßig hingestützt auf das stängige Geländer, die spähende Sennerin. — Eile zur Hütte ehe die schwarze Gewitterwolke sich über deinem Haupte entleert! gastfreundlich ist dort deine Aufnahme. — Nun bist du sicher. Betrachte die Freude, die aus den schwarzen Augen der einsam wohnenden Sennerin, dich, den seltenen Gast, in ihrer engen Hütte bewirthen zu können, hervorleuchtet. —

Der Hütte besten Stelle Besitzer bist nun du; sorgsam geschäftig ist sie, alsogleich von dem Seitenbalken den aus Moos geflochtenen Besen herabzulangen, und den durch das niedere Hüttenfenster gedrungenen Staub der Seitenbank hinwegzustreichen; ein an die Wand geheftetes Tischchen wird seiner Eisenfessel entlediget, und breitet sich vor dir aus; bald auch decket dasselbe dir in reinlichem, gerundetem Geschirre aufbehaltene butterreiche

Milch, der zur Seite das rauhe Brod liegt, welches bald die saftige, eben dem Faße entnommene Butter durchdringt. Zu diesem gesellt sich bald, nach deinem Verlangen, ein irdenes Geschirr, voll des labendsten Wassers, aus der nahen sprudelnden Krystallquelle geschöpft, und der gerundete Milchkäs. Das holzbeheftete Messer, mit der winklig-gebeugten Rückenspitze und dem glänzenden Blechlöffel findest du neben dir an den balkigen Wänden. Ein Blechband oder ein Lederstreif enthält sie in seinen bauchigen Falten. Der Gastfreundschaft Pflicht hat sie erfüllt, und ehe sie nicht die milchbringende Heerde verpflegt, bist du deinen eigenen Gedanken überlassen, oder es unterhält sich mit dir, munter und launig im Gespräche, die Schwester oder Base der Sennerin, sitzend auf dem erhöhten Rande des geglätteten weißbestrichenen Bodenheerdes, und geschäftig, das Feuer unter dem über ihm hängenden, großen Milchkessel zu unterhalten. — Sie berechnet dir genau den Ertrag der Milch und der Butter, und klagt seufzend dabey von dem beschwerlichen Wege, den sie alle Sonnabende, von ihrer schönen Alpe herab, auf steilen Waldwegen, in das Dorf hinab, mit Milch und Butter beladen, dem wöchentlichen Heerdenertrage, machen müsse. Sie durchflicht ihre Erzählungen mit den gräßlichen Geschichten der einst hier herumstreifenden Wildschützen, und giebt dir genau an, wer unter diesem oder jenem Grabsteine, deren so manche sich auf Hügeln zeigen, schlummere. — Sprichst du dann von ihrem Schätzchen im Dorfe da unten, dann lobet sie die Schönheit und Stärke des schnurrbärtigen Bergjägers, und meint: so ein rüstiger Bursche, der Max oder der Hanns, sey doch das allerschönste im Lande. —

Du wirst auch noch nicht lange in der feuerhellten Hütte verweilt haben, so vernimmst du des Jägers rauhe

Stimme, der eintretend mit dem kräftigen Lanzenstocke, und die Drehflinte über die Schulter gehangen, unwirsch von seinem Nacken herab den erlegten Gemsbock auf den reinen Boden schleudert. Bald aber erheitert sich am trocknenden Heerdfeuer, an der Seite der schwarzaugigen Liese, des durchnäßten Max trotziger Blick. — Dennoch trocken sind des neuen Hüttengefährten sparsame, kurzgefaßte Worte. Mit Mühe erforschest du aus ihm, ob er es heute morgens war, der am kahlen Felsen die Gemse geschossen. Seiner erpreßten Bejahung fügt er noch die Bemerkung hinzu, daß er dich längst auch mit seinen Luchsaugen auf des Wildes stetem Wechsel habe herummausen sehen. Reiche dem Murrkopfe von deinen Speisen, auch ein Pfeifchen deines Knasters; denn Gastfreundschaft ausübend, erwartet er dieselbe. Ein trockenes aber herzliches: danke, folgt deiner Gabe, und aus dem grünen leinenen Jagdsacke, zieht er zwischen Pulverhorn und Jagdgeräthschaften, das hölzerne Jagdpfeifchen mit geradem Rohre, hervor. Auf des Pfeifchens Kopfe steigt stattlich ein gelbmetallenes Thürmchen empor. — Glüht nur erst der goldbraune Knaster, dann hörst du ihn sein Gebirge loben, und das Flachland tadeln. Dabey versichert er dich, daß er und sein braunfüssiger Dachs auf flachem Boden viel müder würden, als da, wo es gälte, Felsen, thurmähnliche, zu erklettern, und daß es ihm eine Freude mache, der Luchskatze (Felis Lynx) auf den gefährlichsten Klippen, gegen welche eine unabsehbare Schlucht mit offenem, schwarzem Rachen heraufgrinzt, das gewaltige Fangeisen zu legen. In seinem kräftigen Schilderungen hörst du jedoch nicht den bramarbasirenden Jäger des flachen Landes; sein oft gekolbtes Rohr zeigt deutlich, wie Manches er damit erlegt haben möge, und seine rechte, roth-aufgetriebene Backe den Liebhaber eines festen, kernigen Schußes.

Jesus Maria! ruft plötzlich, aufspringend vom Sitze, und schnell sich bekreuzigend vor dem heiligen Jungfrauenbilde unter der zierrathenreichen Zinnrahme, die Sennerin; denn dicht an dem Hüttenfenster zuckte im hellgelben Lichte, aus dumpfen Wettergewölke, das lanzige Zickzack des Blitzes, und ein gellend-prallendes, gleich Trommelwirbel rollendes Donnergepolter umzittert der Hütte balkige Wände. Des Wanderers Gesicht erbleicht, aber mit kaltem Blute öffnet zur Hälfte der Hütte hintere Pforte der Bergschütz, zu erspähen des wuthentbrannten Blitzes Raub. Fern, auf dem sanft anschwellenden Hügel splitterte sein fernhin treffender Stachel die weitumschattende Buche, zerreissend das am Stamme eingeschnittene, vernarbte, reichhaltige Namens-Register der weiland unter ihrer Zweige Kühlung ausruhenden Wanderer; lodernd steigt im wilden Steigen die blaugelbe reichgenährte Flamme aus des edlen Baumes innerstem Marke, durch seine hochgepriesene Krone empor.

Die unter ihrer Rinde sonst gastlich beherbergte zakig-geflügelte Fledermaus umflattert nun in unsicheren Kreisen des Feuers gräßliche Masse, und verschwindet endlich in der wirbelnd auftanzenden Rauchsäule. Und dröhnend rollt es jetzt zwischen der Berge harten Wänden, als stürzten sie zusammen; schauerlich murmelts beantwortend herauf aus dem Nachtthale, und unter wildlärmendem Tosen der Winde in der Berge Schluchten, vom scharfen, Mark durchrieselnden, heulenden Pfeifen in den schmalen Felsenritzen, und dem knarrenden Wetzen der Riesenstämme durchpeitscht, jagt eine blitzgeschwängerte, schwere, schwarze Donnerwolke die andere; von Spitze zu Spitze der Berge, und wo der Gipfel höchster ist, da entleert sie den Feuerbauch, des Gipfels Zinne unter prasselnden Donnerschlägen, mit zitternd sprühenden Flammenstrahlen umgürtend, die des Berges tiefster Grund

mit grimmigem Gemurre beantwortet. Zartgekräuselte Bartmoose, abgerissen von der Fichte Stamm, treiben, in die Lüfte geschleudert, in schwankenden Kreisen buntes Widerspiel mit den herabstürzenden Regentropfen. Am flachen Boden geißeln sich saftige Gräser mit ihren langen Blättern üppigen Wachses, und bilden, von des Aethers reinem Wasser beperlt, in ihrem zitternden Schwunge eine silberflimmernde, dahinschwimmende Decke. — Lahmen Schrittes kriecht, der Wasserstürze sich freuend, unter den losen Steinen ein schwarzglänzendes Salamanderpaar (Salamandra atra) hervor, und flüchtig über den eben entwurzelten Baumstrunk schlingt sich, in engen Zusammenschnürrungen des Körpers, eine mannslange schwärzlichblaue Schlange mit blendend weißem Halsflecke, und verschwindet, schlüpfend unter des nahen Leichensteines dicht gelagerten Moose. Keine Spur mehr von der Berge Gipfel! — Die ganze Gegend umhüllt ein flüchtiger Nebel, durch welchen der über ihm hinziehenden schwarzen Wolken wunderliche Gebilde, im magischen Truge, gleich Geistern, irrend hindurch schweben. Wo sich hie und da des Dunstes Bande zertheilen, da schimmern bisweilen aus weiter, weiter Ferne des benachbarten Landes beschneiete Gletscher hindurch, und — welche Wonne des Herzens! — des Himmelsgewölbes freundliches Azurblau! — Der Winde Toben verstummt: — nur in weiter Ferne noch vernimmt das lauschende Ohr des Donners leises Gemurr: — der weiße Nebel senkt sich hinab in die tiefen Thäler, und vor den letzten nachziehenden Gewitterwolken spannt die strahlende Iris ihren schlanken buntgefärbten Himmelsbogen über der Berge Zinnen aus, welche von der scheidenden Sonne Purpur erröthen, und zarte Strahlen, prismatisch durch die Tannenwipfel herabschicken.

Muthwillige Streiche eines berühmten Mannes.

Herr Jeffrey, die Ehre des schottischen Advocatenstandes, der vormalige Herausgeber des Edinburgh Review, war jüngst der Assisen wegen nach Aberdeen, einer schottischen Stadt am Meere, die ein ziemlich berühmtes Collegium besitzt, gekommen. In diesem Collegium nun befindet sich ein Professor, der in dem Dunkel der Geschichte des Mittelalters sehr bewandert ist, im Uebrigen aber bei großer Gutmüthigkeit eine starke Dosis leichtgläubiger Eitelkeit besitzt, welche von der Schalkhaftigkeit des Herrn Jeffrey bereits mehr als einmal auf die Probe gestellt worden ist. Um sich abermals über ihn lustig zu machen, hatte der Aristarch von Edinburg den Einfall, ihm, nach vorherigem großen Rühmens der Jagdlust, einzureden, daß er eine ganz besondere Anlage zu dieser Art von Leibesbewegung habe, obwohl er seiner großen Kurzsichtigkeit wegen kaum zehn Schritte weit sehen kann. Demzufolge veranlaßten nun Herr Jeffrey und ein Helfershelfer von ihm den Professor, mit ihnen nach dem Dorfe Skaterow, in einiger Entfernung von Aberdeen, zu gehen, wo es zu gewissen Jahreszeiten auf den benachbarten Felsen viele Seehühner giebt.

Nachdem zuvörderst in dem besuchtestem Gasthofe ein schmuckes Mahl beordert worden war, an welchem die gesammte Elite der Literaten von Aberdeen Theil nehmen sollte, ward dem Jägernovizen eine Flinte in die Hand gedrückt und Herr Jeffrey wies ihm die Punkte an, wohin er anschlagen sollte. Mit jedem Schusse stürzte ihm eine Menge Federwild vor die Füße, so daß er an fünfzig Vögel erlegte, während seine nur wenig von ihm entfernten Jagdgenossen kaum einen trafen. Dieß ging aber ganz natürlich zu, denn Jeffrey hatte schon seit

mehreren Tagen einen ganzen Karren voll todter Vögel aufkaufen lassen, und diese wurden nun von einem hinter einem Felsenvorsprunge versteckten Bauer in Massen zur Erde geschleudert, so oft der Professor Feuer gab.

Ganz erstaunt über diese Geschicklichkeit, überhörte er in seinem Freudenrausch das Herannahen der Fluth, so daß er, als die treulosen Freunde ihn endlich von der Gefahr, in welcher er sich befand, benachrichtigten, bereits von den Wogen des Meeres völlig eingeschlossen war. Indessen eilte ihm ein Matrose zu Hülfe, und hockte ihn auf seine breiten Schultern, ließ ihn aber, wie es ihm zuvor eingegeben worden war, dicht am Lande, unter dem Ausruf, ein Meer-Ungeheuer habe ihn an der Waden gepackt, in's Wasser plumpen, wonach er ihn jedoch wieder erfaßte, und an's Land warf.

Mit schelmischen Bedauern ward der arme Professor nun von seinen Freunden in den Gasthof zu Skaterow geleitet. Hier erklärte aber ein Arzt, es sey durchaus nothwendig, daß der durchnäßte Historiker sofort seine Kleider wechsele. Aber, o Unglück, im ganzen Gasthofe war kein anderer als ein Frauen-Anzug disponibel. Auf das dringende Zureden des Arztes und die Bemerkung, daß er sich ja lediglich unter Collegen und Freunden befinde, entschloß er sich denn auch endlich, zu dieser sonderbaren Travestirung. Nach einer Abwesenheit von zehn bis zwölf Minuten trat er dann wirklich von Kopf bis zu den Zehen als ein Frauenzimmer verkleidet, mit der Verlegenheit, die dem Geschlechte, dessen Aeußeres er angenommen hatte, so gut steht, in den Festsalon. Nur mit der größten Anstrengung war es den Gästen möglich, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Man denke sich das breite Gesicht mit dem graubärtigen stark mit Warzen bedeckten Kinn — aus einer Weiberhaube mit Spitzen hervorduckend, die ihm der unbarmherzige

Doctor aufgezwungen hatte, weil seine Perrücke in's Meer gefallen war. Der übrige Theil seines Kostüms war nicht minder sonderbar: um seine breiten Schultern hing ein brandrothes Haltuch, das schneidend mit der blauen Farbe des Kleides contrastirte.

Als der Professor sich endlich von den erlittenen Strapazen und Gemüthsbewegungen ein wenig erholt hatte, und nun seiner Eßlust freien Lauf ließ, da erschien plötzlich ein ihm bekannter Mann in dem Eßsaale mit ganz verstörtem Gesichte, und rief: „Das Collegium brennt! das Collegium steht in Feuer!“ Bei diesen Worten schießt der Professor angstvoll zusammen und sein Schrecken verdoppelt sich, als er hört, daß das Feuer in dem Flügel angegangen ist, wo sich seine Bücher und Manuscripte, die Früchte seiner mühevollen Forschungen über die Geschichte des Mittelalters, befinden. Gern hätte auch er, wie es im Shakespeare vorkommt, ausgerufen: „Mein Königreich für ein Pferd!“ Aber seine vorsorglichen Freunde hatten schon ein's in Bereitschaft gehalten. Ohne an sein auffallendes Kostüm zu denken, besteigt er es rasch, und die Peitsche eines Postillons setzt es sofort in vollen Galopp. Alle Gäste, Herr Jeffrey an der Spitze, jagen hinter drein, um Zeuge seines Einzuges in Aberdeen zu seyn. Nie, nie ist die schottische Ernsthaftigkeit wohl auf eine schwerere Probe gestellt worden, als diesmal. Es ist unmöglich, das Erstaunen und das schallende Gelächter aller Einwohner Aberdeens als sie ihren gelehrten Mitbürger, mit der verweheten Haube und dem hintenaus wehenden Weibertuche ansprengen sahen, zu beschreiben. Um sein Ansehen noch grotesker zu machen, hatte man ihm die Steigbügel so kurz geschnallt, daß er einem Mameluken gleich zu Pferde saß, und Kinn und Kniee sich fast berührten.

Der Brand war, wie man sich schon denken kann, auch nichts weiter als eine Erdichtung, und als der Professor im Collegium eintraf, da wußten weder seine Collegen noch die Schüler, was sie von seiner so auffallenden Verkleidung denken sollten. So wie er aber erst wegen der Erhaltung seiner Bücher und Manuscripte beruhiget worden war, begann er den ihm gespielten Streich sehr übel aufzunehmen, und hatte große Lust, die bewiesene Schußfertigkeit (daß er auch hierin mystificirt worden war, ahnte ihm noch nicht) nun an Herrn Jeffrey zu versuchen, den man ihm als den Rädelsführer des Complotts verrathen hatte; doch gelang es am Ende, ihn zu beschwichtigen.

Logogryph.

Hab als Bursche so gelebt
Wie das Wort Euch deutet,
Nur nach Freuden stets gestrebt,
Und mit Schmerz bereitet.

Denn mein Geld verlor sich bald,
Und ich stand verlassen,
Warme Freunde wurden kalt,
Hatte leere Kassen.

Doch ich fand der Musen Gunst,
Schrieb mit Glück Novellen,
Und mir ließ die heitre Kunst
Neuen Segen quellen.

Auch Gott Amor war mir hold;
Nehmt dem Wort ein Zeichen
Und Ihr seht's als Minnesold,
Mir mein Bräutchen reichen.

K. Hold.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 8tes Stück.

Der falsche Prinz.

Der Zeugmacher Johann Birkholz in dem Städtchen Wolkenstein im sächsischen Erzgebirge unternahm im Anfange des Frühlings 1718 eine Reise, theils um seine Arbeit zu verkaufen, theils um ausstehende Schulden einzufordern. Nach einigen Tagen kehrte er wieder nach Wolkenstein zurück, und fand seine Tochter Elisabeth, der er in seiner Abwesenheit als Wittwer, sein Hauswesen anvertraut hatte, nicht in seiner Wohnung. Die Thüre war verschlossen; er glaubte, sie hätte irgendwo einen Besuch gemacht. Er wartete eine Weile auf ihre Zurückkunft; da sie aber nicht erfolgte, so erkundigte er sich bei den Nachbarn, ob Keiner seine Tochter gesehen habe? Alle versicherten, sie wären sie seit einigen Tagen nicht ansichtig geworden. Ihm blieb nichts übrig, als die Thür erbrechen zu lassen. Er fand sie nirgends in seiner Wohnung, machte bald die Entdekung, daß man bei seinen Kleidern und seiner Wäsche gewesen war; ihm fehlte nebst einigen Hemden und Halstüchern seine schwarze Bekleidung, die er als ein ehrsamer Bürger zu tragen pflegte, wenn er zum heiligen

Abendmahl ging, oder die Leiche eines Mitmeisters zur Ruhestätte begleitete. Er zweifelte nun nicht länger, daß seine Tochter, wahrscheinlich unter dieser Verkleidung, heimlich davon gegangen sey. Seine Vermuthung erhielt dadurch Bestätigung, weil sie schon immer ihre Unzufriedenheit darüber geäußert: daß sie die Vorsehung nicht als eine Mannsperson hätte geboren werden lassen, und weil sie gegen eine Freundin geäußert: sie könne es nicht länger im väterlichen Hause aushalten, sie habe große Lust, ihr Heil in der Welt zu versuchen. — Elisabeth mußte, neben den Geschäften des Hauswesens auch noch die eines Gesellen verrichten, und beständig am Weberstuhle sitzen. Bei der Lebhaftigkeit ihres Geistes, der sich nach einem größern Wirkungskreise sehnte, mußte ihr die einförmige Lebensweise in dem einsamen väterlichen Hause doppelt peinlich werden. Ihr Umgang war sehr beschränkt, sie kam fast nie aus dem Hause, als wenn sie die Kirche besuchte, denn in den Freistunden ging wohl der Vater zur Erhohlung zu einem andern Meister oder auf die Herberge, sie aber mußte das Haus dann bewachen, und nur selten erhielt sie Zuspruch von ihres Gleichen; dazu war die Wohnung des Zeugmachers nicht einladend genug, und Elisabeth, bei ihrem männlichen Wesen, hatte wenig Sinn für das, was ihr Geschlecht interessirt. Die einsamen Stunden, wo sie von der Arbeit feierte, vertrieb sie sich daher mit Lesen von Büchern ohne Wahl, wie und wo sie solche habhaft werden konnte. Dadurch hatte sich gewissermaßen ihr Verstand, gegen Personen ihres Standes und ihres Geschlechts, wenn auch nur Bruchstückweise und nichts weniger als geordnet, ausgebildet; sie besaß oberflächliche Kenntnisse von Dingen, die Andern ihres Gleichen ganz fremde bleiben.

Als Elisabeth heimlich davon ging, war sie zwei und zwanzig Jahre alt; sie konnte den langen, im Stillen

gehegten Wunsch, bei einer so günstigen Gelegenheit, als die Abwesenheit des Vaters, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Die Zeit drängte sich, sie mußte erst die Kleider des Vaters für sich umändern, damit sie ihr paßten, und nicht durch das Gegentheil ihr Verräther würden. Stündlich konnte der Vater zurückkehren; kaum war sie mit diesen Abänderungen fertig geworden, so verließ sie des Abends spät Wolkenstein, ohne Plan, was sie beginnen, und überließ es dem Zufall, was aus ihr werden sollte. Sie hatte nur wenige Groschen in der Tasche; denn der Vater hatte ihr nur so viel Geld zurückgelassen, als für sie, während seiner Abwesenheit, unumgänglich nöthig seyn würde. — Sie wußte zwar, daß er noch in einem verschloßenen Schrank einige Baarschaft habe, auch war noch Manches im Hause, was sie wohl mitnehmen und zu Geld hätte machen können, aber sie wollte sich keines Diebstahls schuldig machen; sie würde sich auch an den Kleidern und der Wäsche ihres Vaters nicht vergriffen haben, wenn sie nur ein anderes Mittel gewußt hätte, ihr Vorhaben auszuführen. Neben ihrer Sehnsucht, die Welt näher kennen zu lernen, wollte sie auch zugleich das ihr verhaßte Geschlecht, zu dem sie gehörte, verläugnen; im weiblichen Anzuge war solches nicht möglich, sie mußte also zu dieser Verkleidung ihre Zuflucht nehmen. Ihre wenige Baarschaft war bald aufgezehrt. Der Hunger und die Noth zwangen sie, die Wohlthätigkeit Anderer in Anspruch zu nehmen, und da sie in ihrem schwarzen Kostüme das Ansehen eines Schulmeisters hatte, sie mehrmals von Bauern auf der Landstraße mit den Worten: „Gott grüß' Euch, Herr Schulmeister," freundlich angeredet worden war, so beschloß sie, sich für einen vertriebenen Schulmeister auszugeben. Sie ersann sich dazu einen kleinen Roman, der nur aus solchen Ereignissen zusammen gesetzt war, die sie theils

durch ihre Lektüre, theils durch ihre beschränkte Erfahrungen kannte. Er war daher einfach und enthielt nichts unwahrscheinliches. So fand sie bei ihren Kreuz- und Querzügen bei Edelleuten und Pfarrern eine gastliche Aufnahme; keiner bezweifelte die Wahrheit ihrer Angaben, und sie erhielt mehr oder minder eine milde Gabe, wodurch sie sich wenigstens vor gänzlichem Mangel geschützt, und von den lästigen Obliegenheiten in dem väterlichen Hause entbunden sah. Das süße Gefühl der Freiheit unterdrückte jede Besorgniß, was aus ihr in der Folge werden sollte.

Der damalige Kurprinz, nachmalige König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August II. befand sich in dieser Zeit auf Reisen und hielt sich in Wien auf. Es hatte sich nicht nur unter den untern Volksklassen, sondern auch unter den höhern Ständen das Gerücht verbreitet, daß der Kurprinz, ohne Wissen und Willen seines Vaters, wieder in dessen Lande zurückgekehrt sey, und unerkannt überall umherirre, um sich von vielen Dingen zu unterrichten, die man einem Landesherrn und dessen Nachfolger geflissentlich zu verheimlichen suche, und daß er sich mit eignen Augen überzeugen wolle, wie es mit der Verwaltung des Staates, der Rechtspflege, dem Unterricht der Jugend beschaffen sey, und worüber die Unterthanen mit oder ohne Grund Beschwerde führten. Ein müßiger Kopf hatte dieses Mährchen erdacht; es fand aber um so mehr Glauben, weil man diesem Gedanken seinen Beifall nicht versagen konnte; weil er ein wohlwollendes Gemüth bekundete und man sich von einem künftigen Regenten, bei einem solchen Eifer, die verborgenen Gebrechen seines künftigen Landes kennen zu lernen, mit der Hoffnung schmeichelte, daß durch ihn das chimärische Ideal eines vollkommnen Staats in die Wirklichkeit treten müßte.

Der vorgebliche Schulmeister kam auf seinen Wanderungen auch nach dem Schlosse Augustusburg. Hier wohnte, weil dort viele dem Landesherrn zugehörige Teiche liegen, ein Oberfischmeister, mit Namen von Günther. Zufällig befand sich solcher auf dem Schloßplatze, als die Verkleidete diesen betrat. Sie bath den von Günther, sich für einen brodlosen Schulmeister ausgebend, um eine milde Beisteuer.

Der Oberfischmeister fand in dem angeblich vertriebenen Schulmeister eine Aehnlichkeit mit dem Kurprinzen, und, da er auch zu denen gehörte, welche dem Gerüchte von der heimlichen Rückkehr desselben Glauben schenkten, so brachte ihn diese Aehnlichkeit auf den Gedanken, der bettelnde Schulmeister könne wohl gar der Kurprinz seyn. Er fand ihn daher nicht, wie ähnliche Almosenbitter, mit einer kleinen Gabe ab, sondern machte ihm manche Fragen. Dieß ungewöhnliche Benehmen lehrte die Verkleidete, auf ihrer Huth zu seyn; sie war daher sehr behutsam und zurückhaltend in ihren Antworten, und vermied alles, was ihr hätte nachtheilig werden können. In diesem Benehmen fand der Oberfischmeister eine Bestättigung seiner Vermuthung, in dem zurückhaltenden Wesen sah er Würde und Hoheit, und in der Behutsamkeit, die Besorgniß, sich zu verrathen. Es ist unstreitig der Kurprinz im strengsten Incognito, dachte er bei sich: nimmst du ihn gut auf, so ist dein Glück künftig für immer gemacht. Was dem Oberfischmeister an Scharfsinn und Menschenkenntniß abging, besaß er dafür an Ehrsucht. Keine günstigere Gelegenheit konnte sich ihm darbieten, um einst unter dem künftigen Regenten eine große Rolle zu spielen. Dem Kurprinzen gleich geradezu zu sagen, daß er ihn, trotz seiner Verkleidung, erkannt habe, schien ihm doch nicht rathsam; eines Theils war es doch möglich, daß er sich irrte, und er hätte sich dann nur lächerlich

gemacht, andern Theils wünschte er, daß sich der Kurprinz ihm selbst entdecken möchte, und dieß mußte er daher auf eine feinere Art einzuleiten suchen. Er nöthigte also den Schulmeister zu sich in's Schloß.

Dort, in einem Zimmer eingetreten, befahl er einem Bedienten, eine Flasche Wein und zwei Gläser zu bringen. Er bot seinem Gast ein volles Glas dar, und während man der Flasche zusprach, suchte der Oberfischmeister den vermeintlichen Kurprinzen in ein Gespräch über mancherlei Gegenstände zu verwickeln. Bei seiner Verstandesbeschränktheit und der vorgefaßten Idee, den Kurprinzen vor sich zu sehen, fand er in den Antworten und Aeußerungen seines Gastes so viel Geist und Bildung, daß ein armer Dorfschulmeister beides unmöglich haben könne, und jeden Mißgriff hielt er für absichtlich, um seine angenommene Rolle natürlich zu spielen. Er war fest überzeugt, die Zeugmacherstochter sei Niemand anders, als der Kurprinz. Jetzt glaubte er, daß er seinem Gaste auf eine feine Weise ohne Gefahr zu verstehen geben könne, wie er ihn doch unter der Vermummung erkannt habe. „Ich müßte mich sehr irren," begann er in einem Tone, der halb Ehrerbietung, halb Zufriedenheit mit seinem Scharfblick verrieth; „wenn unter diesem schlichten Kleide nicht eine ganz andere Person verhüllt wäre?" Die Zeugmacherstochter glaubte sich entdeckt, sie erschrack darüber, wurde feuerroth im Gesichte, und hatte den Muth nicht, eine Silbe darauf zu erwiedern. Dieser Schreck und dieses Erröthen waren neue vollgültige Beweise für den Befangenen von der Richtigkeit seiner Vermuthung, und er fuhr nun dreister fort: „Meine Ahnung täuscht mich nicht! Ich habe das Glück, in diesem unscheinbaren Anzuge eine sehr hohe Person vor mir zu sehen." Sie schöpfte jetzt wieder etwas freier Athem, denn aus diesem Zusatze merkte sie, daß er sie mit einer andern und zwar

vornehmen Person verwechseln müsse. Sie war klug genug und behielt so viel Gegenwart des Geistes, daß sie, in etwas beruhigt, den Muth hatte, doch immer noch mit einer ängstlichen Verlegenheit zu versichern, er irre sich, sie sei nichts, als ein armer Schulmeister. Diese Verneinungen hoben die letzten Zweifel bei dem Oberfischmeister über die Identität der Person, die er vor sich hatte. Er wurde daher jetzt minder zurückhaltend. Eine solche unerwartete Gelegenheit, sich recht hoch empor zu schwingen, so ungenutzt vorüber gehen zu lassen, wäre eine Albernheit sonder Gleichen gewesen. Einem so klugen Mann, wie er sich dünkte, würde das Gegentheil bei allem Verständigen zu einem ewigen Vorwurf gereicht haben, und er hätte diese Unvernunft sich selbst auf seinem Sterbebette nicht verzeihen können. Er faßte daher ein Herz und begann: „Ich begreif es sehr wohl, daß Ew. Königliche Hoheit" — das Mädchen stutzte, erschrack auf's neue, denn sie glaubte, der Oberfischmeister habe den Verstand verloren. Nach seiner Ansicht befremdete ihn dieses Erschrecken nicht, und er fuhr demüthig in Ton und Stellung fort: „Sehr triftige und preiswürdige Ursachen müssen Ew. Königliche Hoheit bestimmt haben, in dem Lande Ihres durchlauchtigsten Vaters unter einer solchen Verkleidung umherzureisen, — aber der dabei zu Grunde liegende großmüthige Zweck dürfte, meiner geringen Ansicht nach, doch und vielleicht noch besser erreicht werden können, wenn Höchstdieselben geruhen wollten, eine Zeitlang mein Haus mit Höchstdero Gegenwart zu beglücken und zu beehren. Dieß Schloß und mein ganzes Vermögen stehen Ew. Königliche Hoheit zu Diensten." Jetzt erst erfuhr die Abentheuerin, für wen sie der Oberfischmeister hielt. Ihre Besorgniß, daß er plötzlich seiner Vernunft beraubt worden, verschwand. Auf ihren Wanderungen hatte sie mehrmals und an sehr verschiedenen

Orten von dem leeren Gerüchte einer Jncognito-Reise des Kurprinzen durch Sachsen gehört; sie besaß genug gesunden Mutterwitz, um die Verstandesbeschränktheit des Oberfischmeisters bald zu bemerken; dieß Mißverständniß kam ihr daher sehr gelegen, denn der Wunsch, bessere Tage zu haben, als in des Vaters Hause, hatte sie aus solchem getrieben, und sie konnte sich, unter diesen Umständen, viele Vortheile bei einem klugen und vorsichtigen Benehmen versprechen. Alle diese Betrachtungen blitzten schnell durch ihre Seele; nach einer kurzen Pause sagte sie: „Ich muß recht sehr und dringend bitten, mich mit solchem hohen Titel zu verschonen, der weder meinem Stande, noch meinen Absichten angemessen ist. Uebrigens erkenne ich ihr gütiges Anerbieten mit dem größten Dank, Herr Oberfischmeister!“ Diese Antwort war sehr auf Schrauben gestellt; der Oberfischmeister erwiederte deßhalb darauf: „Wenn Ew. königliche Hoheit befehlen, daß ich mich Höchstdenselben gebührenden Titels nicht bedienen soll, weil es Höchstdero Absicht, unerkannt zu seyn, zuwider läuft, so unterwerf' ich mich unterthänigst diesem Befehl. Aber ich wiederholle mein submisses Anerbieten, sich meines Hauses und Vermögens ganz nach Höchstdero Gefallen zu bedienen.“ — „Das hieße ihre Güte mißbrauchen, Herr Oberfischmeister!“ versetzte sie: „und dazu kann ich mich unmöglich verstehen.“ Der Oberfischmeister ließ aber nicht nach, den vermeintlichen Kurprinzen mit so vielen demüthigen Bitten zu bestürmen, bis das Mädchen, nach langem Sträuben, einwilligte, einige Zeit in seinem Hause zuzubringen, doch geschah dieß mit dem ausdrücklichen Zusatz: „ich muß ihnen aber nicht beschwerlich fallen.“ Es wurden ihr nun sogleich einige Zimmer in dem Schlosse angewiesen, und ihr seelenfroher Wirth unterließ nichts, was zu ihrer Bequemlichkeit dienen und ihr den Aufenthalt bei ihm angenehm machen konnte.“

Die so plötzlich aus einem bettelnden Schulmeister in einen Kurprinzen Verwandelte überlegte jetzt, wie sie sich in dieser neuen Sphäre benehmen solle. Sie beschloß, von dem Mißverständniß allen möglichen Nutzen zu ziehen, so lange es ginge, aber auch schlau, nie — auch nur mit einer Sylbe — geradezu sich für den Kurprinzen auszugeben, damit sie, falls die Sache eine ungünstige Wendung nähme, durch dieses Vorgeben ihre Schuld und Strafe nicht noch vermehre. Dahingegen suchte sie durch ihr ernstes, zurückhaltendes und geheimnißvolles Wesen den Oberfischmeister in seinem Wahn zu erhalten und zu bestärken. Der Oberfischmeister konnte die erste Nacht, wo er einen so hohen Gast in seiner Behausung wußte, vor Freuden fast kein Auge zuthun. Er beschäftigte sich mit den chimärischten Hoffnungen, denn unter der künftigen Regierung sah er wenigstens sich als Minister und Günstling des Beherschers. Je mehr ich mir jetzt dem Prinzen verbindlich mache, dachte er: um desto größer wird in der Folge mein Glück seyn. — Er glaubte daher, daß er von seinem ansehnlichen Vermögen keinen bessern Gebrauch machen könne, als wenn er es bei dieser Gelegenheit, ohne zu kargen, hingebe. Es war für ihn eine Saat, ausgestreut, um hundertfache Früchte zu tragen. Am folgenden Morgen ließ er durch einen Bedienten sich die Erlaubniß erbitten, seinem Gaste aufwarten zu dürfen. Sein Verlangen wurde erfüllt. „Ich habe mich nur unterthänigst erkundigen wollen,“ sprach er bei'm Eintritt in das Zimmer: „wie Ew. Königliche Hoheit die Nacht unter meinem Dache geruht haben? Darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben, versetzte der vermeintliche Prinz: mit wem sprechen Sie? „Ach! ich verstehe! Ich bitte tausendmal unterthänigst um Verzeihung. Das Wort: Königliche Hoheit, soll nie mehr über meine Lippen kommen. Erlauben Sie mir aber,

einen submissesten Vorschlag. Sie wollen unbekannt bleiben? Ja, das wünsch' ich von ganzem Herzen, aus sehr triftigen Gründen. „Diesen Zweck können Sie, und Ihre verborgene Absichten doch erreichen, wenn Sie statt der Schulmeisterverkleidung die eines höhern Standes wählen. Je niedriger der angenommene Stand ist, um desto leichter dürften die Scharfsichtigen hinter die Verkleidung kommen, denn es giebt eine gewisse angeborne Hoheit und Würde, die sich weder ablegen noch verhehlen läßt.“ Diese letzten Wort sprach der Oberfischmeister, seinen Gast scharf in's Auge fassend, mit einem solchen Ton der Zuversicht, daß er unverkennbar sich selbst dadurch ein Compliment machen wollte. Er fuhr nun fort: „Der Stand eines Grafen scheint mir Ihren Absichten am meisten zuzusagen; er legt Ihnen kein Hinderniß in den Weg, wie hohe fürstliche Personen, Alles selbst in Augenschein zu nehmen; benimmt Ihnen aber auch nicht die Gelegenheit, in die Gesellschaft des Adels zu kommen, und auch dort sich durch eigene Anschauung von dessen Denkungsart und Handlungsweise zu unterrichten. Dadurch sind sie vor Einseitigkeit sicher gestellt. Ich kann, ohne unbescheiden zu seyn, wohl annehmen, daß Sie auf die Kosten, die eine solche Verkleidung erfodert, nicht eingerichtet sind; ich bitte daher unterthänigst, Sich dazu meines Vermögens zu bedienen, welches ich Denselben aus wahrer Devotion, und ohne Wiederstattung zu beabsichtigen, anzubieten mich erdreiste.“ Dieß Anerbieten wurde sehr bestimmt abgelehnt; der Oberfischmeister, der in dessen Annahme eine Bürgschaft für seine künftige Größe sah, ließ nicht nach, seine Bitte zu wiederholen. Nach manchen Einwendungen rief endlich der falsche Prinz aus, gleichsam um der Sache ein Ende zu machen: „Thun Sie, was Sie wollen! Ich sehe, Sie bestehen auf Ihren Willen!“ Diese Erklärung war für den Ober=

fischmeister hinreichend, um nun Alles aufzubieten, sich seinem hohen Gast zu verpflichten. Er nahm vier Bediente für solchen an, ließ eine kostbare Garderobe für ihn anfertigen, schenkte ihm eine prächtige Kutsche, bespannt mit sechs schönen Pferden, mit welcher der Prinz im Lande herumreisen könnte, und damit es ihm nicht an Gelde fehlen möchte, überreichte er ihm in tiefer Demuth eine Börse mit dreihundert Stück Dukaten, und ließ mit Bitten nicht nach, bis sie angenommen wurde. „Ich muß Sie nun unterthänigst ersuchen,“ sprach der Oberfischmeister zu der Zeugmacherstochter: „daß Sie einen Namen aus einem bekannten alten adelichen Geschlechte annehmen. Ich schlage Ihnen den Namen Graf von Ranzau, aus dem Holsteinschen, unmaßgeblich vor, falls Sie nicht einem andern den Vorzug geben wollen?“ Die von einen Prinzen in einen Grafen verwandelte war es zufrieden; theils weil sie in große Verlegenheit gerathen wäre, wenn sie den Namen eines andern altadelichen Geschlechts hätte nennen sollen, denn unter allen Büchern, die Elisabeth in die Hände bekommen, war doch keines gewesen, das von der Heraldik handelte; theils weil sich die Abentheuerin zum Gesetz gemacht hatte, bei dieser Farce sich, so viel als irgend thunlich, nur leidend zu erhalten.

Nachdem diese Vorkehrungen von dem Oberfischmeister mit großem Eifer, und ohne dabei sein Geld zu schonen, getroffen waren, sah er oft Gesellschaften aus dem benachbahrten Adel bei sich. Um sich und seinem hohen Gaste Ehre zu machen, gab er sehr kostbare Dienees und Soupees; die Tafel war mit den auserlesensten Speisen besetzt, der Schenktisch mit den theuersten nnd feinsten Weinen. Der Graf ließ es sich gut schmecken und blieb seinem Vorsatz treu, sich immer sehr zurückhaltend zu benehmen, und sich so lakonisch auszudrücken, als wenn

er nicht in Wolkenstein, sondern in Sparta geboren wäre. Der Oberfischmeister stellte allen seinen Gästen zwar die Zeugmacherstochter als einen Grafen von Ranzau aus dem Hollsteinschen vor, der, ein Freund von ihm und seiner Familie, ihm das Vergnügen gönnen wolle, sich einige Zeit bei ihm aufzuhalten, aber seine Eitelkeit ließ ihm keine Ruhe, bis er Jedem seiner Gäste, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, in's Ohr raunte: „Sie glauben gewiß, daß dieser fremde Gast der Graf von Ranzau ist? — Ihnen kann ich's wohl im Vertrauen sagen, es ist unser Kurprinz; er hält sich bei mir incognito auf. Sie wissen ja längst die Gründe, warum er dieß thut. Aber Ihr Ehrenwort, daß sie keiner Seele eine Silbe davon sagen wollen. — Es bleibt ganz unter uns.“ Der Oberfischmeister wollte sich dadurch ein Ansehen geben, denn es war für ihn außer Zweifel, daß man daraus einen Schluß ziehen müsse, welch ein glänzendes Glück ihm bevorstände.

Beinahe einen ganzen Monat lang ward das Haus des Oberfischmeisters nicht leer von Besuchen. Jeder, dem er sein Geheimniß anvertrauet hatte, theilte es wieder seinen Freunden mit, und die Aehnlichkeit der Zeugmacherstochter mit dem Kurprinzen, die Alle, welche den Letztern persönlich kannten, bei dem ersten Blick fanden, diente zur Bestätigung dessen, was der Oberfischmeister auf diese Weise in der ganzen Umgegend von Augustusburg im Umlauf gebracht hatte. Man kannte nun nichts Wichtigeres, als sich einen Zutritt zu dem Oberfischmeister zu verschaffen; man betrieb nichts eifriger, als dieß, und Jeder, überzeugt, daß der Herr von Günther der Günstling des neuen Regenten werden müsse, suchte sich bei ihm auf alle ersinnliche Weise beliebt zu machen. Der Mysticirte genoß auf eine kurze Zeit, für schweres Geld, das zweideutige Glück, eine Menge vorgeblicher

Freunde und Schmeichler um sich zu sehen, die ihn versicherten, daß sie es sich zu einer außerordentlichen Ehre schätzten, seine Freundschaft und sein Wohlwollen zu besitzen. Er hatte daher wenigstens einen kleinen Vorschmack von allen den Kriechereien und Speichelleckereien, die ihm als Minister bevorstanden, wenn seine Voraussetzung sich bestätigen sollte. Der jetzige Pseudo = Graf spielte seine Rolle besser auf der Weltbühne, wie mancher Schauspieler auf Thespis Brettern. Er machte dem Character, den ihm der Oberfischmeister beigelegt hatte, keine Schande, und, beständig gegen Jeden zurückhaltend, bildete der Adel sich in der dortigen Gegend ein, in diesem kalten zurückstoßenden Wesen die Hoheit seiner Geburt zu erkennen, die doch auch unter der angenommenen Larve nicht ganz zu verhüllen sey. Jeder, dem die Ehre und das Glück zu Theil wurde, sich der verkleideten Zeugmacherstochter nähern zu dürfen und mit ihr umzugehen, würde einen feierlichen Eid geleistet, wohl selbst sein Leben dafür gelassen haben, daß die Nachricht, die ihm der Oberfischmeister in's Ohr geraunt, vollkommen gegründet sey. Wäre die Abenteuerin zu dieser Metamorphose aus einem Schulmeister in einen Prinzen nicht zufällig und fast unwillkührlich gezogen worden; hätte sie selbst den Plan dazu gemacht, so würde sie sicher darauf bedacht gewesen seyn, sich, nachdem sie so reichlich ausgestattet worden, und sich in dem Besitz von so vielem baaren Gelde wußte, auf eine gute Art aus dem Staube zu machen; so aber, da ihr dieß Wohlleben ungemein gefiel, und sie sah, wie Jeder sie für das hielt, wofür sie der Oberfischmeister ausgab, fiel es ihr nicht ein, an ihre Sicherheit und an die Folgen zu denken, wenn sie entlarvt werden sollte. Einige von den Adelichen in der Umgegend von Augustusburg, welche den Oberfischmeister fleißig besucht und den vermeintlichen Kurprinzen am Geflißentlich-

sten den Hof gemacht hatten, standen im Briefwechsel mit Verwandten und Freunden, welche in Dresden Hofchargen bekleideten. Sie meldeten ihnen, als eine geheime und wichtige Neuigkeit, daß sich der Kurprinz unter dem Namen eines Grafen von Ranzau bei dem Oberfischmeister von Günther in Augustusburg aufhalte. Einige dieser Hofkavaliere hielten es für ihre Pflicht, dem Könige August I. zu eröffnen, was ihnen bekannt gemacht worden war.

Den König befremdete diese Nachricht ungemein. Er hatte vollgültige Beweise von dem Aufenthalte seines Sohnes in Wien, denn er erhielt von dort regelmäßige Briefe. Entweder waltete dabei eine sehr feine und künstlich angelegte Täuschung ob, oder ein abgefeimter Betrüger gab für sich den Kurprinzen aus. Aus Schonung gegen den Letztern, wenn das Erstere der Fall seyn sollte, beschloß er also daher, nichts zu übereilen, und sich erst über diese Nachricht nähere Auskunft zu verschaffen. Ein Hofkavalier, auf den er sich verlassen konnte, und der den Kurprinzen sehr genau kannte, wurde von ihm in aller Stille in die Gegend von Augustusburg geschickt. Er hörte aus dem Munde mehrerer Adelichen die Bestätigung der dem Könige mitgetheilten Nachricht, und, um recht sicher zu gehen, ließ er sich auch noch durch einen Edelmann in das Haus des Oberfischmeisters einführen. Er sah dort mit eignen Augen den angeblichen Graf von Ranzau und der Herr von Günther unterließ nicht, auch ihm im Vertrauen zu entdecken, der Graf sey der Kurprinz. Als der Abgeordnete des Königs so den Zweck seiner Reise erfüllt hatte, kehrte er nach Dresden zurück, und stattete seinem Monarchen darüber Bericht ab. „Es hält sich wirklich ein junger Mann unter dem Namen eines Grafen Ranzau bei dem Oberfischmeister von Günther in Augustusburg anf, Ew. Majestät," sagte er: „es ist auch nicht zu läugnen, daß er einige Aehnlichkeit mit Sr. Königliche Hoheit dem Kurprinzen hat, aber er ist es gewiß nicht. Dennoch glaubt man dieß dort allgemein und der Oberfischmeister hat es mich sogar versichert. Es ist daher unstreitig ein Betrug dabei; wohin er aber zweckt, kann ich nicht bestimmen.

Diese Auskunft war für den König hinreichend, um ernste Maßregeln zu ergreifen. Er sandte ein Kommando Soldaten ab, diese trafen unerwartet in Augustusburg ein, und sowohl der Oberfischmeister von Günther, als der von Ranzau wurden verhaftet und unter sicherer Bedeckung nach Dresden gebracht. Bevor eine förmliche Untersuchung wieder die beiden Verhafteten eingeleitet wurde, war der König neugierig, den Pseudo-Sohn zu sehen. Die verkleidete Zeuchmachertochter wurde vor ihn geführt. Mit aller Freimüthigkeit und ohne alle Winkelzüge sagte sie ihm: daß sie ein Frauenzimmer wäre, nannte ihren Namen und erzählte ihre Lebensgeschechte bis zu dem Augenblicke, wo sie die Bekanntschaft des Oberfischmeisters von Günther gemacht.

„Mir ist es nie eingefallen, mich für den Kurprinzen auszugeben, aber der Herr von Günther hat es mir fast aufgedrungen, diese Rolle zu spielen, und ich gesteh' es Ew. Majestät offen, da ich mich dabei so wohl befand, so konnt' ich mich nicht dazu entschließen, sie aufzugeben und den Schleier zu lüften. Das kann ich aber vor Gott und mit heiligsten Eide betheuern, daß ich mich gegen Niemanden, und auch nicht gegen den Herrn von Günther ein einzigsmal für den Kurprinzen ausgegeben habe. Er wollte mich mit aller Gewalt dazu machen, und ich ließ es mir gefallen."

Das Mädchen wurde demnächst von einer zur Untersuchung der Sache niedergesetzten Kommission darüber ausführlich vernommen, und ihre Aussagen stimmten mit ihrem dem Könige gemachten Geständnisse bis auf die kleinsten Umstände überein. Des Oberfischmeisters von Günther Aussagen waren in Ansehung der Bekanntschaft mit dem Mädchen, und der Art und Weise, wie er sie zu einem Grafen metamorphosirt, ganz mit den ihrigen gleichlautend. Er war aber wie aus den Wolken gefallen und stand versteinert vor den Kommissarien, als diese ihm eröffneten, wie derjenige, den er für den incognito reisenden Kurprinzen gehalten, Niemand anders sey, als die Tochter eines Zeugmachers aus Wolkenstein. Er war in diesem Moment das Seitenstück zu dem Mädchen, das einen Korb mit Eiern nach der Stadt zu Markte tragen und dort verkaufen will. Er sah sich, wie dieses, in allen seinen schönen Luftschlössern getäuscht. Ein Hauptumstand war zu ermitteln, ob die Aussage der Zeugma-

cherstochter, daß sie sich **nie** für den Kurprinzen ausgegeben, auf Wahrheit beruhe. Darüber wurden daher alle diejenigen vernommen, welche sie in dem Hause des Oberfischmeisters gesehen, und gesprochen hatten, und mit ihr in näherer Berührung gekommen waren; Keiner behauptete dieß, vielmehr fiel das Zeugniß Aller dahinaus, daß sie dergleichen nie geäußert habe. Auch selbst der Oberfischmeister mußte es eingestehn und sie unterließ nicht, diesen Umstand zur Milderung ihrer Strafe geltend zu machen. **August I.** wollte nicht einen so sonderbaren Gegenstand der Entscheidung einer Justizbehörde überlassen. Er befahl also, die darüber verhandelten Akten, zu seinem unmittelbaren Beschluß, ihm einzureichen. Dieß geschah, und er ließ, da die Inquisitinn sich auf ihren stets sittlichen Lebenswandel berufen, die erforderlichen Zeugnisse darüber einholen, die alle befriedigend ausfielen.

Der König that nun den Ausspruch:

Die Inquisitin solle zur gerechten Strafe des Oberfischmeisters von **Günther** für seinen aberwitzigen Hochmuth und thörichten Dünkel, Alles behalten, was ihr solcher geschenkt und gleichsam aufgedrungen habe; sie selbst aber auf ihre Lebenszeit in das Zuchthaus nach **Waldheim** gebracht werden, doch mit der Bestimmung, daß man sie dort keineswegs wie andere Züchtlinge, sondern auf eine anständige Weise behandle. Zu diesem Behuf soll ihr der Oberfischmeister zu ihrem Unterhalte bis zu ihrem Tode täglich **einen** Thaler aus seinem Vermögen zahlen.

Dieser Ausspruch wurde vollzogen. Der vermeinte Kurprinz, die Zeugmacherstochter kam nach **Waldheim**. Sie erhielt dort im Zuchthause ein abgesondertes reinliches Zimmer, speisete mit dem Aufseher des Hauses, trug gewöhnlich Amazonenkleider und erschien immer reinlich und nett. Sie war und blieb heiter und schien mit ihrem Schicksal nicht unzufrieden. Dieß war jedoch der Fall nicht mit dem Herrn **von Günther**; der Traum seiner künftigen Größe war für immer verschwunden, er hatte seine kindische Täuschung theuer bezahlen müssen, und wurde fortdauernd daran durch die Zahlung des Unterhalts für die von ihm in den Kurprinzen verwandelte Zeugmacherstochter erinnert. Dazu kam noch die Kränkung, daß er lange Zeit das Gespräch bei Hofe, unter dem sächsischen Adel, und überhaupt durch ganz Sachsen, aber nicht auf eine Weise wurde, die ihn hätte stolz machen können.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 9tes Stück.

Der Slavonier.

(Eine wahre Begebenheit.)

Ein reicher Graf im Ungerland,
Der manchen Missethäter schon,
Wenn er am Galgen seinen Lohn
Empfangen sollt' aus Richters Hand,
Gutherzig für sich eingehandelt,
Und in sein Eigenthum verwandelt —
Denn das war dort im Lande Brauch —
Ward eines Pferdediebes auch
Für baares Geld einst unumschränkter Herr.

Der Dieb war ein Slavonier,
Und, seinen Hang zum Stehlen ausgenommen,
War er zum Gehen oder Kommen
So gut, und besser noch, als mancher andre Knecht;
Denn was er that, that er dem Grafen recht.

Einst rief ein Handel unsern Graf
Auf Reisen, und die Wahl desselben traf
Von allen Dienern auf dem Schlosse
Den Pferdedieb, der ihn zu Rosse
Begleiten sollt'. Er rief ihn in den Saal.
Max! — sprach er — mit dem ersten Sonnenstrahl
Besattle meinen Rappen mir.
Du siehst den Haufen Goldes hier:

Den muß ich einem Kaufmann bringen.
Du folgst mir; darum schicke dich
Zur Reise — und absonderlich
Versieh' dich mit Gewehr und Klingen,
Da, wie es heißt, der Räuber viel
Jetzt treiben ihr verruchtes Spiel. —

Der Knecht, vom blanken Schatz geblendet,
Verläßt den Herrn, als dieser endet —
Schließt und verriegelt jedes Thor,
Und legt sich wohlgemuth auf's Ohr;
Allein kein Schlaf erquickt die müden Glieder;
Des Goldes Glanz ihm in die Augen stach,
Und Lust und Unlust hielt ihn wach.
Schon stieg mit feuchtem, rosigem Gefieder
Der junge Tag herauf — da hielt auch Max zu Roß,
Wie ihm befohlen worden, vor dem Schloß.
Ihn sieht die junge Gräfin nicht sobald,
Als das Gemach von ihren Klagen schallt: —
„Der Gauner soll durch Busch und Wälder
Dir folgen — Angesichts der Gelder?
Ach, theurer Gatte! achtest du dein Leben
So wenig, daß du diesem Gast
Es anvertraust?“ — „Laß, spricht der Graf, den Trost dir geben:
Daß du für mich nichts zu befahren hast.
Ist nur mein Schwert mir stets zur Seiten,
So mag der Teufel selber mich begleiten;
Und zieh' in Frieden — d'rum Adieu!
In Kurzem ich dich wiederseh'.“

Er spricht's und schwingt behende sich aufs Roß,
Ihm folgt der Knecht — und hinter beiden schwind't das Schloß.
Die Sonne stieg und sank: — die Schatten
Umlagerten schon Roß und Mann,
Und noch schien keiner zu ermatten, —
Da hielt ein dichter Wald sie an.
„Hier will ich rasten,“ spricht der Graf zum Knechte,
„Auf! mach' ein Lager mir zurechte.“ —
Er schnallt dabei die goldgefüllte Katze
Von seinem Leib und reicht sie jenem hin, —
Und macht zum Wächter ihn von seinem Schatze.
Max staunte: stark ergriff es seinen Sinn.

Indeß der Graf, auf weichem Moos gebettet,
Dem Schlummer in die Arme sank,
Sprach so der Knecht, indeß er mit sich rang:
„Hat er von Tod und Schande mich errettet, —
Und traut mir obendrein sein Leben an,
Daß ich mit Undank jetzt soll sein Vertrauen lohnen?
Er glaubt mich treu — das gilt mir mehr als Kronen,
Und treu bleib' ich dem braven Mann!“
Nach solchem Kampfe ward das Herz ihm leicht;
Und dankbar blickt er auf zum Himmel,
An welchem schon das Sterngewimmel
Vor Eos Rosenglanz erbleicht.
„Dank dir“ — ruft er voll heitern Sinn —
„Dank dir, o Gott! daß ich ein Andrer bin,
Als der ich war! Vor neuer Sünde
Hast du mich diese Nacht bewahrt;
Und daß ich noch der Tugend Reiz empfinde,
Sey mir das Leben aufgespart.“

Ihm hört der Graf, der unterdeß erwachte,
Voll freudiger Verwund'rung zu,
Erhebt sich d'rauf und nähert dann sich sachte
Dem Betenden mit einem: „Amen! — Immer thu',
Wie du gelobt, und stehle nimmer wieder!“ —
So sprach er zum betroffnen Knecht; und sieh!
Der fällt vor ihm zur Erde nieder,
Umfassend seines Herren Knie.
„Euch dank ich schon, Herr Graf, mein Leben“ —
So rief er — „doch in dieser Nacht habt Ihr
Mehr als das bloße Leben mir —
Des Lebens Glück auch habt Ihr mir gegeben:
Euch weih ich Leben jetzt und Gut.“ — —

So ward schon Mancher, der die Pflicht verletzte,
Durch eines Andern Edelmuth
Dahin gebracht, daß er die Tugend schätzte.

* * * l.

Begebenheiten auf Neuseeland, im Jahre 1829.

Neuseeland besteht aus zwei großen Inseln, deren Umfang denen Großbritanniens gleich kommt. Sie gehören zu Australien, das von den Geographen als ein fünfter Welttheil betrachtet wird. Man kann diesen Letztern in drei Theile scheiden: den östlichen Archipel, den man ehemals zu Asien rechnete, die große Insel Neuholland, nebst dem Appendix von Van Diemensland, und der tausend Inseln Polinesiens, unter denen sich auch Neuseeland befindet. Aus nachfolgender Mittheilung eines englischen Seeofficiers kann man entnehmen, wie groß noch die Barbarey der Bewohner dieser Inseln ist. Sie steht in einem auffallenden Contrast mit den Fortschritten welche die Einwohner der Sandwichs-Inseln, Otahaiti's und einiger andern Inselgruppen, in den Künsten der Civilisation gemacht haben.

Am 17. November 1828 — sagt der gedachte Offizier — verließ ich Sidney auf Brigg Hawes von 110 Tonen Last und 14 Matrosen, unter Befehl des Kapitains John James, der noch zwölf Matrosen mitnahm, welche theils auf den Inseln der Gegenfüßler, theils zu Punty ausgeschifft werden sollten. Wir gingen von dort unter Segel, berührten die Inselbucht im Dey, um Holz und Wasser einzuladen, und wendeten uns nach Ostkap, das noch ungefähr 500 (170 Stunden) entfernt war. Kurz vor unserm Aufbruche erschienen die Eingebornen in großer Zahl, und kaum hatten sie unsere Schwäche bemerkt, so stimmten sie ihren Kriegsgesang an, und rüsteten sich zum Angriff. Entschlossen, uns bis aufs äußerste zu wehren, eilten wir zu den Waffen, und richteten unsere Kanone gegen den Feind, der, als er diese Vorbereitungen sah, über Hals und Kopf entfloh. Einige Meilen weiter

hin, in der Plenkybucht, deren Bewohner ebenfalls sehr kriegerisch sind, waren wir beständig auf unserer Hut, um allen Feindseligkeiten zuvor zu kommen, was uns auch so wohl gelang, daß wir im Tauschhandel große Vortheile gewannen.

Den lebhaftesten Verkehr hatten wir zu Towronga, dessen Umgebungen sehr reizend sind. Wir gingen dort, der wilden Schweinsjagd wegen, vor Anker. Aber der Erfolg entsprach unsern Erwartungen nicht; und um noch mehr Lebensmittel zu erhalten, beschloß der Kapitän, eine Barke nach dem 50 Meilen (17 Stunden) entfernten Malkitanna zu schicken, wo man deren im Ueberfluße finden sollte. Ich erhielt den Oberbefehl dieser Barke. Nach einer 24 stündigen Schiffahrt erreichten wir eine kleine Bucht, in welche sich ein Fluß ergießt, und an der das Dorf oder der Pah Waltikauna liegt. Dieser Pah, wie alle übrigen, die ich in Neuseeland gesehen, krönt den Gipfel eines steilen Spitzhügels und wird von einem Erdwall umschlossen. Man kann nur auf einen kleinen Fußweg, der sich durch Gestrüpp und über nackte Felsen hinschlängelt, zu dieser Höhe gelangen. Die Einwohner begrüßten uns mit dem Geschrey „Heromoni!“ welches so viel heißt, als: Kommet hieher! — Unser Dolmetscher benachrichtigte sie von der Absicht unseres Besuches, worüber sie eine große Freude äußerten. Sie führten uns zur Wohnung ihres Vorstehers, die aus hölzernen Pfählen erbauet, und mit Schilf gedeckt war. Man konnte in dieser Hütte nicht aufrecht stehen. Rings um war eine Gallerie mit roh geschnitzten und roth bemahlten Figuren verziert, wodurch der Rang des Bewohners angedeutet wird. Jene Bilder waren die Figuren seiner Vorfahren und seiner Familie. Die Hütten der übrigen Insulaner waren sehr elend und auf's Haar unsern Schweinställen ähnlich. Gewöhnlich schlaft die Familie unter

freiem Himmel, und die Witterung muß sehr strenge seyn, um sie zu nöthigen, ein Obdach zu suchen. Die Neuseeländer schlafen sitzend, mit unterschlagenen Beinen, nur wenige strecken sich der Länge nach aus.

Der Vorsteher, mit dem wir unterhandeln sollten, hieß: „Enararo“ oder Eidechse. Er war groß, stark, wohlgebaut und von imposantem Aeußern. Sein ganzer Körper war tatowirt. Er saß vor seiner Thür, mit einer schönen Matte über seine Schultern. Sein Gesicht war mit Oel und Ocher beschmiert und seine Haare waren auf dem Scheitel zusammengeschlagen. Er zeigte uns eine Menge schöner Schweine, die er uns verkaufen wollte, aber unsere Barke war zu klein, um sie einzuschiffen, und da der Vorsteher äußerte, daß er mit einem benachbarten Stamme im Krieg begriffen sey, und sie deßhalb nicht nach dem Brigg treiben lassen könne, entschlossen wir uns, nach demselben zurück zu kehren. Leider hatten wir starken Gegenwind, und kamen nicht von der Stelle. Meiner mit dem Kapitän getroffenen Verabredung zu Folge, wollte ich über Land den Dollmetscher zu ihm schicken. Aber weder dieser, noch mein Matrose, wollten sich den Gefahren einer solchen Wanderung aussetzen. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als sie selbst zu unternehmen, und ich machte mich am andern Morgen bey Tages-Anbruch, mit einem Führer auf den Weg. Das Land war gebirgig, und von zahlreichen Bächen durchschnitten, denen wir oft stundenweit entlang gehen mußten, bevor wir eine Stelle fanden, wo wir sie durchwaten konnten. Dadurch wurde unser Weg sehr verlängert. Auf dieser ganzen Strecke bemerkte ich vielen wilden Flachs längs den Strömen, und einige cultivirte Landstriche, auf denen Kohl, Kartoffeln, Möhren, Rüben und Wassermelonen gebaut wurden. Auch sah ich einige Pfirsiche und Orange Bäume. Die auffallendsten Bäu-

me sind der Kaikaterre und der Kowry. Sie sind sehr hoch, haben keine Zweige, sondern nur eine Krone, und sind ganz vortrefflich zu Masten geeignet. Der schönste wächst besonders an sunpfigen, der andere an sandigen Stellen. Dieser Letztere hat schönes Laub, und erzeugt sehr viel Laub. Ein großer Theil unseres Weges führte uns durch sandige Gegenden, wodurch die Reise sehr beschwerlich wurde. Endlich nach einem Marsche von zwei Tagen und Nächten erreichten wir das Schiff. Ich gab meinem Führer zwei Tomahaks und ein wenig Schießpulver, wodurch er sehr befriedigt schien.

Der Kapitän lichtete sogleich die Anker und wir kamen in der folgenden Nacht nach Maltikanna. Die Eingebornen schienen über diese Ankunft sehr erfreut, besuchten uns in großen Barken, und brachten uns mehr Schweine als wir kaufen mochten. Auch Enararo behandelte uns mit anscheinender Herzlichkeit, und nachdem wir unsern Handel zu gegenseitiger Befriedigung abgeschlossen, begaben wir uns nach Towronga, wo wir alles Fleisch einpöckelten, und in Fäßer schlugen. Dieser erste günstige Erfolg veranlaßte uns, abermals nach Waltikanna aufzubrechen, wo wir am Sonntag den ersten März 1829 ankamen. Das Wetter war sehr schön. Wir gingen zwischen dem Eilande Malrora und der Hauptinsel vor Anker. Sogleich erschienen die Eingebornen in großer Zahl, und wir kauften zwanzig Schweine von ihnen.

Am nächsten Morgen wurde ein Officier und acht Mann ans Land geschickt, um die Schweine zu schlachten, und sie an einer in der Nähe befindlichen heißen Quelle zuzubereiten. Um 1 Uhr nach Mittag begab sich der Kapitän ebenfalls ans Land, und ließ mich mit drei Matrosen auf dem Schiffe, auf welchem sich auch Enararo, in Begleitung von 12 Männern, eingefunden.

Ich bemerkte, daß sie heftig mit einander von dem

Kibbuki (Fahrzeuge) sprachen, weßhalb ich irgend einen Verrath vermuthete, und meinen Leuten befahl, auf ihrer Hut zu seyn. Aber diese wollten meiner Voraussetzung keinen Glauben beimessen, und wurden die Opfer ihrer Nachlässigkeit. Enararo und seine Begleiter erschossen sie, und schnitten ihnen die Köpfe ab. Ich erklimmte den Mastbaum, und erhielt einen Schuß in den Arm, der mir die Knochen zersplitterte. Während dem begannen die Wilden ihren Kriegstanz, begleitet mit furchtbarem Geheul, wonach sie das Schiff plünderten. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß mehrere von ihnen die Autorität ihres Vorstehers verkannten, und sich lieber umbringen, als ihre Beute fahren lassen wollten. Sie füllten in großer Eile ihre Boote an, bemächtigten sich dann meiner, und schleppten mich mit sich fort. Einige ihrer Boote, die zu schwer beladen waren, strandeten, und die darin enthaltenen Waffen und Munitionen wurden von den Wellen verschlungen.

Ich konnte nicht erfahren, welches das Schicksal des Kapitäns und seiner Matrosen gewesen, aber ich durfte vermuthen, daß sie ebenfalls ermordet worden. Bei unserer Ankunft auf dem Lande umringten uns die Weiber singend und tanzend, und äußerten durch die seltsamsten Bewegungen die ausgelassenste Freude. Bald nachher wurde ein großes Feuer angezündet, um welches sich die Menge drängte. Sie stritten mit einer großen Heftigkeit über eine Sache, von welcher ich bald unterrichtet wurde. Es handelte sich nemlich darum, ob man mich todtschlagen und aufspeisen, oder ob man mich leben lassen solle. Der Ausspruch des Anführers entschied für das Letztere, und zwar aus dem Grunde, weil er hoffte, daß man meine Person gegen ein Gewehr auslösen werde. Man brachte mich in des Vorstehers Hütte, wo ich Gott für die wunderbare Erhaltung dankte. Die ersten

beiden Nächte konnte ich keinen Augenblick schlafen, so groß waren die Schmerzen, die ich an meinem Arme verspürte. Mein Gewimmer erregte den Zorn meines Wirths. Er stieß mich zur Hütte hinaus, und ich schleppte mich bis zu einem in der Nähe befindlichem Schoppen. Niemand dachte daran, mir irgend einen Beistand zu gewähren. Endlich fand ich ein Stück Leder, welches ich auf die Wunde preßte, ohne das darin befindliche Bley herausziehen zu können. Ich wusch sie mehrmals in dem Bache, wobei man mich jedoch nicht aus den Augen verlor. Die Kugel war durch den Knochen gegangen und auf der andern Seite desselben im Fleische stecken geblieben. Am zweiten Tage meiner Gefangenschaft erschien eine Goelette in der Bucht und bemühte sich, den Brigg mit sich fort zu führen. Ich bat die Wilden, mich mit an Bord zu bringen, und versprach ihnen alle Entschädigung, die sie nur wünschen konnten. Aber sie blieben taub gegen meine Bitten. Man kann sich meinen Schmerz denken, als ich die beiden Fahrzeuge, von denen ich allein eine nahe Rettung erwarten durfte, sich entfernen sah. Am andern Morgen brachte mir einer der Einwohner den Kopf eines meiner unglücklichen Gefährten, des Otahaiters, der mit vieler Sorgfalt einbalsamirt und tatowirt war. Sie bewahren auf diese Weise eine große Menge Köpfe, und treiben selbst Handel damit. Ich bebte bei dem Gedanken, daß über kurz oder lang mein armes Haupt auch ein ähnliches Schicksal haben könne. Am Morgen des vierten Tages meiner Gefangenschaft erschrack ich nicht wenig, als ich die Wilden sich abermals um die Hütte ihres Vorstehers versammeln sah. Sie bemerkten meine Angst, und unterrichteten mich, daß es keineswegs auf mein Leben abgesehen sey, sondern daß man von Seiten des großen Stammes von Towronga einen Angriff zu befürchten habe.

Bald nachher erschienen Enararo, mit dem Sextanten des Kapitäns in den Händen. Er geboth mir, die Sonne zu beobachten, und ihm zu sagen, ob man wirklich einen Angriff zu besorgen habe. Ich befand mich in einer sehr kritischen Lage. Die Ablehnung seines Verlangens hätte mir nur verderblich werden können, und prophezeihete ich, so konnte nur ein günstiger Zufall mich retten. Indessen durfte ich voraussetzen, daß die Nachricht von der Plünderung unseres Schiffes die Habgier der benachbarten Stämme gereizt, weßhalb ich ein Buch verlangte, und aufmerksam darin zu lesen schien. Endlich sagte ich: „Ja, der Stamm von Towronga nähert sich dem Deinigen mit feindseligen Absichten.“ — Und wann wird er uns angreifen? fragte der Vorsteher. In der äußersten Verlegenheit antwortete ich: „Morgen früh.“ — Diese Antwort schien ihn zu befriedigen, und er traff die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zu einem hartnäckigen Widerstande. Er ließ am Fuße des Dorfes, gegen den Fluß, einen 4 Fuß hohen Erdwall erbauen, hinter welchen unsere Kanone aufgestellt wurde. — Die ganze Nacht hindurch ließ er dabei Wache halten. Mit Tagesanbruch vernahm ich mehrere Flintenschüße. — Enararo stürzte in die Hütte, und rief, daß, wie ich es verkündet, die von Towronga wirklich erschienen seyen. Sein Vertrauen auf meine Prophezeihungen waren nun grenzenlos. Er bath mich, ihm zu sagen, ob er siegen werde. Ich bejahete dieß, wodurch er und seine Krieger von neuem Eifer beseelt wurden. Der Feind war an der andern Seite des Stroms, und begrüßte die dießseitige Verschanzung mit einem heftigen Gewehrfeuer. Man ententfernte mich von dem Schlachtfelde, damit ich keiner Gefahr ausgesetzt sey. Bald nachher vernahm ich Kanonendonner, und gleich darauf ein gewaltiges Siegsgeschrey, denn die von Towronga hatten die Flucht ergrif-

fen, und mehrere Todte zurückgelassen. Enararo und die Angesehensten des Stammes näherten sich mir mit großen Ehrenbezeugungen, und gaben mir den Namen Alua, oder Gott. Man schnitt den verwundeten und gefangenen Feinden die Köpfe ab, reinigte das Innere der Körper, briet sie, und verschlang sie sodann mit großer Gier. Das Wohlbehagen, mit welchen Männer und Weiber dieß entsetzliche Mahl hielten, ließ mich erkennen, daß sie dem Menschenfleisch vor jeder andern Speise den Vorzug geben. Die Menschenköpfe, welche sie als Siegeszeichen aufbewahren, werden auf folgende Weise zubereitet. Man trennt sie vom Rumpfe, schneidet alle untern Theile ab, umwickelt sie mit Blättern, und thut sie in einen steinernen, mit Rasen bedeckten Ofen, der nur mäßig erwärmt wird, so, daß die Hitze nach und nach alle Feuchtigkeit verzehrt, und die Köpfe vollkommen dörrt, ohne sie jedoch einzuschrumpfen. Der Gebrauch, auf solche Weise die Köpfe aufzubewahren, ist allgemein in Neu-Seeland. Nach beendigtem Kriege werden die Häupter der Gefallenen ihrem Stamme und ihren Familien zurückgegeben. Doch werden sie oft auch an Europäer verkauft. Die meisten Seeländer, welche ich gesehen, waren groß und wohl gebaut. Sie sind lebhaft und unermüdlich. Ihr Haupt ist braun, ihr Haar schwarz, und oft gelockt. Ihre Zähne sind weiß und regelmäßig. Sie scheiden sich in zwei Klassen, die Rongalidas, die Vorsteher, nebst ihrer Familie und ihren Verwandten, und die Kubis, oder Sklaven, die beinahe durchgängig schwarz und klein sind, und von einer andern Race zu seyn scheinen. Vor der Tartowirung sind ihre Züge angenehm und manchmal ausgezeichnet schön. Aber sobald ein Jüngling zwanzig Jahr alt ist, muß er sich dieser schmerzlichen Operation unterziehen, welche auf folgende Weise vollstreckt wird. Der zu Tatowirende legt seinen Kopf

auf die Kniee eines Andern, welcher ihm mit einer kleinen Scheer von Fischknochen die seinem Stamme eigenthümlichen Linien ins Gesicht gräbt. Diese Schnitte werden alsdann mit einer Kohlensalbe eingerieben. Der dadurch entstehenden Entzündung wegen, dauert diese mehrmals erneuerte Marter einige Monathe lang. Auch die Weiber lassen sich tatowiren; aber ihre Schnitte im Gesicht sind weder so tief, noch so nahe aneinander als die der Männer. Die Kleidung dieser Insulaner besteht in zwei leinenen Matten, die sehr künstlich von den Frauen geflochten werden. Die eine derselben werfen sie über die Schulter, die andere befestigen sie um die Hüften. Bei übelm Wetter hüllen sie den ganzen Körper in eine große Matte. Ihre Haare beschmieren sie mit Oel, und schlagen sie in einem Büschel auf dem Scheitel zusammen. Sie durchflechten sie gewöhnlich mit langen Federn. Vor einer Schlacht reiben sie sich gewöhnlich den ganzen Körper mit Oel und rothem Oker. Den Kindern beiderlei Geschlechtes werden die Ohrläppchen durchbohrt, und immer größere Stückchen Holz dadurch gesteckt. Denn je größer solche Löcher sind, für desto schöner wird es gehalten. Die höhern Klassen tragen einen seltenen Fischzahn darin, was die Kubis sich nicht erlauben dürfen. Um den Hals tragen sie eine unförmlich geschnitzte Figur von grünem Talk, worauf sie sich nicht wenig einbilden, und die vom Vater auf den Sohn übergeht.

Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich in nichts von jener der Männer. Ihr Benehmen ist im Allgemeinen sehr bescheiden, und ihre Gesichtsfarbe ist die der Italienerinnen. Sie sind schön gebaut, bezeugen eine große Unterwerfung gegen ihre Männer und lieben ihre Kinder über alles. Indessen giebt es einen Gebrauch, der am auffallendsten die Barbarey dieses Volkes bezeugt. Wenn eine Mutter mehr Mädchen als Knaben gebärt, so tödtet

sie gleich nach der Geburt das Kind, indem sie ihm die Finger in die Schläfe drückt. Ein Mann kann mehrere Frauen haben; aber nur eine derselben wird als eigenthümliche Hausfrau betrachtet; die übrigen werden als Mägde behandelt. Die Kinder der ersten sind allein die rechtmäßigen Stammhalter, die der andern gehören zu einer untergeordneten Klasse. Bei dem Tode des Gatten erhängt sich die Hausfrau gewöhnlich, und dieß Begehen wird als eine heilige Handlung betrachtet. Am 9. März erfuhr ich zu meiner größten Freude, daß ich ausgelöst werden solle. Unser Kapitän hatte sich nemlich mit der Schaluppe gerettet, und als er erfuhr, daß ich noch am Leben sey, beschloß er, mich zu befreyen. Durch einen glücklichen Zufall begegnete er der Goelette Neu-Seeland, unter Befehl des Kapitäns Clerke, die von Sidney kam, und an deren Bord er und die Seinigen aufgenommen wurden. Die Goelette begab sich nach Towrongo, von wo der Kapitän zwey Anführer mit Gewehren nach Walkitauna schickte, um mich loszukaufen. — Sie langten am 9. März an. Ich brach sogleich mit ihnen auf. Meine Schwäche machte die Reise sehr beschwerlich, ob ich gleich des Weges bereits kundig war. Nur mit Mühe überschritt ich das Gebirg. Von Zeit zu Zeit gruben meine Führer Löcher in den Sand, um mir eine Art Lager zu machen, bis der Frost mich nöthigte, weiter zu gehen. Endlich nach 3 Tagen und 3 Nächten erreichten wr Towronga, wo ich das unaussprechliche Vergnügen hatte, den Kapitän und meine Gefährten wieder zu finden. Am 15. März waren wir in der Inselbucht, und am 17. gieng ich mit der Goelette von Sidney, wo wir am 25. anlangten, und wo das Bley mir aus dem Arm geschnitten wurde, nachdem ich 23 Tage lang ohne ärztliche Hülfe geblieben war. Zum Seedienst ferner

untauglich erachtet, kehrte ich nach England zurück, und erreichte es, nach einer fünfthalbmonatlichen Ueberfahrt.

(v. Maltens Weltk.)

Ueber Farben.

Man thut nicht wohl, Grundfarben anzunehmen, weil ihre Annahme sich bloß auf den Bergkrystall stützt, und nebst ihm noch viele frühere und spätere Naturkörper nach andern Gesetzen hervorgebracht sind. Besser ist die Annahme von Farbenklassen. Schon der logische Verstandesgebrauch lehrt, daß man Aehnliches unter einem Begriffe zusammenstellen soll, und dieser, auf die Farben angewandt, wird es natürlich und lehrreich machen, wenn man z. B. hellblau, kornblau, dunkelblau unter einem Inbegriff des Blauen, oder rosenroth, zinnoberroth, dunkelroth unter einem Inbegriff des Rothen zusammenfaßt. Ein solcher Inbegriff soll eine Farbenklasse heißen. Da Farben Mischung von Licht und Schatten sind, so kann man vorerst in jeder Farbenklasse drei Unterabtheilungen, nämlich 1) Lichtfarben, 2) Schattenfarben, 3) Mischungen beider festsetzen.

Ich nehme acht Farbenklassen an, aus folgenden Gründen. 1. die Natur hat 4 Elemente: Wasser, Feuer, Luft, Erde. Jedes ist der Erhellung oder Verdunkelung fähig.

2. Aus dem Wasser ist alles entstanden, und so wie es selbst farblos und durchsichtig ist, wird es auch der reinsten Erhellung und Verdunkelung des Lichts entsprechen. Das hellste Licht giebt die weiße Farbe, das dunkelste die schwarze Farbe. Die Oberfläche des Wassers ist weiß und glänzend, seine (beträchtliche) Tiefe

ist schwarz und trübe. Wenn auf dem Erdball alles aus Wasser entstanden ist und dieser sich umdrehte, wie noch jetzt, so ist alles aus Tag und Nacht, oder aus dem Weißen und Schwarzen hervorgegangen. Man denke auch an schwarz und weiß im Auge.

3. Durch das Feuer und den damit verbundenen Oxidations Prozeß entstunden sowohl im Weltgebäude einzelne Sonnensysteme, als auf unserer Erde einzelne Bildungen (zuerst die Kieselreihe.) Das Feuer giebt die erste Verdunkelung des Weißen als Gelb und die erste Erhellung des Schwarzen als Roth. Das Sonnenlicht wärmet und glänzet gelb, das Feuer auf Erde brennt und scheint roth. Die Gestirne glänzen gelb oder röthlich als entzündete Massen, und die rothe Farbe wird im Menschen völlig persönlich.

4. Wasser und Feuer kann nur eine Masse ausgleichen, die, der Verdichtung und Verdünnung fähig, in beide übergeht, nämlich die Luft. Sie bildet den Horizont der Welkörper und mit ihrer Umwandlung entstund auf unserer Erde ein Hydrogenisations Prozeß und die kalkigte Erdreihe. Die Luft giebt die zweite Verdunklung des Weißen als Blau und die zweite Erhellung des Schwarzen als Grün. Blau zeigt lichtes, heiteres Wetter, wie der Azur des Horizontes dieses bewahrheitet. Grau zeigt schattigte, düstere Witterung, wie Wolken, Nebel, Regen rc. beweisen. Blau ist hydrogonisirtes Gelb, Grau ist hydrogenisirtes Roth. Blau scheint mit Weiß, Grau mit Schwarz verwandt.

5. Der Körper, welcher der Thätigkeit von Feuer und Luft Daseyn verleiht und in dem beide fest und beständig werden, ist Erde. Dieser stellt Neutralisation dar, im besondern mit Oxidation, im Allgemeinen mit Desoxidation verwandt. Die dritte Verdunkelung des Weißen, verwandt mit dem Gelben, ist Grün, die dritte Er-

hellung des Schwarzen, verwandt mit dem Rothen, ist Braun.

Im Sommer, zur Zeit des Lichtes und der Wärme wird die Erde mit Vegetation grün überkleidet, im Winter zur Zeit der Finsterniß und der Kälte, weiset die Erde eine düstere, kahle braune Oberfläche.

Außer den hier genannten acht Farbenklassen, wenn man ihre Unterabtheilungen nicht vergißt, läßt sich keine neue denken.

Dr. Schafberger.

Dreisylbige Charade.

Zwei Sylben sind es, die ein Wesen nennen,
Das zauberisch begeistert, und entzückt.
Wer nie es sah, wünscht sehnlich es zu kennen,
Und wer's erblickte, fühlt sich hoch beglückt.
Es zieht dahin, gleich einem holden Sterne,
In seinem eignen, leichten Strahlenglanz;
Die Sehnsucht folgt ihm in die weite Ferne,
Und wo es weilt, blüht ihm ein frischer Kranz.
Doch Ruhmeskränze sich, gleich ihm, errungen
Hat ein Dichter, werth uns, und bekannt.
Er, der uns manches süße Lied gesungen,
Wird von der dritten Sylbe uns genannt.
Er ist es, der Beglückte, Auserwählte,
Dem eine schöne Dichtung einst gelang,
Mit der die Tonkunst innig sich vermählte,
Und deren Ruhm bis über's Meer erklang.
Und sollen die drei Sylben sich verbinden,
So steht ein seltsam dunkles Wesen da;
Wohl öfters auf dem Erdenrund zu finden,
Doch einer andern Welt verwandt und nah';
Ihm wird ein tiefrer, licht'rer Blick gegeben,
Mit Wunderbarem ist es oft vertraut,
Ihm kündet sich geheimnißvolles Leben,
Und ihm ist klar, was Andre nie erschaut.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 10tes Stück.

Der Mann ohne Namen.

Frei nach dem Französischen von C. Spindler.

Es war ein uraltes Herkommen in Corsini's Familie, daß am Freitag in dem großen Saale des prächtigen Hauses, bei'm Schimmer kristallener Kronleuchter, Spiel gehalten wurde. Man sprach da nicht von Politik, nicht von Religion; — man spielte.

Es war also eines Freitag Abends, und seit zwei Stunden rauschten die Karten im Saale, als der Hausherr vor einen der Spieltische trat, worauf große Goldhaufen und genuesische Bankozettel aufgethürmt waren. — Einer der Spieler sagte zu ihm: „Cavaliere! leihen sie mir zweihundert Pistollen; es gilt meinen letzten Satz, und ich bin schon blank.“ — Die zweihundert Pistollen rollten auf den Tisch, und nach zweimaligem Abziehen gehörte Corsini's und des Spielers Geld dem Bankhalter. Der Spieler stand mit leichter Verbeugung auf, und überließ an Corsini seinen Platz. Dieser setzte nun zweitausend Zechinen, mit den Worten: „Edler Doria, laßt sehen, ob das Glück Euch immer so günstig ist.

Das Sprichwort sagt: Glück im Spiel, Unglück bei den Weibern."

„Edler Corsini, es ist nicht artig von Euch, mich um nichts und wieder nichts daran zu erinnern, daß ihr in einigen Tagen meine Cousine Aglaura heirathen werdet. Ihr habt ihr gefallen, wohl und gut; sie hat Euch mir vorgezogen, und damit ist's aus. Hier aber ist Tresle: heraus damit."

„Ich wollte Euch nicht beleidigen. Ich habe keine Tresle."

„Dann hab' ich gewonnen; fünf Karten in derselben Farbe."

„Mein Geld ist Euer. Ich setze aber nun zwanzigtausend Zechinen; ungefähr so theuer wollte ich die Ohrgehänge für Aglaura auswählen.

„Immer und ewig Aglaura! Sieh' da, der König! Legt die Karten nieder. Ihr habt wieder verloren. Wollen wir aufhören?"

„Das ist nicht mein Brauch, wenn ich verliere; ich zittere nicht so leicht. Fünfzigtausend Zechinen."

„Viel, vielleicht zu viel; da Ihr aber ein so kühner und edler Gegner seyd, so sey es drum. Fünfzigtausend Zechinen!"

Dieser lebhafte Ausdruck erregte die Aufmerksamkeit aller Spieler. Männer und Frauen drängten sich im Kreise um Corsini und Doria, unbeweglich schauend, wie die Bildsäulen, die über ihre Köpfe sahen."

„Warum so lange zögern, Signor Doria? Bin ich nicht gut für fünfzigtausend Zechinen? Ist nicht mein Haus das Eure, meine Herrschaft Camaldoli Eure Weinberge in Carrara werth?"

„Ihr verstandet mich falsch, Signor Corsini. Ich meinte nur, daß fünfzigtausend Zechinen zu einer Zeit, wo die Franzosen Italien ausplündern, eine Summe hei-

ßen, und daß die Ohrgehänge für Aglaura zwanzigtausend Zechinen kosten."

„Treibt ihr Euern Spott mit mir?"

„Nein, Signor, ich gewinne; Euer Geld ist mein."

„Ja wohl; aber Camaldoli gilt wenigstens zweimalhundert tausend Zechinen. Hier sind die Urkunden, die es bezeugen."

„Meinetwegen; es gelte Camaldoli. Doch, eine Frage. Wer steht mir dafür, daß nicht schon die Franzosen dort sind? Vielleicht füttern sie in dieser Stunde ihre Pferde aus Euren Speichern, trinken Euren Wein, und brennen Euere Scheunen nieder, um sich daran zu wärmen. Leistet ihr mir volle Bürgschaft auf jeden Fall?"

„Das thu' ich. Spielt nun aus."

„Ist Camaldoli, Euer Eigenthum, wohl bewässert?"

„Die Tiber strömt hindurch. Ihr könnt die ganze römische Campagna vergiften, wenn's Euch gefällt; spielt nun aus."

„Gibt es dort viel Schatten, Statuen, schöne Aussichten? ich liebe alles."

„Sogar Galgen für meine Unterthanen gibt es dort. Gefällt's Euch nicht, das peinliche Recht auszuüben? spielt aus."

„Sind Euere leibeignen Mädchen hübsch? sind sie schön wie Aglaura?

„Bei der Seele meiner edlen Mutter macht ein Ende!"

Corsini legte die Hand an den Degen, und Doria antwortete: „Wir sind völlig im Reinen. Ich setze zweimalhunderttausend Zechinen gegen Euere Herrschaft Camaldoli." — „Ja, zum Teufel, ja." — „Hier habt Ihr Carreau." — „Ebenfalls." — „Carreau." — „Da." — „Carreau." — „Höll' und Teufel! ich habe keines

mehr.“ — „Carreau.“ — „Weiter.“ — „Carreau.“ — „Verloren!“ — „Camaldoli ist mein!“

»Verfluchte Karten, die der Teufel gemacht, das höllische Feuer gemalt hat. Ich bitte sie, meine Damen, mir diese Heftigkeit zu verzeihen, aber wer ist unglücklicher als ich? ich bin sonst gleichgültig beim Spiel, ich schäme mich heute vor mir selbst. Ich wäre in Verzweiflung, wenn Sie, meine Herren und Damen, diesen Abend gleiches Unglück mit mir theilten. Beinahe vergaß ich, Signor, daß Euch das Glück mein schönes Camaldoli zugesprochen; hier sind die Dokumente. Ich ersuche Euch, diese liebenswürdigen Damen manchmal dahin einzuladen. Vermaledeit! Fünfmal Carreau zu haben! fünfmal!

»Es wird mir eine angenehme Pflicht seyn, Signor Corsini! und wenn Ihr selbst manchmal ein paar Wochen hier zubringen wollt . . . .«

»Wollen wir denn auf so schönem Wege stehen bleiben? Ihr habt mein Landgut, aber ich besitze auch den Palast meiner Vorfahren. Nach dem Palast Pitti bewundert der Fremde mein Haus vor allen in Florenz. Meine Statüen und Gemälde sind eine Million werth. Ich setze mein Haus.« — «Angenommen.» — »Wie viel dagegen?» — «So viel Euch beliebt.» — »Nicht doch; sprecht es aus.» — »Bestimmt Ihr.» — »Nun denn: Alles oder Nichts. Mein Haus gegen das, was Ihr bereits gewonnen.« — »Basta, es sey.«

Die Karten wurden gemischt und gegeben.

„Kömmt es Euch nicht vor, Signor Doria, als ob diese Kerzen verlöschen wollten?“

„Eure Augen sind müde, Signor Corsini; wir wollen ausruhen, wenn Ihr es begehrt.“

„Nein, nein; es war mir, als ob der Kronleuchter mit seinen Flammen erbleichte. Mir schwimmen die Kar-

ten vor den Augen, und die bunten Figuren tanzen auf und nieder, daß ich sie kaum unterscheide. Sagt an, Signor, spielt aus."

Dreimal fielen die Karten, und das unerbittliche Mißgeschick Corsini's gab auch dießmal dem Gegner den Sieg. Ohne zu erblassen, ohne zu klagen oder zu murren, legte der Verlierende den goldenen Schlüssel seines Pallastes auf den grünen Teppich nieder und entfernte sich, ein Bettler, durch die bestürzte Menge. Niemand hält ihn auf, aber bald kömmt er zurück. Was hat er noch zu setzen, was zu verspielen? — Er bückt sich zu Doria herunter, und flistert ihm mit sichtbarer Bewegung einige Worte in das Ohr. Doria nickt mit dem Kopf, und Beide nehmen die Karten wieder auf.

„Seyd Ihr denn der Teufel, der immer gewinnt?"

„Behüte, Signor. Der Teufel liebt die Weiber nicht, und ich gewinne Euch so eben Eure Braut ab." — „Ihr seyd ein Elender! daß Ihr es ausplaudert." — „Ihr seyd tausendmal schlechter, weil Ihr sie auf eine Karte setztet."

Alle Damen riefen vor Schrecken und Zorn: »Ist es möglich? Aglaura, seine Braut, Cavalcati's Tochter! heilige Jungfrau! was müßen wir erleben! die dreifarbige Fahne weht auf unserm Dom, und ein Nobile verspielt seine Braut!»

»Stille! noch Eins: Ich Franzesco Roberto Corsini, aus einem der edelsten Geschlechte Italiens, unter dessen Ahnen ein Statthalter von Triest, ein Sieger in der Schlacht von Lepanto, zwei Dogen von Venedig, und mehrere Gonfaloniere von Florenz zu finden, ich, Corsini, Herr von Camaldoli, ich setze meinen Namen, mein Allerletztes, in's Spiel.»

«Seinen Namen!» riefen alle Cavaliere lachend und spottend. Corsini fuhr bitter lachend fort: »Hoffentlich

gilt er so viel, wie Euere Weinberge in Carrara. Der Ruhm meines Namens, Signor Doria, ist nicht unter der größten Summe, die man aussprechen möchte. Er ist ein schöner Schatz, dieser Name, eingeschrieben im Buch des Lebens, im goldnen Adelsbuch von Venedig, und in den ruhmvollen Annalen Etruriens. Wenn ich ihn verliere, so will ich niemals mehr mich nach ihm nennen: und ausgelöscht werde er von jedem Ehrendenkmal. Der ganze Werth des Menschen, vor allen des Edelmanns, liegt in seinem Namen. Der Leibeigne führt den, welchen ihm sein Herr gab, der Bastard den, welchen ihm das öffentliche Mitleid zuwirft. Wir haben ihn von Gott, er ist der Talisman, der sich in edlen Geschlechtern vererbt, die Kette, welche die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft. Mit ihm gehen alle andern Rechte verloren. Das Gesetz wird für den Namenlosen zum todten Buchstaben, sein Leben zur Lüge, zum Betrug, zur aufgedrungenen Last ohne Rechtfertigung. Die Auferstehung selbst ist nicht mehr für ihn; Gabriel oder Satan mögen ihn rufen, der Namenlose bleibt im Grabe. Verliere ich dieses mein letztes Gut, so verschließt sich mir Himmel und Hölle, und meine Seele mordet sich selbst, indem sie das Zeichen wegwirft, womit die Taufe jede Menschenstirne heiligt. Wie hoch schätzt ihr meinen Namen, Signor Doria?»

„Wahrhaftig, Corsini, Euer Vorschlag ist sonderbar wie keiner. Wohl sah man schon, wie Ihr gethan, Geld, Palläste, Königreiche, Weiber verspielen, aber einen Namen!“

„Keine Ausflüchte, ich bitte. Es handelt sich nicht davon, ob die Waare selten sey oder nicht: es gilt hier die Frage, ob sie einen Werth habe. Mein Name ist diese Waare.“

„Was soll ich aber mit Eurem Namen machen?“ — „Alles, was Ihr wollt. Mein Name ist meine Seele, und ich setze sie gegen Euch auf's Spiel. Zum Letztenmal, wie hoch schätzt Ihr diesen Satz? eilt; Eure Bedenklichkeiten sind mein Tod!“ — „Ich schätze ihn zu hoch, um seinen Werth zu bestimmen. Wenn ich ihn gewinne, so ist er mein Eigenthum; wenn ich verliere, so mögt Ihr mir dann sagen, wie hoch Ihr ihn haltet.“ — „Gut; mischt die Karten.“

Die beiden Spieler machten das Zeichen des Kreuzes, und während sie die Karten ordneten, entfloh die ganze Gesellschaft voll Entsetzen aus dem Saale, und ließ sie allein. Es war Mitternacht. Die Kerzenflammen flackerten am Verlöschen. Die Freskobilder an den Wänden, die blau schimmernden Porzellainvasen, die schwarzen Marmor-Verzierungen an den Kaminen, die bleichen Statuen, die bunten Tapeten, und die mächtigen arabischen Ziffern auf der großen Standuhr versanken durcheinander in dämmerigen Dunst und Nebel. Nur über die zahllosen Spiegel, womit der Saal geschmückt war, flog von Zeit zu Zeit das Licht wie ein Blitz, und zeigte in vielfachen Wiederholungen die blassen Gesichter der beiden Spieler, als wären diese Spiegelbilder eine phantastische Geisterversammlung um die beiden Helden dieses schauerlichen Abends. Durch die öde Stille lachte von außen der spottende Sturmwind, von dessen Andrang die goldenen Troddeln der rothen Fenstervorhänge hin und herschwankten, wie die Wipfel der schwarzen Cypressen, die sich, als flisternde Zeugen, über den Balkon heraufstreckten.

Man hörte alsdann nichts mehr, als den grellen Ausruf! „Ich bin verloren! ich bin verdammt!“ — Im ersten Frühlicht floh ein Mann durch das Thor San-Gallo aus der Stadt.

Die Morgennebel herbstlicher Zeit strichen über die weite Ebene, und nachdem sie sich senkten oder hoben, spielten sie eine Fata-Morgana vor den Augen des Flüchtigen. Er stellte sich auf einen Hügel, umgeben von bläulichem Duft. Schon verriethen die ersten Sonnenstrahlen die Reize der himmlischen Gegend; schon winkten aus dem Nebelflor die schlanken Pappeln am Arno, und die Morgenluft brachte auf ihren Flügeln von den Felsen die Wohlgerüche des Thymian, aus der Ebene den Duft der wilden Rosen; die Aeolsharfen des Morgens mit ihren schwärmerisch fröhlichen Gesängen wurden wach. Wenn der Versucher einen Sterblichen auf diesen Hügel geführt hätte, um dessen Seele gegen den Besitz der reizenden Landschaft einzutauschen, er hätte gesiegt. Aber der Namenlose hatte nichts mehr, weder eine Scholle Landes in diesem schönen Reiche, noch einen Namen, um ihn dem Pakt mit dem Teufel beizusetzen. Er lehnte sich an einen Baum des Abhangs, ließ den Kopf in beide Hände sinken, und weinte bitterlich. „O mein schönes Camaldoli, dessen Früchte so köstlich waren, daß sie nur auf den Tisch des heiligen Vaters kamen; o mein Marmorpalast mit deinen Schätzen; meine Aglaura, mit den pfirsichrothen Wangen und dem Odem, würzig wie die Ananas der Antillen; mein edler, ehrlicher, unbescholtener Name! Alles hab' ich verlohren. Wenn ich nur, den Degen in der Faust, meinen Namen wieder rauben könnte; wenn ich ihn nur in den Sand der Wüste schreiben dürfte; wenn ich mich nur getraute, ihn in der Einöde vor mich hin zu stammeln; aber nein: ich habe ihn verspielt, und mich alles Rechts auf ihn begeben. Die Spielschuld ist heilig; der Pabst selbst kann sie nicht lösen. Die Welt wird fordern, daß ich den Vertrag halte, und die Welt verwirft mich, weil ich mich selbst verwarf. Mein Schutzpatron, mein Schutzengel, mein Für-

sprecher im Himmel und auf Erden verstößt mich, weil ich ihn aus schnöder Habsucht verstieß. Und wenn ein Kind in seiner Unschuld meinen Namen ausspräche, so würd' ich einen Diebstahl an Doria begehen, darauf zu hören, darauf zu antworten. Welch' ein Elend! der Teufel selbst will nichts mehr mit mir zu schaffen haben. Er hat ja einen Namen in der Schöpfung; Satan heißt Satan."

Die Sonne kam hinter den violeten Rändern des Horizontes hervor. Florenz stieg aus dem Schatten zum Licht. Die steilen Thürme reihten sich an die Kuppeln der Paläste. Geräusch und Getümmel wurde in der Stadt mit dem Lichte wach; die scharfe Luft brachte zu den Ohren des Namenlosen die Hörnertöne aus den Kasernen der Franzosen. — Der Tag ist völlig da. Die Mädchen aus den Appenninen, die sich auf den Markt bei San-Lorenzo begeben, ziehen an dem Unglücklichen vorüber. Der fröhliche Anblick der üppigen Gemüse, der Blumenkörbe, die schwarzen Augen der muntern Dirnen, ihre dunkeln Locken, die ein schelmischer Luftzug um ihre Wangen und Lippen weht, ihre Gebethe vor den Heiligenbildern am Wege, ihre muntern Gesänge, lassen den Aermsten beinahe seinen Jammer vergessen; er sieht sie an, er lächelt ihnen zu, kauft der schönsten einige Blumen ab, und will sie bezahlen, als die Dirne spricht: „Signore, wenn sie mir eine Rose abkaufen, so müssen sie Maria eine Nelke, von Gloria einen Jasminzweig, und eine Levkoye von Luigina nehmen: denn Maria, Gloria und Luigina sind meine Schwestern."

„Fluch der Hölle! Alle diese haben einen Namen!« und er verläßt diese reizenden Mädchen, und läuft wie ein Verrückter durch das Feld, sich selbst verwünschend bis er an eine Klosterpforte kommt. Er klopft; ein Mönch erscheint. — „Mein Bruder, ich will mich taufen lassen!"

— »Du kommst sehr frühe.» — »Das Bedürfniß des Seelenheils treibt mich.« — »Bist du ein Jude?« — „Nein.“ — „Ein Türke?“ — »Nein.“ — „Ein Manichäer, ein Protestant?“ — „Nein, nein. Ich bin in der heil. römisch-katholischen Kirche geboren.“ — „Was begehrst Du denn? — „Noch einmal getauft zu werden.“ — „Das Concilium von Trapezunt verbietet es.“ — „Aber ich habe meinen Namen verloren.“ — „Trachte, denselben wieder zu finden. Das Angelus läutet, Gott behüte Dich!“

Die Klosterpforte wurde geschlossen. „Keine Taufe? ich bin kein Christ mehr, habe keinen Theil am Abendmahl? für mich gibt es weder Weihnacht noch Osterfest, noch Pfingsten; keine geweihte Kerzen an meinem Krankenbette, keinen Priestersegen an meinem Sterbebette!“ — Er tratt in ein Dorf, daß zu den Besitzungen seiner Schwester, der Herzogin von Paglia, gehörte. Der Pfarrer begegnete ihm, und sagte: „Guten Morgen, Signor Roberto Corsini.« Seine Amme, die am Fenster stand, rief herab: »Guten Tag, Corsini.» Die Bauern und Bäuerinnen schrieen ihm entgegen: Willkommen Signor Corsini.» — Er antworteje weder dem Pfarrer, noch der Amme, noch den Bauern, und sagte nur vor sich hin: »Ich heiße nicht mehr so, bin nichts mehr.» — So kam er in das Haus seiner Schwester. Seine Blässe und Verstörung erschreckte die Bedienten, und seine Schwester fragte ängstlich, was ihm zugestoßen. Er sank in einen Lehnstuhl, und antwortete keine Sylbe.

Sein kleiner Neffe, den er liebte, lief in seine Arme, und sagte: „Wir erwarten Dich schon seit zwei Tagen, Onkel Costa.“ — Die Mutter versetzte: „Filipino, mein Engel, Du irrst Dich. Das ist nicht Dein Onkel Costa.“ — „Also mein Vetter Cardoni?“ — „Nicht doch.“ — „Also . . . Ich will ihn selbst fra-

gen. Sage mir, Onkel, sage mir Deinen Namen, und ich will Dich recht lieb haben." — Aber er stand auf, ließ das Kind auf den Teppich gleiten, und entfloh wie ein Besessener dem Hause. Von diesem Augenblicke an fand er nicht Ruhe noch Rast vor seiner Qual. Der Knecht ging an ihm vorbei, und murmelte: „Er ist weniger als ich, ob ich schon ein Knecht bin; er ist ein Bastard unter den Menschen." Der Bettler gab ihm sein Almosen mit Verachtung zurück, und mit den Worten: „für wen müßte ich denn vor dem Bilde unserer lieben Frau beten?" Der Dieb ging hohnlachend an dem Manne ohne Namen vorbei, weil er dachte, daß es nicht der Mühe werth sey, den zu tödten, der sich schon selbst gemordet. — Er war vogelfrei; Welt und Kirche boten ihm keinen Trost, und die nächste beste Kugel konnte ihn straflos durchbohren, wie die Luft, wie ein Spinngewebe, wie einen Sperling. Da kam ihn eines Tages der Gedanke, daß er ein paar Tonnen Goldes haben möchte, um sie an Doria, der ihrer bedurfte, gegen einen Namen auszutauschen, welchen der neue Besitzer schon gänzlich abgenutzt hatte. Er suchte somit in allen Schlupfwinkeln die Hauptleute der Banden auf, welche Italien plünderten, indem er sich sagte: „Banditen haben Rom gegründet. Der Eroberer ist nur ein großartiger Dieb. Die Welt gehört dem Tapfersten, und Gott beschützt die Starken."

Er kam zu den Räubern. — „Wer bist du?" — „Ein Feind der Menschheit." — „Also unser Freund. Was willst Du?" — „Mit euch leben und sterben und plündern; mein Gold im Staube verdienen, und nachdem ich Blut vergossen, mit meinem Dolche mein Brod schneiden.« — »Weiter.» — »Einen Rang unter euch einnehmen, Löwe, Tiger, Mordbrenner heißen, wie es euch gefällt; aber die Taufe des Muths und der Kühnheit er-

halten.« — »Das sollst Du. Wie ist Dein Name?« — »Mein Name?« — „Ja doch; warum so bestürzt? ich heiße in der Bande Il terribile, aber der heilige Antonius ist mein Schutzpatron, und ich nenne mich nach ihm. Dieser hier wird von uns Il terremuoto geheißen, aber sein Name ist Michael, und zum heiligen Michael betet er. Ehe du ein Straßenräuber wirst, nenne uns deinen Heiligen, deinen Namen.« — »Ich habe keinen mehr.« »So kannst Du nicht zu unserer Bande gehören; Du würdest uns Unglück bringen, und die Heiligen veranlassen, uns ihren Schutz zu entziehen. Hinweg mit Dir!«

Er verließ die Höhle, und ging nach Neapel. Mit Entsetzen hörte er da, daß man einen Freund, dem er in einem Duell sekundirt, als einen Mörder zum Tode verurtheilt hatte. Er wollte bezeugen, daß in dem Zweikampfe Alles ehrlich zugegangen, doch ihm, dem Manne ohne Namen, glaubte man nicht, und sein Freund wurde gehangen. — Er wollte fort, Italien verlassen, über die Alpen gehen, und verlangte an der Gränze einen Paß. Da er jedoch keinen Namen angeben konnte, und Niemand für ihn Bürgschaft leistete, wurde er ein Carbonaro gescholten, wie ein Schleichhändler verfolgt, wie ein entsprungener Verbrecher behandelt. Man machte Jagd auf ihn, man schoß nach ihm, und fehlte ihn unglücklicher Weise. Kurz darauf erfuhr er, daß Doria, der sich nun Corsini nannte, in Schulden und Ausschweifungen versunken — mit einem Worte ehrlos sey. Sein Name figurte in scandalösen Prozessen, in einem betrügerischen Bankerotte, in einem infamirenden Urtheil, angeschlagen an allen Ecken in Toskana. Sein Name war in Gelagen beschmutzt, aus dem Fenster auf die Straße geworfen, schon längst aus dem goldnen Buche von Venedig wie ein Schreibfehler ausgestrichen worden. — In einer Schenke von Livorno sagte man ihm, daß Doria

ein Fälscher sey, entsprungen aus dem Bagno von Cattaro, wohin man ihn als einen falschen Spieler gesteckt hatte. Der Namenlose sah mit bitterem Gefühle ein, daß Doria ihn um seine Güter, seine Paläste, um Braut und Namen betrogen hatte. Und dennoch konnte er nicht mehr zurück, und dennoch mußte er von einer freiwilligen Rückerstattung Doria's allein seine Zukunft erwarten. Er wollte nach Florenz, Doria fußfällig bitten, ihm seinen Namen wieder zu geben, das einzige, arme, kleine, geschändete Wort. Wenn ihm auch dieser Versuch nicht gelänge, so wollte er seinem Leben, dieser drückenden Last, ein Ende machen.

So kömmt er nach Florenz; es ist Nacht, und still die Straße; sein Haus leuchtet von tausend Kerzen; hinter den Spiegelscheiben der Fenster sieht man goldene Gefäße mit Früchten, blinkenden Kelchen und dampfende Spezereien vorübertragen; fröhliche Weiber in seidenen Gewändern tanzen in den Sälen mit fliegenden Schleiern; die Spiegelflächen werfen die lebensglühenden Bilder in gebrochenem Schimmer zurück, spiegeln die Blumen, die Edelsteine und die Lampenstrahlen ab, die wie eine Sonne diesen blendenden Regenbogen umgeben: dazwischen das klingende Niederstürzen der Goldstücke auf Spieltische, Jauchzen der Freude, Gesänge der Lust, Geschrei der Trunkenheit, Paukendonner, Trompetenstöße, Geklingel von zerbrochenen Gläsern, aufbrüllende Toasts: die Atmosphäre selbst in den Sälen ist berauscht. Die Fenster weit offen, Orangenbäume auf den Balkon, dahinter üppige Frauen, die, Kühle athmend, nach den glänzenden Sternen am wolkenlosen Himmel sahen. Alles im Weine berauscht, im Spiele zu Grunde gerichtet, oder in Lust verschlungen: alles vergehend im Taumel von Nektar und Ambrosia.

Welch ein Fest? — »Eine Vermählung.« »Doria!« flisterte der Namenlose in sich hinein: »Doria mit Aglaura. O warum kann ich ihm nicht sagen: hier, nimm eine Fülle Goldes; gib mir dagegen meinen Namen, und laß uns scheiden. Denn mein Leben ist ja an das seinige gefesselt. Ginge er ans Ende der Welt, muß ich nicht auch dahin, wenn ich mich von ihm ablösen will? Säße er im Kerker, auf der Ruderbank der Galeerensclaven, kettete ihn körperliches Leiden auf das Bett eines Spitals, stände er am Schandpfahle, — muß ich nicht hin zu ihm, mich zu ihm niederbeugen, seine Ketten oder sein Kissen schütteln, um ihm zu sagen: «Signor Doria, hier bin ich. Gebt mir meinen Namen oder wenigstens den Eurigen heraus. Seyd gerecht oder großmüthig; wollt Ihr doppelt Glück im Paradies genießen. oder doppelte Quall in der Hölle leiden?»

Nachdem er in seiner Verzweiflung geschwelgt, lief er zum Arno, und athmete das kühle Wehen des Stromes ein, der alle Sternbilder des Himmels in seinen klaren Fluthen mit fortwälzte. Von Thau durchnäßt, erschöpft von Müdigkeit, wollte er sich auf dem Strande niederwerfen, als er bewimpelte Gondeln herangleiten hörte, mit singenden Ruderknechten und blasenden Musikern. Am Ufer liefen Diener vorüber mit lodernden Fackeln, mit Rosenguirlanden und grossen Chiffern von farbigen leuchtenden Gläsern. Das Hochzeitfest sollte auf dem Strome fortdauern. Dem Müden schien diese Helle in der Nacht, dieses Geräusch mitten im Schweigen, ein Traum. Er versteckte sich im Schilf, er sah Aglaura schöner als je, mit ihren Alabasterarmen, von Putz überladen, den Busen verstrickt in einem Netze der feinsten Spitzen, ihren Fuß gefangen von glänzend geflittertem Schuhe, und ihre Wangen strahlend von jungfräulicher Röthe. — Und als nun alle Gruppen dieses

Zuges in die Gondeln gestiegen, als sie mit ihren Gesängen, Fackeln und Scherzen unter dem schwarzen Brückenbogen, wie in einen steinernen Schlund verschwunden waren, so hörte der Namenlose unfern ein wiederholtes Angstgeschrei. Er flog nach der Stelle, wo das Geschrei herkam, und sah zwei Männer entfliehen mit den Worten: „Todt ist er, der Schändliche!"

Am Boden, zusammengefallen wie ein Geräderter, lag ein ermordeter Mann, und als der ohne Namen die zurückgelassene Laterne erhoben, das Gesicht des Menschen, der sich noch wie eine Schlange wand, betrachtet, von seinen Lippen und Zügen Schaum, Blut und Sand weggewischt, und sein ersterbendes Augenlied aufgerissen, schrie er verzweifelnd: „Er ist's! Doria ist's, großer Gott! und er stirbt, denn sein Auge bricht, sein Mund verzieht sich, und blau werden seine Adern: „Er stirbt, und mein Name mit ihm! — Doria, mein Freund Doria! rette mich um Gotteswillen von dem Nichts; gib meinen Namen heraus. — Was sagt er? he? die Stimme verfällt ihm. Rede, lieber Doria, rede! was willst Du? soll ich Dir nachsterben? gut, aber gib mir meinen Namen heraus. Ich thue, was Du willst, aber antworte, antworte mir."

»Ein Bischen Wasser, aus Barmherzigkeit!«

»Den ganzen Strom, wenn Du willst; aber zuvor meinen Namen!«

»Einen Tropfen Wasser! ein glühendes Eisen steckt in meinem Herzen.«

»Meinen Namen heraus! für einen Wassertropfen gib ihn her; ich öffne Dir den Mund, hier ist der Fluß, ich brauche nur die Hand auszustrecken; aber nichts für nichts! meinen Namen, und Du sollst Wasser genug, die Kehle voll Wasser haben. Meinen Namen!«

»Einen Tropfen nur, ich ersticke. . . . .«

»Drei Worte nur, mein guter Doria! — Ha, der Bösewicht, er zaudert, er grins't, er wälzt sich zum Fluß hin. Bei'm ewigen Gott, das sollst du nicht. Antworte Niederträchtiger! oder ich erwürge Dich mit eigenen Händen.«

Er schüttelte ihn bei dem goldgestickten Rocke, er beugte sich auf sein vergrinztes Auge, auf den kurz athmenden Mund, er ließ den Körper sinken, und rang die Hände, bald mit Bitten, bald mit Verwünschungen. — Da wurde er stille. . . . Doria war todt. Der Andere aber, mit einem gottesläugnerischen Lächeln auf dem Antlitze, versetzte mit der Ferse dem Leichname einen heftigen Stoß, und schrie zum Himmel auf: »Jetzt sey verflucht!«

Am nächsten Frühmorgen hörten Fischerleute, die nach Livorno abgingen, Jemand in's Wasser stürzen, schwer wie ein Fels. Sie liefen herbei, und sahen nur eine kreisförmige Furche, die sich breit ihm Wasser ausdehnte. — Heute noch, in dem Museum von Florenz, im anatomischen Saale, bemerkt man unter einem Glasgehäuse ein glänzendes Skelett, dessen Gelenke von Kupfer und Silber ausgeführt sind. Dort sind die Gebeine des Mannes, der seinen Namen verloren.

Anekdote.

Vor der Ankunft der Engländer in Spanien, während des Krieges in Frankreich, war der Thee, besonders im Innern und auf dem Lande völlig unbekannt. Ein Offizier, der dieses nicht wußte, ward auf einem asturischen Dorfe bei einer Bäurin einquartirt. Er gab ihr seine Theebüchse, und sagte im gebrochenen Spanisch: Bereiten, liebe Frau! stark, stark. — Die liebe Frau schüttete nun das ganze Pfund Thee in einen Topf, goß Wasser darauf, kochte es, steckte einige geräucherte Würste hinein, und trug es alsdann als garnirtes Gemüs auf. — Herrliches Gericht!

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 11tes Stück.

Rettung und Dank.

Bei einem französischen Regimente, das 178— in Lyon einrückte, befand sich ein junger Militair, der wegen Krankheit im Wirthshause zurückbleiben mußte, als sein Regiment weiter marschirte. Er hatte wenig Geld bei sich, und die Kosten seiner Krankheit hatten seine kleine Baarschaft bald erschöpft. Seine hartherzige Wirthin schaffte ihn in eine Bodenkammer, wo ein Strohsack und ein Stuhl das ganzes Geräthe ausmachten, und ein wenig Gerstenschleim seine einzige Nahrung war.

Im ersten Stockwerk des Hauses wohnten zwei Genferinnen, Frau und Fräulein Agier, die sich ihrer Gesundheit wegen eine Zeitlang in Lyon aufhielten. Beide waren schon bejahrt, und Fräulein Agier bald 50 Jahre alt. Das Schicksal des jungen Kriegsmannes hatte die Theilnahme aller Hausgenossen erweckt, und auch Fräulein Agier erfuhr durch ihr Kammermädchen seine hülflose Lage und die Grausamkeit der Wirthin, die schon den Entschluß gefaßt hatte, ihn in's Spital zu schicken. Es gelang dem Mädchen, ihre Gebieterin zur Theilnahme zu bewegen. Das Fräulein ließ sogleich einen Arzt holen, erklärte sich gegen die Wirthin bereit, alle Kosten

der Verpflegung zu tragen, und verlangte, der Kranke sollte sogleich in ein bequemes Zimmer geschafft werden.

Von nun an wurde die menschenfreundliche Abigail die Pflegerin ihres Schützlings. Seine Krankheit, die durch Vernachläßigung gefährlicher geworden war, hatte ihn so sehr geschwächt, daß er in der heftigsten Fieberhitze lag, als der Arzt erschien, und während man ihn in ein anderes Gemach schaffte. Als er wieder zur Besinnung gekommen war, wunderte er sich nicht wenig über das wohleingerichtete Zimmer, in welchem er sich befand. Er glaubte, zu träumen. An seinem Bette saß seine treue Pflegerin, welche auf seine Frage blos antwortete, ein theilnehmender Freund hätte befohlen, ihn sorgfältig zu pflegen. Tage und Wochen gingen vorüber, bis endlich der junge Kriegsmann, als er sich erholt hatte, dringender zu wissen wünschte, wem er so viele Wohlthaten verdanke. Es war in seinen Zügen etwas, das Ehrerbietung, vielleicht Furcht erweckte, und die Kammerjungfer nannte ihre Gebieterin, und sprach mit aller Schonung von dem traurigen Zustande, worin sie ihn gefunden hatte. Der junge Mann wünschte Fräulein Agier zu sehen, um ihr seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er war noch nicht im Stande, das Bett zu verlassen, und durfte eben so wenig lesen, aber er war so weit hergestellt, daß er schon das Lästige des einsamen Krankenlagers fühlte. Fräulein Agier gewährte seinen Wunsch, und machte ihm einen Besuch. Sie blieb nur einige Augenblicke, versprach aber, bald wieder zu kommen, ihm auch einige Bücher nach seiner Wahl zu bringen, und erbot sich, ihm vorzulesen, bis es ihm erlaubt wäre, sich selbst mit Lesen zu unterhalten.

Der junge Krieger nahm den Vorschlag freudig an; er wählte Turenne's Leben und ein Werk über Geometrie. Das Fräulein brachte täglich einige Stunden

bei dem Kranken zu, der ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, und sie oft mit Bemerkungen unterbrach, die immer verständig, und zuweilen sehr überraschend waren. Er schien nicht sehr zutraulich zu seyn, und erst nach einiger Zeit ließ er sich einst, als ob sein kriegerischer Eifer ihn unwillkührlich hingerissen hätte, über seine Entwürfe aus. Das Fräulein hörte ihm lächelnd zu, und sagte: „Ei ja, ich glaube es wohl, wir werden sie bald als Obersten begrüßen.“ — „Oberst, erwiederte er fast unwillig, nein General, vielleicht“ — Er schwieg, als ob er erschrocken wäre vor der Aeußerung, die er thun wollte, und vielleicht machte er sich auch in seinem Innern einen Vorwurf über dasjenige, was er schon gesagt hatte. „Ich habe bis jetzt, hob das Fräulein wieder an, Sie noch nie nach ihrer Heimath und nach ihrer Familie gefragt. Nach ihrer Aussprache muß ich sie für einen Ausländer halten, obgleich sie in einem französischen Regimente dienen.“ — „Ich bin ein Korse, antwortete der Soldat, und mein Name ist Napoleon Bonaparte.“

Das Fräulein nahm von Tag zu Tag mehr Antheil an ihrem Pflegling, und als er völlig genesen war, versah sie ihn mit Kleidung und dem nöthigen Reisegelde. Beim Abschiede von seiner Wohlthäterin war er sehr bewegt. „Glauben Sie, sprach er, ich werde nie vergessen, was Sie für mich gethan haben. Sie sollen von mir hören.“ Er reiste ab, das Fräulein aber ging mit ihrer Mutter nach Genf zurück.

Bonaparte's Name wurde bald berühmt, und Fräulein Agier freute sich über die glückliche Laufbahn ihres Schützlings, der sie indeß gänzlich vergessen zu haben schien. Jahre vergingen, bis kurz vor der Schlacht bei Marengo Bonaparte durch Nyon im Waadtlande kam, wo er aber nur wenige Stunden sich aufhalten

konnte. Ein Adjutant kam nach Genf mit dem Auftrage, eine gewisse, sehr alte und häßliche Agier aufzusuchen und in's Hauptquartier zu bringen. Der Adjutant fand das Fräulein. Sie war halb blind und ging nur selten aus, aber der Name ihres Helden schien ihr frische Kraft zu geben, und sie machte sich sogleich mit dem Adjutanten auf den Weg. Bonaparte erwartete sie ungeduldig, und ritt ihr mit seinem Stabe bis Versois entgegen. Als er den Wagen erblickte, sprengte er voran, sie zu begrüßen. „Sie sehen hier meine Wohlthäterin, sprach er zu seinen Begleitern, ihr verdanke ich mein Leben. Ich war von allen verlassen, als sie mir Beistand gab. Es ist mein Glück und mein Stolz, ihr verpflichtet zu seyn, und ich werd' es nie vergessen.»

Das Fräulein brachte zwei Stunden bei Bonaparte im Gasthofe zu Nyon zu, wo er von seinen Entwürfen mit ihr sprach, und wie in Lyon sagte er beim Abschiede wieder: »Sie sollen von mir hören.«

Von der Zeit an bis zu seiner Krönung empfing sie nie wieder ein Zeichen seines Andenkens; vierzehn Tage vor dieser Feierlichkeit aber erhielt sie einen Besuch vom General Hulin. Er bat sie, mit ihm nach Paris zu reisen, da Napoleon beschlossen hätte, sie sollte Zeugin seiner Herrlichkeit seyn. Der General hatte die genauesten Weisungen, und Fräulein Agier sollte nichts mitnehmen, als was durchaus unentbehrlich auf der Reise wäre. Ihres hohen Alters und ihrer Kränklichkeit ungeachtet, reisete sie am folgenden Tage mit dem General ab. Bei ihrer Ankunft in Paris mußte sie in einem Hause auf dem Caroussel-Platze, den Tuilerien gegenüber, absteigen. Sie fand eine Dienerschaft in Napoleons Livree, ein vollkommen eingerichtetes Hauswesen, und der Inhalt wohlversehener Kleiderschränke bewies ihr, daß

Napoleon sich sogar ihrer Lieblingsfarbe erinnert hatte. Er hatte an alles gedacht, was ihr Vergnügen machen konnte. Sie hatte eine lange Unterredung mit ihm. Außer den Kosten ihres Hauswesens, das er besorgen ließ, erhielt sie ein Jahrgeld von sechstausend Franken. Er zeigte ihr immer die ausgezeichnetste Achtung, und zog sie oft in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe. Nach seinem Falle verlor sie ihr Haus und die übrigen Vortheile, die er ihr zugesichert hatte. Man vermuthete indessen nicht ohne Grund, daß sie von seinen Bevollmächtigten bis zu ihrem Tode 1822 ihr Jahrgeld regelmäßig erhalten habe. Daß sie immer mit Enthusiasmus, ja selbst mit Begeisterung, von ihrem Helden gesprochen habe, läßt sich denken.

Bildniß Napoleon's,

anatomisch, physiologisch, hygiänisch und pathologisch entworfen.

Nach den Denkwürdigkeiten seines Kammerdieners Constant.

Nach der Rückkehr aus Aegypten war der Kaiser sehr mager und gelb. Seine Gesichtsfarbe hatte etwas kupferartiges; seine Augen waren tiefliegend, und seine Formen wohlproportionirt, obgleich ein wenig hager. Sein Porträt in dem Gemälde: „eine Revue des ersten Konsuls auf dem Karusselplatz,“ von Horaz Vernet, ist sehr ähnlich.

Seine Stirn war sehr hoch und offen. Er hatte wenig Haare, vorzüglich an den Schläfen; aber sie waren sehr fein, sehr weich, und kastanienbraun. Seine schöne blauen Augen malten deutlich die verschiedenen

Gefühle seiner Seele. Sie waren bald mild und liebkosend, bald streng und hart.

Sein Mund war schön. Die Lippen waren gleichförmig und ein wenig aneinander gedrängt, vorzüglich bei übler Laune. Obgleich seine Zähne nicht regelmäßig genannt werden konnten, waren sie doch gut und sehr weiß. Er beklagte sich nie darüber. Seine griechische Nase war schön. Er hatte einen außerordentlich feinen Geruch.

Ueberhaupt war sein Gesicht im ganzen regelmäßig, wohlgebildet, obgleich zu jener Zeit seine Magerkeit die Schönheit seiner Züge entstellte, und im allgemeinen ihren Ausdruck wenig angenehm machte. Man hätte diese Züge, einen nach dem andern, beurtheilen müssen, um die vollkomene Regelmäßigkeit und Schönheit des Ganzen würdigen zu können.

Sein Kopf war stark und hatte einen Umfang von zweiundzwanzig Zoll. Er war etwas länger als breit, also ein wenig platt an den Schläfen. Napoleon war sehr empfindlich am Kopfe, weßhalb ich seine Hüte wattiren ließ, und sie einige Tage in meinem Zimmer trug, bevor ich sie ihm gab. Seine Ohren waren klein und wohlgebildet. Der Kaiser war auch an den Füßen sehr empfindlich, weshalb ich seine Stiefeln und Schuhe von einem Bedienten der Garderobe, Namens Joseph, der denselben Fuß hatte, wie Napoleon, zuvor austreten ließ.

Er war 5 Fuß, 2 Zoll und 3 Linien groß. Sein Hals war etwas kurz, die Schultern zurückgedrängt, die Brust breit, wenig behaart; Schenkel und Bein wie in der Form gegossen. Seine Füße waren klein, die Zehen wohlgeordnet und ohne Hühneraugen oder Schwielen. Eben so vollkommen waren seine Aerme. Seine Hände konnten bewunderungswürdig genannt werden, und

die Nägel seiner Finger verunzierten sie nicht, weshalb er auch eine gewisse Sorgfalt verwendete, so wie auf seine ganze Person; aber Alles ohne Ziererei. Er nagte manchmal an den Nägeln, das war ein Zeichen der Ungeduld, oder strenger, geistiger Beschäftigung.

Später wurde er viel beleibter, ohne dadurch die Schönheit seiner Formen zu verlieren. Sein Ansehen war im Gegentheil gefälliger während dem Kaiserthum, als während dem Konsulat. Seine Haut war sehr weiß geworden, und seine Farbe belebt.

Hatte der Kaiser lange gearbeitet oder nachgedacht, so litt er an einem ganz eigenen Krampf, einem nervösen Zucken, das er sein ganzes Leben bewahrte. Es bestand in einer oft wiederholten schnellen Erhebung der rechten Schulter, was mehrere Personen, welche diese Gewohnheit an ihn nicht kannten, manchmal für ein Zeichen des Mißvergnügens oder der Mißbilligung hielten, ohne entdecken zu können, worin sie es bei dem Gebieter versehen. Er aber seinerseits dachte nicht daran, und wiederholte dieselbe Bewegung oft schnell hintereinander, ohne sie im mindesten zu bemerken.

Ein merkwürdiger Umstand war noch der, daß Napoleon sein Herz nie schlagen fühlte. Er sagte das oft zu Corvisart (seinem ersten Arzt) und zu mir. Mehr als einmal ließ er uns die Hand auf seine Brust legen, um uns von diesem sonderbaren Phänomen zu überzeugen. Wir bemerkten nie die geringste Bewegung.

Der Kaiser aß sehr schnell. Kaum blieb er zwölf Minuten bei Tische. Hatte er genug gegessen, so erhob er sich, und begab sich in den Familiensaal. Die Kaiserin Josephine blieb gewöhnlich sitzen, und machte den rigen Anwesenden ein Zeichen, sie nachzuahmen. Manchmal folgte sie jedoch ihrem Gemahl auf der Stelle, wo:

nach die Palastdamen in ihren Zimmern speisten, in denen man ihnen auftrug, was sie wünschten.

Eines Tages, als Prinz Eugen sich unmittelbar nach dem Kaiser vom Tisch erhob, wendete dieser sich um mit den Worten: „Aber Eugen, du hast nicht Zeit gehabt, zu essen." — Bitt' um Verzeihung, entgegnete der Prinz; ich habe schon im Voraus gespeiset.

Die übrigen Gäste mochten wohl finden, es sey das keine üble Vorsichtsmaßregel. Dieser Zustand der Dinge dauerte jedoch nur bis zum Konsulat; denn von nun an speisete Napoleon mit seiner Gemahlin allein, und lud nur von Zeit zu Zeit irgend eine Person seines Hofes ein. Er hatte damals schon einen Hof.

Sein Frühstück genoß der Kaiser fast immer allein. Es wurde auf einem kleinen Mahagonitisch aufgetragen. Er bediente sich dabei keiner Serviette. Diese Mahlzeit dauert kaum acht oder zehn Minuten.

Ich werde sogleich anzudeuten Gelegenheit haben, welche üble Wirkung die Gewohnheit, zu schnell zu essen, auf seine Gesundheit hatte. Ausserdem, und gerade der großen Uebereilung wegen, speisete er nicht besonders sauber. Er bediente sich sehr häufig seiner Finger, statt der Gabel, und selbst statt des Löffels. Man stellte das Gericht, welches er am liebsten aß, in seine Nähe. Ohne Umstände speisete er nun auf die eben beschriebene Weise, tauchte sein Brod in die Brühe, saugte es ab, und wiederholte das mehrmals. Demungeachtet wurde die Schüssel herumgegeben, und alle Gäste nahmen daraus. Einige betrachteten das selbst als ein Mittel, dem Gebieter den Hof zu machen.

Des Kaisers Leibgericht war ein Hühnerfrikassee, welchem man seitdem den Nahmen: Poulet a la Marengo gegeben. Er aß auch gern Bohnen, Linsen, Coteletten, eine geröstete Hammelsbrust, oder ein gebratenes

Hühnchen. Gewöhnlich gab er den am einfachsten zubereiteten Gerichten den Vorzug; dagegen war er schwierig in Hinsicht auf das Brod.

Es ist nicht wahr, daß er, wie man gesagt, einen unmäßigen Kaffeeverbrauch gemacht. Er trank nur eine Obertasse nach seinem Frühstück, und eine andere nach dem Mittagsessen. Manchmal, wenn er sehr geschäftig war, geschah es jedoch, daß er, ohne es zu bemerken, zwei Tassen hinter einander leerte. In diesem Falle fühlte er sich jedoch stark bewegt, und konnte nicht schlafen. Oft auch trank er seinen Kaffee kalt, und ohne Zucker, oder zu stark gezuckert.

Um diesen Mißbestand zu vermeiden, übernahm es Josephine, seinen Kaffee mit eigener Hand zuzubereiten. Maria Louise ahmte ihr darin nach. Wenn der Kaiser vom Tische aufstand, und sich in den kleinen Saal begab, trug ihm ein Page, auf einem starkvergoldeten silbernen Kaffeebrett, die Kaffeekanne, die Zuckerdose und eine Tasse nach. Die Kaiserin goß sodann den Kaffee in die Tasse, zuckerte ihn, versuchte, ob er süß genug sey, und bot ihn dem Kaiser dar.

Napoleon trank nichts als Chambertin; aber selten ohne Wasser. Ueberhaupt liebte er den Wein nicht, und kannte ihn schlecht. Ich erinnere mich, daß er eines Tages, im Lager von Boulogne, mehrere Offiziere zu Tische zog, und dem Marschall Augereau ein Glas Wein reichen ließ, wobei er ihn mit einer gewissen Zufriedenheit fragte, wie er ihn finde? Der Marschall versuchte ihn auf die Art feiner Weinschmecker, schnalzte mit der Zunge, und sagte: »Es gibt wohl noch bessern.« Der Kaiser, der ohne Zweifel eine ganz andere Antwort erwartete, begnügte sich, über des Marschalls Freimüthigkeit zu lächeln.

Man hat so oft gesagt und wiedrholte, daß Napoleon die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um nicht vergiftet zu werden, daß man diese Angabe endlich für eine geschichtliche Wahrheit gehalten. Aber es ist ein Mährchen, das in dieselbe Kathegorie gehört, wie das von dem stich- und kugelfesten Panzer.

Der Kaiser war in diesem Betrachte im Gegentheil zu vertrauensvoll. Sein Frühstück wurde jeden Morgen in ein offenes Vorzimmer gestellt, in welchem sich alle Diejenigen befanden, denen er eine Privataudienz gewährte, und die dort oft mehrere Stunden hinter einander warteten. Das Frühstück blieb eben so lange stehen. Man suchte, es warm zu halten, bis er sein Kabinet verließ, um es zu genießen.

Das Mittagessen wurde in Körben aus der Küche in die oberen Gemächer getragen. Nichts wäre leichter gewesen, als Gift in die Speisen zu streuen. Demungeachtet kennt man keine Spur, daß die diensthuenden Leute es je unternommen, Napoleon zu vergiften. Ihre Anhänglichkeit und Treue ließ selbst den Gedanken daran nicht zu.

Die Gewohnheit, mit großer Hast zu essen, verursachte manchmal dem Kaiser heftige Magenschmerzen, die gewöhnlich Erbrechungen zur Folge hatteni Eines Tages benachrichtigte mich einer der diensthuenden Kammerdiener in aller Eil, daß der Kaiser sich nach seinem Mittagessen übel befunden, und sehr leide. Ich eilte in sein Zimmer, und fand ihn der Länge nach auf dem Teppich ausgestreckt. Das war seine Gewohnheit, sobald er sich unwohl fühlte.

Die Kaiserin war neben ihm, nnd hatte seinen Kopf auf ihren Knien, Er klagte und schmollte zu gleicher Zeit; denn er ertrug dieß Uebel mit weniger Geduld, als tausend viel ernstere Zufälligkeiten in den Feldlagern,

und der Held von Arcole, der sein Leben in vielen Schlachten gewagt, zeigte sich in solchen Augenblicken eben so weichlich als ungeduldig.

Die Kaiserin tröstete ihn, und sprach ihm Muth zu. Sie, die oft heftige Kopfschmerzen hatte, würde gern das Uebel ihres Gemahl auf sich genommen haben, wäre es nur irgend möglich gewesen.

„Constant," sagte sie, als ich eintrat, »kommen sie schnell, der Kaiser bedarf Ihrer. Machen Sie ihm Thee, und verlassen Sie ihn nicht, bevor er sich besser befindet.»

Kaum hatte er drei Tassen Thee getrunken, so verminderte sich sein Uebel. Josephine hielt immer noch seinen Kopf auf ihren Knieen, und liebkosete seine Stirn mit ihrer weißen, fleischigen Hand, oder rieb ihm die Brust.

„Befindest Du Dich jetzt besser?" fragte sie.„ »Willst Du Dich ein wenig niederlegen? Ich bleibe mit Constant an deinem Bett.» — Ich habe mehrmals ähnliche Szenen gesehen.

Weil ich einmal bei dem Kapitel der Krankheiten des Kaisers bin, will ich auch noch einige Worte über eine andere sagen, die, mit Ausnahme derjenigen, welche seinen Tod veranlaßte, seine schwerste war.

Bei der Belagerung von Toulon, als der Kaiser erst Artillerie-Oberst war, wurde ein Kanonier auf seinem Stücke getödtet. Bonaparte ergriff sogleich den Stößel, und bediente einige Zeit die Kanone. Unglücklicher Weise hatte der gebliebene Artillerist eine Krätze von der bösartigsten Gattung gehabt, und der Oberst wurde angesteckt. Er konnte erst nach mehreren Jahren sich davon befreien, und die Aerzte vermutheten, daß die üble Behandlung dieser Krankheit die Ursache seiner außerordentlichen Magerkeit und seiner gelben Gesichtsfarbe gewesen.

In den Tuilerien nahm er Schwefelbäder und trug ziemlich lange ein blasenziehendes Pflaster, welches er sich früher nicht hatte wollen auflegen lassen, weil er besorgte, es könne ihn im Nachdenken stören. Corvisart bestand lange auf ein Fontanell. Aber der Kaiser wollte sich seinen Arm nicht verunstalten und wies ihn bestimmt ab.

Bei derselben Belagerung von Toulon, bei welcher er vom Hauptmann zum Oberst befördert worden, erhielt er auch einen Bajonettstich in den linken Schenkel, dessen Narbe er mir mehrmals zeigte. Von der Wunde am Fuß, die er bei Regensburg erhalten, war keine Spur mehr bemerkbar.

Wir waren ungefähr 1200 Schritte von Regensburg entfernt. Der Kaiser sah die Oesterreicher auf allen Seiten fliehen; und glaubte, das Gefecht sei beendet. Man hatte sein Frühstück an dem Orte bereitet, den er vorher angedeutet. Er war auf dem Wege dahin, als er sich plötzlich gegen den Marschall Berthier umwendete, mit dem Ausruf: »Ich bin verwundet.»

Der Schlag der Kugel war so stark, daß der Kaiser in sitzender Stellung fiel. Er war an der Ferse verwundet. Nach dem Kaliber der Kugel konnte man schliessen, daß sie von einem Tiroler Schützen komme, dessen Waffe von der Stadt bis zu uns tragen mochte.

Man kann sich leicht denken, daß ein solches Ereigniß Besorgniß und Schrecken im Generalstabe verbreitete. Ein Adjutant holte mich. Als ich anlangte, fand ich den Wundarzt Ivan beschäftigt, dem Kaiser den Stiefel abzuschneiden. Ich war ihm beim Verbinden behilflich.

Obgleich der Schmerz noch sehr heftig war, befahl Napoleon doch, sogleich sein Pferd vorzuführen. Er schwang sich ohne Stiefel darauf, um den Feind nicht

zu Athem kommen zu lassen, und seine Armee zu beruhigen, ritt im Galopp davon, und sein Generalstab hinter ihm her. In solchem Zustande besuchte er alle Linien. Wie man leicht denken kann, frühstückte man an diesem Tage nicht, sondern suchte sich sein Mittagsessen in Regensburg.

Der Kaiser hatte einen großen Widerwillen gegen alle Arzeneien, und nahm er solche, was jedoch nur äusserst selten geschah, so bestanden sie in, mit einem Ei, oder mit Cichorien, oder mit Weinsteinsalz versetztem Wasser. Corvisart hatte ihm empfohlen, jedes Getränk, das einen säuerlichen und unangenehmen Geschmack habe, auf der Stelle auszuspeien. Ich vermuthe, daß er diese Vorschrift in der Voraussetzung machte, man könne ihn vergiften.

Um welche Zeit der Kaiser auch schlafen gegangen war, ich trat immer zwischen sieben und acht Uhr Morgens in sein Zimmer. Seine ersten Fragen waren unveränderlich, wie spät, und welches Wetter es sey?

Manchmal beklagte er sich über sein übles Aussehen. War dem also, so gestand ich es zu; wo nicht, so widersprach ich. In dem letzten Falle faßte er mich beim Ohr und nannte mich lachend «Grosse bête,« verlangte einen Spiegel, und gestand sodann, daß er mich nur habe necken wollen, und daß er sich wohl befinde.

Er nahm die Zeitungen, fragte nach den Namen der Personen, welche im Vorzimmer warteten, sagte, mit wem er sprechen wolle, und unterhielt sich bald mit dem Einen, bald mit dem Andern.

Wenn Corvisart kam, trat er ohne Anmeldung herein. Der Kaiser fand ein besonderes Wohlgefallen daran, ihn über seine Kunst zu necken, von der er behauptete, sie sey nur auf Vermuthung begründet, die Aerzte seyen Marktschreier, und weiter nichts ꝛc. Zur Unter-

stützung seiner Angabe führte er mehrere Beweise an, vorzüglich die seiner eigenen Erfahrung.

Der Doktor gab nie nach, wenn er Recht zu haben glaubte, und die Unterhaltung dauerte fort, während der Kaiser sich rasirte; denn ich hatte ihn gelehrt, dies Geschäft selbst zu verrichten. Oft vergaß er, daß er sich nur auf einer Seite rasirt hatte, und wenn man ihn davon benachrichtigte, vollendete er lachend die Operation.

Des Kaisers gewöhnlicher Wundarzt Ivan hatte eben so gut, wie Corvisart, seinen Antheil an den Kritiken und Schmähungen gegen seine Kunst. Diese Diskusionen waren immer sehr belustigend. Napoleon war bei denselben eben so heiter als geschwätzig, und wenn er keine wirklichen Beispiele zur Unterstützung seiner Gründe angeben konnte, erfand er solche, weßhalb man auch seinen Angaben nicht immer unbedingten Glauben bemaß.

Eines Tages kniff er, bei einer ähnlichen Unterhaltung, einen seiner Aerzte (ich glaube den Doktor Hallée) so stark am Ohr, daß dieser den Kopf heftig zurückzog, und rief: »Sie thun mir weh!“ Die Art, auf welche diese Worte ausgesprochen wurden, beurkundete seine üble Laune, und von nun an waren seine Ohren ausser Gefahr. Der Kaiser hatte Respekt dafür.

Beim Aufstehen trank er gewöhnlich eine Tasse Thee oder Orangenblätterwasser. Nahm er ein Bad, so geschah es unmittelbar, nachdem er das Bett verlassen hatte. Während er im Wasser war, ließ er sich durch einen Sekretär (bis 1804 von Bourienne) Depeschen und Zeitungen vorlesen. Nahm er kein Bad, so setzte er sich ans Kamin und las selbst, oder ließ sich vorlesen. Er diktirte dem Sekretär auf der Stelle die Antworten und Bemerkungen, welche die Papiere veranlaßten. In dem Maße, als er sie überflogen, warf er sie zu Boden. Der Sekretär sammelte sie, und brachte sie in Ordnung, wonach er sie in des Monarchen Privatkabinet brachte.

Vor seiner vollständigen Ankleidung zog der Kaiser im Sommer eine Hose und einen Schlafrock von weißem Piqué an, im Winter aber eine Hose und einen Schlafrock von Multon. Um den Kopf hatte er ein auf der Stirn zusammengebundenes seidenes Tuch, dessen hintere Zipfel den Nacken bedeckten. Er band dieses Tuch, daß ihn nicht zum besten kleidete, jeden Abend selbst um.

Verließ er das Bad, so bot man ihm ein anderes Tuch, denn das seine war, von der beständigen Bewegung im Wasser, ganz durchnäßt. Waren die Depeschen gelesen, oder das Bad genommen, so ließ er sich ankleiden, Anfänglich rasirte ich ihn, später that er es selbst, wobei er gewöhnlich viel Seife verbrauchte, und den Schaum über den Spiegel verbreitete, welchen Rustan (sein Mameluk) hielt.

Hatte sich der Kaiser rasirt, so wusch er sich Hände und Gesicht, uud reinigte seine Nägel mit vieler Sorgfalt. Ich zog ihm nun sein Flanell-Kamisol und sein Hemde aus, und rieb ihm den ganzen Obertheil des Körpers mit einer sehr weichen Seidenbürste. Sodann begoß ich ihn mit kölnischem Wasser, von dem er anf diese Weise einen starken Gebrauch machte. Er hatte diese Gesundheits-Maßregel, die ihm sehr wohl bekam, und die in der That vortrefflich ist, im Morgenlande angenommen.

Nach allen diesen Vorbereitungen zog ich ihm weißseidene Strümpfe (er trug nie andere), mit leichten Sokken von Flanell oder Kasimir, Unterhosen von sehr feiner Leinwand oder Barchent an, und bald Hosen von weißem Kasimir, nebst geschmeidigen Reiterstiefeln, bald eine festanliegende Hose von demselben Stoff und derselben Farbe, nebst kleinen englischen Stiefeln, die nur bis zur Hälfte der Wade reichten. Sie waren mit kleinen, silbernen Spornen besetzt, die nur einen halben Zoll lang

waren. Alle seine Stiefeln waren mit solchen Spornen versehen.

Ich bekleidete ihn darauf mit seiner Flanell-Unterjacke und seinem Hemd, mit einem dünnen Musselin-Halstuche, und einem schwarzseidenen Tuche darüber; endlich mit einer rundausgeschnittenen Weste von weißem Pique und entweder mit einer Jäger- oder einer Grenadier-Uniform, am häufigsten jedoch mit der ersten.

War sein Anzug vollendet, so überreichte man ihm ein Schnupftuch, seine Tabaksdose und eine andere kleine Dose von Schildkröte, die mit feingeschnittenem Süßholz angefüllt war.

Man bemerkt, nach dem eben Gesagten, daß der Kaiser sich von Kopf bis zu den Füßen ankleiden ließ. Er bot zu nichts die Hand, und ließ sich einknöpfen wie ein Kind, während er sich unausgesetzt mit seinen Regierungs Angelegenheiten beschäftigte.

Ich habe vergessen, zu sagen, daß er sich für seine Zähne kleiner Zahnstocher von Buchsbaum, und einer in Opiat getauchten Bürste bediente.

Anekdote.

Ein reicher Jude hatte zwei Söhne; der älteste war Officier, und machte viel Schulden; der jüngste war Kaufmann und lag immer auf der Jagd, statt seine Comptoir-pflichten zu erfüllen. „Herr Löwel," sagte ein Freund des Hauses zum Vater, was sind Sie doch glücklich, — was für a Freud erleben Sie an ihre zwei Söhn; „ja entgegnete Herr Löwel, ich erleb doch Freud, aber eine umgekehrte Freud, Mein Sohn der schießen soll, schreibt lauter Wechsel, und der Wechsel schreiben soll, thut nichts als schießen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 12tes Stück.

Treue gewinnt.

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

Das erste Frühlicht bemühte sich, die dichten Nebeln zu bezwingen, welche sich auf die reichen Flandrischen Felder gelegt, aber ein feuchter Westwind setzte sich dem Siege der rosenfingerigen Aurora entgegen, und wälzte immer frische Nebelballen von dem Meere in das Land hinein. Während dieses Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, der als das sprechendste Bild des Zustandes und der Bedrängnisse jener damals so unglücklichen Provinzen gelten konnte, fuhr ein kleiner Nachen pfeilschnell auf einem der Kanäle herauf, welche die Arme des Flußes Lys verbanden, und ihn zur Handelsstraße zwischen den freundlichen und berühmten Städten Courtroy, Gent, Brügge, Ostende und Nieuport machten. Nur zwei Personen saßen in dem schwachen Fahrzeuge, vorn der stämmige Schiffer und Herr des Bootes, die mächtige Stoßstange in den Händen; hinten ein blutjunger Mensch, der das Schaufelruder regierte, jedoch also, daß er mehr guten Willen als Kraft dabei zeigte. —

12

»Lege nur an, Klaas,« sagte der jüngere jetzt, das Ruder erschöpft in den Raum des Nachens werfend, »wir sind weit genug hinter dem Lagerplatze, und der Tag bricht an.« —

»Wie Ihr wollt,« antwortete der finstere Fährmann; »mir ist es sonst um ein hundert Fähden mehr oder minder nicht zu thun, wenn Eure Sicherheit dadurch fester gestellt wird.« Er stieß dabei seine Stange tief ein an der Spitze des Kahns und schwenkte ihn geschickt gegen den Rand des Kanals, trat mit der Kette in den Händen an das Land, und zog das leichte Fahrzeug dicht an das Ufer. Mit flüchtigem Schritt folgte ihm sein junger Begleiter, und sprang schnell bei ihm weg aus dem schwankenden Boote, nahm sein schwarzes Barett ab, schlenkerte die Nebeltropfen davon, strich sich mit den Händen über das kurzgeschnittene, schlichte Blondhaar, und schaute sich dann bedächtig in der Gegend umher.

Der Schiffer hatte unterdeß ein kleines, aber nicht leichtes Ränzelchen aus dem Schiffe getragen, welches der junge Mensch ungeduldig ergriff, und sich über die Schultern warf, wobei ihm der finstere Seemann Hülfe leistete. »Und ihr wollt wirklich Eure Reise jetzt so ganz allein weiter machen?« fragte er mit dem Tone treuherziger Besorgniß. «Bedenkt Ihr den nicht die Kriegszeit und das wilde Volk, das allenthalben umherliegt, und das in Mord und Brand und Plünderung, und allen Gräueln der Hölle seine Lust sucht? Wenn Euch kein Engel schirmt, werdet Ihr nicht hindurch kommen.«

»Ich will nicht hindurch, ich will mitten unter sie; ich muß, Klaas, und bei dem Worte fällt alles Bedenken wie der Nebel dort vor uns. Kümmere Dich nicht um mich; fahre eilig heim, daß man Dich selbst nicht befährdet, grüße die Schwester Martha, und sage ihr, sie solle den kleinen Wilhelm gut halten, und wahren wie

ihren Augapfel. Und da nimm Deinen versprochenen Lohn, und fahre mit Gott.« —

Der Schiffer besah das große Silberstück, was ihm gereicht worden, mit seltsamen Blicken, und barg es dann in der innersten Tasche seines breiten Ledergurts. „Ich danke! Da sollen's die rauhbärtigen Welschen nicht finden, und wenn ihre Donnerbüchsen mir auch auf der Rückfahrt ein Halt commandiren. Nun reiset unter des Himmels Schirm; hätte der Herzog Moritz unter seinem Heerbann lauter so muthige Herzen, wie Ihr Eines tragt, bei dem Sanct Peter! binnen Mondenfrist leckerte keine panische Zunge mehr nach einem niederländischen Seefisch, und all' diese welschen Ochsenknochen bleichten wie Stockfischgräten an unsern Kanälen." — Er drückte dem Gefährten nochmals derb die Hand, stieg dann in den Nachen, und fuhr eiligst den Kanal hinab, dahin, von wo er gekommen war.

Man sah dem jungen Manne, welcher am Lande zurückblieb, eine tiefe, innere Bewegung an. So lange die geradlinigte Richtung des Kanals das Schiffchen sichtbar bleiben ließ, blickte er ihm mit gesenktem Haupte nach; da es jetzt aber in einer Beugung verschwand, holte er einen tiefen Athemzug, erhob dann sein blühendes, fast noch knabenhaftes Gesicht und die lichtblauen Augen darin, zu der Gegend auf, wo die mächtige Festung und Hafenstadt Ostende aus dem sinkenden Morgennebel herverstieg; seine Züge nahmen eine Keckheit und Entschlossenheit an, die kaum hineinpaßte, und den kleinen, kurzen Degen bequemer schnallend, das verschobene braune Schoßwamms in Ordnung ziehend, griff er den hingeworfenen Reisestock vom Boden auf, und schritt mit munterem Fuße vorwärts durch die feuchte Flur, deren schwerer Boden den Marsch eben nicht begünstigte. —

Schon war er so ein halb Stündchen gewandelt, und hatte oftmals einige Minuten gerastet, und sich scharf umgesehen, ob er nirgends ein Soldatenpiquet oder sonst etwas Gefährliches gewahren möchte, da traf sein Fußpfad auf die Landstraße, und sofort zogen auch mehrere Stimmen und ein nahes Geräusch seine Aufmerksamkeit an sich. Zwar hatte er sich getäuscht in der Zahl der Redenden, aber desto erwünschter kam ihm die Begegnung, als er bemerkte, daß nur ein altes holländisches Weib mit zwei Eseln die Strasse belebte, und indem sie zwischen den Körben des einen der geduldigen Thiere thronte, das zweite mit Peitsche und ewig reger grobscheltender Zunge vor sich hertrieb, ihren Zornmonolog unermüdet fortsetzte, den nur dann und wann die Thiere mit ihrem weit hallenden, gellenden Geschrei beantworteten.

Gerade auf sie zu marschirte der junge Wanderer, und mit dem freundlichen Gruße: »Gottes besten Segen zur Morgenfahrt, Mütterchen!« redete er sie an, und setzte zugleich die Frage hinzu: »Führt diese Straße in das Lager der Erzherzoglichen?« — Das Weib maß ihn von der Scheitel bis zur Sohle, ehe sie antwortete. Sie hielt ihre trägen Thiere an, und schlug ihr massives Bein mit dem rothen Wollstrumpf über den dicken Hals des Grauchens, sich bequem nach der Seite hinsetzend, wo der Wanderer stand.

»Du must weit herkommen Bürschchen,“ murrte sie mit neugierigen Augen, und das gelbe, runzelvolle Gesicht vorstreckend, „daß Du den Platz nicht kennst, wo bald ein Jahr schon die Donnerbüchsen stehen, die von der armen Stadt am Meere fast kein Dach mehr ganz gelassen. Sie und ihre Kanoniere haben sich ja in den Sand gebohrt wie die großen Seemuscheln, und werden da wohl bis zum jüngsten Gerichte wurzeln, wenn der

große Gott sie nicht früher hinauspeitscht. Was willst Du aber im Lager des Erzherzogs? Scheinst schmucker Leute Kind; fein brabanter Tuch auf dem Leibe, ein Angesicht wie Milch und Blut, keinen grimmigen Knebelbart über dem gierigen Haifischmaule; was willst du unter den wilden Espaniols und den breitschulterigen Deutschen? Sag' mir's dreist, ich bin ein gutes flamändisches Blut, und kann Dir vielleicht zu Rathe stehen, wenn du so etwas bedarfst.“ —

Der junge Mensch warf einen scharfen Blick auf die Redselige, dann antwortete er aber ohne Zögerung: „Ich bin guter Leute Kind aus Echternach,“ sagte er offenherzig, „aus dem Luxemburg, wo die schöne Mosel fließt, und der Ardennerwald schattet. Franz Arlon ist mein Name, bin eine Waise, alle Blutsfreunde sind todt. Keiner hat mir etwas nachgelassen, und so will ich's unter den Soldaten versuchen, denn mein letzter Meister sagte immer, in dieser Zeit könne nur der Kriegsstand reich machen, und der Kleinste könnte groß werden unter der Muskete.“ —

Die Alte zog eine finstre Miene. „Du ein Soldat? lachte sie hämisch. »Nun großen Schaden werden Deinesgleichen den Niederländern nicht bringen, denn Du siehst nicht aus, als wenn du voran seyn würdest zum Brennen, Sengen und Plündern, wenn die Trommel Sturm schlägt. Deine kleine Kinderhand wird Jahre gebrauchen, um hart zu werden, und die Partisan in eine Menschenbrust stoßen zu können mit der Macht eines geschickten Harpunierers. Aber du sprichst mir so Flamändisch, daß ich Dich einen Lügner heißen würde, sähe nicht Dein Auge so gut und dreist zu mir auf.« —

»Mein Vater war ein Waldvogt in den Ardennen,« fiel der junge Mensch rasch ein, »und sandte mich früh nach Breda zu seinem Bruder in die Tuchfabrik, weil ich

ihm zu schwach schien für sein Geschäft. Als aber die Mutter und Brüder alle hingestorben, nahm er vor drey Jahren mich wieder zu sich, damit er jemand liebes um sich hätte.“ —

»Da hat er Dich wohl als Wickelkind zu der Fabrik geschickt?» versetzte die Holländerin.

»Was meinet ihr denn, daß Ihr mich höhnet?« entgegnete Franz Arlon mit sichtlichem Aerger. »Fünf und zwanzig bin ich passirt am Ostertage, und ich denke, da bin ich wohl alt genug zum Heirathen wie zum Dareinschlagen. Glaubt Ihr's nicht, könnt ihr nachschlagen lassen im großen Kirchbuch zu Echternach, und wollt Ihr mir nicht freundlichere Antwort geben, werde ich meinen Weg schon selber finden; denn irrt mich's nicht, so höre ich von dort her, wo die beiden grauen Thürme durch den Nebel stechen, eine Trompete, und die wird mich zu einer Gesellschaft rufen, die mir besser ansteht als die Eurige.« —

»Nu, nu, wie das gährt und brauset,» sagte die Alte; »ich merke, Du trägst doch so eine Art winziges Soldatenherzchen unter dem Rocke, und wirst einen gelehrigen Schüler unter die spanischen Zelte mitbringen. Du dauerst mich, blutjunges Bürschchen, und Dein Milchgesicht gefiel mir, darum fragte ich wie der blutgierige kastilische Wachtmeister. Ich möchte Dich und Dein Gewissen gern gerettet haben, denn Du scheinst nicht zu wissen, wie es in Flandern zugeht, und wie Deine künftigen Kameraden die Wirthschaft führen. Jeder trägt seine Haut zu Markte, und willst Du's nicht anders, kann mir's schon recht seyn. Trabe nur bei meinen Eseln her, ich will Dich hinbringen, wo Du finden kannst, was Du suchst.« —

„Aber wer seyd Ihr denn, Mütterchen, und was treibt Ihr so früh?“ —

„Wer ich bin?“ fragte die Alte mit komischem Dünkel. „Frau Barbara nennt man mich im Lager, und jeder Schnurrbart macht mir seinen Reverenz, sey er Kürassier, Schütz oder Arkebussier. Ich bin die Fischlieferantin Seiner Excellenz des kaiserlichen Generals Grafen Bucquoy von Longueval, und mein Mann hat das größte Marketenderzelt im spanischen Lager. Du hättest recht klug gethan, nicht so obenhinaus mich anzurennen, denn ehe Du Dienst erhältst bei den mißtrauischen Welschen, wirst Du scharfe Musterung passiren müssen, und die Protektion der Frau Barbara möchte Dir eben nicht schädlich gewesen seyn.“ —

Der junge Arlon reichte ihr schnell die Hand hinauf zu ihrem duftenden Throne. »Nicht bös, Mütterchen!« sprach er herzlich.

»Kann's nicht läugnen, daß mir bang ist vor den Eisenfressern, von denen ich manch entsetzliches Stückchen unterwegs gehört. Hätte ich gewußt, daß ihr eine so gewichtige Person gewesen, würde ich demüthiger zu Euch gesprochen haben. Aber nehmt das einem jungen Naseweis nicht übel, dem die Soldatenträume voraus den Kopf verdreheten. Sehet, ich habe des Vaters Häuschen verkauft, und den Kaufschilling im Ränzel geborgen. Kann ich auf Eure Protektion bauen, so dürft ihr auf einen blanken Dank rechnen, der eine solche Ladung, wie Eure Körbe enthalten, wohl bezahlen möchte.» —

„Du bist ein honettes, ehrliches Blut!“ entgegnete die Alte schmunzelnd. „Ich sah es Dir vom Anfang herein auf dem niedlichen Gesicht. Nun, die Barbara ist nicht bös, obgleich mein alter Stockfisch mich zuweilen eine beißige Schiffsratte schilt. Das junge Volk, wozu Du gehörst, ist immer zufrieden mit mir gewesen. Und so marschire nur vorwärts; ich will Dich schon unterbringen, und wenn auch der kastilische Bär seine Zähne und Tatzen weisen sollte.“ —

Mit ihrer kurzen Peitsche knallte sie durch die Morgenluft. Das Eselpaar setzte sich gehorsam in den Marsch, und redselig dem jungen Franz gute Rathschläge und Warnungen einprägend, blieb sie ihm zur Seite, und dieser horchte mit geduldiger Aufmerksamkeit auf Alles, was sie über die Manier und die Wirthschaft der Kriegsleute ihm mit unermüdlicher Suade vorzuplaudern sich abmühete.

Wenn der Krieg der ersten Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts in den unglücklichen belgischen Provinzen auch nicht ganz den Charakter jener Unmenschlichkeit und Vernichtung trug, die früherhin der Würgengel seiner Zeit, der berüchtigte Alba, seinen Feldzügen gegen den tapfern Wilhelm von Oranien aufgedrückt hatte, so befanden sich doch noch viele Soldaten aus jener Gräuelschule unter dem Heere, welche nicht vergessen konnten, daß man ihnen gelehrt, die Ketzer wären dem Raubthiere gleich, ihre Vertilgung Verdienst vor Gott, und die ketzerischen Rebellen müßten ausgerottet werden bis zur Wurze als doppelte Verbrecher. Der eiserne Philipp von Spanien schlief in Escurial, nachdem an dem siebenjährigen Wütherich Gottes Richterhand sich durch ein martervolles Ende versichtbart hatte. Ein erschöpftes, verschuldetes Land hinterließ der reichste Monarch seines Jahrhunderts dem schwachen Sohne, und die ungeheuren Anstrengungen gegen die standhaften Niederländer hatten keinen Gewinn gebracht, und mit bitterm Ingrimm mußte der wilde Greis sich zu dem Versuch bequemen, die reichen belgischen Provinzen dadurch für Spanien zu erhalten, daß er sie dem Gemahl seiner Tochter, dem Erzherzog Albrecht, zur Mitgift gab. Aber auch dieser feine Kunstgriff der Politik schlug fehl. Mordschwert, Kriegsfackel, Henkersbeil und Scheiterhaufen hatten den Sinn für Freiheit, den erwachsen jungen Löwen, nicht in die Kette gebeugt; er hatte

einmal seine Kraft erkannt, und spottete jetzt der List. Schimpflich schien es dem Belgier, in dem mit dem Blute der Väter übersättigten Vaterlande das Panier der gewonnenen Freiheit wieder zerbrechen, und fremde Fahnen über ihm aufrichten zu sollen. Lieber wollte der freie Bürger untergehen wie die Väter, und hatte Wilhelm von Oranien einem Philipp und seinem Toledo wiederstanden, so war sein Sohn Moritz der Mann darnach, dem Heere eines Albrecht Schranken zu stellen. Freilich wechselte das Kriegsglück lange; freilich wiederholten sich die Gräuel und das Blutvergießen, und Städte sanken abermals in Asche, und ganze Provinzen wurden des Verderbens Raub; aber endlich siegte die Standhaftigkeit, die kein Opfer gescheut, und Spanien mußte durch einen zwölfjährigen Waffenstillstand die junge Republik anerkennen, so sehr es sich auch sträubte. — —

Gerade jetzt hatte das spanische Heer große Vortheile errungen, und lagerte im verheerten Lande, um die Meeresfestung Ostende zu bezwingen, auf deren Besitz der General Graf Bucquoy von Longueval besondern Werth legte, da er als geborner Niederländer wußte, wie wichtig ihr Gewinn durch ihre Lage und den Verkehr zur See für einen Feldzug werden mußte. —

Als unser junge Rekrut mit seiner wohlberittenen Führerin einige Zeit fortgezogen, hielt sie wiederum auf einer Höhe einen Augenblick an, und deutete mit der dürren Mumienhand auf einen Platz zur Seite der Straße. „Was siehst du da, mein Bürschchen?“ fragte sie. Franz schaute neugierig hinüber.

Ein großer Brandplatz scheint da zu liegen, antwortete er; „Schutt und schwarzes Balkenwerk thürmt sich in Haufen; kein Grashalm wächst rundum.“

„Schau' Dir's genau an,“ fuhr Frau Barbara eintönig fort; „dort stand vor sechs Wochen noch ein statt-

liches Dorf; es wohnten vieler ehrlicher Leute gute Kinder darin. Auch ein lieb Bäßchen von mir saß da in fester Hütte mit einem halb Dutzend Küchlein. Der große Gott hat sie gnädig alle mitgenommen in sein Freudenreich zu derselben Stunde. Siehst Du auch die weissen Gebeine schimmern in der schwarzen Asche? Unbegraben liegt da manches Christenkind. Wer sie in treuer Frömmigkeit und Christenpflicht mit Erde bedecken wollen, hätte sich selbst sein Grab gegraben, so lange der Spanier in der Nähe lagert. Nun der große Gott wird schon ihre Knochen bewahren bis zum letzten Tage, damit jeder das seine wieder finden mag. Jener alte Steinklumpen da vor uns mit den drei grauen Thürmen war damals ein stattlich Ritterschloß; der Herr war beim Heere des Nassauer's, die Frau und ihr Söhnlein daheim. Als die Dörfler da unten den Gesang der Männer im Feuerofen anstimmten, mußte die Edelfrau mitsingen ohne Gnade; auch das hohe Schloß fraß die Flamme, und das Weib mit dem Söhnlein des rebellischen Ritters warf sich selbst zum Fenster hinaus in das Feuermeer, um größern Martern zu entgehen und wenigstens die Ehre rein zu brennen. Schauderst Du, mein Söhnchen? So etwas mußt du gewohnt werden, willst du der spanischen Muskete Ehre machen.“ —

Sie kniff die Augen fest zusammen, zuckte einige Male mit dem aufgeworfenen Munde, wie Jemand, der das Heulen verhindern will an sich selbst, drehte das Gesicht unter dem großen Filzhute nach der andern Seite, und spornte ihr Thier mit grausamer Heftigkeit weiter. Mit erblichenen Wangen folgte ihr der junge Arlon, aber seine Kniee bebten und er mußte sich auf seinen Stab lehnen, um nicht zusammen zu sinken, als er jetzt plötzlich dicht neben sich auf einer Sandfläche ein Dutzend menschlicher Leichname erblickte, nackt hingeworfen, gräßlich ver-

stümmelt, durch zahllose Wunden gemordet, aus denen das Blut noch frisch zu quellen schien. „Barbara!“ rief er mit letzter Kraft und letztem Athem, »wer sind diese, und warum schlachtete man sie so grausamlich?“ —

»Darüber darfst Du Dich weder wundern, noch besonders entsetzen,“ antwortete die alte Fischerin kalt. „Die sind den guten Soldatentod gestorben und in ihrem Beruf geblieben. Es waren Reiter vom Regiment Solms, hatten sich zu weit heran gewagt zur Recognoszirung, wurden abgeschnitten, und nach Kriegsweise bezahlt, weil sie sich zu lange gewehrt!“

„Soldaten!“ seufzte Arlon aus banger Brust. „Gott lob!“ —

»Aber willst Du ein besser Musterbild für Dein künftiges Leben und ein Meisterstück Deiner lieben künftigen Kameraden Dir in die Seele drücken, so wirf Dein Auge links auf den Kanal,“ fuhr Frau Barbara fort, seinen Stoßseufzer überhörend. Es war ein schmuckes Weibchen, das da ohne Kopf im Grase liegt; sie kam bettelnd in die Gezelte, aber man hielt sie für einen Spion, und zu den Solmsern gehörig, und sie mußte schwer büßen, ehe ihr der Kastilianer den Genickfang gab. Da liegt nun der weiße Leib zum Spott in Gottes Sonnenlichte, und ich muß nur meinen Mann stacheln, sobald ich hineinkomme, daß er den Knecht hinausschickt, und sie eingraben läßt, damit das junge Volk nicht neue Schimpfirung mit dem Unglückskinde beginnt, wenn sie vom Apell und der Musterung zurückkommen. Und, daß Gott erbarm! Da schwimmt ja auch noch der unschuldige Wurm am Stricke im Wasser, mit dem sie Fischen gespielt! Gott vergebe allen Sündern! Laß uns fortmachen, mir wird selbst unheimlich zu Muth an der Stelle, obgleich ich solcherlei Späße fast täglich gesehen und mit getanzt.« —

Aber der junge Wanderer stand starr wie eine Wegessäule, und konnte den Blick nicht von dem Kanal fortziehen, und von den weißen beschimpften Körpern des Weibes und ihres Säuglings. Dann schlug er plötzlich seine nassen Augen zum Himmel auf, sank in die Kniee, und faltete beide Hände mit Heftigkeit. »Bist Du toll!“ schrie die Alte. Wenn Dich so Einer vom Lager sieht, ist's aus mit Deiner Anstellung, denn das Beten ist aus der Mode gekommen; das sparen sie bis zur Heimkehr in ihre Heimath, da sie meinen, nur über ihrem Spanien sey der Gott zu finden. Auf, mein Bürschchen, Du kommst mir fast selbst verdächtig vor, und wir müssen in meinem Schenkstübchen geheim ein Wörtchen darüber absprechen.“ — Sie warf dabey einen so stechenden und gar besondern Blick auf den jungen Menschen, daß dieser, sich besinnend, mit Anstrengung sich erhob, und fortgehend mit bebender Stimme sagte: „Seyd nicht ungehalten, Mutter! Ich sprach nur ein Gebet für die arme Seele, wie es bei uns Sitte ist in den Ardenen, wenn wir einen Verunglückten im Walde finden. Ich muß dergleichen Anblicke wohl gewohnt werden, und es ist auch gut, daß Ihr mich darauf stießet, da wir noch allein waren. Ich werde mich nun desto besser zusammen nehmen in Mitte Eurer Eisenfresser und Blutsäufer.“—

Die Alte nickte beifällig, und sie zogen weiter, und näherten sich dem Feldlager vollends. —

Im weiten und breiten Kreise dehnte sich das Lager des Erzherzogs, und schloß die Festung Ostende von der Landseite auf das engste ein. Jenseits hörte man das Beginnen der neuen Kanonade, welche schon Mondenlang fortgesetzt, nur in der nächtlichen Ruhezeit ihre zerstörenden Donner schweigen ließ,. Trommeln und Trompeten klangen lustig im Innern der weißen Leinenstadt; doch an ihrer Rückseite, an welche die Frau Barbara jetzt ihre

grauen Thiere hintrieb, herrschte eine ernste Ruhe, obgleich auch hier die Umsicht des Feldherrn kriegerische Anstalten zur Genüge getroffen hatte, um jedem Ueberfall im Rücken vorzubeugen, und hohe Redouten, mit Verderben dräuhendem Geschütz und wachsamen Soldaten besetzt, die stürmenden Vordermänner vor jeder Störung, in ihren Verrichtungswerken schützten. —

Die Fischlieferantin bog auf einen Eingang zu, der zwischen zweyen dieser mächtigen Schanzen sich öffnete, doch sofort trat auch hinter den Schanzkörben ein paar bärtiger Hellebardirer ihr entgegen. Es waren Austrier; der Eine drehte, so wie er die Alte erblickte, wieder um, und setzte sich in die alte faule Ruhestellung, die er vorher gehabt; der Zweite aber trat dem Esel mit einem donnernden: „Wer da?“ in den Weg, und spannte seine Hellebarde wie einen Schlagbaum vor die Brust des vierfüßigen Lastträgers.

„Alberner Kärnther, was soll der Spaß,“ fragte die Alte zornig und mit einer Hexenmiene. „Willst du mir mein Thier scheu machen? Nimm dich in Acht; noch heute schick ich Dir meinen Tobias in Dein Zelt, und zahlst Du nicht bis Sonnen-Untergang die sechzig Kreuzer, die Du schuldest, soll dein Herr Hauptmann von Schellenberg deine nimmersatte Gurgel kennen lernen.“ —

„War ein Wienerl Scherz, Mütterchen! lachte der Soldat, jedoch glühete sein Gesicht dabei auf, als habe er den Tenfel erblickt. „Wirst doch halter nicht, Bärbelche? Hab' ja manchen Wochensold in Deinen Säckel gebracht. Reite nur immer durch auf deinen Paradegaul, wir kennen Dich All', nur der bunte Fisch, der neben deinen Körben herspaziert, rief mich heran, und ich muß dem Dienste nach fragen, ob er ein Hecht, ein Stör oder gar ein Wallfisch ist?« —

„Narr!“ entgegnete Frau Barbara. „Hat ja nicht Schwanz, nicht Flossen. Wisch' Dir den Schlaf aus den Augen; wirst dann junges Menschenkind erkennen, das Herrn Tobias Vetter zu seyn die Ehre hat, und den ich mir zu Hülfe in der Bude mitgebracht, weil Euch Saufängern ein aufwartend Weibsbild nichts nutzt, und Ihr die Käthe und Marie täglich abwendiger und hoffärtiger macht. Der Bursch ist aber gar hochmüthig, und möchte lieber Euer Kriegskleid anziehen, als die Schürze vorbinden, und den Genefer einmessen. Nun Herr Tobias wird ihn schon den Kopf zurecht rücken.“ —

„Du, ein kaiserlicher Soldat werden?“ fragte höhnisch der Hellebardirer. „Schaffe Dir erst ungarische Schultern und einen böhmischen Bart. Die runden Beine stehen Dir so linkbeinig, wie einem Schneidergesellen; kannst Dich melden bei dem Regimentsschneider; die Wämser hat der Winter abgerissen, und er hat solche Bügelhelden von nöthen. Im ganzen Lager möchte kein Kamerad dich zum weinerlichen Zeltgenossen nehmen. Passirt Frau Barbara! mit Eurem Hering, und sagt dem Herrn Tobias, er möge seinen Stock nicht schonen, dem hochmüthigen Fant seine Tollheitsteufel auszutreiben.“ —

Unmuthig wendete er sich ab, und ließ den Eingang frei. Franz Arlon hatte nicht gemuckset trotz des beleidigenden Empfangs; mit blassem Gesichte faßte er jetzt des vordern Esels Zaum, und führte ihn, der alten Reiterin folgend, hinter den Zeltreihen hin, von manchem der Krieger angegafft, welche Waffenstücke putzten, Wasser für ihre Rosse herbeischleppten, oder sich noch in dem geöffneten Zelte auf ihrem Strohlager wälzten. Erst dann verlor sich die Blässe seines Antlitzes, und die Scheu seines Blicks, als das ansehnliche Bretterhaus seiner Beschützerin ihn aufgenommen, der Herr Tobias, durch ein paar Antrittsworte seiner Frau beschwichtigt, die breite

Hand dem Ankömmling recht treuherzig darbot, ihm ein Glas Pitermann aus dem großen Bierfaß zapfte mit eigner Hand; und ihm ein Ruhelager in einem kleinen Verschlage anwies, bis er sich mit der Frau besprochen, und für seine weitere Anstellung beredet haben würde. —

Kaum war die enge Thür des Kabinettchens hinter dem jungen Menschen zugefallen, so lief sein Blick vorsichtig rund um an den Wänden, dann warf er sich heftig neben dem Bettchen in die Kniee, und hob mit dem Ausdruck der innigsten Frömmigkeit seine Hände empor.

„Bis hierher hast Du mich geführt, großer Gott der Gnade!“ stammelte er. „Nimm dafür den heißesten Dank Deines unglücklichsten Geschöpfs, das darin eine Verheißung lieset, Du würdest sein Unglück, seine Prüfungszeit bald gnädiglich zu Ende bringen. Du hast mich die Schrecken sehen lassen, die mir dräuen, um mich zu stärken in meinem Vorhaben, und ich bin stark geworden in der Erstarrung des Grauens und dem Fieberfroste des Entsetzens. O wache über meinem Haupte mit allgütiger Hand; denn was ich begann, ist ja gut, und Dein Wort trieb mich dazu, und Deine Lehre machte mir's zur heiligen Pflicht. Und sollte ich dennoch untergehen, ehe ich mein Werk vollendet, o so gib mir einen schnellen Tod, und laß die Marter nicht grauenvoller seyn, als eine Menschenbrust sie zu tragen vermag.“ —

Gestärkt und entschlossen stand er auf, legte sein Ränzel sorgsam unter das Bett, warf Barett und Oberkleid ab, streckte sich auf das ärmliche Lager, und schloß die Augen, wohl nicht zum Schlafe, doch zur Erholung in leiblicher und geistiger Ermüdung. —

Fortsetzung folgt.

Römisches Gastmahl.

Aller Luxus der heutigen Welt reicht zuletzt doch nicht an den Luxus der Römer zur Zeit ihres Sittenverfalls. Man vernimmt dergleichen noch etwa, wie ein morgenländisches Feenmärchen, und staunt über die glänzenden Rasereien. Kaiser Verus, so erzählt uns Julius Capitolinus, wollte auch einmal ein glänzendes Abendessen geben. Er lud nur zwölf Personen ein, ganz gegen Römersitte und Sprichwort jener Zeit: „Sieben Gäste machen ein Gastmahl, neun aber eine lärmende Gesellschaft." Dieß Abendessen kostete trotz dem dennoch über dreihundert sechzig tausend Gulden unsers Geldes. Man weiß nicht, mit was der kaiserliche Amphitrion seine Gäste bewirthete, aber es wird gewiß nicht geringer gewesen seyn, als was den Gästen auch nebenbei zufiel. Denn jeder bekam den Vorschneider, so wie den schönen Knaben, welcher ihn bei der Tafel bedient hatte, sogar die Schüsseln, auf welchen ihm die Speisen vergelegt waren, zum Geschenk. Außer dem ward ihm von jeder Art zahmer und wilder Thiere und Vögel, von denen er gekostet hatte, ein lebendiges Exemplar nach Hause geschickt; denn hier hatte er von Manchem genossen, was er in seinem Leben nicht mit Augen gesehen. So oft getrunken wurde, gab man frische Becher von alexandrinischem Krystall, oder auch einen goldenen oder silbernen, von edlen Steinen strahlenden Pokal. Die Salbengefäße waren alle von reinem Golde; die Blumenkränze der Gäste aus Blüthen anderer Jahreszeiten, von Goldbändern umwunden. Die Nacht hindurch ward mit Würfeln gespielt, und als man endlich am hellen Morgen heimtaumeln wollte, bekam Jeder beim Abschiede einen Prachtwagen, sammt Kutscher und Maulthieren, deren Geschirr von Silber war, mit allem Zugehör.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 13tes Stück.

Treue gewinnt.

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

Die Mittagszeit näherte sich, da trat Herr Tobias in das Bretterkämmerchen, und weckte den Ankömmling zum neuen Geschäft, ihm zugleich Mütze, Kamisol und Schurz auf's Bett werfend. »Zieh' diese Montur an," sprach er freundlich dazu: „sie paßt besser zu dem, was du seyn willst, als das feine Amsterdamer Tüchel deines Rocks. Und was die Barbara mir erzählt, läßt mich vermuthen, Dir möchte an einem gestrengen Examen nicht besonders gelegen seyn."— »Wie meint ihr das, Herr?" fragte Franz bestürzt, „der Zweck meiner Herreise ist klar, und meine Lebensgeschichte so einfach, daß sie kein Licht scheut." — „Aber doch vielleicht die Fackeln und Brände der Inquisition;" entgegnete verschmitzt der Marketender. „Ich will nichts wissen, nichts fragen. Frau Barbara wird schon mit dir zurecht kommen. Aber du kannst dir Glück wünschen, in ihre Hände gefallen zu seyn, denn Dein Auftritt hier wäre einer spanischen Habichtsnase sicher verdächtig geworden. Ich bin ein alter Fuchs, und treibe mich seit einem Jahre unter diesem Gesindel herum,

und habe mich auf die Gesichter verstehen gelernt, und aus deinen feinen, glatten Zügen, so unschuldig sie lassen, springt mir belgische List und protestantische Wagigkeit so hell in's Auge, daß ich meine ganze Habe verwetten wollte, Du sprengtest lieber mit einer Zündmine diese ganze Armee in die Luft, als daß du Theil haben möchtest an ihren Untharen.“ — Ihr wollt mich versuchen, ausforschen,“ antwortete Franz; „sparet die Mühe, Euer Senkblei findet keine Tiefe; ich bin flach wie die Sandbank, ohne Fahrwasser, und was die Frau von mir erfuhr, ist Alles, was ich selbst weiß von mir.“ — »Auf so einer Sandbank ist schon mancher Dreimaster gescheitert, und wenn er auch Admiralsflagge trug,« lachte Herr Tobias. «Nun werde nur nicht roth wie Blut, Bürschchen. Du bist in ehrlichen Händen, und sollst noch heute davon überzeugt werden. Aber schnell in die Kleider, und heraus in's Gezelt. Es ist heute Morgen eine neue Bresche geschossen, und der General wird einen Sturm auf die Nacht probiren. Möchte er nicht besser ausfallen wie der vorige, wo er einige Dutzend seiner Besten sitzen ließ, welche die braven Ostender am andern Morgen hoch auf dem Walle aufknüpften. Der Anblick trieb den Spaniern die Galle in den Magen, und wir haben nie eine solche Quantität Genever verschenkt, als an dem Tage. Ich habe auf Morgen schon ein neues Fäßchen zurecht gerückt, und die Fische doppelt gesalzen. Die Kriegsleute haben aber des Sturms wegen nur kurze Frist zum Zehren und Zechen, und dorum gibt's doppelt zu thun. Spude Dich, und hilf; das Zelt sitzt schon voll hungriger Maulthiertreiber, die Schützen werden bald nachkommen, und Du mußt schnell den Gästen bekannt und sie Deiner gewohnt werden, sonst möchten unsere Pläne dürres Gras treiben.« —

Der Geschwätzige verschwand, und ließ den jungen, angenommenen Vetter in tiefen Gedanken zurück. Was sollte er denken von solch' seltsamer Aufnahme? Legte man ihm Fallen, oder meinten seine Beschützer es ehrlich mit ihm? Ihre Aeußerungen waren zu offen, zu niederländisch und patriotisch, als daß er an eine Falschheit denken durfte. Und doch wurde ihm gerade diese schnelle Offenherzigkeit am meisten verdächtig, da sie gegen ihn, den Fremden, von Menschen, welche mitten im feindlichen Heere und von diesem lebten, höchst voreilig und unbesonnen erscheinen mußten. —

Gefaßt und entschlossen, seine erste Rolle recht fest zu halten, trat Arlon in das weite Zelt, und trieb sich bald rührig unter den Gästen umher, die bis jetzt meistentheils aus schmutzigen Packknechten und Eseltreibern bestanden, welche von ihren Krügen und Zwiebeltellern zwar neugierig über die neue Erscheinung aufschauten, jedoch, einige unzarte Witzworte über das bartlose Knäbchen abgerechnet, sich bald nicht weiter um ihn bekümmerten. Aber näher der Schenkbude hatten sich jetzt ein Halbdutzend spanischer Soldaten um den runden Eßtisch gesetzt; Frau Barbara schüsselte ihnen auf, und rief den Franz zu ihrer Hülfe in diesen noblern Theil ihres Wirthschaftsgebäudes. Die meisten der braungebrannten Krieger waren leichte Reiter vom catalonischen Regiment, schmucke Männer, denen die hellgrüne Tracht schön ließ, und welche die Blechkappen zur Seite gelegt hatten, und durch die bunten Seidennetze, mit welchen sie das dunkele Haar zusammen hielten, einen sonderbar gemischten Charakter von arkadischer Hirtlichkeit und spanischem Kriegerernst in ihren Gestaltungen darboten. Mitten unter ihnen saß ein andalusischer Scharfschütz, in kurzem Kleide von arabischem Zuschnitt und aus einem feinen Zeug verfertigt, das durch blaue und rothe Streifen auf

braunem Grunde sein Costüm noch auffallender dem afrikanischen ähnlich machte. Auch trug er im breiten Gurt den krummen Dolch des Mauren, und um sein schwarzes, langgelocktes Haar wand sich ein Tuch turbanartig von einer schreiend rothen Scharlachfarbe. Die romantische Figur fiel sofort dem jungen Diener auf, und gleichzeitig hefteten sich auch die schwarzen, funkelnden Augen des Andalusiers auf ihn, und die schnelle Sprache, welche ihn vor seinen ernsten Kameraden auszeichnete, nahm den Neuling ohne Aufschub in Anspruch. —

»Ist das der Cousin, von dem Ihr erzählt, Senora Barbara?« fragte er lebhaft. »Ihr habt keinen üblen Gusto, Mamachen, und Senor Tobias muß blind seyn, wie der Papa seines Namensvetters war. Schenk' mir ein, Franzesko, so heißt du ja wohl? So wahr meine Mutter sich in Guadalquivir die schwarzen Augen ausgewaschen, als sie zur Hochzeit ging, ich sah im ganzen Nordland noch kein solch' Raphaelgesicht, wie dir die Gnade Gottes gab. Deine Lippen sind rund und süß wie die Trauben von Xerez; Deine Augen glänzend wie die Cyanenblume in den Feldern von Cazala, und wärest Du dort geboren, würden die frommen Patres Dich längst zu ihren Novizen geworben haben, denn Deine Schönheit wäre zu verlockend für die Kinder der Welt.“

Erröthend goß Franz den Becher des spöttelnden Südländers voll bis zum Ueberfließen, und sagte: „Ich danke Euch für das Lob; bei meinen Schwestern wäre es am bessern Platze gewesen.“ —

„Hast Du Schwestern, Franzesko?“ fragte der Andalusier, indem er rasch des Sträubenden Hand ergriff, und ihn zu sich zog. »Wo hausen sie? Wo blüht ihre duftende Rose? Erzähle! Sind sie Dir ähnlich, machen wir ohne Zaudern einen Streifzug, und holen die Edelsteine in's Lager. Murre nicht, Senora Barbara, der

schmucke Bursch soll nicht schenken und dienen, er soll hier unter uns sitzen und trinken mit Sampetro Bastelica de Marbella, und ziehst Du ihm dafür eine saure Fratze, hast Du alle Andalusier zu Todfeinden Deines Schenktisches. Du bist eine Stiefmutter für den Burschen geworden, wirb Dir krummbeinige Dickbäuche zu Aufwärtern, wie Euer schlechtes Land sie zu Hunderten gebiert; diesen da hättest Du als Pagen der Infantin präsentiren sollen, sie liebt die Blondköpfe, und würde schnell einen Mandolinenschläger aus ihm gemacht haben, wie ihn selbst das stolze Sevilla nicht aufzuweisen vermöchte.“

Franz schien anfangs erschreckt über die feurige Apostrophe des Fremdlings, aber besonnen ergriff er schnell die Gunst des Augenblicks, und setzte sich fest und dreist an des Andalusiers Seite. »Ihr ehrt mich hoch, edler Herr!“ sagte er heiter. „Jedoch schimpft Ihr mich zugleich. Mein't Ihr, ein Sohn des Ardenner Waldgebirgs habe nur Finger zum Saitenspiele, und könne Lust daran finden, ein müßiges Pagenleben unter dem Weibsvolk zu wünschen? Der heilige Paulus möge mich vor solchem Schlemmerleben bewahren. Ich möchte ein Kriegsmann werden wie Er; habe auch auf den Edelhirsch und den wundwüthigen Eber mein Gewehr oft versucht, und die Base glaubt nur, ich sey noch zu jung, um mich schon solch' tapferem Volke zuzugesellen, sonst hätte mein Wunsch mir längst die ehrenvolle Blechkappe der Schützen auf das Haar gepreßt.« —

»Du bist eine Blume Deines Landes!« fiel der weinheiße Spanier ihm in die Rede. „Hand darauf, ich werbe Dich zum Schützen; Du thust einige Scharfschüsse vor dem Capitano, und ich stehe für Deine Aufnahme. Aber Zeltkamerad mußt Du mir werden, denn mich zieht eine Freundschaft zu Dir, die mir selbst ein Räthsel ist.“ —

„Du bist ein Narr,“ murrte ein alter Catalonier, mit seinem Sarras rasselnd, »und träumst, als lägest Du unter den Weinstöcken von Malaga. Besser thätest Du, an einen Ablaßbrief für Deine Sünden zu denken, denn Dein Regiment soll im Sturm zur Nacht voran, und da möchte die Zeltkameradschaft vor dem Anfang ihr Ende bekommen, denn dein Rekrut sieht, bei'm Sanct Jago von Compostella! nicht danach aus, als wenn er sein erstes Kriegsstück in einer Bresche versuchen möchte.» —

»Glaubt Ihr, der krause Bart und die Stirnrunzeln machten den Helden aus?« fragte Franz empfindlich. „Wollte ich prahlen, könnte ich euch ein Heldenstück erzählen, zu dem Ihr alle vielleicht nicht den Muth gehabt, und daß der junge Luxemburger bestanden. Wohl bescheide ich mich, daß zum Sturm der General nur die Auserlesendsten herausruft; aller Anfang ist schwer, und ich weiß, daß der Rekrut nur die Bagage und die Gefangenen bewachen darf, aber fragt nach einem Jahre zu, und Franz Arlon wird dem edlen Grafen von Longueval nicht mehr unbekannt seyn.« —

»Verständig gesprochen!« rief der Andalusier aus, und umhalsete den Nachbar zärtlicher, als diesem lieb schien. »Du hast ein ächtes Soldatenherz, Franzesko. Aber freilich wird dich der Exerziermeister erst hetzen müssen, und das ist ein langweilig Tagewerk, fast noch langweiliger als das Schildwachstehen vor des Obersten Quartier oder gar vor einer armen Sünderklause. Noch gestern hatte ich den Dienst in den grauen Thürmen dort, und mit zwei Piastern hätte ich gern die Nacht abgekauft. Für den frohherzigen Andalusier wird es immer eine Tortur bleiben, stundenlang durch die Todtenstille das Geseufz und Gejammer anhören zu müssen. Es ist ein Fegfeuer, in welches der General nur die steinernen Kastilier schicken sollte, die keine Miene verziehen, wenn auch die Blitzeslohe ihren Katerbart versengt.« —

»In den grauen Thürmen?« fragte neugierig der junge Mensch. »Sitzen Gefangene in den alten Steinen, an denen ich vorbei marschirte, die wie Eulennester lassen, und kein Obdach zu versprechen scheinen?« —

»Das Rattennest ist fast leer geworden,« antwortete der Andalusier, »denn der General hat die meisten der Rebellen und Kezerbrut zur Hölle schicken lassen, damit sie uns nicht zu viel Proviant kosten möchten. Aber eine armselige Rotte Ostender sitzen noch darin, und harren auf den Spruch, und sie plärren und beten, daß der Schildwach die Ohren so lang werden müssen, wie einem asturischen Esel. Es sind die holländischen Schiffer und Steuerleute, die vor drei Tagen auf dem Kanal zur Nachtzeit Brodkorn in die Festung schmuggeln wollten, da der Engländer zur See den Paß verlegte, und da es mangelt in der Stadt. Kühne Burschen waren's, wehrten sich sogar mit ihren kurzen Messern gegen uns Schützen, die wir wachsam ihr Werk verdarben. Ich war selbst dabei. Der eine besonders machte uns viel zu schaffen, ein stämmiger Bursche, hätte den Matator im Stiergefecht machen können. Die Kolbe schlug ihn nieder, und seine Brustknochen fühlen noch das Eichenholz von Loja. Aber arm wie die Mäuse, in dem Dome von Sevilla, waren die Hunde, dieses blanke Kreuzchen allein fand ich auf des Feindes Brust, und es ist nicht einmal Gold, sondern Silber vergoldet. Wenn so ein Schiffsknecht einen Spanier plündert, wird ihm mehr Lohn bescheert unter dem Seiden-Wamms, als wir an diesen zehn Wasserratzen und unter ihren groben Kitteln gefunden.« —

Franz Arlon hatte mit hochklopfender Brust zugehört. Spielend drehete er das Kreuzchen zwischen den Fingern umher, und sagte mit merklich beklemmtem Athem: »Der Schmuck ist hübsch; was gilt er Euch, Don Sampetro?« —

«Hängst du, junger Fant, an solch' eitlem Putz?» lachte der Schütz. »Behalt's immerhin mir zum Angedenken und als Handgeld auf die Zeltkameradschaft. Aber beichten sollst Du uns Dein Heldenstück, von dem Du vorhin prahltest, wenn wir morgen wiederum deinen Genever kosten. Die Trommel schlägt schon Allarm! Putze Deine Jagdbüchse bis dahin, Kamerad, damit ich morgen durch den schönen Rekruten Ehre einlege.« — Taumelnd riß er sich vom Sitze, umhalsete den jungen Luxemburger, und marschirte dann mit seinen Genossen zu der Taberne hinaus. Mit einem schmerzlichen Blicke sah ihnen Franz Arlon nach. »Also krank, verwundet, vielleicht tödtlich krank, Er, der beste Freund?« seufzte er mit naß werdenden Augen. »Und ich drückte die Hand welche ihn schlug, und durfte nicht rächend mit dem nächsten Messer nach dem Feinde stoßen?» — Innig preßte er dann das kleine Kreuz an seine Lippen. »Dich habe ich gerettet aus frechen Händen!« flüsterte er mit Triumph. »Dich schickt mir der allgütige Gott als Zeichen seiner Gunst. Ja, ich werde es wiederbringen, das Pfand der Treue, ich werde dich finden, sehen, retten; von dieser Stunde an ist mein Vertrauen felsenfest, und kein Zweifel wird mich irr' führen und schwankend machen.“ —

Er verbarg rasch das schimmernde Kleinod auf der Brust, und räumte dann mit Hast die Flaschen und Schüsseln fort, da er die forschende Herrin in der Taberne in seiner Nähe bemerkte.

Der Nachmittag ging fast müßig hin. Die nach der Stadt gelegenen Schanzen führten ihre donnernde Sprache, welche klang wie die Gerichtsposaune des jüngsten Tages, ununterbrochen fort, indeß von den dicken Pulverwolken verschleiert, auf den Sammelplätzen mitten im Lager sich die leichten Truppen ordneten, Munition und Sturmgeräth unter ihnen vertheilt wurde, und die Ob-

risten nicht von ihnen wichen, um durch Beispiel und kräftige Rede den in der langen Belagerung schon schwächlich gewordenen Muth neu zu beleben.

Herr Tobias saß auf der Bank vor seinem Bretterhause, und sah finster dem bunten Getümmel zu, berechnend, wie mancher Stüber ihm dadurch verloren ging, da bei solcher Gelegenheit nur dann und wann ein kecker Bursch sich aus den Reihen zu stehlen wagt, um im Fluge die Kehle anzufeuchten. Er bemerkte den jungen Luxenburger, der an der Stange lehnte, welche den Eingang trug, und mit hochglühenden Wangen auf die kriegerischen Anstalten blickte. Herrisch winkte er ihn zu sich her, und sah ihn forschend tief und lange in die Augen. »Dir gefällt das Spiel nicht sonderlich, zu dem man dort die Karten mischt?» sprach er halb fragend, halb versichernd.

»Und warum nicht?“ fragte Franz zurück mit gezwungenem Lächeln. »Ich schaue mir's an, damit ich lerne, wie ich's bald mitspielen muß. Und ärgert mich etwas dabei, so ist es der Gedanke, daß ich noch Zuschauer bin.“

Mit Heftigkeit ergriff der Marketender seine Hand, und zog ihn näher zu sich. „Bursche,“ sagte er mit niedergedrückter Stimme, «ich hab's mit Freude gesehen, wie du die spanischen Esel betrogst und mit glatten Worten einlulltest. Die stolzen Mantelträger speisen Disteln für Salat, und Deine Klugheit, die man in solch' jungem Fleisch nicht vermuthen sollte, hat mich hinter meinen Fässern hoch ergötzt. Aber mich mußt du nicht betrügen wollen, denn daß du gut oranisch bist, und nicht um einer tauben Nuß willen Dich in's Lager zu praktiziren gewußt, hatte ich in erster Stunde weg.»

„Was denkt Ihr?“ fiel mit Hast und sichtlichem Erschrecken ihm Arlon in das Wort. „Meine Absicht sprach

ich der Frau Barbara klar aus, und ich bin sicher so gut spanisch gesinnt, wie Ihr.“ —

„Da sprichst du ein Wort voll Wahrheit,“ lachte Tobias verstohlen; „denn ich bin ein Brabanter, und wie wir seit Jahren von diesen fremden Sohlen getreten worden, vergißt sich nicht. Was sollen wir Hehl haben gegen einander, da wir mitsammen doppelt wirken können. Du kennst so gut wie wir den Herrn von Odyk und den Kanzler zu Mörs, und bist wohl gar von ihnen gesendet, die viertausend Holländer-Gülden zu verdienen, da uns die Furcht so saumselig machte. Topp, wir theilen; Du führst den Streich, wir geben Dir Rath und Schutz; Beides möchte Dir so werth seyn wie die That, willst du dein blondes Köpfchen nicht auf einem Zeltpfahle ausbluten sehen.“ —

»Ich verstehe euch wahrlich nicht, Herr!“ versetzte Franz verwundert.

»Stelle Dich nur so oder nicht,« fuhr der Niederländer gelassen fort; »mir kann's gleich seyn. Ich habe Vertrauen zu Dir gefaßt, und darf es schon wagen, denn es kostet mir ja nur einen Wink, Dich zu verderben. Du bist in meiner Hand, und die Katholischen halten mich für so rechtgläubig, daß ein Gelbschnabel Deiner Art mich nicht aus dem Sattel werfen kann. Zu zweien Malen schon haben die Spanischen Meuchelmörder gegen unsern edeln Statthalter ausgesandt; glücklich entging er zu Mastricht und Herzogenbusch dem Mordgewehr, glücklicher als sein Vater, der große Wilhelm, den der schlechte Burgunder zu Delpht erschoß. Aber die Freunde des hochmögenden Herrn meinen, man müßte den niederträchtigen Feind durch seine eigenen Waffen schlagen, und ich meine, sie haben Recht dabei, und da zur Zeit die Spanischen nur zwei tüchtige Feldherrn besitzen, den Spinola und den Bucquoy, und wenn der Commando-

stab dieser stolzen Ritter des güldenen Bließes statt in ihrer Hand auf ihrem Sargdeckel läge, der ganze Feldzug von selbst seine Endschaft erreichen würde, so haben die klugen Herren zu Brüssel besagtes nettes Sümmchen im Geheim ausgelobt für den patriotischen Scharfschützen, der diese wilden Keiler auf den Sand zu legen wagte. Du bist ein Jägerssohn, und führst Deine Büchse sicher, wie Du dem Andalusier versprochen. Was meinst Du? Solch' ein Kernschuß in die rechte Scheibe macht sich bezahlt, und wir Beide befänden uns gut dabei.« —

„Einen Meuchelmörder wollt Ihr aus mir machen?" entgegnete Franz mit Abscheu.

„Bist Du ein Krämerssohn, der dem Nachbar nichts gönnt?" fragte Herr Tobias, die Stirn runzelnd. „Ich habe Dich durchschaut, und deshalb ziere Dich weiter nicht. Sieh' dahin! Da zeigt sich Dir die stattliche vergoldete Scheibe, auf welche Dein Kernschuß gehört. — Jener lange Mann mit der blutrothen Schmarre auf der linken Wange, der im weißen Sammetmantel und mit dem hellblauen Federstutz auf dem spanischen Spitzhute seinen schwarzen andalusischen Hengst am Regimente Zamora hinabspornt, das ist der Graf v. Longueval. Fluch ihm, dessen Väter niederländische Freiherrn waren, und der sich von Kindheit an die wälschen Tyrannen verkaufte, und jetzt sich nicht schämt, die Erde, in der seine Mütter schlafen, zu verderben, und mit neuen Gräueln zu beflecken. Hätte ich gelernt, das Rohr zu richten, sein Hengst trüge ihn längst nicht mehr, und wäre längst schon als florbehangenes Trauerroß seinem Sarge gefolgt. Es wird wenige Mühe kosten, Dich in seine Dienste zu bringen, denn meine Barbara hat sich bei seinem Haushofmeister und Mundkoch eingeschmeichelt, und er hat doch noch so viel flandrisch Blut in seinen Adern, daß er nicht gern spanische Diener um sich hat. Dann wird Dir's

leicht werden, die rechte Stunde auszusuchen, und handelst Du nicht ohne mein Wissen und Rath, so schaffe ich Dich nach der tapfern That für's Vaterland unbefährdet aus dem Lager, und bewahre Dir den Preis bis zum Wiedersehen. Die Herrn zu Mörs sind uns sicher, wie ein Amsterdamer Haus, und die blanken Harnischmänner liegen abgezählt. — Du stehst in Gedanken? Ueberlege Dir's. Einen guten Schützen kostet's nur einen Fingerdruck, und bei der gelben Flagge der Freiheit, einem Niederländer muß die Hand weniger zittern, wenn er auf solch einen Freiheitsmörder zielt, als wenn er auf den tollen Wolf anlegt, der seine Schafheerde umschleicht. Beschlaf Dir's, Vetterchen! Morgen früh hole ich die Antwort, und ich denke, ich lese sie schon auf Deinem verschmitzten Schelmengesichte.“ —

Er schüttelte derb dem jungen vor Staunen verstummten Menschen die Hand, und wackelte auf seinen krummen, überfleischigen Beinen in sein Haus zurück. Selbst dieser ächt batavische Handdruck konnte Franz nicht aus den Gedanken wecken, welche wie ein undurchsichtiger Nebel ihn rundum befangen hielten. Er besah wie ein Träumer seine Hände, und sprach in sich hinein: „Sind denn diese wie Mörderfäuste gestaltet? Wohnet den irgend ein blutgieriger Zug auf meiner Stirn? Leben zu retten, Leben zu sichern, kam ich herein, nicht, es zu tödten. Aber in ein unzerreißbar Netz bin ich gerathen. Und doch, wenn ich durch den geitzigen Meuchler in die Nähe des Generals mich bringen ließe? Bitten will ich ja; höchstens die List zum Rettungsboote gebrauchen? Mord ist mir abscheulich, lieber selbst untergehen als morden.“ —

„Platz da!“ rief eine herrische, tiefe Stimme, und der junge Arlon fuhr erschrocken zusammen, und sein Schrecken verdoppelte sich, als er den Herrn der Baßstim-

me angesehen. Es war ein Kastilianer; der große weiße Mantel bezeichnete ihn deutlich genug. Fast lederbraun schien das benarbte Gesicht mit der Raubvogelnase, darin, und war von schwarzem blankem Haar wild umhangen, an das sich ein wüster ungeheurer Bart von der Farbe des Ebenholzes, wie Unterbusch an den Wald ihn fortsetzend legte. Die Gestalt war riesig lang, aber dürr und ausgetrocknet. Dräuend hob sich der Helm der Küraßreiter von blutrother Roßmähne umflattert auf dem grimmigen Haupte, und der Brustpanzer von schwarzem Leder schien die Farbe des Herzens anzudeuten, das unter ihm hämmerte.

Es gibt menschliche Physiognomien, welche auf den ersten Anblick abstoßen, weil ihr höllisches Innere in deutlichen Lettern auf ihren Gesichtszügen abgedrückt zu lesen ist. Eine solche sah Franz vor sich, und er fühlte sich mit Entsetzen bewußt, daß sein böser Engel vor ihn hingetreten sey.

„Nun wirds?“ donnerte der Kastilier mit den wildfunkelnden, tiefliegenden Satansaugen ihn durchbohrend, als er wie eine Bidsäule mitten im Eingange weilte, und erst jetzt bei der Wiederholung des Befehls zur Seite wich. Immer noch im Gehen den Blick zur Seite auf den jungen Burschen gerichtet, schritt der Kürassier gravitätisch in das Markatender-Zelt, wo ihm sogleich die Frau Barbara, flinker wie gewöhnlich, entgegen spazierte.

„Traget auf, Frau; Zwiebelsalat, Oliven und ein Fläschchen Manchawein;“ herrschte er mit stolzem Tone der Alten zu, indem er den Mantel auf eine Bank fallen ließ, und sich selbst steif auf einen Sessel pflanzte. „Bei dem Sanct Jakob! der Tag ist heiß wie in den Alpuxarras, und Ihr Faullenzer sorgt nicht einmal für

Eiswasser, das am Ebro der elendeste Maulthiertreiber trinkt.“

„Der Abendwind von der See wird schon kühlen, Herr Wachtmeister,“ schmunzelte Frau Barbara, indem sie dem Luxemburger heimlich zuwinkte, die Bestellung eilig bei ihrem Eheherrn zu besorgen. „Habt wohl wieder einen sauren Tag gehabt, denn nach dem Herrn General liegt wohl alle Last auf Euresgleichen.“ —

»Richtig gesprochen, Frau Barbara!“ entgegnete der Reiter, sich in die Brust werfend, „könntet auch sagen, gleich nach dem Generalissimo, denn er steckt auf der Charte mit Stecknadeln im Kühlen ab, was wir draußen in der Mittagsgluth exekutieren müssen. Heute jedoch ging's noch. Die Exzellenz schonet die edlen Kastilianer für die Feldschlacht, wo er Männer bedarf, welche dem großen Cid Ehre machen; zu so einem lumpigen Nachtsturm sucht er das leichte Gesindel von den Küstenprovinzen aus, das zu nichts taugt als eine Bresche zu stopfen, oder einen Graben zu füllen. Mich hat der Marsch in die alten Thürme müd gemacht. Es ist eine Hitze in dem Steinnest, wie in den Felsenlöchern der Morena. Habe die Sünder mustern müssen und abzählen, die dort verdiente Ketten tragen, damit die Excellenz weiß, wie viele Portionen der Ketzer Sie für die Festtage zum Ruhm der unbefleckten Jungfrau, und uns zum Lustschauspiel abzuschlachten hat.“ — Dem jungen Arlon zitterten die Teller, welche er herbeitrug in den Händen. „Nun! was starrt der Maulaff?“ fragte der Wachtmeister. »Wer ist der Mensch, was stand er da vorhin Schildwach am Zelt, musterte die Truppen, und sprach von Untergehen und Mord. Seiner Sprache nach ist er ein Belgier, und was thut anhier, wo wir ihn zum ersten Male erblicken?« —

Mit geläufiger Zunge rasselte die ganze Erzählung von den blauen Lippen der Fischlieferantin, gerade so wie sie Franz Arlon ihr am Morgen vorgetragen; aber der Spanier schien dadurch nur aufmerksamer und aufgeregter zu werden. »Habt ihr ihn gemeldet bei dem Quartiermeister, habt ihr ihn examiniren lassen von dem Profoß? fragte er unwillig, und als sie es verneinte, setzte er grimmig hinzu: „An der Kärnther Schanz seyd ihr einpassirt. Ja, die deutschen Bullochsen lernen den Dienst nicht, und wenn sie Jahre lang die Lektion mit dem Stocke empfangen. Gratulire Euch, Frau Barbara! daß ihr in meiner Gunst steht, sonst könnte die Geschichte Euch Euren ganzen Kram, und vielleicht gar den fetten Hals kosten.“ —

»Noch ein Fläschchen Madrider Besten!« rief Frau Barbara rückwärts, und flisterte zugleich: „Ich wische die Kreide von der Tafel, Herr Wachtmeister, sobald der Tobias den Rücken kehrt.“ —

»Der Trank ist gut,» versetzte der Reitersmann mit Grandezza, »und ihr seid eine kluge Wirthsfrau. Aber Ordnung ist das Rad der Welt, und im Dienste versteht Herculeus de Torosillas keinen Scherz.“ —

Ernst zog er seine Brieftasche hervor, und begann ein quälendes Verhör mit dem jungen Luxemburger, schrieb seine Aussage umständlich nieder, schien befriedigt, denn er sprach am Schluß der Inquisition: „Morgen bringt ihr den Burschen in mein Gezelt, bis dahin haftet Herr Tobias mit seinem Kopfe für ihn.« —

Fortsetzung folgt.

Die Essenszeit.

Unter der Regierung des französischen Königs Franz des Ersten war ein Sprüchwort gewöhnlich, welches man im Deutschen so ausdrücken könnte:

Steh' auf um fünf; iß zu Mittag um neun
Und Abends um fünf Uhr; schlaf ein um neun:
So geht dein Lebensziel gewiß bis neunmal neun.

Diese Gewohnheit nahm aber schon unter dem nemlichen Könige, und noch mehr unter seinem Nachfolger, ab. Der Theil des Adels indessen, welcher eine ordentliche Lebensart gewohnt war, entfernte sich selten von dieser Regel, und die Abendmahlzeiten wurden noch immer zwischen fünf und sechs gehalten. Karl der Fünfte aß regelmäßig Mittag um zehn und Abends um sieben Uhr. Um neun Uhr Abends lag oft sein ganzer Hofstaat schon im Beete. Zu Heinrichs des Vierten Zeiten aß der Hof zu Mittag um eilf Uhr, und dieser Gebrauch dauerte noch lange unter Ludwig dem Vierzehnten fort. Den zwölften May 1588 faßten die Truppen Heinrichs des Dritten unvermuthet des Morgens an verschiedenen Orten von Paris Posto, und bei dem Geräusche der Waffen und Trommeln wurden alle Häuser und Läden zugeschlossen, die dazumal noch vor Tage eröffnet wurden. Der Geschichtschreiber Davila sagt ausdrücklich, daß die ganze Unruhe noch vor Tagesanbruch vorbei gewesen sei, und im May ist es schon Morgens zwischen drei und vier Uhr heller Tag. Im Jahre 1756 kam der Marquis von Mirabeau an dem nämlichen Tage des Monats May durch den lebhaftesten und bewohntesten Theil der Stadt um eine Stunde später, und fand alles verschloßen, ein paar kleine Boutiken ausgenommen, wo Bränntewein geschenkt wurde. Man kann nun das vorerwähnte Sprüchwort umkehren und sagen:

Steh' auf um neun; iß zu Mittag um fünf
Und Abends um neun; schlaf ein um fünf (Morgens);
So geht dein Lebensziel auf — fünfmal neun.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 14tes Stück.

Treue gewinnt.

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

Sichtlich leichter athmend setzte sich die Marketenderin traulich neben den Herculius; Franz Arlon hätte sich dagegen gern davon gemacht, aber die rollenden Augen des Kastilianers, die ihn immer noch zu beachten schienen, hielten ihn fest am Platze, so wie der Blick der giftigen Klapperschlange das Vögelchen auf dem Zweige festhält, bis es selbst in der Trunkenheit der Furcht herabflattert zu dem gierigen Rachen des Unthieres.

„Dank sei dem Herrn General," begann Frau Barbara, um die Seele des braunen Riesen auf eine andere Bahn zu lenken, „Dank dem verständigen Herrn, daß er Euch, einen edeln Hidalgo, und Eure Kameraden, die Blumen und Kronen des Heeres, zu schützen weiß, und nicht dem nächtlichen Spiele Preis giebt, wo Keiner sieht, wohin er schießt oder schlägt. In solchem Gespensterspucke ist Niemand sicher, selbst vor dem Degen des besten Freundes, und für den besten Gast meiner geringen

Boutike habe ich gezittert, seit ich von der neuen Attake gehört."

Der Kürassier strich ihr mit der breiten Hand tölpisch über das runzelvolle Gesicht. „Schade, bei meinem Schwert! daß Ihr nicht vor dreißig Jahren meine gute Wirthin waret;" erwiederte er, das böse Compliment mit einem widerwärtigen Blick begleitet, der fast höhnisch über die eckichten Formen der Alten herabglitt. „Aber zu zittern hattet Ihr nicht; das Heiligenbild auf meiner Brust und die geweihte Klinge brachte mich unverletzt aus zwei und dreißig Schlachten. Habt Ihr Lust zu zittern, so mögt Ihr es für Eure Landsleute thun, die Schelme im Thurm, denn die Meisten davon verspeisen heute ihr letztes Abendbrod." —

„Ist der Blutbefehl ausgefertigt?" fragte Frau Barbara neugierig. „Will der General aufräumen, und sollen Alle daran? Gott sey ihnen gnädig, aber der Tod wird ihnen nicht unwillkommen seyn, denn der Kerkermeister könnte füglich bei meinem Tobias das Bewirthen lernen; er füttert sie nur, um den Appetit zu reitzen und nicht, um zu sättigen: er weckt sie sechs Male zur Nacht, damit der Schlaf ihnen keine Wohlthat bringt; das Wasser salzt er, damit es Durst gibt, statt ihn zu löschen, und unser Pudel hat eine bessere Streu, als seine Pflegkinder." — Der Wachtmeister lachte recht ingrimmig.

„Ja, Freund Hannibal ist ein Prachtkerl, und versteht seine Function," sprach er freundlicher. „So ein Ketzer ist weniger wie Euer Hund, und plagt er sie tüchtig ab, kommen sie früher zur Buße oder gar zur Bekehrung, und ersparet ihnen einige tausend Höllenjahre. Doch mit dem Blutbefehl ist's leider noch nicht so weit. Mein Herr Obrist schickte mich nur zur Inspektion hinauf, um die sieben Gebrechlichsten und Aeltesten auszu=

lesen, die an einem großen Galgen baumeln sollen, zur Revange für die sieben braven Schützen, welche die verfluchten Ostender in voriger Woche auf ihren Wällen uns zu Trotz und Hohn gehängt. Das übrige Pack, an denen ich noch gesunde Gliedmassen gefunden, wird auf die Galleren geschmiedet, und hat die Gnade, so lange ihnen Gott das Leben fristet, zur Besinnung kommen zu können." —

Hastig setzte der Grimmige jetzt das Glas aus der harten Hand, und sprang so rasch auf, daß sein Stoß fast die Marketenderin zu Boden geworfen hätte. „Was ist mir das?" rief er mit einer Posaunenstimme. „Warum wird der Knabe bleich wie ein Leichentuch? Warum zittert er wie das Laub der Espe?" —

»Franz, geh hinein! Der kalte Nachtmarsch hat ihn krank gemacht;" antwortete die Marketenderin hastig.

„Nichts da; hier geblieben!" donnerte der Kürassier fort, indem seine Faust den jungen Menschen bei dem Brustwamms ergriff. „Der Zuckermann kämpft mit einer Ohnmacht. Liegen ihm die Ostender Schurken so sehr am Herzen? War er mir doch gleich verdächtig. Ja, Herculeus de Torisillas hat ein Adler-Auge, daß durch Mantel und Fleisch gerade in die Seele sieht. Was trägt er da unter der Chuga? Bei dem heiligen Jakob, eine Faxa von Orangenfarbe. Nun er hat den Gurt sich selbst zum Stricke mitgebracht, denn so wahr mein Vater ein Kastilier war, dieser Galgenvogel ist ein oranischer Spion, und was er vorhin von Morden sprach, hat eine schlimme Bedeutung. Redet nicht, bittet nicht; wohl Euch, seyd auch ihr von dem falschen Vetter betrogen worden, und lagert nicht mit ihm unter demselben Capa. Herein Ihr dort, Scharfschützen vom Regiment Zamora! Mit diesem ohne Aufschub in das alte Schloß! Der Hannibal soll ihn mit Ketten knebeln von Zentnerlast. Ich selbst

bringe in's Hauptquartier den Rapport von der entdeckten Unthat.« —

Vergebens suchten Herr Tobias und seine Ehehälfte den wild erregten Orkan zu beschwören; sie mußten ihren armen Franz, der still wie ein Opferlamm sich in sein Schicksal zu ergeben schien, fortschleifen sehen, und das schuldbewußte Ehepaar sprach zu einander in heimlichen Winken die Gewissensangst aus, welche über sie kam in dem Bewußtseyn, wie sie dem Gefangenen unvorsichtig mehr anvertraut hatten, als für ihre eigene Sicherheit gut seyn könnte. —

Die schrecklichste Nacht seines Lebens hatte Franz Arlon in dem engen Kerkerloche des Thurmes zugebracht. Die Ketten drückten seine Glieder nicht so schwer, als das Andenken an das, was er aus dem Munde seines Verderbers vernommen hatte. Was half ihm jetzt sein Wagestück, sein schöngeträumter Rettungsplan? Seinen besten, seinen einzigen Freund wußte er dem Tode verfallen und er selbst hatte sich muthwillig in denselben Schlund gestürzt, der Jenen schon verschlungen. Aber das reuete ihn keine Minute; doch desto gräßlicher wurde ihm die Hoffnungslosigkeit, welche ihm Gesellschafterin geworden. — O es ist das marterndste aller Gefühle, ein geliebtes Wesen dem Untergang nahe zu wissen, und nichts zu vermögen, um Hülfe zu geben, selbst die höchsten Opfer, Blut und Leben, fruchtlos niedergelegt zu haben auf dem kalten Altare des ehernen Fatums, das sie in unerbitterlicher Unbarmherzigkeit verschmähete.

Dieselben Kerkermauern umschloßen ihn und seinen Herrmann, und dennoch blieb er getrennt von ihm wie vorhin. Was er gewünscht als Gunst, was Ziel seiner Sehnsucht gewesen, wurde ihm jetzt Qual, denn seine Hände waren gefesselt. Er horchte durch die nächtliche Stimme auf jedes Geräusch, jeden Klageton, indem er

die Stimme des geliebten Freundes zu entdecken wähnte. Aber nur Eulengekreisch hört er, nur die fremdländischen Anrufsworte der Schildwachen, nur fernhin wildes Kriegsgetös, und den dumpfen Hall der Donnerbüchsen und Gewehre. Seine Folter verdoppelte sich dadurch, denn auch dort, wo die Sturmtrommel rasselte, war Liebes in höchster Gefahr. Inbrünstig betete er, aber mitten im Gebet fiel ihm bei, wie Mancher wohl auf derselben Stelle knieend sich die Hände wund gerungen, und doch sich keine Rettung vom entsetzlichen Tode erbetet haben möchte. Er gedachte des Weibes und ihres Säuglings, die er am Kanale gesehen, und Verzweiflung ergriff ihn, welche jedoch in ihrer eigenen Heftigkeit sich zuletzt verzehrte, und sich in einen Thränenstrom auflösete, welcher ihn erweichte und in stiller Mattigkeit und dem Gefühl der Schwäche sein Vertrauen auf den starken Gott, der die Gnade ist und die Barmherzigkeit, neu erweckte. —

Kaum dämmerte der Tag durch das kleine Luftloch hoch über seinem Strohlager, so hörte er Männertritte in den Gängen, und das Gerassel der Schlüssel des Kerkermeisters.

Das Licht fiel blendend in die geöffnete Thür, jedoch die Angst machte die Sinne des Gefangenen scharf und stark, und er erkannte die beiden Gestalten in der Oeffnung sogleich. Der eine war der berüchtigte Hannibal, den der Kastilianer trefflich abkonterfeit hatte, von Wuchs der krummen Steineiche gleich, mit einem Angesicht, das durch Blatterngift zerfetzt, mit der breiten Plattnase, den roth umrandeten Augen und von wüstem, dicken Fuchsfilz umgeben, eher dem Kopf einer grimmen Hyäne als eines Menschen ähnelte; die andere Gestalt gehörte einem alten, langgewachsenen, würdevollen Ordensgeistli-

chen, der nach seiner Tracht sich zu der berühmten Gesellschaft Jesu zählte.

»Das ist der zuletzt gelieferte Malefieant,« kreischte der grimme Hannibal, respectvoll vor dem Diener der Kirche stehend; »freilich ein junges Blut, aber alt in der Sünde, wie der Unteroffizier sagte, der ihn eingefangen.« —

Wir wollen sogleich sein Herz erforschen,“ sprach der Jesvit, und setzte befehlend hinzu: »Laßt uns allein mit ihm! Schließt die Thür, und wartet meiner in der Gallerie.» —

»Aber er ist noch nicht im Verhör gewesen, und der Wachtmeister Herculius machte mich verantwortlich, bis dahin Niemanden in seine Nähe zu lassen;» entgegnete der Kerkermeister freilich devot, aber doch im Tone seines Amtes. Der Geistliche sah ihm groß und stolz in die blinzelnden Augen.

»Seid ihr noch schlaftruncken und kennt mich nicht mehr?« fragte er hart und gebieterisch. „Ich nenne mich Bonifacius, und bin der Beichtvater Sr. Excellenz des Herrn Carolus Bonaventura Grafen von Longueval. Wo ich auftrete, da stehe ich im Namen Gottes und des Generalissimus. Gehe Augenblicks hinaus, Du, Sohle am Fuße Deines gebietenden Herrn, und frage nicht weiter, oder mein Zorn wird einen mächtigern Zorn wecken, der dich verderben möchte, ehe die Stunde verlief.» —

Der grimme Hannibal beugte sich ohne Gegenrede zusammen wie das Schilfrohr vor dem Streichwinde, und die Pforte fiel leise hinter dem rücklings davon Schleichenden zu. Franz hatte sich indeß mühsam in seinen Ketten von der dünnen Streu erhoben, war einige Schritte vorgetreten, und stand in der Mitte des kleinen Gemachs mit gefalteten Händen, die matten Augen zu der würdigen Gestalt des Dieners Gottes flehend erhoben.

und das Licht, das von dem Luftloch gerade auf ihn fiel und nur seinen Kopf erleuchtete, schuf ein Bild des bittersten Schmerzes und der rührendsten Kindlichkeit aus seiner Gestalt, die auf den Jesuiten, der ihn fest mit den großen Augen betrachtete, einen sichtlichen Eindruck zu machen schien.

»Wir haben uns früh aufgemacht,« begann er mit ernster Stimme, »um die Bitte einer rechtgläubigen Frau zu erfüllen, die in der Nacht an unser Lager trat, und mit innigster Seelenangst uns beschwor, ihren jungen unschuldig verhafteten Vetter zu erretten von böser Bedrängniß. Wir sind daher gekommen, weil unsere Pflicht befiehlt, ohne Säumniß der Unschuld beizustehen. Aber das, was wir eben von dem Hanibalo vernommen, klingt schlimmer als die Vertheidigungsrede der zungenfertigen Frau Barbara, und wenn auch Deine Jugend uns bestechen möchte, so können wir doch, Kraft unseres Standes, zu viele Tiegerherzen im Lammspelze, als daß wir, ohne die strengste Forschung, unsern Beistand vergeuden dürften. Im Namen des Ewigen, des Unbestechlichen, des Allwissenden fordern wir Dich darum auf, rede die Wahrheit zu uns, verbirg uns keine Falte Deines Herzens! Gott sieht Dich! Rede frei vor seinem Diener! Reue versöhnt die Kirche, und wärest Du selbst ein tückischer Heuchler, ein gedungener Meuchelmörder — die verführte Jugend findet in sich selbst eine Entschuldigung, und der Himmel vergönnte Dir alsdann noch eine geraume Zeit zur Buße.“ —

Die ernste, strenge, aber wohlklingende Stimme des weißhaarigen Odensmannes tönte dem Kettenträger wie eine Engelsstimme aus den Wolken. Eine Freudenröthe stieg auf seine glatten Wangen, sein Auge belebte sich, und mit heftiger Bewegung warf er sich zu den Füßen des Jesuiten hin.

„Nein, ehrwürdiger Vater,“ rief er, „Ihr sehet keinen Verbrecher vor Euch, der Euren wie des Himmels Zorn verdiente, keinen, der Eurer Hülfe unwürdig wäre. O ihr erscheinet mir in der Verzweiflung und Hülfslosigkeit wie die sichtbare Gotteshand, die mich zu halten am Pfuhle des Verderbens sich aus dem blauen Himmel hernieder streckt. Euer ehrwürdiger Stand weckt das christliche Zutrauen; Eure Gestalt mahnet mich an den Vater, und fordert mich zu kindlichem Glauben auf. Alles ist mir verloren; Ihr seid vielleicht mein Rettungsboot im Schiffbruch des Lebens. Nein, ich bin kein Verbrecher, wenn ich auch durch dieses Kleid zu täuschen versuchte; ich bin nichts als ein recht unglückliches Wesen, vielleicht das unglückseligste; denn ich bin gefangen in diesem Lager, wo Ihr selbst viel des Gräuelvollen gesehen, ich bin allein, verlassen, jeder Rohheit hingegeben, und — o mein ehrwürdiger Vater! — ich bin ein unglückliches W e i b.“ —

In Schaam hatte die Beichtende ihr Gesicht in die Hände verborgen, der Jesuit trat stutzend einen Schritt zurück, aber sogleich auch wieder vorwärts, dichter an die Knieende, und sie mitleidsvoll an den Schultern fassend.

„Stehe auf, mein Sohn; meine Tochter, wollte ich sagen!« sprach er hastig. Sprich leiser zu mir, und fahre mit Eile fort in Deinem Bekenntnisse; die Zeit verläuft, man könnte uns stören, und ich meine, Du müßtest viel auf Deinem schwachen Herzen haben, das Du herüber wälzen möchtest auf das meinige. Wer bist Du? Wo kamest Du her? Was soll die gefährliche Verkleidung? Was willst Du in diesem Lager, das Lamm unter Wölfen und vor des Löwen Höhle? O, der große Prophet Daniel war sicherer mitten unter den brüllenden Raubthieren, als eine Susane mitten unter dieser Rotte Koran, die kaum noch Priesterwort im Ziegel hält.

Sehr besondere Dinge müssen Dich zu solchem Schritte gedrängt haben, denn Du sprichst klug, und nicht wie ein Weib von gemeinem Stande, und darum mußtest Du wissen, welch' Entsetzliches Dich an diesem Orte bedräuete." —

Die Gefangene setzte sich ermattet auf den Stein, an den ihre Kette geschmidet war, und erzählte langsam und oft durch Schwäche unterbrochen. „Ich heiße Katharina," sagte sie, „und bin eine Bürgerin der Stadt Ostende, die seit langen Monden von den Erzherzoglichen geängstet wird. Mein Mann heißt Herrmann, und ist Schiffsoffizier im Dienste der Generalstaaten. O, ehrwürdiger Vater, ein Mann, wie es in seinem Stande wenige gibt! Geehrt von seinen Vorgesetzten, geachtet von seinen Nachbaren, ohne die rauhe Sitte seiner Kameraden, ein Kind von Herzen, ein treuer, zärtlicher Freund seines Weibes! O, Katharina war die glücklichste Frau in ganz Flandern, ehe der Spanier diesen Krieg wie eine Höllengeißel auf's Neue über das arme, kaum von aller Noth geheilte Land hereinbrachte. Der Mangel herrschte furchtbar in der Festung. Die eckelhafteste Nahrung erzeugte Krankheit und Tod. Der Commandant suchte jedes Mittel auf, um seine treuen Bürger zu retten; doch Wenige hatten den Muth, das Leben für die Landsleute zu wagen. Furchtlos und wagig, wenn es die Pflicht und Ehre galt, hatte mein Herrmann zu dreien Malen sich erdreistet, mit einer kleinen Zahl gleichgesinnter Gefährten auf den tiefen Kanälen in nächtlichem Nebel der Stadt Brodkorn zuzuführen; zwei Male gelang die Edelthat, das dritte Mal mißglückte das Wagestück, und in diesem, demselben Thurme mit uns, liegt er gefangen, verwundet, zum Tode bestimmt, vielleicht schon in diesem Frühlicht ermordet." —

Die Stimme versagte ihr, der Ordensmann legte ihr aber schnell die weiche Hand auf die Stirn, und versetzte mit Hast: „Sey stark, Tochter, und ende Deine Erzählung. Ich kenne den Mann, Herrmann ist sein Name; ich habe ihm Trost gebracht, er ist fast genesen, noch gestern sah ich ihn, und er sprach mit mir von Dir, von seiner geliebten Gattin; auch ist sein Todesurtheil noch nicht gesprochen, denn Niemand erfährt des Generals Willen früher denn ich, sein Beichtiger." —

Heftig haschte Katharina die segnende Hand, und preßte sie inbrünnstig mehrere Male an ihren Mund. „O, du heilige Hand,« rief sie, „die gewiß die seine gedrückt, sein geliebtes Haupt gesegnet hat, wie das meine! O du bringst Balsam auf das blutende Herz, und stellst den Glauben fest an die ewige Allgüte; — So hört denn aus, mein Vater! — Einer der Schiffer war durch den Kanal geschwommen, so der Gefangenschaft entgangen, und brachte die Schreckenspost in die Stadt. Mein Entschluß stand in der ersten Minute geboren vor mir. Zum Manne gehört das Weib. Ohne ihn ist sie ein elend Wesen, das nur ein unvollkommen Daseyn durchathmet. Schwur und Treugelübde banden mich; wo hätte ich da noch eine Wahl gehabt? Meine Verwandten wollten mich zurückhalten, sie malten mir die scheußlichen Mißhandlungen mit den grellsten Farben, welche die Niederländerinnen von den barmherzigkeitslosen Südvölkern erduldet hätten; ich schwankte nicht. Eine unsichtbare Hand riß mich fort, kein Schlaf sank auf mein Auge, keine Ruhe senkte Erquickung auf Seele und Leib, bis ich außerhalb der Stadt mich sah, und meinen Pilgerpfad zu ihm beginnen konnte.» —

„Und was sannest und wolltest Du denn so eigentlich, meine muthige Tochter?" fragte der Jesuit bewegt. — »Alles, was ich besaß, Alles, was mir Gottes Huld

geschenkt, Kleinodien und Silber und Putzgewänder verkaufte ich. In meinem Ränzel unter dem Bette des Marketenders liegt eine ansehnliche Summe; einige Edelsteine von hohem Werth sind hier verborgen in meiner Halskrause; dieser Gürtel ist mit Dukaten gefüttert. Versuchen wollte ich zuerst bei den deutschen Soldaten, bei denen die Habsucht mehr wiegen soll, als der Haß und die Grausamkeit, ob nicht Bestechung und List meinen Herrmann heimlich lösen möchte; gelang das nicht, dachte ich mich dem General zu Füßen zu werfen, ihm mein Geheimniß zu entdecken, und alle meine Habe ihm als Ranzion anzubieten. Schlug auch dieses fehl, so hoffte ich doch auf die Vergünstigung, Ketten und Gefängniß, Marter und Tod meines Eheherrn theilen zu dürfen, und könnet Ihr, ehrwürdiger Vater, nichts thun zu unserer Rettung, für diesen Wunsch werdet Ihr gewiß die Gnade auch des grausamsten Machthabers stimmen dürfen, und das ist es, was von Eurem Herzen die unglücklichste aller Frauen in diesem Augenblick erbettelt.« —

Ihr Kopf sank ermattet im tiefsten Schmerz auf die hochklopfende Brust, und der Jesuit sah lange mit Rührung auf sie nieder.

„Der Herr ist groß in den Schwachen! Er senkt die Kraft des Adlers in den Busen der Taube, und den Muth des Löwen in das Herz des Lammes!“ sagte er wie zu sich selbst. »Und wie lange warest du verheirathet?» fragte er dann. — „Drei Jahre!» stammelte Katharina. — „Und der Himmel segnete Eure Ehe nicht?“ — Heftig hob die Gefangene das Gesicht zur Decke empor. „Einen Knaben, der kaum lallet, ließ ich daheim bei der Schwester!“ — «Mutter bist Du, und verließest dein Kind?» fragte der Priester stutzig. — »Was ist das Kind gegen den Vater?» entgegnete mit heftiger Bewegung die Frau. »Was ist das Kind ohne den Vater?

O mein kleiner, süßer Wilhelm! Der Abschied von ihm zerriß mein Herz, aber ich mußte hinaus, sein zarter Mund, der immer den Vater rief und von ihm plapperte, forderte mich ja selbst auf zum Rettungswege, und, heiliger Mann! liebte nicht der Erlöser die Kleinen, die Unmündigen, und stehen sie nicht unter seinem besondern Schutze?“ —

»Und was wird aus deinem Söhnlein werden, wenn Du dem Vater in das Unglück folgst, wenn dann die Stadt in Sturm genommen wird, und keine getreue Henne das Küchlein schirmt?“ fragte der Ordensmann mit Feuer, welches auf die Wangen Katharinens den Wiederschein des Entsetzens warf. Sie faltete aber sogleich die Hände wieder und preßte beide so gegen ihren Busen.

»Gott ist über dem armen Wurme; dann würde auch die Mutter ihn nicht schützen können gegen die wuthentbrannten Kinderschlächter, und hätte nur im Anblick seines Jammertodes die ganze Hölle ohne Sünden empfunden. Aber nein,“ setzte sie dann fest hinzu, indem sie mit Kraft von dem Steinsitze aufstand, »Ostende wird nicht fallen, der tapfere Commandant hat auf die Hostie geschworen, nicht lebend diesen Edelstein Flanderns an die spanische Krone heften zu sehen, und Euer Herr hat gefühlt, wie er Wort hält.

Vorgestern ist trotz der Wassersperre eine Flotille in den Hafen gelaufen, die den Belagerten Proviant für viele Monate brachte, und den gesunkenen Muth der Holländer zu frischen Flammen aufblies. O wären die Schiffe nur eine Woche früher eingetroffen, so hätte mein Herrmann nicht nöthig gehabt, sein Leben einzusetzen für die Hungernden! Aber die neue Stärke der Stadt stellte meinen Entschluß fester, ich küßte mein Kind, und suchte den Mann.« —

Der Ordensmann faßte die kleine Hand des tapfern Weibes und drückte sie mit väterlicher Herzlichkeit. »Katharina Herrmann,« sagte er, »du sollst dich in mir nicht getäuscht haben. Zwar ist dieser Tag schlecht gewählt für deine Wünsche, denn der Angriff auf die Veste ist mißlungen, Hunderte der Spanier liegen blutend unter Euren Mauern, und das ist keine gute Stunde, um einem ehrgeizigen Feldherrn das Herz zu rühren. Ich will Dir wenig Hoffnung machen, denn die getäuschte wühlt nur tiefer die alten Wunden auf. Aber der bescheidenste und schwerste deiner Wünsche soll erfüllt werden, Duarme fromme Leidträgerin, und fiele Deine Stadt, so gelobe ich, mit Gottesbeistande der Schutz, der Vater deines Knaben zu werden, und ihn groß zu ziehen in unserm Collegio, wo er beten soll für seine Mutter, und stark werden im Erdenschicksal durch ihr Beispiel.“ —

Ergriffen, schluchzend warf sich Katharina vor dem Mönche in den Staub und küßte sein Gewand. „Verrathe dich nicht vor der Zeit!„ flüsterte er, und klopfte an die Pforte, und trat zu dem öffnenden Kerkermeister hinaus.

„Nimm diesem Gefangenen die Eisen ab; es ist ein Irrthum mit ihm, und ich werde, sobald ich aus dem Hospitale zurückgehe, selbst der Excellenza davon Bericht abstatten.“ —

Der rothhaarigte Hannibal glotzte verwundert den Befehlenden an. „Wenn aber nun der wüthige Kastilianer kommt, und ihn zum Profoß führen will?“ fragte er schüchtern. „Mit dem Eisenfresser von Torosillas ist wahrlich nicht zu scherzen, vorzüglich, wenn ihm der ungewohnte Genever zum Frühstück im Kopfe spukt.“ —

„Darum soll er auch diesen unschuldigen Knaben nicht mehr finden,“ fiel rasch der Pater ein. „Er ist ein Schützling der Kirche und der heiligen Jungfrau, und

bei Deiner Seligkeit verpflichte ich Dich, ihn sicher zu stellen vor jeder Mißhandlung, ja jedem menschlichen Auge. Sprich, ich habe ihn mit mir geführt gerade zum Generalissimo, und ihn unsichtbar zu machen, so schließe flugs die Schlösser der Ketten auf, und führe ihn auf Nr. 7., wo der Ostender Lootse sitzt; der Mann ist schwer krank, und Du sparest dadurch die Mühe der Bedienung. Folge ohne Murren, Freund Hannibal! Du weißt, wer mit Dir gesprochen, und bist ein frommer Sohn Deines Vaters.“ —

Mit einem ermuthigenden Blicke auf die Gefangene und mit einer segenspendenden Bewegung mit der Rechten schritt det Jesuit im Gange hinab; halb eingeschüchtert, halb ingrimmig murrte jedoch Herr Hannibal, indem er den Schlüssel zu den Fesseln langsam aufsuchte: «Viel Aufhebens um so ein bartloses Bübchen, das kaum der Mühe des Genickfanges werth wäre. Aber, das ist gewiß! zum Kardinal Groß-Inquisitor taugt der Herr Pater Bonafacio nimmer mehr, und will er dahinauf, muß er sich zuerst selbst das weiche Fell absengen und das Herz hart schmoren. Und wie der heldenherzige Graf solch' einen Feldpater ausgewählt, könnte Einem fast noch wunderbarer dünken wie die fromme Historie von Bileams Eselin, die mit einer Menschenzunge sprach.« —

Fortsetzung folgt.

Anekdoten.

Ein Reisender, der aus Brasilien zurückkehrte, aber nur Rio Janeiro gesehen hatte, ward von einem rühmlichst bekannten Beförderer der Witterungskunde befragt, ob er auf seiner Reise keine meteorologischen Beobachtungen angestellt habe? „Nein, erwiederte er, ich wiederhole es: Ich bin nicht in's Innere des Landes gedrungen.«

Die Direktion des Hospital zu Genf hatte einem armen Teufel, wegen eines groben Vergehens, zwei Dutzend Stockschläge zuerkannt. Der Kerl geberdete sich gleich anfangs fürchterlich, daß ihm die Direktion das eine Dutzend schenkte. Nun, sagte der Begnadigte, Gott wolle es Ihnen wieder in vollem Maaße ersetzen!

Ein Deutscher spielte auf einem Kaffeehause in Paris Schach. Ein Freund kommt, etwa gegen neun Uhr, klopft ihm auf die Schulter und sagt: „Guten Abend Freund, wie gehts?" — Der Schachspieler antwortete keine Silbe, sondern spielte nachdenkend weiter. Als die Parthie beendet ist, dreht er sich rasch um: „Danke, es geht gut, dir auch? Der „dir auch" lag aber seit einer Stunde und schlief, denn es war in diesem Augenblicke eilf Uhr.

Ein Jude war durch Hunger gezwungen, auf einer Reise Mittags in einem Wirthshause einzukehren. Die prächtige und elegante Einrichtung desselben ließ den geizigen Juden ein kostspieliges Mittagsmahl besorgen. Aengstlich erkundigte er sich nach dem Preise desselben. „Einen Thaler kostet das Mittagsmahl," berichtete der Wirth. — „Und das Abendessen?" — „Acht Groschen," war die Antwort. — „Nu, so bringen Sie mir das Abendessen, entgegnete schnell der Jude.

Es behauptete Jemand in einer Gesellschaft, es sei nicht so schwer, wie mancher sich einbilde, von jeder Sache eine kurze, doch deutliche Definition zu machen. Man bestritt dieß. »Stellen sie mich auf die Probe! rief er aus. Nun, was ist eine Ohrfeige?« fragte man. — „Das Ende eines Gesprächs, und der Anfang eines Duells, erwiederte der Gefragte.

„Geht paar und paar, ihr Schurken! rief ein Dorflehrer seinen neun Schülern zu, als sie bei einem Leichenzuge waren. „Hört ihr's Schurken? geht paar und paar! — O lieber Herr! ich will mit Ihm gehen, sagte der neunte.

Räthsel.

Ein Heer von starken Kameraden,
Gereiht in Glieder nach strafem Faden;
Ihr Dienst ist thatenloses Tragen,
Sie wissen nichts von Beschwerden und Klagen;
Wohl hört man sie dröhnen bei schweren Müh'n,
Wohl sieht man zuweilen sie Feuer sprüh'n,
Doch bleiben sie meistens geduldig steh'n,
Und lassen das Schmählichste über sich geh'n.

Wenn aber sie treten aus Reih und Gliedern,
So fürchte dich ja vor den starken Brüdern!
Man sieht sie allein an seltenen Tagen,
Von Händen empor in die Höhe getragen.
Dann wird zu Plänklern das ganze Heer,
Und wen sie erreichen, sie treffen ihn schwer!
Da ist kein Helm und kein Panzer so dicht
Der nicht vor den furchtbaren Plänklern bricht.

Dem Heere vertrauten sich ohne Grauen
Sonst kleine Kinder und schwache Frauen;
Tagediebe treten es alle Tage,
Es rächte mit Staub nur solche Plage:
Jetzt dringt ein Choc nicht von Reitern ein,
Jetzt bricht es den Furchtbarsten Arm und Bein,
Auch vergällen die Lust zu streiten dem Feind
Zwei heiße Gesellen, den Plänklern vereint.

Und mancher der Plänkler geht zu Grunde
In solcher furchtbaren Kampfesstunde,
Die aber, so nichts gelitten haben,
Sie werden in Frieden doch auch begraben.
Und ihre Geduld wird neu erprobt,
Und ihre Kostbarkeit nicht gelobt;
Da stehn sie wieder in Reih und Glied
Und ihrer gedenkt nicht ein einzig Lied.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 15tes Stück.

Treue gewinnt.

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

In Mitten des erzherzoglichen Feldlagers erhob sich ein ungeheures Gezelt von ausgezeichneter Pracht und von kostbaren Gedecken erbaut, eher einem luftigen, phantastischen Sommerschlosse, als der Wohnung eines Kriegers ähnlich. Ein weiter Sandplatz umgab dasselbe, und sonderte es ab von den niedern Leinenhäusern der Soldateska. Vor seinem Eingange hatte man eine große Waffentrophäe erbaut; ein Kranz von Fahnen und Standarten schmückte sie; wohlgeordnet sah man daneben mehrere Haufen eiserner Kugeln und bund aufgethürmter Trommeln; weiter vor schreckte eine Reihe blanker Feldstücke vom größten Kaliber, doch augenscheinlich hier mehr zum Prunk als zum Schutz aufgefahren, und auf den vergoldeten Knäufen des Gezelts wehten in bunten Seitenwimpeln die Wappen des Hauses Oestreich und der Krone Spanien. Es war die Behausung des Feldherrn, des Grafen Boucquoy von Longueval; und vor ihr hielten zwei baumlange Navarresen in ihren Scharlachröcken Wacht, und die gekreuzten Partisanen der beiden unbe-

weglichen Leib-Gardisten deuteten an, daß der General für Niemanden zu sprechen sey. —

Flüchtigern Schrittes, als die gewohnte Würde seines Standes erlaubte, kam der Bruder Bonifacius über den Waffenplatz daher. Die hochgewölbte kahle Stirn war trotz des kühlen Morgenwindes mit Schweißperlen bedeckt, und seine Gesichtszüge, sonst ein Sitz des Friedens und der frommen Gemüthsruhe, die aus dem Bewußtseyn eines sichern, gottgefälligen Wandels entspringt, konnte die besondere Bewegung seiner Seele nicht ganz verbergen.

Der weißhaarige Jesuit hatte sich in den Baracken, welche man an die Mauern des eingeäscherten Ritterschlosses gelehnt, und zum Lazareth für die verwundeten erbaut, länger aufgehalten, als er früher beabsichtigt; war doch sein Trostspruch und jede Pflicht seines Amtes durch die im nächtlichen Mauersturm Beschädigten und Zerschlagenen heute besonders in Anspruch genommen worden. Als er dann die grauen Ruinen verließ und durch das Lager hinschritt, mußte ihm mancherlei Ungewöhnliches Unruhe erwecken. Trotz der eben gehabten Anstrengung der Mehrzahl dieser lagernden Regimenter, begegnete ihm ein Corps andalusischer Scharfschützen, ihnen folgte eine Escadron der kastilischen Kürassiere, und beide marschierten in der Richtung nach den grauen Thürmen. Zwischen den Zeltreihen fand er die halb entkleideten Soldaten in kleinen Rotten versammelt, trotz der kurzen Ruhe munter, gesprächig, wie auf ein Fest sich freuend; und als er jetzt vor der Fronte nach der Stadt zu, einen kolossalen Galgen erblickte, an welchem noch die deutschen Zimmerleute hämmerten, aber schon auf seine Hauptbalken zwei rothe Blutfahnen gepflanzt hatten, welche schauriger Weise in der ziehenden Herbstluft flatterten, und ihre Zungen gegen die Festung aus-

streckten, da klopfte sein Herz schneller und bänger, und er fing an, sein Zaudern und seine Versäumniß zu schelten, und verdoppelte den Geschwindmarsch der alternden Glieder. Die Leibwächter vom Regiment Navara sahen sich verwundert unter einander an, als der Ordensmann, ohne an ihre sprechende Stellung sich irgends zu kehren, auf sie zutrat, ohne einen Blick auf sie, ohne Wort und Frage flink über ihr dräuendes Partisanenkreuz hinweg stieg, und mit kühner Hand die Decke des Einganges zu lüften wagte; aber die Ehrfurcht vor dem Diener der Kirche, und sein bekanntes Ansehen bei dem General hielten sie ab, irgend einen Einspruch zu thun oder zu hindern.

Einsam in dem halblichten Kriegergemach lag der Graf Bonaventura auf seinem Feldbette. Es war ein stattlicher Mann, finster und nicht schön schien sein Angesicht, aber ein edler Charakter sprach aus ihm, und die tiefe Narbe, die ein holländischer Reiter ihm bei Emmerich hineingezeichnet, drückte ein Heldensiegel hinauf. Halb entkleidet lag er, erschöpft, mit erhitzten Wangen und verbundenem Arme auf dem Lager; er hatte selbst den Angriff gegen die Stadt geleitet, und die fernhin treffende Kugel eines flandrischen Arkebusirers hatte seine Schulter gestreift.

Zornig fuhr er empor, da er das Geräusch des Eintretenden vernahm; als er jedoch die Gestalt des Paters erkannte, legte er sich besänftigt wieder in die vorige Stellung, und nickte dem näher Kommenden ganz freundlich mit dem bärtigen Haupte zu.

„Haben sie Euch aufgejagt vom Bett und geschickt, meine letzte Beichte zu empfangen?“ fragte er mit bitterm Tone. „Es sieht den Feiglingen ähnlich, die kaum von meiner Verwundung hörend, alle gewonnenen Vortheile aufgaben, und sich von den erstiegenen Wällen werfen

ließen, als hätten Gottes Blitz sie gelähmt. O Jammer über unsere Zeit und ihr entartet Menschengeschlecht! — Zur Beichte und Todesbereitung ist es zu früh, denn meine Wunde ist nur ein elender Fleischriß, guter Bonifaz; aber vorlesen sollet ihr mir aus Euren griechischen Geschichtsbüchern, vorlesen von jenen ächten Söhnen des Mars, die, wenn ihr Führer fiel, seinen Tod rächten im Blute der Feinde, ihm Todtenopfer schlachteten ohne Zahl bis ihr letzter Mann an der Leiche des Feldherrn gefallen, und die nicht, wie diese jämmerlichen Söldner, mit einem Weibergeheul dem Feinde erzählen, daß sie nur dann ihre Pflichten thun, wenn der Treiber mit dem spitzen Degen sie vorwärts hetzet.“ —

„Die Kriegskunst hat sich geändert,« antwortete der Jesuit, mit forschenden Augen im Gesicht des Zürnenden lesend; „nicht der Heldenruhm ist jetzt das Panier des einzelnen Soldaten wie ehemals; sein Name verliert sich in der Masse, focht er auch noch so tapfer; der Feldherr allein ist die Seele des Heeres, er allein gewinnt die Ehre, ihn allein nennt die Siegsposaune der Fama; darum erlahmt der gliederreiche Leib des Heerbanns, sieht er das Haupt nicht mehr über sich walten; für den General und durch ihn belebt setzt er Blut und Leben ein; ohne ihn überläßt er sich den thierischen Instinkten: der Furcht für sein Leben und der angebornen Trägheit. Du weißt das so gut als ich, mein tapferer Sohn, und mich wundert Deine Entrüstung über so alltägliche Erscheinungen.« —

Der Graf setzte sich aufrecht auf dem Feldbette, und stützte sein Haupt mit dem Arme auf den Rand des kleinen Feldtisches. „Bonifaz,“ sagte er zutraulich, „Du kennst mein Innerstes, Du bist der Vertraute meiner Pläne; was bedarf es darum der Ermahnung, da Du wohl begreifst, daß ich dem tiefern, innern Groll Luft

schaffen, ihm einen Ableiter geben möchte durch den Zorn auf etwas Aeußeres. Der wohlberechnete Sturm ist wiederum mißlungen. Diese Schiffsratzen sind hartnäckig und fest, und vertheidigen ihre Löcher wie der Bär seine Höhle.“ —

»Und sollten sie nicht?« fragte der Jesuit lächelnd. »Sie setzen nur Alles an Alles; und liegt das nicht in der Natur? Sie kennen zu gut den spanischen Soldaten, wenn er eine Feindesstadt stürmend genommen; ihre Mütter erzählten ihnen von Alba's Gnadensprüchen, und die Gräber Egmonts und Horns sind Wallfahrtsstätten in diesem Lande geblieben.“ —

»Sie werden mich zwingen, aufzutreten wie jener herzlose Toledo,« unterbrach ihn Bucquoy; „denn sie verschmähten ja jedes Gnadenwort und jede Capitulation.“ —

»Würdest Du dein Schloß zu Veaux einem Fremden öffnen und einräumen, so lange Deine Jäger sein Thor zu schützen vermöchten?» fragte der Jesuit wiederum.

„Wie bist Du heute?“ anwortete der General unwirsch, indem er aufstand, und den Ordensmann mit seinem Feuerblick von der Tonsur bis zur Ferse maß.

Willst Du des Freundes spotten, so hüte Dich, denn heute könnte ich selbst die Freundschaft auf eine flatternde Mine werfen. Ich muß dieses Ostende haben, bald, recht bald, oder ich werfe mich selbst in seine Gräben, und lasse von meinen Arkebusirern die Mauern über mein eigen Haupt zusammensprengen. Du weißt, der Spinola ist unterweges. Soll dieses Schooßkind des Glücks, dieser 'e Genueser, dieser hochfahrende Marchese, dieser geiknickende Rechenmeister, der dem Philipp im chofe sitzt, weil er dem Soldaten abknappt zum B esten es Staatsschatzes, was er kann, soll dieser

Fremde mir wiederum den Ruhm nehmen, den ich mühsam bis dicht zum bekränzten Ziele getrieben, soll er sich die Krone auf den schwarzen Rabenkopf setzen, um die wir unser bestes Blut vergeudet? — Nein! ehe er die flandrischen Gränzen berührt, ehe er den Commandostab aus dieser meiner Hand nimmt, muß diese Stadt mein sein, oder ich müßte das eigene Schwert gegen meine empörte Brust wenden.“ —

»Es ist ein größerer, als wir alle, über uns,“ entgegnete Bonifaz feierlich; „über die Hütte wie über dem Königsthrone, über dem Schäfer und seiner stillen Hütte, wie über dem lärmenden Schlachtfelde waltet seine Hand; nur sein Wille geschieht, und Menschentrotz ist vor ihm der armselige Hauch eines Lüftchens, der sich an einem Felsen bricht, welcher seit dem Schöpfungstage unerschüttert stand.“ —

Unwillig wandte sich der Feldherr von ihm. Ich bin nicht unfromm,« murrte er; »ich danke dem Herrn der Welten mit Inbrunst für alle die Gnaden, welche er auf mein Haupt gesenkt; ich empfinde, daß ich ihrer nicht immer würdig war; aber in diesem Augenblicke mußt du irdisches Oel in die Fluth gießen, welche überwallend, zerstörend gegen meine Rippen schlägt.» —

„Die Religion ist das höchste Mittel, Seelenstürme zu besänftigen,“ versetzte der Jesuit streng; sie ist überall an ihrem Platze, und nur der sie verschmäht, wirft selbst ihre sichere Wirkung von sich.« —

Der Graf that, als hätte er den Verweis überhört, indem er rasch einige Gänge durch den Zeltraum hin und zurück machte.

„Aber ich will diese Wälle vernichten,“ sagte er im Selbstgespräch, »und trotzen sie dem Mauerbrecher und dem Eisenball, soll sie die Furcht und der Schrecken

demoliren; ich will von den beiden Alba's, den Bossü und den Requesinius lernen, und sind die Belgier den Hunden gleich, die nur durch die Geißel zahm werden, und den Vorschlag der Güte und Vernunft verschmähen, so sollen sie behandelt werden von heute an wie das unvernünftige Geschöpf, das zum Sclavendienst des Menschen erschaffen wurde." —

„Der Jüngling Bonaventura schauderte schon vor Toledo's Thaten!" sprach ernst der Beichtiger.

»Er schlachtete achtzehntausend Niederländer, ich will nur mit sieben dieser Aufrührer den Anfang machen," fiel der Graf, sich selbst erhitzend, ihm in das Wort. Die Ostender selbst haben mir das Beispiel gegeben. Edelmüthig schwankte ich noch in der Vergeltung, ich wollte mich nicht in der Nachahmung ihrer Grausamkeit erniedrigen. Aber sie zwingen mich; über tausend meiner besten Soldaten liegen an ihren Wällen, und mein edler Cantelmi, mein unerschrockner Caracena verbluteten in dieser Nacht. Morgen unternehme ich den neuen Sturm, und die Deutschen sollen voran in die Bresche; ist ihr Anlauf auch weniger feurig, so verdampft die aufgeweckte Flamme doch nicht so leicht, und sie stehen fest, wo sie einmal Fuß gefaßt. Und damit der Ostender-Commandant erfährt, welch' Schicksal ihn und seine Tollköpfe erwartet, so lasse ich in dieser Stunde noch ein Spectakel vor seinen Augen aufführen, woran er sich spiegeln soll bis zur Blindheit. Unter den gefangenen Schiffsleuten sind mehrere von Stande, reiche Bürger der Festung; für sieben von ihnen ist schon der Galgen gebaut; verstümmelt, enthauptet sollen ihre blutigen Leichname vor der Lagerfront dräuen, und eine Bußrede an die Landsleute auf den Wällen halten, bei welcher ihre steinernen Herzen brechen müssen." —

Der Jesuit schüttelte langsam sein kahles Haupt, und setzte sich wie ermüdet auf einen Feldstuhl. „Thue, was Du willst,“ sprach er kalt, »aber vergiß nicht den kommenden Tag, wo dein Blut ruhiger fließen wird, und meide die That, welcher die Reue nachschleichen möchte. Du selbst strafteſt die barbarischen Dragoner, welche vorgestern, ehe Du es hintern konntest, an den Solmsern ihre Rachsucht geübt. Was soll Dein Kriegsgerichr über die Gräuelthäter sprechen, wen Du Dich selbst zu ihnen hinab setzest? — Ich habe den Grafen von Longueval für stärker gehalten, und nicht geglaubt, ein Unfall könnte ihn so leicht aus seiner Straße stoßen. Ist doch das Unglück die eigentliche Probierwage, auf welcher das Schicksal Seelengröße und Heldenstärke wägt, und ich schäme mich, daß gerade in dieser Stunde ein schwaches gebrechliches Weib meinen edelsten Freund, meinen Zögling, meinen Helden beschämen mußte.“ —

„Ein Weib?“ fragte Bucquoy stutzend, und hielt seinen raschen Gang an vor dem Jesuiten. „Ein Weib! und jetzt, uud hier im Lager?“ —

Der Bruder Bonifaz erzählte jetzt ruhig und scheinbar kühlen Blutes das Abenteuer, welches er in den grauen Thürmen bestanden, verschwieg nicht Eine Sylbe von Katharinens Bekenntniß und ihren Schicksalen, ihren Plänen, ihren Hoffnungen, malte lebend ihre Jugend und Schönheit, gestand sogar den eigenmächtigen Schritt, sie in das Gefängniß ihres Ehemannes gelassen zu haben.

»Siehe, General!“ setzte er am Schlusse hinzu, »das nenne ich Seelengröße und Herzensstärke. Als ihr ganzes Lebensglück zusammen stürzte, winselte sie nicht; rasete sie nicht; besonnen suchte sie, zu retten, was verloren schien; überlegte klüglich die Mittel, das Schicksal zu beschwören, hielt den edlen Entschluß fest, ließ sich nicht

davon abwendig machen durch das Wimmern des unmündigen Kindes, durch die Bilder des Schreckentodes, der ihr dräuete, opferte Jugend und Schönheit der Pflicht. Schade, daß ihr die Heldenthat, welche manchen Krieger, so hoch er sich brüsten mag, beschämen konnte, mißlang. Schade, daß Du den Blutbefehl für den Gatten dieser Heldin schon ausgefertigt, daß er vielleicht schon vollzogen wurde. Ich dachte mir den Ausgang ganz anders. Ich malte mir, als ich von dem Thurm zu Deinem Zelt herabstieg, eine Freudenscene vor, in welcher mein Bonaventura eine herrliche Figur gespielt und den größten Theil des Vergnügens sich vorweg genommen. Aber nun ist das nicht möglich, die Ostender müssen hangen, und ich habe nur zu bitten, daß Du das arme, junge Weib ohne Mißhandlung fortziehen lässest als Wittwe zu ihrem Söhnlein, damit sie ihm die Botschaft bringe, daß er heute eine Waise wurde.“ —

Der General hatte ohne Unterbrechung zugehört; gespannt schien dabei sein ganzes Wesen, und die Schlußrede des Paters verfinsterte sein Antlitz immer mehr. — Jetzt fuhr er plötzlich lebhaft empor. »Ein ächtes Soldatenweib!“ rief er aus, und seine großen Augen blitzten den Jesuiten an. „Wäre sie edlen Blutes, ich tauschte meine Hyacintha dafür ohne Zaudern, welche von meinem Stiefelschritt Hirnweh bekommt, und den Geruch meines Degenkoppels nicht verträgt. Und ihr Eheherr heißt Herrmann, der einzige, der sich zur Wehr setzte, und schwer blessirt ward. Wahrlich, es lohnet sich der Mühe, solch' eine Amazone von Angesicht zu Angesicht zu schauen.“ —

Er wandte sich rasch, und ging gegen das Innere des Gezeltes. „Cordua!« rief er, einen Seitenteppich hebend, und der schlaftrunkene Adjutant taumelte vom Lager auf, und stand sogleich vor ihm. »Hier ist mei-

Siegelring? Eilet ohne Verzug zum Schlosse, die Hinrichtung soll verschoben werden. Den jungen Menschen, welchen Ihr im Kerker des Ostender Offiziers, Herrmann genannt, findet, führt zu mir. Sorget, daß keine rohe Hand, kein schimpfend Wort ihn berühre auf dem Marsche durch's Lager, bei meiner Ungnade. Aber eilet im Sturmlaufe, denn ich sandte Spanier, und diese sind nirgends geschäftiger, als bei solchem Auftrage.“ —

Der Bruder Bonifazius war rasch und mit verklärtem Gesicht aufgestanden. Er ergriff Bucquoy's Hand und drückte sie heftig an seine Brust. „Deine Wunde kann von diesem Augenblicke an nicht mehr schmerzen, denn Du hast selbst den rechten Balsam für sie gefunden!« rief er gerührt. Aber erlaube, daß ich auch meinen Theil Lohnes vor weg nehme. Wer der Verzweiflung als ein Engel erscheinen darf, fühlt den Himmel selbst in größerer Wollust, als die, zu denen er ihn brachte. Graf Cordua! nehmt mich mit. Auf solchem Wege geht der Priester gern an des Kriegers Arm, und ihr sollt über das Alter meiner Füße nicht zu klagen haben.« —

Der Meister Hannibal führte unterdeß mürrisch seinen Gefangenen aus dem westlichen Thurme des Schlosses hinab, über den Hof, der voller Blessierte lag, zu der Pforte des Thurmes in Osten. Die Feldscherer und Wärter der Kranken sahen verwundert dem schönen vermeinten Jünglinge nach, der mit gesenktem Kopfe und gefalteten Händen dem grimmigen Rothkopfe geduldig und einem Opferlamme ähnlich folgte, und Mancher, der die Härte des Spaniers kannte, rief ihm ein Wort des Bedauerns zu.

Eine Windelsteige stieg der murrende Schlachter hinauf, schloß eine niedrige Eisenthür auf, und trat voran in das Steingemach, indeß Katharina mit bebenden Glie-

dern in dem Pförtchen weilte. Das Gemach hatte ein großes vergittertes Fenster nach Osten, und die Morgensonne strahlte recht freundlich hinein, und fiel gerade auf ein hölzern Bett mit Stroh bedeckt, auf welchem ein wohlgebauter Mann zu schlummern schien. Ein Wasserkrug und eine Schaale mit magerer Suppe stand auf dem Boden; die schweren Eisenschellen lagen locker daneben, denn da der Gefangene an beiden Armen verwundet worden, hatte man nur eine leichte Kette an seinen Fuß geheftet, und die übrigen auf seine Genesung verspart, doch nicht fortgenommen, um durch ihren quälenden Anblick ihm immer frisch das Loos vor den Augen zu lassen, was seiner wartete. Bei dem Geräusch der Pforte drehete der Ruhende sein Gesicht der Thüre zu, und zeigte bleiche, von Krankheit und Gram entstellte Wangen, und ein mattes Auge, welches trüb die Schwermuth aussprach, die in den charaktervollen Zügen nur zu deutlich Herrschaft genommen.

„Sieh nicht so finster und feindselig zu mir her, sprach rauh der Wärter; ich bringe nichts Böses, sondern Gesellschaft für Deine Einsamkeit, ein junges Plappermaul, das Dir die Stunden verschwatzen kann.« —

„Was soll's?« antwortete der Gefangene eintönig. „Gutes kann von dir nicht kommen. Deinen Spott verachte ich. Gesellschaft ist mir verhaßt; weiß ich doch, was meiner wartet, und was Du mir bringst, möchte mir eine Gesellschaft verscheuchen, die immer bei mir ist, und ohne Euren giftigen Willen die treueste Unterhaltung gibt.“ —

»Du meinst die bösen Ratten?« versetzte Hannibal. »Eure gute Kost lockt sie herein. Freilich mußt Du besonders von dem Ungezieser leiden, da Du nicht Hände hast, die zudringlichen Gäste abzutreiben. Aber warum währtest Du, armseliger Wicht, Dich auch so toll gegen

die unbezwingliche Soldateska des großen Königs? Freue Dich d'rum des Kameraden; er ist flink, und kann an Deinem Bett vom Abend bis zum Morgen große Jagd halten auf das edle Wildpret." —

Der Gefangene richtete sich auf vom Stroh und faßte den Kerkermeister fest in's Auge. „Du bist ein harter Mann," sagte er, »und doch muß ich eine Bitte an dich thun. Willst Du mir eine Frage wahr beantworten?»

„Wenn ich darf, warum nicht?« entgegnete der Wärter.

»Ich hörte schießen die ganze Nacht;« fuhr der Gefangene lebhafter fort: „es war nach Westen hin. O hätte mein Kerker sein Gitterloch dort hinüber, könnte ich Ostende's Thürme sehen, meine Haft würde mir weit leidlicher scheinen! Sage mir, Mensch von Stein, ist etwas gegen die Stadt unternommen? Du bringst Gefangene herein, und da gegen Eure Weise Du sie selb zweite zusammen schließest, müssen viel neue Unglücksgefährten gefangen seyn. Sprich, hat die Stadt ein Unglück getroffen; ist sie über? O! stehe nicht da, wie ein Fels, und hefte so starr Deine Mordbrands-Augen auf mich.« —

»Narr!" antwortete Hannibal. »Wäre das Lumpennest unser, würde ich Dir's ohne Frage erzählen, um dein stolzes Herz zu demüthigen. Doch die Bresche ist so groß wie das Sonnenthor zu Madrid, und die Garde des Buen-Retiro könnte in Front hindurchreiten. Ging es heute nicht mit dem Sturm, wird's morgen gelingen, denn die Excellenza will nicht eher wieder speisen, bis sie die Tafel auf Eurem Markte gedeckt.« —

»O mein armes Weib, mein armes Kind!« seufzte der Gefangene, und drehte sein Gesicht wieder der Wand zu. Hannibal wandte sich zu seinem stummen Gefährten,

»Nur ganz herein!« rief er barsch. „Seht zu, wie Ihr mit dem trotzigen Brummbär auskommt. Ich meine, der alte Pater hat euch eben keine besondere Wohlthat erzeugt, als er Euch diesen Käfig anweisen ließ.« — Mit einem giftigen Rückblick auf den Liegenden schob er sich zum engen Eingang hinaus, und warf unwillig die Thür in das Schloß. —

Einige Minuten stand Katharina noch an die feuchte Wand gelehnt. Was in ihrer Seele vorging, war unbeschreiblich. Freude und Schmerz umarmten sich in ihr geschwisterlich. Sie mußte zu dem Geliebten, und doch fürchtete sie für den Kranken, dem die plötzliche Ueberraschung schaden konnte. Wie meistens blieb jedoch auch in ihr das Herz Meister der Vernunft, und mit Augen, die in Liebesthränen überflossen, mit vorgestreckten Armen und hingebeugtem Leibe hauchte sie den Namen: »Herrmann! mein Herrmann!» über die bebenden Lippen.

Der Kranke fuhr heftig erschrocken im Bett empor, und starrte mit glühenden Augen nach ihr her. »Wer ruft mit dieser Stimme?« fragte er heftig. „Ist es ihr Geist? Nein, das sind ihre Augen, ihre Züge. O verschwinde, gespenstisches Bild! Wäre das wirklich meine Katharina, so hätte mir Gott das Schwerste, von Allem, was ich duldete, bis jetzt aufgespart, und ich wüßte die gräßliche Steigerung meiner Qual nicht zu ertragen.“

»Herrmann,« sagte Katharina wehmüthig, „empfängst Du also und ohne Freude Dein Weib?«

So ist die Stadt erobert; so ist mein kleiner Wilhelm erwürgt von den Unmenschen, und Du kommst, meinen Todesgang zu theilen?“ fragte der Schiffsoffizier weiter.

»Die Stadt wird sich nicht ergeben, und unser Wilhelm lebt in dem Schutz der Schwester Martha,“ antwortete Katharina muthig.

„Unnatürliche Mutter! Du konntest Dein Kind verlassen?“ —

„Der Vater aller Unmündigen wacht über ihm. Um für den Knaben den irrdischen Vater zu retten, betrat ich den Weg der Gefahr. Gottes Stimme rief in meiner Brust. Ich trage all' unser Gut bei mir. Bestechung gelingt vielleicht, oder man gibt Dich frei für gutes Lösegeld. Ohne mein Wagstück warest Du jeden Falls verloren, darum schwankte ich nicht. Kann ich denn ohne Dich leben und athmen? Deine Liebe brachte mir des Lebens erstes Glück; wie sollte ich denn gezögert haben, mein Leben an dieses Glück zu setzen? Und mißlang die That, konnte ich Dir doch Trost bringen, Dich halten an meiner Brust, mit Dir theilen Alles, was die Wütheriche Dir aufgebürdet.« —

»Es ist mißlungen, denn Du bist gefangen, dem Tode verfallen gleich mir;“ erwiederte Herrmann mit milderen Tönen, aber immer mehr verdüstertem Antlitz.

»Nein! Nein!« rief heftig das schöne Weib, die Arme nach der Morgensonne ausbreitend. »Nein, der dieses wärmende Strahlenlicht ausgoß, kann nicht untergehen lassen, was unverschuldet leidet.« — Sie flog auf ihn zu, und umschlang ihn mit heftiger Inbrunst. „Ich habe Dich wieder an meinem Herzen; o das ist mir ein hohes Gnadenzeichen, welches die Allmacht schickte. Der rothköpfige Wärter wird bestechlich seyn. Einem Priester habe ich mich entdeckt, und der versprach mir Hülfe, und daß ich zu Dir kam, ist ein Unterpfand von ihm, was mir Vertrauen einflößt. Herrmann, hoffe, glaube! Die Liebe ist Trost in jedem Jammer, und soll es gestorben seyn, so stirbt es sich so leicht und schön, und auch die Marterstunde wird zu Ende gehen, und wenn wir vor dem Sterben zusammen beten, daß es dem kleinen Wilhelm besser gehen möge, wie seinen unglücklichen Eltern,

so wird ein Engel das Zwillingsflehen hinauf tragen zu dem Throne der Allbarmherzigkeit, und der Segen der Erhörung muß sich auf das liebe kleine Köpfchen senken.“ Der Gefangene legte seinen rechten Arm, dessen Wunden die leichtern waren, um das liebe Geschöpf, die an seinem Strohlager in die Kniee gesunken war, und sah mit schmerzlichen Blicken auf sie hinab. „Katharina,“ sagte er mit Wehmuth, „mir schwindelt vor deinem Muthe und Deiner Entschlossenheit. Den bittersten Kelch hast Du mir gebracht, und doch muß ich dich bewundern, und kann Dir nicht zürnen darüber. O welch' eine Krone der Weiber des Niederlandes wurde mein, und ich habe sie nicht erkannt, und da ich sie erkannte, konnte ich sie nicht mehr triumphirend der Welt zeigen, denn es war in ihrer und meiner letzten Stunde. Täusche Dich nicht, Ich bin verloren; Hannibals Hohnrede hat mirs längst verrathen, und auch du bist nun mit verloren. Wie kannst Du glauben, zu bestechen oder zu lösen? Was du an Gold oder Kleinodien bei dir tragen magst, ist ja der Raub der Bösen, sobald sie dich getödtet haben. Und wenn sie dein Geschlecht erkenneten?“ Du kennst diese Spanier nicht. Schrecklich! Schrecklich! der Gedanke daran ist mehr als Foltertod, und wird mich wahnwitzig machen.“ — Katharina lächelte still, und zog ein Krystallfläschchen aus einer versteckten Brusttasche. „Glaubst du eine Soldatenfrau hätte sich unsinnig und ohne Waffe in die Schlacht gestürzt?“ fragte sie mit fester Stimme. „Diese Phiole füllte mir der Apotheker, dein Bruder Raimund. Mit diesem Fläschchen bin ich frei mitten unter einer Tigerheerde, und Dein treues Weib hat lebend keinen Schimpf zu fürchten.“

Der gefangene Herrmann zog sie fester an sich, und drückte seinen bleichen Mund lang auf ihre Stirn. „Mein Muth war gesunken, welk geworden durch Entbehrung,

Schmerz und Gram,« sagte er dann. »Du hast ihn erstärkt, Katharina! wunderbar aufgerichtet in dieser kurzen Stunde. Seit ich dich an meiner Seite fühle, ist mir, als dürfte ich hoffen, als könnte das Unglück nicht über den Zauberkreis, den Du um mich gezogen. Ich bin wieder der Mann geworden, der ich war, und mit Dir rufe ich: komme, was da will, breche der Sturm herein, wir stehen und fallen zusammen, und auch die Marterstunde wird leicht und schön vorüber gehen.« —

Schluß folgt.

Charade.

„Mein Sohn!“ sprach einst mein theurer Herr Papa,
„So manche gute Lehr' hab ich dir schon gegeben;
„Nimm nun auch diese noch: Steh' stets in deinem Leben
„Mit hellem Geist und Kopf, mit Kraft gerüstet da,
„Und will man dir die beyden Ersten drehen,
„Wie's Mancher gerne thut, so laß es nie geschehen.“

„Zum Leben braucht man stets, wie du wohl einsiehst, Geld,
„Und gar nicht leicht ist es, genugsam zu bekommen,
„D'rum wird die Sparsamkeit vor allen Dingen frommen;
„Uebst du nur weise sie, kommst gut du durch die Welt.
„Sparst du an jedem Tag nur die zwey letzten auf,
„Bald wird ein Gulden d'raus, ich geb mein Wort dir d'rauf.“

Die Lehren faßt ich wohl, und übt' die letzte gern.
Mir fehlt' es nicht an Glück, Vermögen zu gewinnen;
Doch bald gieng's in den Wind durch thörichtes Beginnen.
Ein trügerischer Freund ward meines Unglücks Stern:
Die erste dreht er mir, — noch faßt mich Zornes-Beben, —
Und fast, in meiner Wuth, möcht' ich mir's Ganze geben.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 16tes Stück.

Treue gewinnt.

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Beschluß.)

Als hätte sein Wort das Gewitter aufgerufen und herangezogen, so ward plötzlich die Stille, die bis jetzt im Thurme geherrscht, durch ein gewaltiges und immer steigendes Gelärm unterbrochen. — Harte Tritte schallten, Gewehre klirrten, wilde Stimmen riefen durch einander. Näher und näher kam der Tumult, und wie die steigenden Wellen der Meeresfluth schwoll das Gebrause zu ihnen herauf. Vor der Pforte des Gemachs langte jetzt es an, die Schlüssel rasselten in den Schlössern, und Herrmann sprang, seine Schwäche vergessend, vom Lager auf, und trat vor das bebende Weib.

Eine Menge bärtiger Köpfe wurde sogleich am Eingange sichtbar. Der hagere Profoß der Armee trat voran mit dem Hannibal herein, und mehrere Soldaten drängten sich neugierig ihnen nach.

„Paul Herrmann, Schiffslieutenant der sogenannten Generalstaaten, auf verrätherischer That gefangen, als er den Rebellen Proviant zuführte?“ fragte mit steifer,

Haltung der Profoß, indem er mit Basiliskenaugen den Gefangenen maß.

„Es ist derselbe! Ein stummer Trotzkopf!“ versetzte der Wärter, als der Seelieutenant schwieg, und in fester Haltung dem Profoß seine feindseligen Blicke zurückgab. Dieser zog jetzt sein Papier hervor, schauete hinein, und sprach langsam und mit verächtlicher Miene: „Numero Eins! Ist sofort vor die Front zu führen, und soll auf Ordre Seiner Excellenza, des Herrn Commandirenden, Grafen Bucquoy von Longueval, mit dem Beile enthauptet und sodann sein Leichnam an den Galgen geknüpft werden, Andern zum Exempel und sich zur verdienten Strafe, und das von Rechts wegen.“ —

Einen lauten Angstschrei stieß Katharina aus, flog vom Boden auf zu ihrem Eheherrn, und umschlang ihn mit beiden Armen.

»Katharina! Was hast Du gethan?« rief Herrmann erschüttert, und wie außer sich.

Der kastilianische Wachtmeister Herculius drängt sich sogleich vor, und warf seine gierigen Rabenblicke auf die unvermuthete Erscheinung. „Was soll mir das?“ fuhr er mit rauhem Tone den Hannibal an. „Ist das nicht mein Spion, den ich in Ketten legen ließ? Wie kommt der hier herein zu dem Ostender? Nasen und Ohren kostet Dir das, Du vermaledeiter Fuchskopf.« —

Doch von der andern Seite trat eben so flink Sampetro, der nette andalusische Schütz heran, und stellte sich keck dem Kastilianer in den Weg. »Was, Spion?« rief er mit Feueraugen, die über das schöne Weib hinrollten. »Du hörst es ja, Katharina heißt sie, und ist eine Donna Katharina, und bei meiner Kugelbüchse, die schönste Katharina, die mir je begegnet. Ich habe das erste Recht auf sie, denn Zeltkameradschaft hatte ich schon gestern mit ihr geschlossen. Die Katalonier bezeugen mir's.

Mir unbewußt sah mein Schützenblick durch Capa und Armilla, und witterte die Basquina darunter. Führe Du, alter Bocksbart, Deinen Todeskandidaten hinweg, von dem Weibe steht nichts in der Ordre da, und ich nehme sie wie mein wiedergefundenes Eigenthum, und wer mir in den Weg tritt, der hat mein Blei im Herzen so wahr König Philipp mein Herr ist, und ich ein Spanier.“ —

Er schlug seine kurze Büchse auf den zurückfahrenden Kürassierer, und kratterte am Hahn. Aber mehrere der Soldaten warfen sich dazwischen, und mit Entsetzen sah der flamländische Schiffslieutenant zahllose Augen gierig funkelnd auf sein liebes Weib gerichtet, und viele rohe Hände nach ihr greifen. Mit Verzweiflungswuth faßte er mit der schwachen Rechte nach dem schweren Wasserkruge, und schwang das Gefäß durch die Luft.

»Zurück, Ihr Unthiere!“ rief er mit kräftiger Stimme. »Ueber meinen Leichnam nur geht der Weg zu diesem edeln Weibe, und wer sie antastet, wird keinen heilen Hirnkasten heim tragen! — Ist denn kein Edelmann da, kein Capitano, der eigene Ehre achtet im Schutz der Fremden?« setzte er erschöpft hinzu.

Die Tobenden waren alle einen Augenblick zurück gewichen vor der männlichen Gestalt, und seiner drohenden Bewegung. Aber heftiger brach nach einer kleinen Weile ihr Sturm auf's neue los, und ein allgemeines Hohngelächter kündete dem Verzweifelnden sein Schicksal an. — „Schieß' den tollen Hund durch den Kopf, Schütz!“ schrie ein Katalonier. „Um das schöne Weibel wollen wir denn schon fertig werden.« — Alle drängten wieder vor, und Kolbe, Partisane und Schwert fuhr auf den Niederländer todtdrohend heran, und Katharina schrie: O laßt mich zuerst morden!« wollte ihn umhalsen, sank aber schwach an ihm hinab, und umklammerte halb ohn-

mächtig seine Kniee, indeß er furchtlos den Todesstoß erwartete. — Da scholl aus dem Gange herein das Halt einer edlen und kräftigen Stimme. »Im Namen der Infantin und des Erzherzogs! tönte es. „Wer unterfängt sich, die Kriegsgefangenen zu molestiren, und die Wehrlosen mit Waffen zu bedräuen?„ — Der junge Graf von Cordua in seiner glänzenden Kriegstracht ward sichtbar, hinter ihm der Beichtvater des Feldherrn, und der Soldatenhaufe wich zu beiden Seiten auseinander, richtete sich in militärischer Ordnung an den Wänden, und ließ den beiden Himmelsboten Raum zum Eintritt.

Der Gesandte des Befehlshabers wendete sich zuerst in stolzer Hochstellung an den Profoß, und zeigte ihm Bucquoy's Siegelring. »Die Ordre ist annullirt,« sprach er befehlend, »die Hinrichtung aufgeschoben. Traget Sorge, Saixas, daß die Exekutionstruppen das Schloß verlassen, und in ihre Quartiere rücken. Jede Mißhandlung würde streng geahndet werden.“ —

„Wo ist die schöne Dame, welche ich augenblicklich zu dem General geleiten soll?“ fragte er dann mit sanfterer Stimme den Pater, indem sein Auge neugierig den Kerker zu durchsuchen schien.

Jene arme Knieende ist's; in der Maske des Jünglings verbarg sie das muthigste Frauenherz;“ antwortete der Jesuit.

„Folget mir unverweilet, edle Frau!« redete vortretend Cordua die Zagende an. „Die Laune des Großen ist wandelbar, und man muß den Sonnenblick benutzen, den so leicht neue Wolken verdrängen. Zögert darum nicht; der General selbst will Euch sehen, sprechen, und wie ich ihn kenne, wird in dieser Stunde und in seiner Aufregung ein Wort von Euch vielleicht Euer trauriges Loos in Glück und Sicherheit verwandeln.« — Er streckte den Arm aus, Katharina vom Boden zu erheben, aber

Herrmann stellte sich vor sein Weib, und hob mit dräuender Geberde den Arm.

„Zurück!“ rief er mit Wildheit im Ton und Blicke. „Tastet mein Heiligthum nicht an. O, ich kenne diese Gnade Eurer Fürsten und Gewaltherrn. Wir mögen um solchen Preis das Glück der Schande nicht. Führt uns vereint zum Tode; dazu habt ihr Gewalt. Zu trennen und zu entzweien, was Gott für ewig verknüpfte, dafür fehlt Euch die Macht, und wir wollen Euch ein Beispiel geben, das Eure Ohnmacht Euch beweisen mag.“ —

Der Bruder Bonifaz faßte den Arm des Erhitzten, und drückte ihn sanft aus der feindseligen Bewegung nieder. »Wackerer Mann!“ sagte er vorwurfsvoll, doch mild zugleich, „störet nicht Gottes Vorsehung, die in wunderbarster Führung mit der Hand des Retters so sichtlich über Euch aus ihren Himmeln greift. Mordet nicht mit Euch zugleich dieses unglückliche Weib, das als ein Muster der Treue und Seelenstärke all' ihre höchsten Güter eingesetzt hat als ein Opfer für Euch. Laßt Euren Engel walten; sein reiner, weißer Fittich trug ihn in Eure Nacht; er wird Euch hinaustragen in das Licht des Friedens. So wahr ich ein Diener des ewigen Gottes, Euer Weib soll unbefährdet rückkehren von diesem verhängnißvollen Gange. Meiner Seele Heil setze ich Euch zum Pfande, und Ihr werdet dem hohen Manne, der sie zu sich forderte, eine Beleidigung voran abzubitten haben, die Ihr nur ausstossen konntet, weil Ihr ihn nie gesehen von Angesicht zu Angesicht.« —

Herrmann stand unschlüssig, aber Katharina faßte ihn entschlossen in seine Arme, und drückte einen glühenden Kuß auf seine bleiche Wangen. „Vergißt Du das Fläschchen?« flisterte sie bedeutend. »Und ging ich nicht schon frei durch dieses Lager und unter diesen Kriegsmännern?« setzte sie lauter hinzu. „Nimm dieses gol-

dene Kreuz zurück, einst das erste Geschenk meiner Liebe. Ich rettete es aus Feindeshand, ich gebe Dir's zum zweiten Male als heiliges Pfand meiner ewigen Treue. Lege es wieder auf Dein zweifelnd Herz, daß sein Zauber neuen Glauben wecke darin an Gott und mich. Was auch verhängt seyn mag über uns, Schlimmeres kann uns nicht kommen, als diese Stunde ansagte. Darum gehe ich mit Gott, und mein Herz sagt mir, wir sehen uns wieder.“ —

Inbrünstig umarmte sie den Gemahl, er preßte sie fest wie verzweifelnd an sich, dann ließ er sie, drückte das Kreuzchen an seine Lippen, und schwankte zu seinem Lager. Katharina warf noch einen Blick auf ihn, in welchem alle Empfindungen schimmerten, die in diesem Momente in ihrer Seele kämpfen mußten, dann folgte sie rasch dem Grafen Cordua, und der Ordensmann sprach zu dem Gefangenen, bevor er schied: „Vertraue auf den Herrn! Denn der Herr bewahrt die Seelen seiner Heiligen, und kann sie erretten aus der Hand der Gottlosen.“ —

Auch den gemeinsten, unkultivirtesten, rohesten Krieger, sey er der Sohn der arabischen Steppe oder des amerikanischen Riesenwaldes, oder der verwöhnte, verzogene, von allem Menschlichen entkleidete Sohn des Kriegers selbst, setzt etwas in Respekt, und zwingt ihm natürliche Bewunderung und rauhausgesprochene Huldigung ab, es ist die Todesverachtung, die freiwillige, die unbedingte und unerschütterte. Sie ist die höchste Tugend wie die höchste Nothwendigkeit des Kriegerstandes. Der Tapfere ehrt sich selbst durch die Huldigung, die er einem verwandten Gemüth darbringt; der, dem nur Sold oder Zwang das Soldatenkleid anzog, beneidet die Größe, die ihm fehlt, und von der er weiß, daß er ohne sie nicht frei zu wirken vermag in seinem Beruf, und beugt sich

darum vor ihr wie vor etwas Göttlichem, das er vergebens sich wünschen muß. — Deßhalb begeisterte die Gegenwart der verbündeten Herrscher die Kämpfer des deutschen Freiheitskrieges, und machte sie überwindlich; deßhalb erwarb sich der Heldengreis Blücher den Namen eines Soldatenvaters; darum sind Braunschweigs Volksstämme so stolz auf die Geschichte ihrer Herzöge; darum machten Frankreichs Legionen sich beinahe zu Herren des Welttheils, der sie geboren. —

Das auseinander laufende Exekutions-Commando verbreitete schnell die seltsame Mähr von dem weiblichen Helden im ganzen Lager. Jeder, den nicht der Dienst band, lief herzu, die kühne Niederländerin zu sehen, die mehr gewagt, als Einer, der in Schlachten graugewordenen Reiter. Daß die Herrin zugleich den Schönheitsgürtel der Venus trug, weckte alle Sinne der rohen Soldaten, und der starre Deutsche konnte nicht unterlassen, ihr ein: »Glück zu, Du schmuckes Weibel!« nachzurufen; mancher arragonische Jüngling sprach ihr eine Strophe aus einem Romanzo oder Cancionero, in feurig-ernstklingenden Redondillas nach, und der Gang, den sie zwischen dem Heldenjüngling und dem Gottesmanne durch's weite Lager thun mußte, glich einem Triumphzuge, denn immer größer wuchs ihr Geleite, und die Stimmen, welche aus diesen freiwilligen Garden tönten, ermuthigten die Gebeugte, und stärkten ihre Seele für den wichtigen Augenblick, der ihr Glück auf dem schwachen Ephemeren-Fittig trug. — —

Als Graf Cordua mit ihr auf den freien Platz gekommen, der das Hauptquartier bildete, machte die Soldatenmasse Halt, und schuf einen neugierigen, doch plötzlich stillwerdenden Cirkel; die Nähe des tapfern, aber gestrengen Feldherrn, die Erwartung, was von ihm geschehen würde, hielt die bewegten Schaaren gefesselt.

Aber selbst der Graf Cordua erstaunte, als er dicht bei dem Gezelt angelangt, den Eingang desselben weit geöffnet erblickte, und sofort den General im glänzendsten Schmucke seiner Würde und in ungewöhnlich lebhafter Bewegung auf den freien Platz heraus treten sah. Katharina warf kaum einen scheuen Blick auf den hochgewachsenen, goldstrahlenden Mann; ihre Zunge versagte ihr den Dienst, sie sank in die Kniee, und nur das Wörtchen: »Gnade!« jedoch in den Seelentönen der tiefsten Empfindung ausgerufen, klang von ihren zarten Lippen zu ihm hinauf. Bucquoy's Feuerauge ruhete einige Augenblicke musternd auf ihrem lieblichen Gesichte, dann trat er ihr näher, und hob sie mit eigener Hand vom Boden auf.

„Erhebt Euch, meine kleine Landsmännin,« sagte er freundlich und leichtfertig; »eine so unerschrockene Heldin, wie Ihr, darf nicht vor ihres Gleichen im Sande liegen. An meine Seite gehört Ihr, die Ihr so schön als muthig seyd, und hätte mir das Geschick den prangendsten Sieg bescheeret, bei dem Herrn des Himmels! meine Freude könnte nicht größer seyn, als da es mich jetzt bestimmt, die schwarzen Geister Eures Lebens zu beschwören, und Euch auf den Platz zu stellen, welcher Euch gebührt. Der Pater hat mir Alles berichtet. Ihr bittet für das Leben Eures Ehemannes; die Huldgöttin flehet für den rauhen, herzlosen Sohn Neptuns. Nein, Eure Liebe hat sich verirrt; wie kann sie haften an dem harten Schiffer, der sie nimmer versteht? Das Schicksal hat es besser mit Euch gemeint. Jene Ostender sind einmal unrettbar dem Tode verfallen. Wie kann der General sein Wort zurück nehmen? Aber umhüllt Euch immerhin mit dem schwarzen Schleier der Wittwe; er muß nur Eurer Schönheit zur hebenden Folie dienen. Aber die Thränen sollen ihn nicht näßen, denn ich Graf

Bonaventura, des mächtigsten Königs General, biete Euch mein Herz und meine Hand an hier vor den tausend Zeugen aus meinem Heere; theilt meinen Rang, meinen Stand, meinen Ruhm. Klugheit ist die Schwester des Muthes; Eure Augen sind scharf und feuervoll; die edlere Liebe ruft Euch von der Sandküste der Gemeinheit in den Orangenwald der Hoheit. So kann Euch die Wahl nicht schwer fallen, und Euer nächstes Wort wird mir meinen Gewinnst verkünden, für den ich selbst Ostende, Eure Vaterstadt, hingeben könnte." —

Katharina hatte den feurig Redenden mit Bewegung dann mit wachsamen Erstaunen, dann mit dem Erbeben des heftigsten Schreckens angehört. Ihre Glieder schwankten, Todesbläße umzog ihr Gesicht, sie zog heftig ihre Hand aus der Rechten des Feldherrn, und wich mit deutlichen Zeichen des Abscheues von ihm zurück. »Also nur zu Spott und Schimpf führtet Ihr mich hieher? Armer Mann, der die Treue nicht kennt, und die Liebe bestechlich glaubt, ich bedaure Euch! Laßt mich zurückbringen zu dem einzigen Freunde meiner Seele, gebt mir den Tod an seiner Seite, und ich will die Beleidigung verzeihen, die Ihr mir makellosen Frau so öffentlich auf das Haupt schleudertet, und werde sie mit einem Gebet für Euch vergelten." —

Sie war im Begriff niederzusinken, und faßte im Wanken nach dem Giftfläschchen in ihrem Busen, da trat Bruder Bonifaz zu ihr, und fing sie in seinen Armen auf. »Muthig, meine Tochter!« rief er. »Verzage nicht, ich stehe Dir zur Seite, und schirme Dich mit geweihter Hand. Nein, nicht im Ernst konnte Graf Longueval Dir solch' ehrlosen Antrag thun; würde er doch sonst dem gemeinsten Schütz in seinem Lager nachstehen müssen, der Dir seinen Bewunderungszoll so laut gebracht. Nur eine Prüfung war es, die sein Zweifel an weibli-

cher Größe und Tugend und Festigkeit ihm einhauchen mochte. Sieh nur hin, wie mild und gnädig er zu Dir herschaut. Aber zögere nicht länger, General! Deine grausame Härte auszuglätten, oder ich müßte Dich bis jetzt verkannt haben, und würde einen Dionys in Dir finden, der mit einer Titusmaske mich bislang gar schändlich hintergangen hätte.« —

«Ja, Katharina! der heilige Mann, dem du deine Rettung allein zu danken hast, hat Recht in seinem gestrengen Wort!“ erwiederte der General mit ernster Würde. „Meine Probe war grausam, aber ich konnte der Wollust nicht entsagen, Dich auf einer Höhe zu schauen, wo ich noch keine deines Geschlechts gefunden. Ich beneide deinen Gatten, doch er soll frei seyn, wie du selbst, und was Du mitgebracht an Gold und Pretiosen, sollst Du unverkürzt wieder mit Dir nehmen in Deine Heimath. Doch darfst Du nicht zurück nach Ostende; weder Deinen Herrmann noch dich mag ich mir gegenüber wissen unter meinen Widersachern. Ein Trompeter geleitet Dich an das Stadtthor, damit man dir Dein Söhnlein liefere. Dann soll Dich und die Deinigen Graf Cordua führen bis an die Maas, wo des Nassauers Heer sich gelagert. Gedenke meiner im Frieden meines Glücks; ich werde deiner nicht vergessen, und mir ist, als würde Dein Name in fernen Jahrhunderten noch neben dem meinen von den Belgiern genannt werden, und ich meine wohl, Beide nicht ohne Achtung.» —

Katharina warf sich wieder vor ihm nieder, und faßte seine Hand, sie zu küssen, als er sie aber aufs neue erhob, und unter dem Zujauchzen der Soldaten ihr einen väterlichen Kuß auf die Stirn drückte, flisterte sie mit stammelnder Stimme: „Danken kann ich nicht, hochherziger Herr! Aber auch die Maus nützte dem Löwen, darum achtet die Warnung, die ich Euch zum Abschiede

spreche. Entfernt alle Niederländer aus Eurer Umgebung, aus Eurem Lager! Alle! Alle! Es ist ein Preis von viertausend Gulden für Euer Leben geboten, und der Holländer liebt das Geld, denn feil ist ihm gar vieles.“ —

Der General erschrack einen Augenblick, dann sagte er spöttisch: »Die Orangenmänner sind Knicker, und verstehen sich nicht auf solche Waare. Ein Lumpenpreis für solch' ein Gut. Dächte ich doch, ich wäre dem Krämervolk theurer erschienen. Aber wer?« fragte er heftig.

„Ehret mich, indem Ihr mich nicht zur Verrätherin macht,“ antwortete Katharina fest. „Glaubt mir, und folget meinem herzlichen Rathe,“ setzte sie sanft und besorgt bittend hinzu.

Da entstand eine Bewegung unter dem nächsten Schützenhaufen, und ein Mensch machte sich heftig Platz, und drängte sich keck heran bis dicht zu dem Grafen von Longueval. Es war Herr Tobias, der Marketender. Kriechend beugte er sich vor dem Feldherrn, und stieß fast athemlos seine Rede heraus.

»Excellenza hat Gnade ausgesprochen,“ stotterte er mit auffallender Aengstlichkeit, »hat Schutz angedeihen lassen, wo Undank und Meuchelmord aufgehen werden über der Gnadensaat. Trauet diesem jungen Schelme nicht; ein Drache hauset hinter dem Knabengesicht. Auch mich hat der Gauner betrogen, da er sich als ein Vetter meines Weibes bei mir einschlich. Er hat der Orangefahne verschworen Leib und Seele; er ist ein fanatischer Meuchler, der es auf der Excellenz Leben gemünzt, um zu Mörs viertausend Gulden zu verdienen.„ —

Der Graf zuckte merklich zusammen, und eine dunkle Gluth überzog seine Wangen. „Also du weißt um das Geheimniß?“ mit durchbohrenden Blicken aufblickend. „Und dieser Knabe beichtete dir sein Mordgeheimniß?«

— »Leibgardisten,“ knebelt mir den Bösewicht! Seine Seelenangst und sein Gewissen hat den tückischen Bösewicht selber in die Falle gelockt. Nicht Du, Katharina! sondern Gott selbst, der zürnende Richter, machte diesen Buben mir kund,“ sagte er dann noch zu der Erschrockenen. „Und siehst Du, holde Heldin, daß wir Beide Begünstigte des Himmels sind, und seinen Schild über uns wissen, und heute wirklich gesehen, wie er goldig leuchtet gleich dem Sonnenstrahl! Ja, meine Freundin, der edle Heldenmuth geht durch tausend Todte unter Gottes Schutz, denn das Bewußtseyn ist sein Talismann. Erlöse jetzt Deinen Gatten und bringe ihm Bucquoy's Gruß. Meine besten Rosse sollen Eure Reise beschleunigen, und Bonaventura wird diesen Tag nicht unter seine verlorenen rechnen dürfen.? —

Katharina faltete die zarten Hände, und hob sie der strahlenden Morgensonne entgegen; Frater Bonifacius aber legte seine Hand segnend auf ihr blondes Haupt, und der Kreis der rohen Krieger feierte den Augenblick der Andacht mit tiefster Stille,

---

Die Colonie armer Kinder auf dem Berge oberhalb Maykirch, zwei Stunden von Hofwyl.

„Unsern Colonisten, (berichtet Herr v. Fellenberg, der würdige Stifter und Eigenthümer dieser Colonie, auf ein an ihn deßhalb gerichtetes Anfrageschreiben) sind auf dem Berge von Maykirch etablirt, wie Robinson Crusoe auf seiner Insel; auf wohl ausgesetztem, aber übel kultivirtem Boden. Hofwyl ist für sie das Schiff, aus welchem der erste Robinson das bezog, was er unmög-

lich selbst erzeugen konnte. Die neuen Robinsone haben auf ihrem Berge nur ein schützendes Dach gefunden, welches so eingerichtet war, daß es zu dem von ihnen selbst zu erbauenden Hause gebraucht werden konnte.

„Obgleich dieses Hauses Plan im voraus entworfen war, schien die Erbauung desselben dennoch eben so ganz von der Erfindung der jungen Colonisten, wie es das Produkt ihrer Arbeit ist. Deßhalb auch haben sie eine außerordentliche Vorliebe dafür. Das Etablissement eines vervollkommeten Ackerbaues, durch verschiedene Industrie-Zweige bereichert, trägt dazu bei, unsern jungen Zöglingen einen vollständigen Kurs industrieller Entwickelung machen zu lassen.

»Die moralische und religiöse Erziehung unserer Adoptivkinder aber liegt uns am meisten am Herzen.

»Während man für die Unterhaltung unbemittelter Kinder sorgt, scheint man nur zu oft die Interessen vernachlässigt zu haben, welche die Gesellschaft einladen sollten, daher Kinder vor jeder Verderbung zu bewahren, und auf eine befriedigende Weise eben so wohl die Entwickelung ihrer moralischen, als ihrer industriellen Eigenschaften zu garantiren.

„Der Arme, der durch seine Arbeit nicht das Nothwendige zur Erhaltung seines Daseins erwerben kann, fällt ohne Zweifel der Gesellschaft zur Last. Ein Mensch ohne Moralität aber wird ihre Geisel, sobald er dadurch, daß er die Interessen derselben kompromittirt, irgend einen Vortheil zu finden glaubt. . . .

Außer dem Elementarstudium der Naturgeschichte lernen die Zöglinge von Maykirch lesen, schreiben, zeichnen. Ihr Unterricht beschäftigt sie mit der biblischen Geschichte, mit der ihres schweizerischen Vaterlandes, mit der Erdebeschreibung. Sie üben sich im Kopf- und Handrechnen. In der Anschauung (Intuition) der Formen werden sie

vorbereitet auf das Studium der Geometrie. Unterricht ist Belohnung ihrer Arbeit; er ist ihre Erholung. In einem gewißen Grade der Entwickelung werden sie nach den Anstalten zu Hofwyl versetzt . . .

„Wir machen uns keine Illusion über der Kindheit Bedürfnisse, und über die wichtigsten Interessen der Erziehung, auf welche wir hinstreben. Nicht dadurch, daß man des Lebens Schwierigkeiten zu sehr vermindert, versichert man Glück und Erfolg der Jugend, sondern indem man ihr lehrt, heitern Sinnes und frohen Muthes diese Schwierigkeiten zu besiegen, macht man sie stark und zufrieden. Sie muß vorzüglich lernen, Neigungen zu überwinden, die sie zum Bösen führen können. Sie muß ihre Leidenschaften zu bemeistern wissen, um desto sicherer zu entwickeln, was Gott der Menschheit irdisch Erhabenes zugestanden, den moralischen Willen und die Frömmigkeit . . .

„Eine Industrieschule, wie die von Hofwyl, kann nicht wohl wieder erzeugt werden, weil die Umstände, in denen Hofwyl sich befindet, sich nicht leicht wieder finden. Aber mit Hülfe eines in dem vorgesetzten Zwecke gebildeten guten Lehrers kann die landwirthschaftliche Schule von Maykirch überall sich besser erzeugen, wo es übel kultivirte und wohl ausgesetzte Ländereien gibt, die bebaut werden können unter der Leitung eines wohlthätigen Eigenthümers, dessen aufgeklärte Philantropie sich weder durch Illusionen gutmuthiger Schwächen einwiegen, noch es bei halber Vollbringung des Guten bewenden läßt.

„Die in Hinsicht auf das Vermögen mehr begünstigten Zöglinge (in dem Institut von Hofwyl) haben ebenfalls sehr gewonnen, indem sie durch das Beispiel der Colonie von Maykirch den Erfolg kennen gelernt, den die erzeugenden Eigenschaften unbemittelter Kinder, durch

gute Leitung, und mit geringfügigen Beystand, erlangen können.

„Ich habe das Land, auf welchem die Colonie etablirt ist, 1815 gekauft. Sieben Jahre waren erforderlich, um die ersten Schwierigkeiten zu besiegen, die, wie ich hoffe, sich anderswo nicht darbieten dürften. Bis heute habe ich ungefähr 3000 französische Franken zum Grundkapital hinzugefügt, um das Etablissement der Colonien zu vollenden. Aber der Grundwerth der Anlage hat mehr als diesen Betrag gewonnen durch das daselbst erbaute Haus uud durch die Fortschritte der Kultur ihrer Liegenschaften.

Die Colonie wächst allmählig. Sie soll mit der Zeit bis auf dreißig Einwohner gesteigert werden. Diese Zahl kann als Normal für eine Anstalt dieser Art betrachtet werden.

„Der Holzschlag hat einen Theil des Kaufkapitals gedeckt. Der Ueberrest kann nach und nach durch die Verpflegungsgelder zurückgezahlt werden, welche künftighin für ein Drittel der Zöglinge zu entrichten sind, die hier ihre Erziehung erhalten sollen. Bis jetzt ist nur ein auf solche Weise aufgenommener Knabe in der Colonie, die übrigen Zöglinge sind auf meine Kosten. Wir werden solchergestalt mit der Zeit ein unabhängiges Asyl für unbemittelte Kinder erhalten.

„Jede Generation solcher Kinder, die nach dem Plan erzogen worden, den ich durch ähnliche Colonien, wie die der Lünth und von Maykirch, verwirklicht sehen möchte, wird dem moralischen und industriellen Leben der Gesellschaften, zu deren Nutzen sie gereichen müssen, einen neuen Schwung geben.“

Charade.

Die zwei ersten Sylben.

Ein zart Geweb', von Meisterhand gewoben,
Umfangen wir sein schönstes Meisterstück;
Doch eine schwache Hülle deckt von oben
Uns leise zu, entzieht uns Deinen Blick. —
Und was wir, eng durchschlungen, sanft umfassen
Es ist durch uns, kann ohne uns nicht seyn;
Denn wenn wir ab von seinem Dienste lassen,
Dringt auch Vernichtung auf sein Wesen ein.

Die zwei letzten Silben.

Wir kommen langsam bald einhergeschlichen,
Bald stürmen wir in wilder Hast heran;
Des Unglücks Höhlen sind wir einst entwichen,
Befangend Geist und Herz mit ihrem Wahn.
Du mußt uns doppelt zwar als Brüder kennen,
Doch sahn wir uns noch nie an einem Ort;
Denn Gluthen fühlt der eine in sich brennen,
Indeß der andre Eis trägt fort und fort.

Das Ganze.

Das Ganze lauert mit Harpyen Armen,
Blutgierig lechzend auf den sichern Raub.
Und zehret an dem ersten ohn' Erbarmen;
Was früher blühte, sinkt dahin in Staub. —
Wohl Dir, wenn es denn Deinen nimmer nahte!
Denn wo es einmal wüthend sich gezeigt,
Da würgt es lange Zeit und ohne Gnade,
Bis zahlenlose Opfer es erreicht. —

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 17tes Stück.

Der Schein betrügt.

Criminalgeschichte, erzählt von Karl Müchler.

In den letzten Tagen des Monats September 1815 fand der Nachtwächter, bei der Abrufung der eilften Stunde, vor einem Hause in der F . . scher Straße zu M . . einen Menschen dicht neben der Gasse liegen. Er hielt ihn für einen Betrunkenen und rief ihn an; da er aber keinen Laut vernahm, rüttelte er ihn, in der Meinung, er sey eingeschlafen. Aber auch dieß Rütteln war fruchtlos, er beleuchtete ihn nun mit seiner Laterne näher, und entdeckte einen mit Blut befleckten Leichnam. Sogleich machte er davon der nächsten Wache Anzeige; der todte Körper wurde in das Polizeigebäude gebracht; dort stellte man mehrere Versuche zu seiner Wiederbelebung an, doch alle ohne Erfolg.

Am folgenden Morgen wurden von Seiten der polizeilichen Behörde nähere Nachforschungen über den Unbekannten angestellt. Er war zwar gut gekleidet, es ergab sich auch, daß er ein Israelit war, aber man fand, außer einem Ring an seinem Finger, einem Paar Handschuh und einem Schnupftuch ohne Zeichen, nichts bei ihm, welches über ihn nähern Aufschluß hätte geben können.

Bei der ärztlichen Besichtigung war der Israelit durch einen heftigen Schlag auf den Hinterkopf getödtet worden, die Hirnschale zerschmettert, und Haar, Kopf und Schultern starrten von Blut. Es meldete sich auch bald die Ehefrau des Ermordeten; sie erkannte ihren Mann, sagte aber aus, sie vermisse eine goldene Uhr mit goldener Kette, Petschaften und einige Brelocken von Gold, eine rothe Maroquinbrieftasche, in welcher mehrere Papiere von Werth, Schuldverschreibungen und Wechsel gewesen, und eine Börse, wenigstens mit hundert Thaler in Friedrichsd'or und Dukaten außer dem Silbergelde. Nach ihrer Aussage sey er noch spät nach dem Abendessen, kurz vor der zehnten Stunde, fortgegangen, um Herrn P . . ., den er mehrere Tage nicht zu Haus getroffen, nicht zu verfehlen, und ihn an die endliche Bezahlung eines schon längst fälligen Wechsels von 120 Thaler ernstlich zu erinnern. Der Erschlagene war vor der Wohnung des P . . . gefunden worden.

Nach dieser Aussage schritt man zur Vernehmung des Schuldners des Erschlagenen und auch der Hausgenossen des Erstern. P . . . wurde durch einen Polizeidiener vorgefodert, sich sofort auf dem Polizeibüreau einzufinden. Auf Befragen: was er dort solle? erhielt er die lakonische Antwort von dem Polizeidiener: er wisse es nicht, er würde es zeitig genug erfahren, und als er darauf äußerte: ob es mit dieser Bestellung nicht noch Anstand haben könne, bis er zuvor einen nöthigen Gang gethan habe, verweigerte ihm dieß der Abgeschickte und erklärte bestimmt: er habe gemessenen Befehl, ihn gleich mitzubringen und falls er sich weigere, Gewalt zu gebrauchen; P . . . erschrack darüber sehr, entfärbte sich, und rief aus: „aber mein Gott! was will man denn von mir?“ — Ich hab ihnen schon gesagt, versetzte der Polizeidiener trotzig und barsch: daß ich's nicht weiß! Hal-

ten sie mich nicht lange mit unnützen Reden auf! Ich habe mehr zu thun! P . . . ging nun in Begleitung des Polizeidieners, sichtbar ängstlich und bestürzt, auf das Polizeibüreau. Hier fragte man ihn: ob der Jude Meyer Bendix vorgestern Abend um die zehnte Stunde bei ihm gewesen sey? Er stellte dieß nicht in Abrede, gestand auch, daß dieser Mann in der Absicht gekommen sey, ihn an eine Schuld zu mahnen, er sey aber nicht im Stande gewesen, ihn zu befriedigen und hätte ihm dieß auch erklärt; darauf habe ihn sein Gläubiger mit der Drohung verlassen, deßhalb klagbar zu werden. Als man darauf dem Vorgeladenen eröffnete: der Meyer Bendix sey erschlagen worden, und ihm zugleich den mit einer Decke verhüllten Ermordeten zeigte, schrie er laut auf, ward leichenblaß und zitterte, wie von einem heftigen Fieberfrost geschüttelt. »Gestehen Sie es nur:“ rief der zu dieser Untersuchung Beauftragte: „Sie sind der Mörder!« Ich? — Nein, bei Gott! nein! — Ich bin unschuldig. „Das bilden Sie einem andern ein, nur mir nicht!« P.. behauptete fortdauernd seine Unschuld, aber man achtete nicht darauf, und endlich hieß es: „Das wird sich schon finden, — Sie bleiben „im Arrest.“ Man führte ihn in ein Gefängniß ab. Es wurden nun auch die Hausgenossen des Verhafteten vorgeladen und vernommen. P.s Magd sagte aus:

Ein Jude, den sie jedoch weder den Namen, noch Ansehen nach kenne, habe gegen 10 Uhr Abends an ihres Herrn Klingel gezogen. Sie habe ihm die Thür geöffnet und er ihren Brodherrn zu sprechen verlangt. Der Fremde sey vorgelassen worden, und wohl eine Stunde bei ihrem Herrn im Zimmer gewesen. Was darin vorgegangen, könne sie nicht angeben, da sie mittlerweile in der Küche sich aufgehalten, doch hätte sich die Unterredung, wie sie aus den lauten Worten gemerkt, mit einem

Streit geendet; die Thüre sey mit Heftigkeit aufgerissen worden, der Besucher unter lauten Schmähreden die Treppe hinunter gegangen, ihr Herr habe ihn mit dem Lichte in der Hand mehr verfolgt als begleitet, und sey nach einer Weile mit erloschenem Lichte zurückgekehrt. Er sey, an Händen und Füßen zitternd, höchst aufgebracht und erhitzt gewesen, habe sich zwar zu Bette gelegt, aber eine sehr unruhige Nacht gehabt; denn da ihre Kammer an sein Schlafzimmer stieße, habe sie gehört, wie er einigemal in der Nacht aufgestanden und im Zimmer herumgegangen sey. Auch habe er, wider Gewohnheit, eine ganze Karaffe Wasser, die in der Stube stände, ausgeleert und bei dieser Gelegenheit ein Glas zerbrochen; dieß Geräusch sey ihr durch alle Glieder gefahren. Sie hätte geglaubt, ihrem Herrn sey etwas zugestoßen, deßhalb aus dem Bette gesprungen und habe ihn, die Thür öffnend, gefragt: was ihm fehle? — Er hätte ihr aber zornig zugerufen: »Scherre sie sich zum T . . . l und lasse sie mich ungeschoren.“ Ihr Herr, bei dem sie schon sechs Jahre diene, und über den sie sonst gar nicht klagen könne, sey sehr aufbrausend und jähzornig, sie habe sich daher wieder zurückgezogen; es sey auch bald darauf stille und sie nicht weiter gestört worden. Der Wirth, dessen Ehefrau und Dienstboten wußten nur so viel über den späten Besuch bei ihrem Miether, daß jemand ungestüm und unter lauten Drohungen ihn verlassen, solchem der Letztere mit heftigen Schimpfworten gefolgt sey und aus dem Accent, in welchem der Fremde seine harten Worte ausgestoßen, zogen alle einstimmig den Schluß: es müsse ein Jude gewesen seyn. Alle diese zusammentreffenden Umstände erweckten den Verdacht, P . . . sey, trotz seines Läugnens, der Mörder des Israliten. Er wurde also dem Kriminalgerichte, nebst den ersten Vernehmungen, zur weitern Untersuchung überliefert.

Der Kriminal-Inquirent begnügte sich nicht mit diesen summarischen Verhören, sondern es wurde sowohl der Verhaftete als dessen Dienstmagd, und die übrigen Hausgenossen desselben, imgleichen die Wittwe des Todtgefundenen ausführlicher vernommen. P. . . behauptete standhaft, daß er nicht den mindesten Theil an dem Morde habe, die Jüdin sagte aber noch aus: daß es ihr erinnerlich sey, wie ihr Mann, bei dem Besuch, den er dem Verhafteten abstatten wollen, dessen Wechsel aus seinem Schreibeschrank genommen, und zu andern Papieren in das vermißte Taschenbuch gesteckt habe. Zugleich ward nun auch eine Untersuchung in P . . .'s Wohnung verfügt, um vielleicht in solcher das Taschenbuch, die Uhr oder irgend etwas anders, was dem Ermordeten angehört hatte, zu entdecken. Davon fand sich zwar nichts, aber doch eine Summe von achtzehn Stück Friedrichsd'or. Dieß befremdete um so mehr, da der Inquisit ausgesagt hatte, wie er bei dem Besuche des Israeliten auch nicht in dem Besitze von nur zehn Thaler gewesen sey. Auf die Frage: wie er zu so vielem Gelde gekommen? antwortete er: Von wem es sey, wisse er nicht; ein Mensch, dem Anschein nach ein Briefträger, hätte ihm einen Brief, mit Geld beschwert, überbracht, sich über die richtige Einhändigung eine Quittung erbeten, und nach deren Empfang habe er sich wieder entfernt. Bei Entsiegelung des Couverts hätte er darin zwanzig Stück Friedrichsd'or, aber keine geschriebene Zeile gefunden. Man erklärte dieß für eine freche Lüge, er beharrte indeß darauf, daß er nichts als die Wahrheit sage. Um ihn von dem Gegentheil zu überzeugen, wurde das Postamt um Auskunft requirirt: ob in den letzten Tagen des Monats September von irgend wo ein Brief an P... mit zwanzig Stück Friedrichsd'or angekommen sey; das Postamt versicherte das Gegentheil. Dieser Umstand, in Verbin-

dung mit den bereits erwähnten Aussagen, machten den Verhafteten um so mehr verdächtig, als es sich ergab, daß er schon seit einiger Zeit in großer Geldverlegenheit gewesen war, und hin und wieder ein, selbst unbedeutendes, Darlehn — aber vergebens — nachgesucht hatte. Der erschlagen gefundene Israelit war das Lieblingsthema der Unterhaltung in den ersten Häusern, an jeder Wirthstafel, im Casino, in den Resourçen, bei allen eleganten Thees, in Restaurationen, Kaffeehäusern, Conditorläden und Weinstuben, sowie in den Tabagien, Schnapsläden, auf Kegelbahnen und in Herbergen. Fast einstimmig erklärte man P .. für den Mörder und viele fanden die blutige That minder strafbar, als sein freches und hartnäckiges Läugnen. Auch der Inquirent theilte diese Ansicht, versicherte vielfältig, wenn er über den Inquisiten in Gesellschaft befragt wurde: „ich würde kein Bedenken „tragen, einen Eid de crudelitate abzulegen, daß er und „kein anderer der Mörder ist, aber ihm, als Richter, sind „doch alle wider ihn sprechende Thatsachen kein vollständiger „juristischer Beweis, selbst die Spiegelfechterei mit dem „Gelde. Der Jude hat zwar auch Friedrichsd'or bei sich „gehabt, aber auch Dukaten, und letztere hat man bei „dem P... nicht gefunden. — Er hat sie vielleicht ein„gewechselt, indeß, alle darüber angestellten Nachfragen „haben dieß nicht ermitteln können. Zwei Friedrichsd'or „hat er am Nachmittag nach dem Tode des Juden bei „einem Geldwechsler gegen Silbergeld umgesetzt, das hat „dieser ausgesagt, aber keine Dukaten gewechselt, und sei„ne Aussage eidlich erhärtet. — Wenn sich nicht noch „neue Beweise finden, so fürcht' ich, er lügt sich durch „und kommt mit einer gelinden Strafe davon, oder wird „wohl gar ab instantia absolvirt." Das wäre abscheulich! meinten Viele: und wieder ein Beweis von der Wahrheit des Sprichworts: die kleinen Diebe hängt man

und die großen läßt man laufen. Hauptsächlich wurden die Glaubensgenossen des Ermordeten sehr vorlaut, sprachen von Parteilichkeit und meinten keck: wenn nur nicht einer der Ihrigen so grausam erschlagen worden wäre, würde man schon strengere Maßregeln ergreifen. Alle diese Aeußerungen kamen dem Inquirenten zu Ohren, und um die Ehre seiner Unparteilichkeit, und seiner Geschicklichkeit zu retten, ließ er nichts unversucht, den Angeklagten zu einem Geständniß zu bringen. Er begnügte sich nicht damit, ihn durch eine Menge Verhöre zu ermüden, und durch Successivfragen in Widersprüche zu verwickeln, sondern er vergaß so sehr seine richterliche Würde, daß er zum Schein einen abgefeimten Menschen, als einen Verbrecher, zu ihm einsperren ließ, damit ihm dieser im vertraulichen Gespräche und durch Wein, den der vorgebliche Verbrecher angeblich verbotwidrig erhielt, redselig machen und ihm das Geheimniß entlocken möge. Aber auch diese unsittliche List verfehlte ihre Absicht; P... blieb immer dabei: er sey unschuldig, und wisse nicht das mindeste, wie, von wem und weßhalb sein Gläubiger um's Leben gekommen sey. Bei der Heftigkeit seines Temperaments brach er zwar oft in Verwünschungen über die Härte aus, womit man ihn behandle, und ihn zu einem Geständniß bringen wolle; und versicherte vielmals, daß er seines Lebens überdrüßig sey, aber jedesmal setzte er hinzu: und wenn man mich auch noch so lange in Ketten und Banden hält, so werd' ich mich doch nie zu einem Geständniß verstehen, daß wider die Wahrheit ist.

Darüber waren mehrere Wochen verflossen; das Publikum äußerte seine Unzufriedenheit über den schleppenden Gang der Rechtspflege. Viele hatten schon die Sentenz gefällt, den Verhafteten zum Tode verurtheilt und sogar den Tag der Hinrichtung anberaumt. Die Acten,

möglichst zu seinem Nachtheil instruirt, da der Inquirent in ihm nur einen verhärteten Bösewicht sah, lagen zum Spruche vor, als ein wohlgekleideter Mann, der einem Uhrmacher eine goldne Uhr zum Verkauf anbot, während des Handels darüber bei einem Uhrdiebstahl ertappt, verhaftet und in's Gefängniß abgeliefert wurde. Bei der, wider ihn verhängten Untersuchung, und der Nachfrage: wie er zu der zum Kauf angebotenen Uhr gekommen sey? ergab es sich, daß solche dem todtgefundenen Israeliten zugehört hatte. Der Dieb gab darüber folgende Auskunft: Er sey des Abends gegen 11 Uhr durch die F...scher Straße gegangen; gerade als er in der Mitte der Straße gewesen, sey ein Mann aus einem Hause gekommen, hinter welchem man heftig die Thür zugeworfen und als dieser im Begriff gewesen, über die Gasse zu treten, sey ihm ein Dachziegel auf den Kopf gefallen und zur Erde gestürzt. Er sey hinzugesprungen in der Absicht dem Beschädigten aufzuhelfen, und Hülfe zu leisten; da er ihn aber todt gefunden, so hätte er kein Bedenken getragen, ihm Geldbörse, Brieftasche und Uhr zu nehmen. Diese Art der Tödtung stimmte nun auch mit dem ärztlichen Gutachten überein und man fand auch sogar demnächst in der Vertiefung eines Kellerfensters den herabgefallenen, noch an Blutspuren kenntlichen Stein. Gerade in dieser Zeit kam der Kaufmann G . . ., der den Tag vor P...s Verhaftung eine Geschäftsreise gemacht hatte, wieder nach M... zurück; er erfuhr, als eine für ihn interessante Neuigkeit, die Geschichte von dem ermordeten Israeliten, und alle die Umstände, weßhalb P... als vermeintlicher Mörder verhaftet worden sey. Er eilte sogleich zu dem Inquirenten, und erklärte zu Protokoll: „P . . . 's Aussage über die bei ihm gefundenen Goldstücke habe seine Richtigkeit. Dieser könne nicht wissen, von wem sie kämen. Er hätte zufällig in Erfahrung

»gebracht, wie dieser Mann unverschuldet in dringender »Geldverlegenheit wäre; da er ihn als einen braven Mann „lang gekannt, der ihm früher selbst manche Gefälligkeit „uneigennützig erwiesen, so habe er ihm zwanzig Fried„richsd'or anonym, als wenn sie mit der Post angekom»men wären, überschickt, da er, bei seinem Zartgefühl „und edlem Stolz die Annahme standhaft verweigert ha„ben würde, wenn er sich dabei hätte namenkundig machen wollen.» — So gefährlich ist es: dem Schein zu trauen!

Friedrich Wilhelm I. als Maler.

Unter der Regierung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms I., befand sich in Berlin ein Kupferstichhändler, mit Namen Jordan, der einen Laden an der Königs- und Heiligengeist-Straßen-Ecke hatte.

Er war fast der Einzige, der damals mit Gemälden, illuminirten und unillnminirten Kupferstichen, Landkarten und Nürnberger Waaren handelte, und wurde daher, da er das Seine zu Rathe hielt, bald ein reicher Mann.

Bekanntlich beschäftigte sich der König zu seinem Zeitvertreibe mit Malerei, und hauptsächlich mit Bildnissen in Oelfarben.

Da er von diesem reichen Bilderhändler gehört, ließ er ihn eines Tages zu sich auf das Schloß bescheiden. Jordan stellte sich ein. Als er vor dem Könige erschien, fragte ihn dieser:

„Er heißt Jordan?“

»Ja, Eure Majestät.«

„Er handelt ja wohl mit Gemälden?“

»Das ist mein Geschäft.“

„Kauft er auch welche?“

»O ja, wenn sich eine gute Gelegenheit dazu findet.“

Friedrich Wilhelm zeigte ihm jetzt ein Brustbild in Oelfarben, wo er sich selbst abgebildet hatte.

„Was hält er von diesem Bilde?»

Jordan, der es gleich für eine Arbeit des Königs erkannte, erwiederte: »Es ist vortrefflich! Sprechend ähnlich!“

»Wie hoch schätzt Er's wohl?«

„Wenigstens hundert Dukaten, Eure Majestät.«

„Nun, hör' er! Ich will ihm auch etwas zu verdienen geben, Ich will's ihm dafür lassen.“

Das war ein theurer Besuch für den Sparmann; er kratzte sich bei'm Heimgang gewaltig hinter den Ohren; aber es blieb ihm nichts übrig, als gegen Uebersendung der hundert Dukaten das Porträt abholen zu lassen.

Jordan war ein schlauer Kopf; der Verlust schärfte noch seinen Scharfsinn. Er stellte das Bildniß am folgenden Morgen in seinem Laden zur Schau aus, mit der Unterschrift: „Von des Königs Majestät eigenhändig gemalt.“

Sehr bald zog dieß eine Menge Gaffer herbei; der Andrang wurde immer größer; vom Stoßen kam es zum Schimpfen, von diesem zu Schlägen.

Der damalige Commandant von Berlin, der General von Grumbkow, kam die Königsstraße entlang geritten, er hörte und sah den Tumult, und nachdem er die unruhige Volksklasse auseinander hatte treiben lassen, ritt er vor den Laden, und erkundigte sich bei Jordan nach der Veranlassung dieses Lärms.

Jordan erzählte ihm unbefangen, wie er zu dem Besitze des Gemäldes gekommen, und es, da er keine Bildergallerie als Kunstliebhaber besitze, sondern nur mit Gemälden, Kupferstichen und dergleichen handle, ausge-

stellt, um dazu einen Käufer zu finden, und es mit Vortheil wieder los zu werden.

Der General erschien bald darauf vor dem Könige, um solchem den täglichen Rapport abzustatten. Bei dieser Gelegenheit erwähnte er auch des Aufstandes vor dem Laden des Bilderhändlers Jordan und die Veranlassung dazu.

„Der vermaledeite Kerl!“ — rief der König zornig aus. — „Den Augenblick muß ihm das Bild genommen werden!«

»Halten Eure Majestät zu Gnaden,« — bemerkte Grumbkow — „das wäre doch sehr hart. Es ist ein rechtmäßiges Eigenthum, und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er's wieder an den Mann zu bringen sucht.“

„Aber der Mordspektakel!“

»Den hat er wohl nicht voraussehen können.“

„Was ist denn zu thun?«

»Eure Majestät! es scheint mir am besten, wenn Allerhöchstdieselben das Gemälde wieder an sich kaufen. Unmittelbar halte ich dies nicht für angemessen. Eure Majestät würden sich wohl eines Unterhändlers bedienen müssen, damit der jetzige Besitzer des Gemäldes nicht ahne, wer es erstehen will, sonst möchte er seine Forderung sehr hoch spannen.«

Nach einigem Nachsinnen war es der König zufrieden, denn bei seiner aufwallenden Hitze und der Stufe der Kultur, worauf man damals im Allgemeinen stand, hatte er doch ein sehr lebendiges Gefühl für Recht und Billigkeit, wovon viele einzelne Züge aus seinem Leben sprechende Beweise liefern, und er trug Einem aus seiner Umgebung auf, vorgeblich für sich das Bild zu kaufen.

Der Unterhändler unterzog sich diesem Geschäfte. Jordan war aber viel zu verschmitzt, um nicht den

wahren Käufer zu errathen. Er forderte daher eine ungeheure Summe, immer mit der Betheurung, daß ihm ein so kostbares Stück für einen geringern Preis nicht feil sey, denn er hege die feste Ueberzeugung, wenn es Mancher wüßte, würde er gern doppelt so viel dafür geben, als er verlange.

Nach vielem Feilschen, worüber Wochen verflossen, mußte sich der König entschließen, für das Porträt vierhundert Stück Friedrichsd'or zu zahlen.

Schon daß sich Friedrich Wilhelm I. bei seiner Sparsamkeit dazu entschließen konnte, ist ein Zug, der ihm zur Ehre gereicht. Bei reiferer Erwägung wollte er eine Unbilligkeit, die der Einfall eines Augenblicks erzeugt hatte, wieder gut machen.

Mancherlei.

Georg III. und das Parlament.

Bevor König Georg III. völlig und auf immer von der Geisteskrankheit überwältigt wurde, die ihn nachher so lange unfähig machte, an den Regierungs-Geschäften Antheil zu nehmen, trat die Epoche der Eröffnung des Parlaments ein, und der König, welcher zwar bedenkliche Anfälle, aber doch noch mehr lucida intervalla hatte, bestand darauf, das Parlament in Person zu eröffnen, und die übliche Rede selbst abzulesen, welche immer mit den Worten anfängt: „Mylords, and Gentlemen of te house of Commons!“ Der König schien ganz vernünftig, und die Minister, obgleich nicht wenig besorgt, mußten sich seinem so bestimmt ausgesprochenen Willen fügen. Man mag sich aber ihren Schreck vorstellen, als der König, die Gesellschaft lange und verwirrt fixirend, mit großem

Pathos deutlich so anfing: „Mylords and woodchoks with their tails coched up . . .“ (Mylords und Waldschnepfen, die Ihr den Schweif empor reckt) — hierauf aber ohne weitere Zeichen von Gestörtheit, die Ablesung seiner Rede mit dem besten Anstande fortsetzte. Dieser Contrast, fügte der Erzähler hinzu, war das Lächerlichste und die Mienen der Parlamentsglieder, die nicht wußten, ob sie ihren Ohren trauen durften, oder geträumt hätten, das unterdrückte Lachen einiger, und das Staunen Anderer, die mit offenem Munde stehen blieben, war für den Zuschauer ein höchst amusantes Schauspiel. Als man, nach dieser Erfahruug, Seine Majestät glücklich zu Hause gebracht, ward keine weitere Probe gestattet, und er bis nach seinem Tode dem Publiko nicht mehr gezeigt.

Napoleon und die Glocken.

Als während der Verhandlung über das Concordat in Frankreich zwischen Napoleon und dem Papste (1801) unter andern die Frage vorkam, ob das Glockengeläute abgeschafft werden sollte, war Cambaceres dagegen, Treilhard dafür. Bonaparte entschied die Frage. „Wie,“ sagte er zu Treilhard: »auch sie sind gegen das religiöse Geläute? Und weßwegen, bitte ich! Der Glockenton thut einem wohl in freiem Felde, wenn er dem Ohre von weitem entgegenschallt; er stimmt den Geist zum Nachdenken; erregt im Menschen eine sanfte Melancholie; erinnert ihn, daß der Mensch zu einem höhern berufen ist, als zum gewöhnlichen Schlendrian des Lebens. Glocken und Kanonen sind die beiden Hauptwege und Hauptmittel zur Gesittigung; beides sind künstliche Nachahmungen der Naturstimme — des Donners. Bitte, bitte! lassen sie mir die Glocken!«

Bonaparte liebte die Glocken. Wenn er unterwegs läuten hörte, hielt er das galoppirende Pferd an, und ritt kurzen Trab oder Schritt. „Die Lärmglocke, »sagte er, »macht einen stärkern Eindruck auf mich, als das stärkste Batteriefeuer; sie hält meine Pulse zurück, der Kanonendonner verdoppelt sie.«

Napoleon's kleine Kunstgriffe.

Kein Feldherr der neuern Zeit wußte wohl mehr seine Truppen besser an sich zu fesseln als Napoleon. Welcher List er sich aber auch zum Theil bediente, davon giebt Bourrienne in seinen Memoiren, Bd. 6. S. 131, Leipzig 1830, einen Beweis.

Wünschte Napoleon den Enthusiasmus der Soldaten zu entflammen, so sagte er zu einem seiner Adjutanten: „Fragen sie den Obersten dieses oder jenes Regiments, ob es in seinem Corps einen ausgezeichneten Mann gibt, der die Feldzüge nach Italien oder nach Aegypten mitgemacht hat; erkundigen sie sich nach seinem Namen, seiner Heimath, nach den Verhältnißen seiner Familie, und was er gethan hat; fragen sie nach seiner Nummer ihm Gliede, zu welcher Comgagnie er gehört, und bringen sie eine Antwort.“ — Bei der nächsten Revue sah nun Napoleon mit einem Blicke, wo der bezeichnete Mann stand, ging zu ihm hin, als ob er ihn wieder erkannt habe, rief ihn beim Namen und sagte zu ihm: „Ach, bist Du hier? Du bist ein braver Mann; ich habe dich bei Abukir gesehen; was macht Dein alter Vater? Ach, Du hast das Kreuz nicht? Hier nimm, ich gebe es Dir.“

Und nun riefen die bezauberten Soldaten untereinander: „Der Kaiser kennt uns Alle; er kennt unsere Familien; er weiß, was wir gethan haben!»

Allenfalls konnte Napoleon in diesem Falle gleich mit Schillers Wallenstein (Act 3, Sc. 15.) rufen:

»Ich vergesse Keinen,
Mit dem ich einmal Worte gewechselt.“

Denn sollte sich wohl Wallenstein nicht einer ähnlichen List bei seinen Truppen bedient haben?

Anekdoten.

Ein Fürst hatte in seinem Gemache eine große Summe Geld ungezählt und offen auf einem Tische liegen, und stellte sich an, als wenn er schliefe. Einer seiner Diener, in der Meinung, er schlafe wirklich, nahm eine Handvoll zu sich. Kurz darauf erwachte der vermeintlich Schlafende, und hieß den Diener eine Handvoll von dem Gelde nehmen. Nach vieler Weigerung langte er endlich zu, „Nun zähle das, welches Du schon vorher genommen, um zu sehen, welches Mal du das Meiste ergriffen hast,“ sagte der Fürst. Zitternd that der Diener, was ihm befohlen ward. Der Fürst ließ es dabei bewenden, und fügte nur noch hinzu: Nicht alle schlafen, welche die Augen geschlossen haben.

Schon bereits ein halbes Jahr saß Einer gefangen, auf den der größte Verdacht mehrerer gewaltsamer Einbrüche haftete, — indessen, man hatte mit einem Stummen dem Scheine nach zu thun, und so war schlechterdings nichts heraus zu bringen, und die wirklichen annehmbaren Zeugen fehlten. Was war hier anzufangen? Der Richter ließ ihn kommen, und benachrichtigte ihn, daß er frei sey; — aber der Verdacht haftete zu sehr auf ihm, als daß er in der Stadt geduldet werden könne, er würde daher zur Stadt hinaus über die Gränze gebracht. Die triumphirende Miene des Verdächtigen entging dem Richter nicht. Er entließ ihn, rief ihm aber schnell nach; „Zu welchem Thore hinaus wollt ihr gebracht werden? — „Zum Bockenheimer.“ erwiederte schnell der Stumme. —

Ein Engländer speißte einst in einer großen Gesellschaft. Ein Gewitter stieg auf, ein Blitzstrahl schlug in das Zimmer, warf den Bedienten, der den Engländer bediente, zu Boden, jedoch ohne ihn zu verletzen, und erschreckte die Gesellschaft aufs Aeußerste. Jener wandte sich darauf ganz ruhig um, und sagte zu dem Bedienten: Erinnere mich morgen doch, daß ich einen Blitzableiter auf das Haus setzen lasse.

Räthsel.

Die Hofdame.

In fernen Landen thront ein fürstlich Weib
Mit herrlichem Gefolge, das du kennst;
Doch eine nur der Dienerinnen ist
Dir ganz bekannt, auch ihr die Fürstin hold.
Wie liebreich weilt auf dieser Dienerinn
Der Fürstin helles Aug, der sie viel,
Wie viel verdankt! D'rum läuft nach ihrer Frau
Die Dienerin, wenn kaum der Tag begann;
Da trifft ein Strahl sie aus der Fürstin Aug,
Und rosig blüht ihr schönes Angesicht,
Und Freudenthränen glänzen hell darin,
Das freut die Fürstin, und es spürt die Huld
Die frohe Magd und seelig lächelt sie,
Und geht ans Werk des Tages, und festonirt
So prächtig, destillirt, und kocht und bratet,
Deckt ihren Tisch, besetzt die Teppiche
Mit Wohlgenüßen manigfaltiglich;
Die Fürstin hilft, doch ißt sie nicht davon.
Und ist des Tages Arbeit nun gethan,
So nimmt sie Abschied von der hohen Frau,
Erröthet wohl, ob sie's auch recht gemacht.
Und trauernd geht sie, noch in Trauer schön.
Da geht Ihr Kammerdiener wohl voran,
Ein schöner Mann mit silberner Livree,
Der seinen Glanz der Fürstin einzig dankt,
Und wacht bei ihr, indeß sie schläft und läuft,
vißt: die Dame wandelt in der Nacht.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 18tes Stück.

Hugo von Pajens.

Erzählung von Friederike Lohmann.

Auf der stolzen Burg am Ufer der Mulde, die von niedrigem Hügel weit ins Land schaute, hielt Frau Gertrud, Markgraf Heinrichs von Meißen und Eilenburg Wittwe, einen sittigen und fröhlichen Hof. Mit ihrem Sohne, Heinrich dem Jüngern, wurden eine Anzahl ritterlicher Jünglinge zu den Waffen gebildet, schöne Mädchen umgaben die noch jugendliche Gertrud, Gesang und Saitenspiel, Tanz und Waffenübungen wechselten mit einander, die Hallen des Schlosses, und die weiten Höfe zu beleben. Meistersänger feierten in reichbelohnten Liedern die edle Gräfin, die Thaten ihres heimgegangenen Gemahls, und lehrten den Jünglingen die Harfe schlagen, um Liebe und Frauenlob schüchtern zu besingen. An der Tafel bedienten die Edelknaben ihre Dame, pflegten ihre Falken, begleiteten sie auf die Jagd, zäumten ihr Roß, und waren ihr überall zur Seite, mit jener leidenschaftlichen Ergebenheit, die das romantische Ritterthum, diese wunderbare Blüthe einer fernen Zeit — ihnen zur heili-

gen Pflicht machte. Die schöne Frau freute sich des Einflußes auf die feurigen Gemüther, sie nützte ihn gern um zu tapfern und edlen Thaten zu begeistern, und oft war ein Band aus ihrem Haar, eine Spange von ihrem Arm der Preis, um den die jungen Helden ehrenvolle Gefahr bestanden, und mit rühmlicher Eifersucht einander zu übertreffen suchten.

Neben dem kühnen, hochstrebenden Heinrich, der, schon bei der Geburt vaterlos, die Markgrafschaft Meißen in der Wiege erbte, stand zunächst in der Liebe der Markgräfin, Hugo von Pajens, ein junger Ritter aus Lothringen, der Sohn einer ihrer Jugendfreundinnen. Er war ernster und stiller, von tieferem Sinn, als seine Gefährten, weicher als der stolze Heinrich, aber nicht minder tapfer, voll Begeisterung für alles Große und Schöne, schwärmend für seinen Glauben, und die hohen Helden, die ihn schützten. Schon als Kind lauschte er am liebsten den Erzählungen vom heiligen Grabe, von Jerusalems Befreyung, von König Gottfried, der keine Krone tragen wollte, wo der Herr in Niedrigkeit wandelte, von dem heiligen Georg, der dem Heere auf blendend weißem Pferde voranzog, und den Christen den Sieg über die Ungläubigen gab. Sein dunkles Auge glühte bei solchem Gespräch, und hing mit Begeisterung an den Lippen des Erzählers, in seinem Innern wuchs der mächtige Wunsch auf, einst wie die Helden des ersten Kreuzheeres zu kämpfen, Thaten zu thun, die neben den ihrigen genannt werden durften, und den kriegerischen Lorbeer mit der Palme des christlichen Streiters zusammen zu flechten. Der Schauplatz, auf welchem seine Kindheit blühte, war jedem Falle günstig, doch schloß er fest die Hoffnungen seines Herzens aus. Arm und Elternlos, hatte er Zuflucht in einem Kloster gefunden, seine Bestimmung war das Mönchsgewand, er hatte niemals einen Ritter

gesehen, nur von besuchenden Pilgern hörte er, was ihn entzückte. Aber eine Pflanze, die zufällig im düstern Kellergewölbe aufsprost, dehnt sich weit aus, um mit grünender Spitze den einzigen Lichtstrahl zu suchen, den die entfernte Oeffnung bietet, und das kräftige, glühende Gemüth des Knaben bildete sich selbst, unter abgelebten Greisen, und in prangenden Mauern für einen freyeren Wirkungskreis aus. So war er zwölf Jahr geworden, als die Markgräfin Gertrud, seiner Mutter Jugendfreundin, von ihm hörte, und den Entschluß faßte, ihn zum Gefärten des jungen Heinrichs zu machen. Ihr Bote langte im Kloster an, fand keine Schwierigkeit, und führte den glücklichen Hugo mit sich in die Welt, in die schöne lachende Welt, die ihn mit tausend Reitzen willkommen hieß.

Waldemar, so hieß Gertruds Diener, war ein alter Meistersänger, wie sie damals jede Hofburg hegte, ein geehrtes Mitglied des Markgräflichen Hauses, den lange Erfahrung, weite Reisen, eine lebhafte Einbildungskraft, und seine hochgeachtete Kunst, der Gräfin unentbehrlich gemacht hatten. Wie er mit geübter Hand die Saiten der Harfe rührte, war ihm früher auch das Schwerdt nicht fremd geblieben, in manchem Streit hatte er Ekbert von Thüringen, Gertruds Vater, und ihrem Gemahl zur Seite gestanden, seine Töne hatten ihre Vermählung gefeiert, und die Todtenklage über den verlornen Gatten durch die weiten, verödeten Säle gehallt. Weit umher gab es kein bedeutendes Ereigniß, das Waldemar nicht kannte, keine Kunde der grauen Vorzeit, die nicht in seinem Munde ein liebliches, oder schauriges Gewand annahm, um den Hörer mit Lust und süßer Bangigkeit zu erfüllen, ja die fernen Gegenden jenseits des Meeres, waren ihm heimathlich, und seine Erzählungen zogen den Nebelschleier hinweg, der sie einhüllte. — Welch ein

Beglücker war dieß für Hugo, und welch ein Zuhörer der entzückte Knabe! Hier endlich sah er einen Mann, der an jener Stätte des Heils mitgefochten hatte, diese Augen hatten das heilige Grab, den Jubel des Einzuges in Jerusalem geschaut, er konnte die Hand fassen, die das Schwerdt für die Sache Gottes führte! Kaum war die herrliche Entdeckung gemacht, als tausend Fragen den Greis bestürmten, und Feld und Wald, Schiff und Herberge, nur Schauplätze für Waldemars Erzählungen wurden. —. Aber Du siehst nichts von dem, was uns umgiebt, sagte der Harfner lächelnd, als sie über den Rhein schifften. Schau doch auf die Burgen und Thürme, auf die alten Städte, und die prachtvolle Natur, und laß mich auch etwas davon erzählen. Daheim giebt es Stunden genug für meine Pilgerfahrt. — Und nun begann er die Kunde von Bischof Hattos Thurm, der düster vor ihnen lag, und des Knaben Augen wurden finster, und hingen an den unheimlichen Mauern, bis eine neue Geschichte sie wieder an den Mund des Harfners heftete.

Sie kamen nun in dem Schlosse an, daß mit seinen weiten, prächtigen Hallen, ein entzückender Anblick für den Klosterknaben war. Hier sah er sich zum ersteamal von zarten Frauenarmen umfangen, die schöne, reichgeschmückte Gräfin liebkoste ihn, und suchte mit nassen Augen die Züge ihrer Gespielin in den seinigen auf, auch Heinrich und die Edelknaben hießen ihn willkommen, zogen ihn in ihre Spiele, deuteten ihm die vielen Wunder einer ganz fremden Umgebung. Aber mitten in diesen Freuden traf ein Stachel sein Herz, als er die Uebungen der Knappen sah, und sein eigenes Ungeschick hocherglühend empfand. Heinrich, zwei Jahre jünger als er, tummelte schon ein muthiges Roß, und warf eine Lanze, während er nur ein wenig zu lesen verstand und etwas La-

kein wußte, Künste, nach welchen hier Niemand fragte, und die er selbst weit geringer achtete, seit ihn die Mauern des Klosters nicht mehr einschlossen. Seine Wangen brannten vor Schaam, und eine Thräne stand ihm im Auge, wie er sich an den Waffenmeister wandte, ihn um Unterricht zu bitten; auch hatte der alte Mann noch keinen so eifrigen Schüler gehabt, und bis sich Hugo mit den Andern messen konnte, schien selbst der Harfner und seine Erzählungen vergessen. Dann waren seine besten Stunden die Abende in der großen Halle, wo die Knappen im Kreise saßen, die Waffen zu putzen, während Waldemar Märchen und Geschichten mit Harfenspiel und Gesang begleitete; niemals zerstreute da etwas seine Aufmerksamkeit, in seinem beredten Auge malte sich die Welt ab, die der Sänger vor ihm aufthat, alle Gefühle strahlten treu aus diesem Spiegel zurück; darum liebte ihn Waldemar vor allen, und sah mit Vergnügen, daß er Gunst gewann, von der Gräfin, bis zum niedrigsten Diener. Gertrud zog ihn bald ihren übrigen Edelknaben vor, er stand hinter ihrem Stuhl, kredenzte ihren Becher, führte ihr Pferd an die Pforte, und half ihr in den Bügel, er trug ihr langes schleppendes Gewand, wenn sie in die Kapelle ging, aber er trug auch Heinrichs Waffen, wußte sie so gut zu führen, wie der Fürstensohn, und das wildeste Roß war ihm das Beste. Beim Tanze wählte jedes Fräulein am liebsten seine Hand, alle neideten die Eine, mit deren Farbe ihn Gertrud zum ersten Turnier schmückte, und manches Blümchen fiel vor ihm nieder, ein heimliches Geschenk stiller, verschämter Liebe. So in den hochgespannten Gefühlen des glänzenden Ritterthums, umgeben von einer Wirklichkeit, die wir jetzt nur in romantischen Dichtungen bewahren, genährt mit den Erzählungen christlicher Legenden, den Geschichten der Märtyrer, den Thaten frommer Glaubenshelden, von sittigen

Frauen geleitet und gebildet, wuchs der Knabe zum Jüngling auf, ein Held unter Helden, aber empfänglich für alle stilleren Empfindungen, mit einer inneren Glut, die alles verklärte, was er sprach und that, schön wie ein kriegerischer Engel, der die Milde seiner Abstammung in den glänzenden Blicken trägt.

Ein stürmischer Herbstabend hatte drei von den Knappen auf der Jagd überfallen, und in einer dichten Waldung, die sich links von der Burg meilen weit hinzog, waren sie im Dunkeln von einander getrennt worden. Große eisige Tropfen fielen strömend vom Himmel, die halbnackten Bäume verdoppelten die Fluth, Hugo führte sein Pferd mit Mühe durch das Gestrüpp, der Pfad ward immer wilder und enger. Da schimmerte ein Lichtstrahl durch die Finsterniß, und ward dem Wanderer zum Ziel, das er beharrlich verfolgte, obgleich kein gebahnter Weg ihn dahin zu führen schien. Sein Auge hing an dem hellen Sternchen, und seinem Sinne schwebte die heilige Geschichte vor, wie ein glänzendes Licht die drei Könige zum Ausfluß alles Lichtes leitete. Endlich öffnete sich der Wald, ein freier Platz erschien, und aus den Fenstern eines kleinen Hauses schimmerte die gastliche Helle; er überschritt die niedliche Umzäunung, band sein Pferd unter das Vordach, und horchte aufmerksam, denn leise Harfentöne klangen in sein Ohr, und eine tiefe Stimme sang eine schwermüthige Weise dazu, die zuweilen bis zu schauerlicher Wildheit schwoll, und wieder mit herzzerreißender Klage wechselte. Er glaubte, im Nähergehen, Waldemars Töne zu erkennen, öffnete die Hüttenthür und trat gebückt in den äußern Raum, von wo er das offene Gemach übersehen konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. Bei einer spärlich leuchtenden Lampe, sah er eine alte Frau mit der Spindel sitzen, neben ihr — fast zu ihren Füßen, ein Mädchen, in geringer Tracht, aber

von wunderbarem Liebreiz. Ihre Stirn, die goldene Locken umflossen, deckte ein kleiner weißer Schleier, die glänzenden langen Flechten hingen unter ihm hervor, bis an den Boden, die Hände hielt sie gefaltet vor sich, die frommen blauen Augen sahen tief bewegt nach dem Harfner, der dicht am lodernden Feuer saß, und, seine kleine Harfe im Arm, ihre Töne weckte. Sein langer, weißer Bart, und die tiefen Furchen seines Gesichts, der Blick, der, ohne äußere Gegenstände zu beachten, ein Gebild der Phantasie anzuschauen schien, die rothe Glut des Feuers, das ihn umstrahlte, machten seine Erscheinung seltsam schön; Hugo wagte es nicht, durch seinen Eintritt die Begeisterung des Sängers, die Ruhe der Frauen zu stören. Was Waldemar sang, erkannte er bald für die Geschichte Ekberts von Thüringen, der durch blutigen Mord sein Leben in einer Mühle verlor; er sang die schaurige Nacht, das Kommen der Mörder, den stillen lautlosen Morgen nach der That, die Zerstörung der unheimlichen Mühle, die Reue der Thäter. Und wie nach Jahren, in nächtlicher Stunde, die stillstehenden Räder Leben gewannen, lautes Klagen das Haus durchzog, und der ruhelose Schritt der Müllerin Gänge und Gemächer durchhallte. Und wie er es sang, stand es da vor dem Hörer, nicht vergangen, nein gegenwärtig, durch den Zauber der Tonkunst ins Leben gerufen, herzergreifend, schauerlich, und doch anziehend. —

Der Harfner hatte geendet, eine lange Pause folgte, bis das Mädchen mit silberner Stimme sagte: Gott sey den reuigen Seelen gnädig! — Der Himmel war bei diesem kurzen Gebet in ihrem Auge, und Hugos Herz fühlte eine Regung, die es nicht verstand. Noch stand er in ihrem Anschauen verloren, als ein Knecht durch die Hausthür trat, und ein großer zottiger Hund ihn bellend anfiel; das Mädchen erhob sich vom Schemel, alle Au-

gen wandten sich nach der Thür, mit dem Knechte ging der junge Ritter über die Schwelle, und ward von Waldemar verwundert aber freundlich begrüßt. Der Harfner nannte der Hausfrau seinen Namen; auch ihn hatte das Unwetter in das befreundete Haus geführt, jetzt trat er ans Fenster, die riesigen Wolken zu beobachten, die der Sturm über die schmale Mondsichel jagte.

Noch eine kurze Zeit, so wird der Himmel hell seyn, sagte er, und wir nehmen den Rückweg zusammen, Junker Hugo! Bis dahin setzt Euch an meinem Platz zum Feuer, wenn Frau Brechta es vergönnt, ihr seid naß vom Regen, ich bin schon erquickt. Aber meine Seele ist sehr erschüttert! Ich habe ein Blatt aufgerollt, daß ich nicht ungestraft anschaue, ein schwarzes Blatt meines langen vielbewegten Lebens!

Blickt in die sonnenhellen Stunden, die darauf folgten, lieber Vater! sagte das Mädchen schmeichelnd, damit Euch wieder wohl werde, unter unserm Dach. Warum stimmtet ihr auch jene traurige Mähr an, Ihr wolltet uns ja etwas von dem Zuge der Pilger erzählen, und begannt das schöne Lied, von Jerusalem der Stadt Gottes.

Du hast Recht, Hatteburgis, erwiederte der Greis tiefsinnig, aber der Geist der Trauer schwebte unsichtbar über mir, meine Finger mußten die Saiten für das Entsetzen wecken. Wer sagt uns, was den Flug der Gedanken leitet, wie der Wind ein Schiff treibt, dahin, wohin der Steuermann nicht will. Heute kann die Harfe nun kein Siegeslied mehr tönen. Aber erzählen will ich dir, was du begehrst. Vielleicht ist mein Leben nur noch kurz, und mir nicht oft mehr vergönnt, mich an den wundervollen Erinnerungen zu laben.

Der Harfner setzte sich neben Hugo, Hatteburgis nahm ihren vorigen Platz ein, und der Greis begann:

Als mein Herr, Markgraf Ekbert, todt war, ward ich heimlos im Vaterlande, und folgte mit hunderttausenden dem Rufe Urbans ins heilige Land. Seine Stimme, wie sie begeistert sprach: Gott will es haben! tönte durch alle Länder; Weiber und Männer, Jungfrauen und Kinder zogen mit aus, alle von Einem Geiste beseelt, Hab und Gut verlassend, und die Gefilde des Vaterlandes freudig mit den Wüsten Syriens vertauschend. An unserer Spitze stand ein Mann Gottes, Adhemar, Bischof von Puy, der rechte Stellvertreter des heiligen Vaters, unser aller Vater und Vorbild. Wir zogen unter nahmenlosen Beschwerden und Gefahren den langen Weg, doch unser Glaube hielt uns, lehrte uns kämpfen, Hunger und Mangel, Hitze und Durst ertragen; wie ein leuchtendes Hoffnungsbild stand die heilige Stadt, das Ziel unserer Wallfahrt, vor uns. Ach, nur wenige sollten sie sehen! Zu tausenden unsrer Brüder sanken dem Würgengel der heißen, wasserlosen Wüste, den Pfeilen der Ungläubigen zum Opfer, sie starben wie Märtyrer, und wir beklagten sie nur, weil sie nun nicht mit uns einziehen konnten in Zion. In Antiochien wartete unser der Tod in der schrecklichsten Gestalt, eine furchtbare Seuche fiel uns an; gleich der Sense des Schnitters riß sie hin, was zu Jenseits reif war, auch Adhemar starb, nach einem Krankenlager von wenig Tagen. Ich stand mit zwei Mönchen an seinem Bette, wie er entschlummerte, schon bedeckte Todesblässe das ehrwürdige Gesicht, und während jene leise beteten, riß mich der Schmerz zu lauter Wehklage hin. Da öffnete der Sterbende noch einmal das erloschene Auge, sah um sich her, und sprach mit kräftiger Stimme: Wer klagt um den Scheidenden, der die Wallfahrt vollbracht hat, und hält die fliehende Seele auf, wenn sie den Fittig entfaltet, dem Staube zu entfliegen, Pilger! mir winkt das himmlische Jerusalem, aber auch

das Irdische werde ich mit Dir schauen. Wisse! wir alle werden bei Euch seyn, wenn ihr einzieht in Gottes Stadt, unsrer keiner wird Euch fehlen. — Der Vater hat hohen Lohn bereit, für die, so für sein Heiligthum sterben! —

Das Pilgerheer trauerte um seinen Führer, bis es eintrat in das Heer der Verheißung. Aber — o! daß meine Zunge mit feurigen Flammen mahlen könnte, was mein Herz empfand, als endlich jenseits Cäsarea, die Namen: Libanon, Carmel, Emaus, in mein Ohr drangen, als jeder Schritt auf dem geweihten Boden mich mit seeligen Schauern durchbebte, als auf dem Gipfel des Oelbergs, nur durch das Thal Josaphat von der heiligen Stadt getrennt, ihre Tempel und Häuser vor uns lagen, unsre ganze Schaar niederfiel, laut rufend: Gott will es! wir sind da! Freunde sich umarmten, Feinde sich versöhnten, und unsere Gefahren so klein schienen, wie eine vorübergezogene Wolke, die am Rande des Oceans schwimmet, von der Sonne wiederkehrenden Glanze vergoldet. —

Mancher Kampf stand uns noch bevor, mancher abgeschlagene Sturm prüfte Muth und Glauben. Doch am 15. Julius 1099 stand Gottfried von Bouillon auf den Mauern von Jerusalem. Fragt mich nicht nach den Bildern der Eroberung, sie mögen schlafen, daß ihre blutigen Schatten das rosige Helldunkel der Erinnerung nicht verfinstern — aber welch eine Nacht brach nun an, die uns ruhend an derselben Stätte beschattete, wo der Herr litt, starb und auferstand! welch eine Nacht, heller als alle früheren Tage des Lebens; sie brachte die unwandelbare Hoffnung, uns allen sey Heil, ja der Himmel erworben. Am andern Tage wallfahrtete das ganze Heer, mit bloßen Füßen, ohne Waffen, in die Auferstehungskirche, christliche Priester empfingen uns hier, dan-

kend für die Lösung aus unwürdiger Knechtschaft, und wir priesen Gott, mochten uns nicht satt sehen an den heiligen Denkmalen, lagen im Staube, bekannten unsere Sünden, und fühlten Begnadigung. Da blieb kein Auge trocken, doch wie wir die begeisterten Blicke hoben, siehe! da wurden wir mit schauerlicher Freude gewahr, wie die Schaar der Todten, gleich leichten Schatten uns umschwebten, und zu jeglichem gesellten sich verlorne Freunde, das irdische Auge konnte sie sehn, konnte ihre Herrlichkeit begreifen, und in ihren Blicken den Abglanz des Himmels erkennen. Da war auch Adhemar mitten unter uns, wir alle hatten ihn erblickt, und wie wir den Schimmer des Jenseits nicht mehr ertrugen, sanken wir abermals nieder, und verharrten in stummen Gebeten und strengen Fasten, bis die Nacht ihre Schleier über das Land breitete. — O Brechta! Hatteburg! Hugo! der alte niedrige Mann, der zu Euch spricht, neidet Könige nicht um ihre Kronen, wenn er jener Stunden gedenkt. Möchte meine Harfe Engelsmelodieen hallen können, dann sollte sie die Seeligkeit ausströmen, für die es keine Zunge, und keine Sprache giebt!

Vater! Dein Gesicht spricht sie aus, sagte Hatteburgis, Du hast uns einen Theil davon gegeben. O Mutter, das ist ein schöner. herrlicher Abend, ich werde ihn nie vergessen.

Und das habt Ihr mir noch nimmer erzählt, Meister? rief Hugo aus, und ich höre es nur, weil ein glücklicher Zufall meinen Schritt unter dieses Dach führte? —

Nicht in jeder Stunde erscheinen die seeligen Geister unserer Vergangenheit, mein Sohn, erwiederte der Greis! sie wählen sich die rechte, geweihete aus, und leihen ihr einen Glanz, wie ihn der Mond von der Sonne empfängt. Auch waren oft, wenn ich zu dir sprach, die rohen Kinder

der Welt zwischen uns, die nicht glauben, ohne zu schauen. Hier ist kein Herz, das nicht bereitet wäre, für das Unsichtbare, keins, das mich nicht verstände, wenn ich wünsche, noch einmal an jener Stelle zu beten, und vielleicht den müden Leib einst hinzulegen, unter die Palmen des gelobten Landes. — Aber seht! der Mond wirft weißen Schein durchs Fenster, die Wolken sind vorübergezogen; Hatteburgis! gieb mir die Harfe, wir haben noch einen weiten nächtlichen Weg. —

Hatteburgis stand auf, und hing die Harfe über Waldemars Schultern, Hugos Augen ruhten gefesselt auf ihr, denn das Andenken an des Sängers begeisterte Rede verschmolz mit ihrem lieblichen Bilde; Beides blieb unauslöschlich in seiner Seele. Freundlich wünschte ihnen Brechta Gottes Schutz, das Mädchen küßte des Harfners Hand, grüßte den jungen Ritter mit reizender Verschämtheit, und nun traten die Beiden in die dämmernde Gegend hinaus, Waldemar voll Gedanken an die frühere Zeit, Hugo mit Gefühlen, die er sich selbst nicht deutlich zu machen wußte. Auf des Jünglings Bitte bestieg der Harfner sein Pferd, er selbst ging schweigend nebenher, und schaute von Zeit zu Zeit die matt beleuchtete Gestalt des Greises an, wie er mit fliegendem Gewande, seine Harfe im Arme, langsam vorwärts ritt, während der Sturm, vor welchem sich die Wolken theilten, geisterähnliche Töne durch die Saiten rauschte. So waren sie stumm ihren Weg gezogen, bis das Schloß hellleuchtend vor ihnen lag.

Junker! sagte der Harfner, ich war wohl ein schlechter Gesell, auf dem langen Wege. Aber mich dünkt, auch Ihr habt geträumt. Sprecht, wo weilt Eure Seele? —

In der Hütte, Meister! und bei Eurer Erzählung, antwortete Hugo. Ihr habt die früheste Sehnsucht mei-

ner Kindheit nachgerufen. Möchte ich meinen Arm einst waffnen, mit den Christen in Palästina! Mir ist, als winkte mein Engel dahin, und Hatteburgis Züge sind es, in denen er erscheint. Hütte Dich, junger Mann! an das Mädchen zu denken, sagte Waldemar ernst. Sie ward dem Kloster in der Wiege verlobt, als der Herr ihrer Mutter bedrohtes Leben rettete, auch wünscht ihre fromme Seele keine andere Bestimmung. Suche die Hütte nicht wieder auf. Droben im Schlosse, unter den Augen der Markgräfin blühen die Blumen, nach denen Du schauen magst. Horch! schon tönt die Musik durch den sausenden Sturm, Du hast einen Theil des Reihentanzes versäumt. — Ich werde diese Nacht nicht tanzen, erwiederte Hugo, indem sie sich langsam der Pforte nahten. Sie öffnete sich, er brachte sein müdes Thier zur Ruhe, und floh in die Einsamkeit, die ihn zum erstenmal wünschenswerth ward. Denn wenn die Kindheit, die erste Jugend des Herzens, hinter uns liegt, steht jenseits ihrer goldenen Thore, die Freundin reiferer Jahre, die schweigende Einsamkeit, fordert ihren Antheil an Leben, Liebe und Leiden, und bietet eine Fülle des Genusses, den wir früher nicht in ihrem Schatten verborgen wähnten!

Hugo suchte die Hütte nicht auf, aber er sah Hatteburgis oft in der Messe, wenn er seine Dame begleitete, und das Gefühl für sie wuchs unter der Hülle schweigender Anbetung. Auch Hatteburg vergaß den Jüngling nicht, der Platz in ihrer Hütte, wo er am Feuer saß, war ihr lieb geworden, in ihren stillen Träumen erschien sein Bild, und der Harfner, den sie immer gern sah, ward mit zarterer Freude von ihr begrüßt, seit sie ihn in Gedanken mit Hugo verband. Doch erwähnte Waldemar den Namen des Ritters nie, und Hatteburgis bedurfte

dessen nicht, ja es würde sie aus ihrer Ruhe aufgeschreckt haben, hätte sie Wunsch und Sehnsucht in ihrer stillen Seele gefunden. Friede und Wohlwollen füllten ihr Herz, sie wußte kaum, daß ein erhöhtes Gefühl sich ihnen zugesellt hatte, denn der ritterliche Jüngling stand der demüthigen Jungfrau so fern, wie die Sterne, denen sie ja auch den Blick in Liebe und Verwunderung zuwandte. Ihre Tage verfloßen einförmig und glücklich an der Seite ihrer Mutter, die Pflege der schwachen Frau war ihr Geschäft, die Natur ihre Erholung; Niemand besuchte ihr Haus, als Waldemar, der zuweilen, doch selten einsprach, und alljährlich eine Nonne, aus dem Kloster Roßleben, der Mutter Anverwandte. Sie selbst verließen ihre Heimath nur, um in der Kapelle bey Eilenburg zu beten, und hier war es, wo Hatteburgis und Hugo sich sahen, Eins dem Andern nahe, durch gemeinsame Andacht, aber nur durch Miene und Blicke die Regungen der Herzen verrathend. Dieß stille Einverständniß ward unbemerkt das Glück der armen Hatteburgis, und sie empfand eine schmerzliche Leere, als einstmals ein fremder Knabe der schönen Markgräfin mit dem Brevier folgte, und sie den gewohnten Begleiter vergebens in ihrer Nähe erwartete. Traurig verließ sie die Kirche, ging mit gesenktem Haupte durch die grüne Waldung, deren luftige Hallen tausend Vögel belebten, und beineidete der Mutter Freude an dem Blühen und Leben des Frühlings.

Er ist nicht mehr hier, dachte sie, wie sie daheim bei der Spindel saß, und in den feinen Faden des Herzens Gedanken einspann. Er ist fort, und wohl mir, daß es so ist. War nicht heute meine Andacht gestört, als sein Blick mir fehlte? O Hatteburgis! Du hast an einem Abgrund gestanden; Gott hat dem eiteln Herzen einen geheimen Götzen geraubt, dem es an der Stätte

huldigte, wo nur der Herr es sonst erfüllte. Sein Nahme sey gelobt! —

(Fortsetzung folgt.)

Treffende Antwort.

Karl der Dritte, seit 1734 König beider Sizilien, und nach dem Tode seines Halbbruders, Ferdinand des Sechsten, im Jahre 1759 zum Beherrscher der spanischen Monarchie erhoben, zeigte anfangs einen rühmlichen Eifer, in Spanien mancherlei Mißbräuche abzuschaffen, und die Kultur des Bodens und seiner Bewohner zu befördern. Sogleich bei seiner Ankunft in Madrid, da ihm die Unreinlichkeit der Straßen in's Auge fiel, beschloß er, durch bessere Polizeianstalten diesem eckelhaften und der Gesundheit nachtheiligen Unwesen zu steuern. In dieser Absicht gab er seinem Minister Squillace den Befehl, den aufgehäuften Unrath wegräumen zu lassen, und zu verbieten, daß der Kehricht aus den Häusern ferner auf die Straßen geworfen werden dürfte. Die Einwohner murrten darüber; sie glaubten, die Ausdünstungen des Unraths trügen zur Erhaltung der Gesundheit bei, und sie fürchteten von dessen Wegräumung gefährliche Folgen. Der Madrider Pasquino ließ sich sehr beißend aus über die Verfügungen der neuen Regierung. Squillace hielt sich verbunden, die Klagen des Publikums vor das Ohr des Regenten zu bringen. „Mein lieber Squillace! antwortete der König, lassen Sie das gut seyn. Die Madrider sind wie die Kinder. Diese schreien auch, wenn man sie aus dem Schlafe weckt, um sie vom Unrathe zu reinigen; aber wenn es geschehen ist, schlafen sie desto besser.“

Wort-Räthsel.

Ich bin ein kleines aber tapfres Wesen,
Der erste stets nach Recht und Billigkeit,
Wo andre sind, bin ich schon längst gewesen,
Ein Held, der selbst Gefahr und Tod nicht scheut.
Nie wirst Du mich im Hintertreffen sehen,
Ich pflege stets im ersten Glied zu stehen.

Mein Rath ist seit undenklich langen Zeiten
Von Jedermann als bester anerkannt,
Und dennoch bin ich Grund zu vielen Streiten
Wenn man bei mir ein festes Urtheil fand.
Nur, bitt ich, laß den Witz nicht mit mir spielen,
Du möchtest sonst die üblen Folgen fühlen.

Willst Du mich suchen? — Gern bin ich erböthig
Zu sagen Dir, wo ich zu finden bin. — —
Zuerst bin ich durchaus beim Tanze nöthig,
Und jeder strebt nach mir mit festem Sinn.
Bei Heut' und Morgen suchst Du mich vergebens,
Doch Gestern zeigt dir Spuren meines Lebens.

Bei einem Schneider bin ich dann zu finden,
Wenn du mit ihm beim frohen Mahle bist:
Auch pfleg ich mich dem Munde zu verbinden,
Nur daß ein solcher nie willkommen ist.
So bin ich auch bei manchem Schuß zugegen,
Deß Kugeln aber nie zu tödten pflegen.

Wer mich der Sorge weiht, wird's nie bereu'n;
Gewiß flieht sie, wenn sie mein Daseyn spürt.
Auch darfst Du Dich vor keinem Schlage scheuen,
Der jemals Dich, mit mir vereint, berührt.
Und hast Du mich bis jetzt noch nicht erkannt,
So wiß': — ich bin im Räthsel selbst genannt.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 19tes Stück.

Charade.

Erste Sylbe.

Das Schifflein wogt, vom Himmel stürzen Blitze,
Der Donner rollt, und aufgeweckt vom Wehen
Der Stürme, die durch seine Tiefen gehen,
Empört das Meer sich aus der Urnacht Sitze;
Bald tanzt das Schiff auf einer Welle Spitze,
Bald wird's im Abgrund schon nicht mehr gesehen,
Und wo die Wirbel wüthender sich drehen,
Strömmt Untergang durch die geborstne Ritze. — —
Da rufts im Mastkorb mit des Jubels Toben,
Da steigt es fern empor gleich einer Brücke,
Die hinführt aus dem Elend zu dem Glücke,
Und alle Hände sind zu Gott erhoben.
O Himmelswort! das Rettung jetzt soll bringen,
Laß alle Schiffenden dich bald erringen.

Zweite Sylbe.

Der Wandrer wallt, ihn faßt des Waldes Grausen,
Die Sonne sinkt, es ist kein Stern zu schauen,
Dem er sich auf dem Pfade mag vertrauen,
Nur Nachtsturm hört er durch die Wipfel sausen.
Die Felsen droh'n, er hört den Sturm erbrausen,
Der unter ihm ertost, nicht Brücken bauen
Sich über ihn, schon nahen sich die Klauen
Der Raubthier', die in finstrer Höhle hausen.

Da wird die Nacht von einem Strahl gelichtet,
Der nach und nach sich mehrt zu reinem Glanze,
Glorreich ersteht der Gott im Strahlenglanze,
Der mild den Streit der finstern Stunden schlichtet;
Gerettet von der Nächte bangen Sorgen,
Ist froh durch ihn der Wanderer geborgen.

Das Ganze.

Die Staaten schwanken, irr in seinen Wegen
Blickt um sich her der Bürger unter Zagen,
Noch will der Morgen nicht erquickend tagen,
Noch treibt das Schiff der Klippe wild entgegen.
Da soll Vertrau'n die Hand ans Ruder legen,
Da hat des Sonnen-Aufgangs Uhr geschlagen,
Und was die Zeit im Schooß als Keim getragen,
Entfaltet nun als Frucht den reichsten Segen.
O, schönes Band, das von dem Fürstenthrone
Vermittelnd sich zur kleinsten Hüte senket,
Und so auf rechten Pfad das Ganze lenket,
Daß Fried und Eintracht überall nur wohnen. —
Was Schiffern tönt, was Wandern tröstend scheinet,
Es ist in Deinem hohen Wort vereinet.

Hugo von Pajens.

(Fortsetzung.)

In solchen Betrachtungen waren Stunden verstrichen, oft entsank die Spindel der Hand, oft tanzte sie rascher am Boden, ohne daß die Seele der Spinnerin dem mechanischen Treiben folgte. Die Mutter hatte auf dem Lehnstuhl recht sanft nach der Wanderung geschlafen, und war erst eben erwacht, als der Knecht die Thür öffnete, einen unbekannten Reisigen einzulassen. Er war von riesenhafter Länge, eine schwarze Feder auf seiner Helmhaube erhöhete noch die Gestalt, die gebückt eintrat. Sein Gesicht hatte etwas Wildes, Tückisches, und die eiserne

Rüstung, und volle Bewaffnung, gaben ihm kein freundlicheres Ansehen. Hatteburgis war aufgestanden, den Fremden zu begrüßen, aber unwillkührlich mied sie seinen forschenden Blick, es mießfiel ihr, daß er sich tiefer vor ihr beugte, als es ihr zukam, während er ihre Mutter bei Namen nannte, und mit nachläßiger Art, wie ein alter Bekannter grüßte. Brechta's schwache Augen schienen sich eine Zeit lang vergebens zu mühen, den Mann zu erkennen, endlich fragte sie verwundert: Seyd ihr es, Hedolf? oder täuscht mich mein blödes Gesicht? wäre Eure Stimme nicht noch in meinem Gedächtniß und Euer riesiger Wuchs, ich hätte Euch nimmer erkannt. Es sind vierzehn Jahr und drüber, seit ich Euch nicht sah.

So lange ich aus dem Dienst des Markgräflichen Hauses bin, ganz recht, erwiederte der Kriegsmann. Bin seit der Zeit wacker herumgekommen, und diene jetzt dem Konrad von Wettin.

Und Eure Mutter, Hedolf? fragte Frau Brechta, lebt sie und geht es ihr gut? Ich denke Ihrer oft mit Liebe. Sie war meine Pflegerin, in der schweren Krankheit, und meine Hatteburgis würde nicht leben, wenn sie sich nicht ihrer angenommen hätte. Damals wohnten wir hart an den Mauern des Schlosses, sie konnte sich über mich erbarmen, ohne ihre Pflicht bei der Gräfin zu versäumen. O sie war gar nicht stolz, für eine Hofdienerin, und scheuete sich nicht der geringen Freundin. Als unser Herr, Markraf Heinrich, die heilige Taufe empfing, und die Feste auf der Burg kein Ende nahmen, hatte ich überall meinen Platz, zuzuschauen. Ihr müßt es wissen, Hedolf, Ihr wart Einer von den Dienern, und wenn ihr alles aus den Schranken vertreiben mußtet, hattet Ihr geheimen Befehl, Eurer Mutter Bekanntin stehen, und schauen zu lassen.

Wart Ihr denn nicht selbst erst genesen, Frau Brechta? fragte Hedolf, mit scharfem lauernden Blick, und Euer Kind, war es nicht so jung, wie Herr Heinrich, den Ihr Markgraf nennt? Wie konntet ihr euch da unter die Menge mischen?

An einem Tage sind sie geboren, der Markgraf und Hatteburgis, antwortete Brechta. Aber er hatte fast ein volles Jahr, ehe er die Taufe empfing. Seine arme verwittwete Mutter mochte wohl ihrem Schmerz schier erliegen, als sie das vaterlose Kind gebar. Sie ging noch in dichte Schleier gehüllt, und weinte oft verstohlen bei alle dem Jubel; nur daß sie ein Knäblein zur Welt brachte, richtete sie auf. Aber Hedolf, Ihr vergeßt meine Frage. Sagt mir doch etwas von Frau Elsbeth, denn gewiß sendet sie Euch her.

Sie ist schon seit drei Jahren zur Ruhe, Brechta, erwiederte Hedolf kalt, gut hat sie wohl gelebt, sie hatte ja ihr Loos selbst gewählt, sonst weiß ich nicht viel von ihr. Ihr erinnert Euch, daß sie einen Vasalen des Klosters Altenzell heirathete, just vor fünfzehn Jahren, und mich gern zum Mönch gemacht hätte; das gefiel mir so wenig, als der Stiefvater. Der alte Fuchs hat auch ihre Habe mit mir getheilt. Satan weiß, wie ehrlich! — Doch das thut nichts, das ist der wahre Mann, der für sich selbst sorgt.

Also todt! sagte Brechta, auch todt, und gesammelt zu den Vielen, die schon droben wohnen. Ach, die Jugend weiß nicht, was das einsame Alter fühlt, wenn die Gefährten der bessern Tage heim gehen! — Wie Hatteburgis ihre Mutter weinen sah, kam sie ängstlich näher, und die Scheu vor dem wilden Hedolf wich ihrer sorgenden Liebe. Sie schmiegte sich an die alte Frau an, drückte ihre Hände, trocknete Ihre Augen, und bat sie mit Blick und Geberde um Ruhe und Schonung. Spre-

chen konnte sie nicht, die Worte kindlicher Liebe schienen Ihr entweiht, wenn sie, vor solchem Zeugen, das stille Herz verließen; schon des Kriegsmanns freies Benehmen that ihr weh. — Gebt Euch zufrieden, Brechta, fing dieser wieder an, wir müssen einmal alle dahin, früh oder spät, gleich viel. Jetzt möchte ich etwas Geheimes mit Euch sprechen, und die schöne Jungfrau bitten, uns ein halbes Stündchen allein zu lassen.

Hatteburgis sah ihre Mutter an, sie fühlte kindische Angst bei dem Gedanken, sie mit Hedolf allein zu wissen, aber Brechta hieß sie gehen, und sie setzte sich unter den großen Baum vor der Hütte, die Augen nach den kleinen runden Fensterscheiben gerichtet, die jedoch keinen Blick ins Innere verstatteten. Das Gespräch währte lange, die Dämmerung sank nieder, zuweilen hörte Hatteburgis Hedolf die Stimme erheben, endlich kam es ihr sogar vor, als ob der Mutter klagender Laut von Weinen unterdrückt werde. Jetzt hielt sie sich nicht länger, sie riß die Thür auf, und ging über die Schwelle. Da stand Brechta wirklich weinend vor dem Kriegsmann, und ein Wort des bittern Vorwurfs ging über Hatteburgi's Lippen. Hedolf sah sie höhnisch lächelnd an, verbeugte sich tief und sagte: ich gehe auf Euren Befehl, Jungfrau! aber wißt, Euer Glück ist in meiner Hand, und ich will es gründen, oder in der Bemühung untergehen.

Was will der Mann? fragte Hatteburgis die weinende Brechta, als er sie verlassen hatte; mich schaudert vor ihm. Mutter! soll ich die Knechte der Nachbarn aufbieten, uns zu schützen? soll der alte Humbert mit dem Hunde vor der Hütte wach bleiben?

Er ist kein Räuber, Hatteburgis, antwortete die Mutter, er dient einem hohen Herrn, und handelt nach dessen Willen, Gewaltthat fürchte nicht. — Frage mich

nichts, mein Kind, bleibe unwissend und glücklich, meine Tochter! — die Versuchungen der Welt sollen dir mit dem Willen deiner Mutter nicht nahen. — Ja, ich bin deine Mutter, Du bist mein Kind, mein Kind, mit Schmerzen erkauft, mit Freuden genährt, an mein Herz gewachsen mit tausend Banden. Der Vogel kennt sein Junges, und die Mutter trägt dasselbe Gefühl in der Brust, ihm vertraue ich, und wanke nicht. —

Erstaunt hörte das Mädchen diese leidenschaftlichen Worte an, sie wollte fragen, wollte bitten, trösten, beruhigen, aber Brechta sank erschöpft in ihre Arme, und die Nacht verging unter Sorgen an die ernstlich Kranke. Am andern Morgen war sie so schwach, daß sie nur wenig sprechen konnte, doch bat sie die Tochter, Hedolf und sein Gewerbe nicht zu erwähnen, und ihn zu vergessen, da er hoffentlich nicht wieder kommen werde. Hatteburgis schwieg also, doch aus ihren Gedanken vermochte sie das Räthsel des vergangenen Tages nicht zu verbannen; mit Schauder dachte sie an Hedolf, seine frechen Blicke, seine rauhe Stimme, die Ehrerbietung, die er ihr bewies, die sie bald für Hohn, bald für widriges Wohlgefallen hielt, machten ihr Herz beben. Was die Mutter seltsam wunderlich gesprochen hatte, begriff sie noch weniger, sie zwang sich nach langem Denken, es für Wirkung der Fieberangst zu erklären, auch schien Brechtas Ruhe, nach einigen Tagen, mit ihrer Erholung wiederzukehren, sie verließ das Bett, ging an des Mädchens Arm vor die Thür, in den warmen Sonnenstrahl, und Hedolfs Erscheinnng hatte nichts geändert, bis auf die heißere leidenschaftlichere Liebe, welche Brechta ihrer Tochter bewies. Stundenlang mußte die Jungfrau auf dem niedrigen Schemel vor ihr sitzen, sie strich ihr dann liebevoll das blonde Lockenhaar aus der Stirn, sah sie freundlich an, und zog sie wiederholt an ihr Herz, als wolle man sie

ihr entreissen. Wenn sie ihre Hand hielt, Versicherungen der kindlichen Liebe aus ihrem Munde hörte, schien sie nichts weiter zu bedürfen, und Hatteburgis bezahlte ihr jede Liebkosung hundertfach, athmete nur für sie, und sah ihre bleiche, verfallende Gestalt mit einem heimlichen Gefühle von namenloser Angst, denn wie sollte sie leben, ohne diese Liebe, in einer Welt, die ihr nichts bot, die nur Ein Wesen hatte, für welches ihr Herz schlug, und das Eine ihr versagte. —

Mehrere Wochen waren ruhig verstrichen, Hedolf erschien nicht wieder, Brechta genaß unter der Pflege ihrer Tochter, und Hatteburgis Bangigkeit vor dem fremden Krieger verlor sich, bis zu einem unholden Andenken, das sie gern vermied. Jeden Abend war sie gewohnt, einen Gang durch den Wald, bis ans Muldenufer zu machen, wo die Kräuter wuchsen, die sie für Brechta zum Tranke bereitete; auf diesen einsamen Gängen schwebte ihr oft der Herbstabend am gastlichen Feuer vor, und des Harfners Gesänge; des jungen Ritters ernste, schöne Erscheinung, tratt in neuer Klarheit wieder vor ihre Seele, so tief das Bild schon in den Zeitstrom niedergetaucht war. Länger als gewöhnlich hatte sie einst den Rückweg verschoben, eine heilige Stille waltete in der Natur, wie in ihr selbst, die Waldung wölbte sich über ihr wie ein hehrer Tempel, vertraulich hüpften die Vögel von Zweig zu Zweig, und die Sonne fiel mit zitterndem Strahl durch das Grün, auf dem mosigen Boden. Da schallte ein schwerer klirrender Schritt in der Nähe, die gefiederten Waldbewohner entflohen, das Mädchen blickte scheu zur Seite, und sah mit unaussprechlichem Grauen Hedolf aus dem dichten Gebüsch treten. Ihr stand kein Wort zu Gebot, zitternd neigte sie das Haupt auf seinen Gruß, und ihr Schritt wurde zur Flucht.

Jungfrau! sagte der Kriegsmann, ich bin Euch gefolgt, denn mit Euch mußte ich sprechen, da Frau Brechta meine Worte in den Wind schlägt. Vergönnt mir, einen Augenblick an Eurer Seite zu bleiben, und hört mich an, mehr begehre ich nicht. — Hatteburgis blieb stumm, ihre Zunge war vor Schrecken gefesselt, aber ihr Gang beflügelte sich immer mehr.

Es ist der letzte Abend, wo ich in dieser Gegend verweile, fuhr Hedolf fort, morgen, wenn die Sonne aufgeht, ruft mich der Dienst zu meinem Lehnsherrn, heute oder nie mußte ich Euch finden, und noch giebt es ein Geschäft für die Nacht, nicht minder wichtig als diese Unterredung. Wißt, Hatteburgis! man betrügt Euch um Namen und Geburt, um ein Erbrecht, das ein andrer frech an sich reißt, und ich bin gesendet, Euch Beistand zu bieten, und Euer Recht zu vertreten. Ihr seid nicht Frau Brechtas Tochter, ein hohes Haus hat Euch erzeugt, Brechtas Sohn empfängt die Ehre, die Euch gebührt, während Eure Schönheit in Niedrigkeit verblüht. Graf Conrad von Wettin sichert Euch Schutz und Hülfe zu, in seinen Schutz lade ich Euch ein, daß er Euch ritterlich vertrete, vor den Betrügern und vor der Welt.

Du selbst betrügst, oder bist betrogen, Hedolf, antwortete Hatteburgis. O nun verstehe ich die Thränen meiner armen Mutter. Gott, der meinen Herzen die Liebe für sie einpflanzte, er wird verhüten, daß ich dir jemals glauben müßte. Alle Reichthümer der Welt könnten den Glauben an eine Mutter nicht aufwiegen. Ich bin Brechta's Tochter und will es bleiben, und ob eine Fremde mich liebte, wie diese Mutter, wollte ich doch ihr Kind seyn.

Und doch wird der Betrug kund werden, durch die laute Stimme der Wahrheit, sagte Hedolf, höhnisch lä-

chelnd. Ihr willigt ein, oder verwerft meine Worte. Ich habe Brechta's Geständniß gefordert, sie weigert es, und Thor, der ich war, zu denken, sie würde den eignen Sohn verrathen, um der Wahrheit willen, den falschen Grafen, der die Hand nach den höchsten Würden ausstreckt. Anfangs hielt ich sie selbst für betrogen, sie war ja krank und besinnungslos, als das Bubenstück geschah. Aber ihre Angst, ihr Händeringen zeigte das böse Bewußtseyn, ihre Bitte, alles ruhen zu lassen, es Euch zu verschweigen, machte ihre Schuld gewiß. Achtzehn Jahre hat sie Euch betrogen, durch drei falsche Weiber seyd Ihr achtzehn Jahre des Vaterhauses beraubt. Nun erhebe ich meine Stimme vor aller Welt, und fordre Euch auf, Euer Geburtsrecht in Anspruch zu nehmen. Mein Herr beschützt Euch, und eine Schaar tapfrer Männer setzt Blut und Leben für Euch ein.

Ihr habt kein Herz, den Schmerz meiner Mutter zu verstehen, Hedolf, sagte Hatteburgis, ich fühle ihn, und wie unglücklich müßte ich seyn, wenn ich dem unbekannten Manne mehr traute, als der mütterlichen Stimme. Hat man ihr ehemals einen Sohn geraubt, und mich, die Fremde, an ihre Brust gelegt, so vergebe Gott denen, die an der Natur frevelten. Nun ist sie meine Mutter, nicht um ein Königreich würde ich ein Haar ihres Hauptes um mich bleichen sehen; Ihr gehöre ich an, wir wissen es nicht anders, auch sie weiß es nicht, so wahr eine heilige Jungfrau in ewiger Klarheit lebt. Sagt das Eurem Herrn, sagt ihm meinen demüthigen Dank, und verlaßt mich, daß ich vergesse, was Ihr spracht, und mein altes Glück wiederfinde. Nicht also, Fräulein! sagte Hedolf; wenn das Euer Ernst ist, so muß ich die Ehrfurcht verletzen, die Euch gebührt. — Bei diesen Worten zog er ein kleines Horn an den Mund, das ihm an güldener Kette am Halse hing, und ein einziger Ton brach-

te alsbald zwei Kriegsleute herbei. Laßt Euch die Obhut dieser Männer gefallen, bis wir uns wiedersehen, fuhr er tückisch lachend fort; ich muß jetzt nach Eulenburg hinüber, zur Frau Markgräfin. Ihr aber Bodo und Ruppert, führt die Dame nach den Burgruinen am Ausgange des Waldes, und harret dort meiner. Hüttet sie wohl, doch, wer ihr Anlaß zu Beschwerde giebt, von wem sie irgend ein Unbill erfährt, den stößt mein Schwerdt nieder. — Nehmt Fußwege, und meidet den Heerweg, ehe der Mond aufgeht, bin ich wieder bei Euch.

Hatteburgis stand erstarrt; Hedolf war ihr schon aus den Augen, als sie sich erst besann, und in lauten Hülferuf ausbrach; die Männer geboten ihr still zu seyn, und drohten Gewalt, wenn sie nicht gehorchte. So hatte das arme Mädchen keine Waffe, als ohnmächtiges Bitten, aber die Kriegsleute blieben ungerührt, ja sie gaben ihr nicht einmal eine armseelige Antwort. Unaufhörlich zur Eil getrieben, ging sie mit schwankendem Schritt, und sagte halblaut ein Gebet her, um sich zu stärken. Schon war Dämmerung auf den Untergang der Sonne gefolgt, die dichte Waldung machte sie noch schauriger, als ihnen zur Seite eine Gestalt erschien, von welcher die zitternde Hatteburgis anfangs nur dunkle Umrisse erkannte. Es war ein hoher Mann, doch kein Krieger, eine lange, weitfaltige Kleidung umhüllte ihn, ein tiefer Hut beschattete sein Gesicht, an seiner Hüfte hing zwar ein Schwerdt, aber der Arm hielt ein friedlicheres Werkzeug, eine kleine Harfe, wie Hatteburgis mit freudigem Schrecken gewahr ward, es war — o Gott, es war Waldemar! Noch zweifelte sie an ihrem Glück, denn halb gerettet wähnte sie sich unter seinem Schutz, da verdoppelte der Harfner den rüstigen Schritt, und näherte sich mit freundlichem Gruße. Hatteburgis breitete die Arme aus, flog auf ihn zu, und forderte weinend

Hülfe von ihm. Doch fremd sahen die vertrauten Augen sie an, und die wohlbekannte Stimme sprach mit kalter Ruhe: Jungfrau, Ich kenne Euch nicht, und weiß nicht, wie mit Recht oder Unrecht Ihr in die Gewalt dieser Männer seyd, wie mögt Ihr Hülfe von mir heischen? Auch bin ich ein friedlicher Sänger, das Schwerdt, das ich trage, vermag die schwache Hand nicht zu führen. Wollt ihr aber ein Lied, eine alte Mähr, eine heilige Legende, um den Schauer der kommenden Nacht zu beschwören, so gehe ich mit Euch, meine Harfe hat schon manchmal ein trauriges Herz in Ruhe gewiegt.

Ein kräftiger Händedruck hatte dem Mädchen gesagt, wie sie antworten sollte, und sie ergriff den schwachen Trost mit lebhafter Freude. Wohlan, sagte sie, wenn ihr nicht mehr für mich thun wollt, so helft mir denn, die ersten Stunden einer traurigen Gefangenschaft hinzubringen. Singt von St. Peters Haft und Befreiung, daß auch ich auf einen rettenden Engel hoffen möge, oder von St. Georg, der den Drachen tödtete, als die Heiden ihm eine Jungfrau opfern wollten. — Gott ist noch heute nicht minder stark, wenn das Herz ihm vertraut. —

Ich weiß nicht, ob wir das zulassen dürfen, Bodo! fragte Ruppert seinen ältern Gefährten. — Meister geht Euern Weg, wohin es Euch beliebt, Eure Begleitung könnte uns leicht ein schlimmes Lied über den Hals bringen, denn unser Herr hat seine eigne Weise.

Er befahl Euch, mir keinen Grund zur Klage zu geben, sagte Hatteburgis; wollt ihr mich vergebens um so kleine Gunst bitten lassen, so handelt ihr gegen sein Gebot.

Trau ihm der böse Feind, erwiederte Bodo, er legt seine Worte bald so, bald anders aus, und zaudert nicht mit dem Lohne. Aber wenn Ihr so großes Gefallen an

des Sängers Kunst findet, mag ich Euch nicht zuwider seyn, ich habe meine Lebtage nichts weniger leiden können, als weinende Weibsbilder. Aber schaut, dort sind die Ruinen, ein einsames Nest, wo sich Kauz und Eule in Euren Gesang mischen werden. Weiß jemand was von der alten Burg?

Ich bin fremd in Sachsen, sagte Waldemar, und weiß kaum, wo ich mich befinde.

Gruna hieß die Burg, sagte Ruppert, es war einmal ein Heidennest, und kein Christenmensch geht gern zur Nachtzeit bei dem Steinhaufen vorbei. Das Stück runde Mauer ist nur allein noch übrig, und der alte halb zerfallene Thurm, den schützte der Böse, daß ihn sterbliche Hände nicht niederreißen konnten, und Niemals hat jemand einen Eingang dazu gefunden, weil die alten Götzen darin hausen, bis diese Stunde,

Unter dieser Belehrung kamen sie der Ruine näher und arbeiteten sich durch wucherndes Dorngebüsch über die lockern Steine des Eingangs. Eine große, runde Halle umfing sie, sie war nur noch an einzelnen Stellen bedeckt, zum größten Theil blickte der Himmel mit seinen blassen Sternen in die Verwüstung. Eine enge Oeffnung an der nördlichen Wand führte in einen schmalen Gang, der, wie es schien, die ganze Halle umgab, ohne irgend einen Seitenpfad zu zeigen, auch hier ließen große Lücken das rothe Licht ein, das noch in Westen und Norden schwamm, während andere Stellen finster und von gefallenen Steinen fast unzugänglich schienen.

Also das sind die Ruinen von Gruna, sagte der Harfner, nach einem flüchtigen Ueberblick der öden Steinmasse, die feste Burg der Sorbenwenden, die Heinrich der Vogler zerstörte. Hier stehen wir auf der Stätte der alten Götzen, auf dem Grabe ihres zauberischen Priesters. Diese Wände haben für mich Stimmen, und diese

Oede bevölkern Gestalten. Ich sehe die Heidenschaar sich in ihr Bollwerk drängen, wie verfolgtes Wild, und Kaiser Heinrichs Heer anrücken, unter Gottes Schirm, ich höre die Schlachtgesänge der Christen, und die wilden Zauberformeln des grauen Priesters der Freia!

Sagt uns davon, was ihr wißt, rief Ruppert, wir hören gern solche alte Geschichten von Kampf und Sieg. Es ist noch lange, ehe der Mond aufgeht, und der Hauptmann kömmt. —

Der Harfner griff in die Saiten, daß der Wiederhall weithin antwortete, die Soldaten setzten sich zu ihm, Hatteburgis nahm an der andern Seite Platz, sie war viel zu unruhig, um auf seinen Gesang zu hören, aber sie hing an seinem Gesicht, und ein einziger verstohlner Blick sprach ihr zuweilen Muth und Hoffnung ins Herz. Indessen begann der Harfner mit rauschendem Kriegsgesang, den er hin und wieder durch die feierlichen Töne einer priesterlichen Hymne ablöste. Dann erzählte er unter begleitenden Harfenklängen, theils singend, theils sprechend: wie die Wenden in hellen Nächten, wenn der runde Mond sichelförmig ward, einen hundertjährigen Priester an ihrer Spitze, nach dem Zaubersee bei Lommatsch wallfahrteten, den ihre Götzen umstanden, wie sie da die alten schauerlichen Gebräuche begingen, der Priester in die bezauberten Wellen blickte, und was er sah, mit geheimnißvollen Worten und wild verzuckter Geberde ausdeutete. Wie er einst, als schon der Kampf des Morgens mit der Nacht begann, lange das starre Auge in den Spiegel des Sees versenkte, und, von den geschauten Zauberbildern überwältigt, mit grauenvoller Klage zu Boden sank, weil er den Untergang seiner Götter erblickt hatte. Wie dann Kaiser Heinrich heranzog, die Heiden bezwang, ihre Burgen Gruna und Keitha zerstörte,

und was das Schwerdt übrig ließ, in Sclavenfesseln schlug.

Da nun die Flamme zu wüthen aufhörte, und der Grimm der Menschen die Reste, die Ihr noch seht, verschonte, fuhr Waldemar fort, da war Niemand mehr übrig, ob den Trümmern zu klagen, als der Priester und seine Tochter Swanhilde, sie retteten sich in den Thurm, lebten hier verborgen, und wanderten in nächtlicher Weile aus, die Ueberbleibsel der gestürzten Götzen am See zu sammeln, und unter Zaubersprüchen wieder zusammenzufügen. Doch, schon waren ihre Schritte bewacht, es nahten christliche Krieger, sie zu fahen, und mit ihnen den Saamen der Abgötterey auszurotten. Ein ungleiches Gefecht begann, hier, hier wo wir jetzt verweilen — umsonst rief Swanhilde die falschen Götter an, umsonst murmelte der Priester Zauberformeln, aber eben so vergebens boten die Christen ihnen das Kreuz und des Kaisers Gnade. Sie sanken beide tödtlich getroffen unter den Streichen der Krieger, und mit ihnen die letzte Hoffnung ihres Volks. Dieser Boden trank ihr Blut, das Echo, das meine Stimme wiederhallt, verdoppelte der Christen Siegesgeschrei, und in den Nächten, wo der runde Mond sich zur Sichel krümmt, sah man den greisen Götzendiener die Ruinen durchirren, und auf dem verfallnen Thurme erscheinen mit der bleichen Swanhilde, bis die Sonne die Nebelgestalten verscheuchte. Die Gegend war öde, kein Wandrer mochte sie bei Nacht betreten, kein Hütte mochte sich anbauen am Fuß der gespenstische Trümmer. Und noch jetzt seht ihr weit und breit keinen gastlichen Rauch, hört ihr nicht das Gebell der Hunde noch den Morgenruf des wachsamen Hahns, keine Dirne geht früh vorüber, Wasser zu schöpfen, kein Hirt treibt die Heerde in das üppige Gras, obschon längst ein frommer Mönch den Thurm mit heiligen Siegel verwahr-

hat, daß sein Eingang verschlossen ist, bis auf den großen Tag, der die Gräber öffnet, und die irren Geister erlöst! —

Waldemar erhob sich bei diesen Worten, der letzte Laut der Harfe zog durch das Gewölbe. Wollt Ihr mir folgen, sagte er, so wollen wir das Grab des Priesters suchen, es muß in dem engen Gang seyn, der die Halle umzirkelt, und ist an einem hohen Steine kenntlich, den man über ihn und Swanhilden deckte. Noch leuchtet uns der letzte Abglanz des verschwundenen Tageslicht.

Ich bin nicht neugierig, antwortete Bodo, und überall herzhaft genug, aber Geister, vornehmlich höllische, lasse ich gern ungestört in ihren Gräbern ruhen. Geht Ihr allein, wenn Ihr mögt.

Aber ich will Swanhildens Grab sehen, sagte Hatteburgis, indem sie ihrer Schüchternheit einen trotzigen Ton abzwang, und sich an Waldemars Arm hieng.

Und ich werde Euch begleiten, fiel Ruppert ein, ich trage eine Reliquie bei mir, und fürchte nichts, über und unter der Erde.

Verdammte Weibergrillen! brummte Bodo, wenn alles geht, bleibe ich nimmermehr hier zurück, nachdem mir der grausige Gesang das Herz schwer gemacht hat. Gieb mir die Hand, Ruppert, die Luft in dem Götzentempel muß mich schwindlich gemacht haben.

Sie traten in den Gang, wo tiefe Finsterniß mit einer Dämmerung wechselte, an die sich das Auge mehr und mehr gewöhnte, Waldemar hielt Hatteburgis Hände und flüsterte ihr tröstende Worte zu, während Bodo sich an Ruppert anklammerte, und bei jedem Schritt über den ungleichen Boden, einen Fluch ausstieß. Hier muß es seyn, sagte der Harfner, als sie etwa in der Mitte des Zirkels angekommen waren, hier liegt der Stein, und ein kleines Kreuz, das man daneben setzte. Ihr könnt es deutlich sehen, denn oben fällt noch Licht genug durch die Lücke in der Mauer.

Ruppert kam herzu, und beugte sich nieder, Bodo folgte ihm eben so ungern, als er seine Hand loslassen mochte. Stünd' ich doch vor hundert Streitkolben, sagte er, statt an der verwünschten Grabstätte. Heiliger Anton, wenn ich dießmal nichts Unrechtes erfahre, soll die schönste Wachskerze auf Deinem Altar brennen!

Plötzlich ergriff jetzt Waldemar die Jungfrau, zog sie einige Schritte rückwärts in den tiefen Schatten, und

drängte sich mit ihr durch eine kleine Oeffnung am Boden, einige verfallene Stufen hinab. Dann drückte er sie schweigend nieder, und über ihrem Haupte schloß sich eine Thür, Grabesfinsterniß umgab sie. Tappend mit Hand und Fuß, suchten beide die Stufen, oben hörten sie das Rufen der Söldner, und ihre schweren Tritte, Hatteburgis hielt sich fester an den Harfner, und er sprach seyd getrost, mein Fuß kennt hier jeden Schritt, Ihr seyd geborgen. Als die Stufen aufhörten, wand sich der enge Weg wieder aufwärts, abermals standen sie an einer Treppe, die sich im Zirkel zu drehen schien. Waldemar unterstützte das zitternde Mädchen, und belehrte sie über ihre Schritte, aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie Himmelsluft auf sich niederströmen fühlte, die Sterne über sich blinken sah, und auf dem zackigen, halbgestürzten Rande des alten, unzugänglichen Thurmes stand. Sie fiel in des Harfners Arme, küßte seine Hände, dankte ihm und lobte Gott, doch ihre Stimme war bebend, ihr Athem flog, was sie sagte, zeigte von der Aufregung aller Lebensgeister. Darum gebot der Harfner ihr schweigende Ruhe, breitete seinen Mantel auf den Boden, und bat sie, wo möglich, einen kurzen Schlummer zu versuchen, während er für sie wachen wollte. Die Fallthür unten versteckt ein Geheimniß, sagte er, sie können sie nicht finden, und unser Abenteuer endet mit einer kurzen Verborgenheit hier oben in der freundlichen Sommernacht, die uns mit ihren tausend Lichtern leuchtet.

Hatteburgis hoffte nicht auf den Schlaf; die Vorgänge der letzten Stunden hatten ihre Einbildungskraft entzündet, bunt und verworren giengen sie, wie im Kreise an ihr vorüber, namenlose Angst befiel sie, wenn sie an Brechta dachte, es schien ihr ein wilder Traum, daß es Nacht geworden war, ohne daß sie sich an der Seite der Mutter befand. Daneben tönte das Lied des Harfners immer in ihre Ohren, einzelne Worte, die sie kaum beachtet hatte, kehrten ihr zurück, als wären sie in ihrer Seele festgewurzelt. Der zackige Rand des Thurmes bevölkerte sich mit Gestalten, Waldemar, und der priesterliche Schatten floßen zusammen, Swanhilde trat herzu, und deckte einen luftigen Schleier über sie, ihre Sinne starben hin, und die geheimnißvolle Grenze zwischen Schlaf und Wachen war überschritten.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 20tes Stück.

Hugo von Pajens.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte schon viele Wochen lang öde Stille in dem Eilenburger Schlosse gewohnt, denn Herr Heinrich war mit seinen Genossen gen Bamberg gezogen, wo damals Kaiser Heinrich der Fünfte Hof hielt, um den Tournieren beizuwohnen, und die Belehnung über das Markgrafenthum Meißen zu suchen. Ein großer Zug reisiger Knechte begleitete den jungen Grafen, die schönsten Rosse, die prächtigsten Rüstungen, und glänzendsten Banner verherrlichten den Zug, auch Pfeifer und Sänger ritten auf sittigen Thieren beiher, und der alte Waldemar verfehlte nicht, sich den Rittern beizugesellen, um am kaiserlichen Hoflager Stoff für seine Kunst zu finden. Wie aber der ganze Troß, mit lustig wehender Fahne, im Walde verschwand, ward es schier traurig in der weiten Burg, die gemeinschaftliche Tapetenarbeit, die Gertrud mit ihren Frauen webte, mochte die Langeweile nicht tödten, Tanz und lustiges Kampfspiel fehlte den Fräulein, selbst Waldemars Lieder und Volksmährchen vermißten sie schmerzlich in der Einsamkeit. Auch die

Markgräfin, obschon durch keine andere, als mütterliche Sehnsucht nach Bamberg gezogen, zählte genau die Tage bis zur Wiederkehr der Männer, sie war des fröhlichen Lebens um sich her gewohnt, und die Stille weckte manchen entschlafenen Schmerz in ihrer Brust.

An denselben Abend, wo Hatteburgis von Hedolf geraubt ward, saß Gertrud einsam in ihrem Gemach; es war schon spät, und die Frauen im Vorzimmer warteten auf ihren Ruf, als ein Edelknabe zu ihnen eintrat, um einen Fremden zu melden, der ihre Dame in Geheim sprechen wolle. Frau Jutta die älteste der Dienerinnen, stand deßhalb mürrisch von Bretspiel auf, fragte: ob es Sitte sey, in dunkler Nacht bei Damen zu erscheinen, und weissagte dem Unbekannten eine verneinende Antwort. Wer ist er denn, und wie sieht er aus? fuhr sie fort, es ist heute kein guter Tag gewesen, und Abends hat das Käutzlein am Glockenthurme geschrieen.

Ein Kriegsmann ist es, antwortete der Knabe, ein stattlicher Mann, hoch wie ein Eichbaum, und seine Stimme klingt wie Erz. Ihr sollt nur der Frau Markgräfin den Namen Hedolf nennen, spricht er, so würde sie ihm Gehör nicht weigern.

Jutta ging in die innern Gemächer, und kam nach kurzer Frist mit der Antwort wieder, Hedolf möge eintreten. Alsbald führte der Knabe den riesigen Mann durchs Zimmer, indem er mit der schweigenden Ehrfurcht zu ihm aufsah, die damals ein streitbarer Krieger jedem jungen Herzen einflößte. Er öffnete die Thür, schloß sie wieder, und blieb daneben stehen, während die Frauen ihr Bretspiel von Neuem vornahmen.

Grüß Euch Gott, Hedolf, sagte die Markgräfin mit sanfter Stimme, ohne sich von ihrem Ruhebett zu erheben, was führt Euch nach so langer Zeit über meine Schwelle, und im Dunkel der Nacht? Kann ich Euch

etwas Gutes erzeigen, sprecht frey, es soll mir lieb seyn Eurer Mutter wegen. Ich habe jetzt oft an sie gedacht und eben heute besonders. Sie war mir eine Dienerin, wie keine Andere!

Glaub's wohl, Frau Markgräfin, antwortete Hedolf, die Großen mögen gern Diener, die Leib und Seele wagen in ihrem Dienst, und so that Elsbeth. Aber als sie vor drei Ibhren starb, meinte sie doch zu viel gethan zu haben, und eben deßhalb bin ich heute hier.

Ich verstehe Euch nicht, sagte Gertrud, tretet näher und erklärt Euch. Ich finde etwas in Eurer Sprache, das meinem Ohr ungewohnt klingt, aber ich will es nicht rügen. Ihr seid vielleicht auf dem Felde der Ehre besser daheim, als im Frauengemach, obschon ihr beides zugleich an meinem Hof hättet erlangen können.

Schon Jahre lang habe ich ein schwarzes Geheimniß auf dem Herzen, fuhr Hedolf fort, ohne jene Worte zu beachten, das ist Unrecht, und nun muß es anders werden. Ich fand vorlängst, es könne meinem Herrn, Conrad von Wettin, nützen, daß er es wüßte, so tauschte ich es gegen einen guten Lohn aus. Aber ich bin zu ehrlich, Euch das zu verschweigen, wißt demnach: Euer heimliches Thun ist kund geworden, laute Stimmen sprechen schon davon, daß Herr Heinrich, den Ihr Markgraf von Meißen nennt, der Sohn Rudolfs, Eures Lehnsmanns ist, und Euer Fräulein Hatteburgis Rudolfs Wittwe für ihre Mutter hält. Graf Conrad von Wettin dessen Vater wohl gute Ansprüche auf das Markgrafthum Meißen hatte, wird das Recht des Fräuleins vertreten, und zugleich für sein eignes sorgen.

Ihr seyd wahnwitzig, Hedolf, rief die Gräfin zornig aus, ich begreife nicht, wie ich Euch so lange anhöre. Will Conrad von Wettin sein schwaches Recht durch ein Gewebe von Lügen stärken, wohlan! ich kann es nicht

hindern, aber als Frau und Fürstin möchte er mich mit einer Gesandtschaft verschonen, die so wenig für meinen Stand paßt. Ich stehe einsam, eine unbeschützte Wittwe, doch werde ich ihm nicht weichen, meines Sohnes Arm wird seine und meine Ehre verfechten. Dieß Eurem Herrn, Ihr aber verlaßt mich augenblicklich, denn noch hat dieß Schloß Männer und Waffen, mich von Euerm Anblick zu befreyen!

Ich gehe sogleich, antwortete Hedolf kalt, ich habe ohnehin Eil in meines Herrn Geschäften. Aber Ew. Gnaden möge nicht denken, daß ich mich fürchte, oder in Zweifel stehe über die Wahrheit meiner Rede. Was mir die Sache offenbart hat, um die Niemand wußte als ihr und Elsbeth, und vielleicht Frau Brechta, das mögt ihr selbst denken!

War es Eure Mutter, Hedolf! sagte die Gräfin, in der heftigsten Bewegung, so sey Gott ihrer Seele gnädig, denn sie hat falsch geschworen!

Vor achtzehn Jahren, fuhr Hedolf gleichgültig fort, am Tage des heiligen Ponkratius, hat Eure Kammerfrau Elsbeth, das Fräulein, dem Ihr das Licht gegeben hattet, in später Nacht nach Rudolfs Hütte getragen, und es der todtkranken Brechta an die Seite gelegt, ist dann eilends durch die kleine, östliche Pforte wiedergekehrt, und bald darauf hat man Euren versammelten Unterthanen den großen Saal geöffnet, um ihnen unter lautem Jubel Brechta's Knäblein als den neugebornen Markgrafen von Meißen zu zeigen. Das alles will ich beschwören, und den Kampf darauf wagen, gegen männiglich. Brechta mag in der Folge die Sache erfahren haben, ich selbst mußte Raum für sie machen, daß sie ihren Sohn taufen sah, während andere nur von Ferne stehen durften.

Gertrud ergriff die silberne Pfeife, die ihr zur Seite lag, und ein lauter, zitternder Ton rief die Leute aus

dem Vorzimmer herbei. Außer sich vor Zorn gab sie Befehl, die Wachen ihm Schloßthor zu rufen, und den Wahnsinnigen zu entfernen, den ihre Milde immer kühner mache. Hedolf wartete die Wirkung dieser Maßregel nicht ab, er schritt durch die Reihen erschrockener Diener, und während das ganze Schloß in Bewegung kam, war er lange verschwunden. Indessen beharrte die Markgräfin auf der Aussage: der Fremde, einer ihrer früheren Diener, habe unverkennbare Spuren des Irrsinns gezeigt, und nachdem sie eine Weile seiner geschont, sey ihr mühsam erzwungener Muth einer plötzlichen Furcht gewichen, die sie zu dem Hülferuf veranlaßt habe. Sie gewann nach kurzer Erholung die stolze, würdige Fassung wieder, die man an ihr gewohnt war, und wie sie einen Trank genommen, den Frau Kutta ihr bereitete, ließ sie sich entkleiden, und verabschiedete die bestürzten Frauen. Aber kaum war sie allein, als sie sich dem größten Schmerz überließ, der um so heftiger ausbrach, als er früher mit bewunderungswürdiger Kraft verheelt ward; sie rang die Hände, weinte, ging ruhelos im weiten Gemach umher, und fand in einem wilden Gemisch von Gedanken und Gefühlen keinen lichten Schimmer des Trostes. Der Morgen kam heran, ehe der Schlaf sich erbarmte, und wie sie erwachte, sah sie sich von Neuem zur Verheelung ihres Kummers verdammt. Ein wirkliches Uebelbefinden erleichterte ihr aber die schwere Aufgabe, sie verweilte auf ihrem Lager, zog die schweren Sammetvorhänge dicht zusammen, und hörte nur die leisen Schritte der Frauen und Fräulein um sich her, ohne zu ihnen sprechen zu dürfen, denn Vater Anselmus, der Schloßarzt, hatte vollkommene Ruhe geboten, und dieß war das einzige Mittel, das ihr wohl that, seinen Kräutern und Tränken mochte sie dießmal nicht vertrauen.

Der Tag ging langsam hin, am Abend zog Jutta den Vorhang ein klein wenig zurück, und meldete: Der alte Harfner sey eben in die Pforte eingewandert, und in wenig Tagen werde Markgraf Heinrich selbst erscheinen. Bruder Anselmus vergönnt uns, Euch noch heute mit dieser Freude zu erquicken, fuhr Jutta fort, aber Waldemars übermäßig lebhafte Berichte sollt ihr erst morgen vernehmen. Er sitzt unten in der Halle, und singt von Kaiser Heinrichs Pracht und der Kämpfer Glück, das ganze Schloßgesinde umgiebt ihn. Dagegen will ich Euch nach des Paters Befehl, fein ruhig vermelden: wie der Kaiser unsern Herrn, den Markgrafen, nebst dreyen seiner Knappen, Hugo von Pajens, Engelbert von Falkenstein, und Hanns von Bodenhausen, zu Rittern geschlagen hat, auch wie Euer Herr Sohn aus der Hand der Kaiserin Mathilde einen Ring als Tournierdank gewann. Dieß ist der Ring, Markgraf Heinrich sandte den Alten ab, ihn Euch zu überbringen, nebst tausend Grüßen, denn es verlangte ihn, daß Ihr von Ihm wissen möchtet, noch bevor er Euch wiedersieht.

Gertrud betrachtete das Kleinod kaum, auch begehrte sie nicht den Boten zu sehen, weßhalb ihre Frauen sich besorgte Blicke zuwarfen, meinend, es stehe gar schlecht um ihre Dame. Doch wie der Tag von Heinrichs Rückkehr erschien, war sie wieder vom Lager erstanden, und außer der feinen Blässe ihrer Wangen konnte man keine Spur der Krankheit mehr an ihr finden. Sie schmückte sich Morgens wie zu einem Feste; die Fräulein mit Kränzen und Goldbändern im wallenden Haar, standen neben ihr auf dem Söller, als die Trompeten ertönten, der lange Zug der tanzenden Rosse den Wald verließ, und die geschwengten Fahnen im Abendwinde flatterten. Der Wächter grüßte lustig von der Warte, die Zugbrücke fiel, vor den Damen senkten sich die Fahnen, und die Rosse

bäumten unter den kühnen Reitern. Mit einer Miene, die keine Regung als Freude verrieth, trat die schöne Gräfin ihrem Sohne im Saal entgegen, und zeigte sich voll huldreicher Freundlichkeit der Menge, die mit ihm zugleich durch die weiten Flügelthüren eindrang. Heinrich hingegen konnte dem weiblichen Scharfblick ein unmuthiges, sorgenvolles Gemüth nicht verbergen, und kaum hatte er seine Mutter vor den versammelten Lehnleuten und Vasallen begrüßt, als er sie um geheimes Gehör bat, und sich deßhalb mit ihr in die geheimen Gemächer begab. Die Gräfin zitterte, da sie nun mit ihm allein war, und in seinen Zügen las, was er zu sagen zögerte, aber sie sah ihn fest an, und fand in dem, von Schmerz und Unwillen gerötheten Gesicht, einen augenblicklichen Trost. So — meinte sie — habe sein hoher Vater gezürnt, dieselbe Falte habe seine Stirne gefurcht, ja — sein Auge wähnte sie wieder zu sehen, und den schnellen Blitz, den es für seine Feinde hatte. Gestärkt durch diese Betrachtung, ermuthigte sie sich zu neuer Herrschaft über sich selbst, und kam dem finstern Jünglinge mit einer liebreichen Frage zuvor.

Ihre zärtliche Stimme schien sein Herz von den Fesseln des Zorns zu lösen, er setzte sich an ihre Seite, und begann, mühsam gefaßt zu erzählen, was sie schon ahnete. Der schimpfliche Vorwurf einer niedrigen Geburt, eines ehrlosen Betrugs, war auf dem Tournier in seine Ohren gedrungen, öffentlich hatte ein Anhänger Conrads von Wettin Heinrichs Schande behauptet, öffentlich hatte Hugo von Pajens ihn dafür gezüchtigt. Partheien waren gegen Partheien aufgetreten, Blut um Blut geflossen, Conrad hatte laut seine Stimme gegen Heinrichs Belehnung erhoben *) und der Kaiser den Spruch ver-

*) Der Vater Conrads von Wettin ward mit der Markgrafschaft Meißen beliehen, blieb aber gleich darauf in der Schlacht.

tagt. Schaam, Stolz und Rache zündeten ein flammendes Feuer in des Jünglings Brust an, seine Rede stockte indem sie den Schimpf aussprach, der sein edles Blut getroffen hatte; er mochte nicht fragen, ob er der Sohn Heinrichs des Aeltern, und Gertruds von Thüringen sei, es war eine Stimme in ihm, die es gegen tausend Zeugen behauptete, dennoch überwältigten ihn wiederum feige Zweifel, und mitten in seiner stolzen Begeisterung umfaßte er die Kniee der Gräfin, und beschwor sie um Wahrheit, um Gewißheit. Wenn er ihr Sohn sey, rief er, wenn sie es ihm betheuere, so werde sein Arm in dieser Zuversicht die Feinde bezwingen, und sein muthiger Stolz die gerechte Sache nicht fallen lassen. Habe sie ihn aber aus der Hütte zum Fürstenkinde erhoben, daß er nun mit Schande dastehe, so sey des Armes Kraft gelähmt, und der Muskeln Stärke. Er wolle dann nicht leben, dem Hohn ins Gesicht zu sehen, noch der giftigen Schadenfreude.

Gertrud umfaßte den Jüngling mit stürmischer Zärtlichkeit, und bemühte sich, sein empörtes Gefühl zur Ruhe zu sprechen. Sie schwur laut, er sey ihr Sohn, der rechte Enkel glorreicher Ahnen, sie wolle ihr mütterliches Recht, die Ehre, gegen eine Welt vertheidigen, ja an seiner Hand vor den Kaiser treten, und ihn um Schutz anflehen. Sie berief sich auf Heinrichs Aehnlichkeit mit dem Markgrafen, — niemals war ihr dieser so sprechend erschienen — auf seinen edel stolzen Sinn, auf ihre Mutterliebe, sie fragte ihn: ob er fühle, am Herzen der Mutter zu ruhen; ihr streng verschloßner Schmerz ergoß sich in heißen Thränen an der Brust des geliebten Kindes. Auch Heinrichs bestürmtes Gemüth fand sich wunderbar erleichtert, diese Zärtlichkeit war ihm ein Pfand seines Rechts, seiner untadeligen Geburt, diese Versicherungen gaben ihm neuen Muth, er bemerkte nicht, wie die Grä-

sin strebte, sich selbst zu überreden, sich durch die Zeichen die sie aufzählte, in ihrem eignen Glauben zu stärken, er hörte nur ihre liebkosenden Worte, und während er, von ihren Thränen überströmt, sich an sie schmiegte, drang eine süße Freude in ihre Brust, wie sie seine Unruhe, seine Wildheit sich sänftigen sah. Sie gedachte seiner Kindheit, wo ihre Liebe ihm für jegliches Ungemach Hülfe bot, und sie fand mit Entzücken, die Kraft der mütterlichen Stimme, der mütterlichen Umarmung, sey noch unvermindert. Nach einer Stunde trennten sich beyde, und sahen sich beim Banket erst wieder, wo Gertrud im glanzvollen Staate mit stolzer, ruhiger Miene erschien. Aber anders war es in ihren Innern; Gedanken, Sorgen, die Niemand ahnete, wogten hier, und sie litt unter schmerzlicher Qual, während ihr Mund lächelnd sprach, und sie nur die Befriedigung empfand, die schwarze Wolke von Heinrichs Stirn verscheucht zu haben. Mitternacht kam indessen heran, die Tafel ward aufgehoben, die Markgräfin wandte sich noch einmal zu den Begleitern ihres Sohnes, jedem etwas liebreiches zu sagen, und als sie mit Hugo von Pajens ein paar Schritte vorwärts gethan hatte, flüsterte sie ihm rasch zu: er möge zwei Rosse am hintern Pförtchen bereit halten, ehe der Morgen im Osten ergraue, und ihrer dort harren, doch im tiefsten Geheimniß. —

Die Sterne wurden blaß, der Mond schien ein schmales weißes Wölkchen, der Wald lag im Nebel, scharfe Morgenlüfte erhoben sich aus dem ruhigen Schooße der Nacht, da stand Hugo neben den Pferden, an der bestimmten Stelle, und die Markgräfin, in ein dunkles Gewand verhüllt, öffnete leise die Pforte. Schweigend ergriff der junge Ritter ihre Hand, ihr in den Bügel zu helfen, aber sie hob die Hand mit der seinigen empor, und sagte feierlich: Hugo! ich will jetzt mein geheimstes Denken

an Deine Seele legen, und meinen schmerzlichen Kummer sollst Du mit mir theilen. Schwöre mir heilige Verschwiegenheit. Bei den ewigen Sternen, die schweigend ihre Bahn gehen, bei dem Schatten Deiner Mutter, bei der Liebe, die ich für Dich trug, bei Deiner Ritterehre!

Möge ich ehrlos seyn vor Menschen, und verworfen von Gott, wenn ich Euer Vertrauen täusche! sagte Hugo sehr bewegt.

So folge mir, und vernimm während des Weges, was ich Dir zu sagen habe, erwiederte Gertrud. Sie bestieg darauf mit seiner Hülfe das Roß, und hielt sich dicht neben den Gefährten. Unser Ziel ist nicht weit, fuhr sie fort, eine der kleinen Hütten, am Saume des Forstes, links ab, von der Kapelle der heiligen Jungfrau.

Des jungen Ritters Herz schlug stärker bei diesen Worten, die liebste Erinnerung seines Lebens führte ihn oft denselben Weg. Doch er hatte jetzt nicht Zeit an sich zu denken, und lenkte schweigend die Rosse dem duftigen Walde zu.

Als Hatteburgis erwachte, erwärmte die aufgehende Sonne ihren Schlummerplatz, und der Harfner begrüßte sie mit der Kunde, daß die Verfolger sich, nach langem, vergeblichen Suchen, mit Anbruch des Tages entfernt hatten. Das Mädchen stand auf, und erblickte unter sich die theilweis erleuchtete Gegend, die düstern Ruinen in ihrer Ausdehnung; alles war still, lautlos, aber unbeschreiblich schön, und ihr Herz empfänglicher als je für dankbare Freude.

Wir können nun sicher hervorgehen, sagte Waldemar, denn sie glauben uns, durch einen Engweg, schon weit entflohen. Aber wer sind sie, wer ist ihr Herr, und wie kömmst Du zu solchen Feinden?

Hatteburgis schlug die Augen nieder, sie mochte das, was ihr Hedolf gesagt hatte, keinem Menschen gestehen, es schien ihr, als wäre es weniger wahr, wenn es nie über ihre Lippen käme, auch meinte sie, redlich und behutsam gegen den Unbekannten zu handeln, dessen Geburtsrecht man auf sie übertragen wollte. Ich weiß nichts, sagte sie, als daß Gott mich gerettet hat, und ihr sein Bote waret.

Seltsam genug! erwiederte Waldemar, ich komme von Bamberg, wo ich früher als der Graf aufbrach, und seitdem noch in manchem Kloster herbergte, und sang, und da trägt mich der Fuß eben zur rechten Zeit hieher, um solche Unbill zu hindern. Ein Abenteuer, wie es sich für einen alten Sänger ziemt, und werth, als Ballade in der Halle zu ertönen.

Sie gingen nun den düstern Weg zurück, traten aus den Schatten der Trümmer, und wählten die verschlungendsten Wege des Waldes; schweigend ging Hatteburgis, der Greis sprach von den Bamberger Tournieren, und da der Name: Hugo von Pajens, dießmal fleißig in seiner Rede vorkam, so hatte er eine aufmerksame Zuhörerin. Aber wie sie in der Nähe ihrer Heimath gelangten, wurde des Mädchens Schritt eilend, und dünkte dem unruhigen Herzen doch immer zu langsam, sie hätte fliegen mögen, die arme Mutter zu trösten, und wieder bei ihr zu seyn. Die Hütte lag nun vor ihnen da, Waldemar schied nun von ihr, sie legte den Rest des Weges in unbeschreiblicher Hast zurück, öffnete mit Herzklopfen die Thür, und sah Brechta, blaß und entstellt, auf ihrem Lager, eine Nachbarin neben ihr, den großen zottigen

Hund zu ihren Füßen ausgestreckt. Schmeichelnd nahte sich das Thier der Kommenden; sie stürzte zum Bett der Mutter, warf sich über sie her, und rief mit liebkosenden Worten ihren Namen, ein hinsterbender Blick, durch den die Freude schimmerte, gab ihr Antwort. In ihrem namenlosen Schmerz hatte die Jungfrau nur den einzigen Trost, sich von ihr erkannt zu sehen, Brechta hielt ihre beiden Hände, mit angestrengter Kraft, und heftete die Augen wehmüthig freundlich auf ihr Gesicht, auch schien sie zu verstehen, was Hatteburgis ihr erzählte, doch strebte sie umsonst, ein Wort zu erwiedern. — Alle thätige Hülfe leistete die Nachbarin, denn Hatteburgis knieete neben dem Lager, und die kleinste Bewegung, als wolle sie sich entfernen, beunruhigte die Kranke.

Für die schwache Brechta war ihres Kindes Verlust zu viel gewesen, sie hatte, trotz der freundlichen Bitten ihrer helfenden Nachbarn, bis Mitternacht den Wald durchirrt, und mußte endlich, starr und sprachlos in die Hütte getragen werden. Der mürbe Lebensfaden wand sein letztes Ende ab, das Ziel einer mühsamen Laufbahn war nahe, aber, wie Mutterliebe dieses armen Daseyns Schmuck gewesen war, und es oft bis zur Seeligkeit verklärt hatte, gehörten ihr auch die sterbenden Blicke, die letzten Gefühle, und ihre Tröstungen veeinten sich mit der Hoffnung auf die höhere Liebe des ewigen Vaters.

Mehrere Tage verflossen traurig, der kommende Morgen, der scheidende Tag, sahen den gleichen Schmerz. Gegen das Ende des vierten, da Brechta ein wenig geschlummert hatte, und Hatteburgis die nassen Augen in ihr Hauptkissen drückte, hörte sie sich, leise stammelnd, beym Namen nennen. Ihr Blut stockte vor freudigem Schrecken, ihre Mutter sprach wieder, undeutlich und abgebrochen zwar, aber sie vermochte doch, die unruhige

Seele in Worten zu erleichtern. Hatteburgis, sagte sie, wenn ich todt bin, geh in's Kloster! Weiche keiner Versuchung; wenn sie dich hoch stellen, und einen andern stürzen, wird es dir nimmer gedeihen. Darum verbirg dich vor ihnen in heiligen Mauern. Versprich es deiner sterbenden Mutter. — Sie streckte die kalte Hand aus, Hatteburgis reichte ihr die Ihrige.

Du hast nichts Liebes, wenn ich hin bin, und keinen Schutz! d'rum flüchte dich in Gottes Haus! Oder weißt Du ein Glück in der Welt zu finden, verbirg mir nichts.

Wenn ich ein Glück kenne, das ich nie erreichen kann, antwortete Hatteburgis, und wenn ich vielleicht davon träumte, ohne meine Schuld, was könnte mich sicherer heilen, als die Ruhe, die Andacht, die Gemeinschaft der Frommen. Nein, Mutter! die Welt hat keinen Reiz für mich!

So geh den von meinem Grabe nach Roßleben, sagte Brechta, Scholastika wird mein Gedächtniß ehren, und Dir Mutter seyn. Ach, daß ich Dich mit mir nehmen könnte, oder Dich schon jetzt gerettet wüßte vor Bosheit und Gewalt! Schwöre mir, was ich wünsche.

Hatteburgis erschrack vor der Heftigkeit, in welcher die Kranke die letzten Worte sprach, sie wollte ihr die verlangte Beruhigung geben, aber Brechta sank zurück gleich einer Todten, blieb lange bewegungslos liegen, und erhielt ihr Bewußtsein nicht wieder. Es ward Nacht, die Nachbarin schlief in einem Winkel, der Knecht hielt außen Wacht mit dem treuen Hunde, das Heimchen zirpte sein melancholisches Lied, und Hatteburgis war in einem Zustande der Ueberspannung, gegen den der schärfste Gram Wohlthat, und die schmerzliche Thränenfluth Erquickung ist. Sie verhüllte ihr Gesicht vor dem Grauen des Tages, das jetzt an den Wänden spielte, und

schauerlich gegen die nächtliche Lampe abstach. Da unterbrach Geräusch, wie von Pferdehufen die Todtenstille, es nahete mehr und mehr, der Knecht öffnete leise die knarrende Thür, und mit Hugo von Pajens trat die Markgräfin ein. Sie blieb erschrocken auf der Schwelle stehen, während Hatteburgis ihr entgegen ging; die Fragen, die Gertrud theilnehmend that, und Hugo's mitleidiger Blick, lösten das Herz des bangen Mädchens von dumpfer Fühllosigkeit, und gaben ihr Thränen. Gertrud schien indessen in ihrem Anschauen verloren, sie vergaß alles Andere, und sah mit wachsender Bewegung die weinende Hatteburgis, in ihrer Seele war ein Kampf, den keine Sprache schildert. Hingezogen von den seltensten, wunderbarsten Gefühlen, schloß sie das erstaunte Mädchen an ihre klopfende Brust, küßte ihre blasse Wange, und nannte sie mit liebkosenden Namen. Hatteburgis glaubte zu träumen, aber in diesem Augenblicke des Jammers, in der schwersten Stunde ihres Lebens, mochte sie nicht fragen, welches die Quelle so süßen Trostes sey, sie überließ sich dem Zuge des Herzens, und erwiederte schüchtern, doch mit aller Lebhaftigkeit ihres aufgeregten Gefühls, Gertrudens Liebkosungen. Hugo stand von Ferne. Was er bis heute gethan hatte, gegen die Liebe zu ringen, war nun verlorne Mühe, Hatteburgs Nähe, ihre tiefe Trauer, ihre Verlassenheit, machten seine Leidenschaft allmächtig, und im Angesicht des Todes weihete er sich zu ihrem Eigenthum.

Ich kam, um gar Wichtiges mit Brechta zu reden, sagte die Markgräfin; sollte der Mund, der mir Trost geben könnte, wirklich schon verstummt seyn? Laßt uns sehen, ob sie mich noch vernimmt, ein Wink, ein Zeichen von ihr, wäre schon etwas für meine Ruhe.

Der gastfreundliche Räuber.

Die unverbrüchliche Treue, womit die Araber, selbst gegen die, welche Räuber von Profession sind, die Pflichten der Gastfreundschaft beobachten, die ihnen ihre Religion vorschreibt, zeigt sich auf eine sehr schöne Art in folgender wahrer Anekdote.

Nach dem Befehl des gekrönten Tyranen von Marokko mußten sich die französischen Kaufleute, die zu St. Croix ansäßig waren, noch Mogador zurückziehen. Auf ihrer Reise dahin hatte ein arabischer Räuberhauptmann, der die Karawane plündern wollte, vierhundert Leute an einem engen Paß gestellt, durch den sie ziehen mußte. Die Kaufleute, deren Bedeckung lange nicht so stark war, mußten ohne Rettung der Habgier dieser Räuber anheimfallen, hätte nicht ein heftiger Regenguß die Karawane genöthigt, Halt zu machen, noch ehe sie an den Paß kam. Die Nacht war vor der Thür, als der Führer beschloß, den Weg zu ändern und sich in die Wohnung eben des Hauptmanns zu flüchten, dessen Absicht sie so wenig ahndeten. Als sie anlangten, baten sie um seinen Schutz, und luden dann ihre Kameele ab. Der Hauptmann gestand ihnen sogleich frei heraus, er habe vierhundert Mann in einen Hinterhalt gestellt, um ihnen aufzulauern, und sie zu überfallen. „Der Prophet selbst, setzte er hinzu, muß euch den Gedanken eingegeben haben, eure Zuflucht zu mir zu nehmen; dadurch seyd ihr einer Schlinge entgangen, worin ich euch unfehlbar gefangen haben würde. Nun aber, schloß er, habt ihr nichts weiter zu befürchten, denn meine Religion befiehlt mir, euch zu schützen, und eben die Leute, die euch überfallen sollten, werden euch jetzt nach Mogador begleiten.“ Er hielt Wort, bewirthete und pflegte sie köstlich, und nahm weder selbst etwas von ihnen, noch erlaubte er seinen Leuten, welche er zur Bedeckung mitgab, etwas anzunehmen.

Räthsel.

Wie heißt der Herrscher auf dem Erdenrunde,
Dem alle Wesen unterworfen sind,
Der, mit der Mutter Zeit im engen Bunde,
Dem Dauerndsten die Herrschaft abgewinnt.
Er ist es, der das Jahr vorüber führt,
Der Blumen, Früchte, Wein und Frost uns bringt,
Der Sterne, selbst den alten Mond regieret,
Und ihn sein Angesicht zu ändern zwingt.
Er ist's, der Throne stürzt und Völker rettet,
Der Kronen beut, und spielt mit Heeresmacht,
Der heut das Glückskind weich auf Dünen bettet,
Und morgen es auf Stroh verzweifeln macht.
Er herrschet unumschränkt im Reich der Töne,
Er ist's, der uns im Farben=Reich entzückt,
Der uns in Wellen=Formen macht das Schöne,
Im Kuß der Liebe Seelen sanft umstrickt.
Er theilet Aemter aus, erledigt Pfründen,
Er schlägt in Fesseln hier, und macht dort frey;
Weiß Herrengunst zu rauben und zu gründen,
Und hasset und verfolgt das Einerley.
Mit Sultanslaune quält er unsre Schönen,
Schnürt oder hüllt sie nach Gefallen ein,
Zwingt sie, dem allerneuesten Geschmack zu fröhnen,
Und dennoch dient, und folgt ihm Groß und Klein.
Doch nicht nur herrscht er über Putz und Moden,
Auch über Kopf und Herz übt er Gewalt.
Kein dauernd Glück gedeiht auf seinem Boden,
Selbst Liebesgluth wird schon nach Stunden kalt.
So schwer indessen auch sein Zepter lastet,
Sein eignes Walten hat uns Trost gelehrt:
Er, der zerstört und baut, und nimmer rastet,
Ist, der auch Schlimmes schnell zum Guten kehr't. —
Tragt ihr ihn als Papier in Eurer Tasche,
Glück auf! er schafft Euch Achtung und Genuß;
Doch leicht entführt ihn auch das Glück, das rasche,
Und Mancher härmt sich, der ihn lösen muß.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 21tes Stück.

Hugo von Pajens.

(Fortsetzung.)

Sie trat dem Lager näher, beugte sich über die Kranke, nannte ihren Namen, und fragte: ob es ihr möglich sey, ihre Seele noch einmal zum Irdischen zu wenden. Aber Brechta hörte nicht mehr, ihr Schlummer war schon eisern, wie der Tod. Als Gertrud sich hievon überzeugt hatte, ward sie sehr betrübt, und stand lange in tiefem Nachsinnen, doch der größere Schmerz der Tochter mahnte sie, sich selbst zu vergessen. Sie vereinte sich deßhalb mit Hatteburgis zu frommen Gebethen, legte eine Reliquie auf die Brust der Sterbenden, und blieb in der traurigen Hütte, bis das volle Licht der Sonne ihre Heimkehr forderte. Während nun Hugo die Rosse losband, und an die Thür führte, umarmte die Gräfin Hatteburgis mit ungestümer Heftigkeit und heißen Thränen. Du bist nun meine Tochter, sagte sie. Du bist nicht mutterlos! Was Dir Gott nahm, giebt er Dir wieder, und indem er mein Herz in Gram und Reue niederdrückt, füllt er es mit reicher Liebe. Das alles sollst du verstehen lernen, wenn wir uns wiedersehen. Indessen sey der Herr bei Dir! ich sende in einigen Stunden meinen Be-

gleiter wieder, ihm kannst du ganz vertrauen, und ist der Kampf hier geendet, so folge ihm, er bringt Dich in's Haus deiner Mutter.

Hugo geleitete die Gräfin auf die Burg zurück, wo sie noch früher ankamen, als Gertrud ihre Dienerinn zu rufen pflegte. Nach einer Stunde stand sie schon im prächtigen Jagdkleide, neben ihrem weißen Zelter und folgte der Jagd, an Heinrichs Seite, so munter und theilnehmand, als ob sie die Nacht in tiefer Ruhe zugebracht hätte. Denn es schien ihr hochnöthig, sich eben jetzt oft zu zeigen, um durch ihre stolze Sicherheit das schimpfliche Gerücht zu Boden zu schlagen; auch besaß sie die Kunst der Verstellung genugsam, und Niemand ahnete, wie tief betrübt die Seele der fürstlichen Jägerin war, oder wie fern ihre Gedanken von dem Schauplatz der Lust verweilten. Hugo sah staunend die Gewalt, mit welcher sie über sich herrschte, er wuste noch nicht, daß Jahre und Verhältnisse den Spiegel der Seele, das Menschengesicht, betrüglich machen können; in seinen Zügen las heute ein jegliches Auge den Schmerz trauernder Liebe. Kaum war die Jagd beendet, als ein Wink der Gräfin ihn aufforderte, Nachricht von Hatteburgis zu holen, und sein Pferd flog nun mit ihm den wohlbekannten Weg nach der Hütte. Hier lag Brechta für immer entschlafen, ein Mönch und die Nachbarin saßen neben ihr, und Hatteburgis hatte sich in den dunkelsten Winkel des Stübchens zurückgezogen, wo sie mit gefalteten Händen den lateinischen Gebeten des Geistlichen zuzuhören schien. Sie saß auf dem niedrigen Schemel, der ihr an jenem Abend zum Sitz diente, als der Harfner Ekberts Tod sank, keine Spur von Farbe schmückte ihre Wange, ihr gelbes Haar hing unordentlich bis an den Boden herab. Aber in ihren feuchten Augen war ein himmlischer Glanz, und es sprach mehr Geduld und Ergebung, als da sie noch hoffen konnte. Zitternd stand sie auf, den

Boten der Gräfin zu empfangen, er ergriff ihre Hand, und drückte sie sanft an sein Herz. Kein Wort sprach sein Gefühl aus, aber ihre Seele empfand es, und ein kurzer Augenblick genügte, um ein ewiges Band zu knüpfen.

Hatteburgis hörte ihn gern an, als er den Befehl der Gräfin überbrachte, sie möge sich in ihrem Schutz begeben, denn ihr verwaistes Herz sehnte sich nach dem Troste, den sie schon einmal in Gertruds Armen gefunden hatte. Aber sie wollte die Hülle ihrer Mutter nicht verlassen, und weilte deßhalb noch zwei Tage in der Heimath, unter der Nachbarn Obhut, bis am dritten Morgen Brechta's Sarg aus der niedern Hüttenthür hervorgetragen ward. Männer und Weiber folgten ihm, ganz zuletzt abgesondert von allen, ging die tiefverschleierte Tochter, ihre Augen sahen den lichter werdenden Himmel nicht, und nicht das Grün der Waldung, sie hafteten auf der Erde, die nun ihr Alles decken sollte, und jetzt ihre heißen Thräne trank. Da trat eine vermummte Gestalt an ihre Seite, mit leisen, tröstenden Worten, und liebevoller Theilnahme, sie sah auf, und erkannte Hugo. Laßt mich bei euch seyn, in so schwerer Stunde, sagte er, gönnt mir, Euren wankenden Schritt zu stützen, Euren Schmerz zu theilen. Hatteburgis neigte schweigend das Haupt, ein Gefühl wehmüthiger Freude hob sich in ihrer Brust empor, daß sie darob erschrack, und den heiligen Gram um die Todte zu beleidigen wähnte. Keine Rede ward weiter zwischen ihnen gewechselt, aber seine Nähe stärkte sie, und wie die Erde Brechta's letztes Haus zudeckte, der alte Hund sich auf dem frischen Hügel lagerte, und der gutgemeinte Trost der Freunde Hatteburgis verletzte, traf ein einziges Wort von ihm die klingenden Saiten ihrer Brust, und stimmte sie zu frommer Hoffnung und ergebner Ruhe.

Bei der Hütte wartete Hugo's Roß, und ein kleineres Thier, das Hatteburg nach Eilenburg tragen sollte; sie langten an, der junge Ritter führte das Mädchen durch geheime Stiegen und entlegene Gänge in ein kleines freundliches Gemach, wo sie allein blieb, und den Tag über nur eine alte Dienerin in ihrer Nähe hatte, die auf jeden ihrer Winke lauschte. Wie aber der Abend herabsank, das Geräusch im Schlosse still ward, der Wächter das Zeichen gab, die Zugbrücken aufzuziehen, und aus dem großen Schloßhofe die lärmende Dienerschaft verschwand, da bat die alte Frau Hatteburgis, ihr zu der Markgräfin zu folgen, die sie um diese Stunde erwarte. Gertrud war einsam in ihrem prächtigen Zimmer, ihre Locken hingen losgebunden um den offnen Hals, ein Nachtkleid umfloß ihren vollen Wuchs, Schmuck und Verstellung waren beide zugleich abgelegt, sie hatte viel geweint, und weinte noch, als sie Hatteburgis in ihre Arme schloß, und ihre Zärtlichkeit, so wohl sie dem armen Mädchen that, hatte eine seltsame Heftigkeit, ein unnatürliches Feuer, das die jugendliche, unerfahrne Seele befremdete.

Du begreifst mich nicht, Hatteburgis, sagte die Markgräfin, Du staunst, ob meiner Liebe, und wagst nicht, sie aus vollem Herzen zu erwiedern. Höre denn, was ich Dir sagen will, ich habe dich auserkohren zur Vertrauten meines Leidens, meiner Schuld und meiner Reue. Ich schaue in dein sanftes Gesicht, die heilige Mutter weiß, mit welchem Gefühl, und ahne, daß du ein Herz hast, mich zu verstehen. O meine Tochter! vielleicht gab es niemals ein so unglückliches Wesen als mich. Ich habe einen heiß geliebten Sohn, und weiß nicht, ob er mir angehört; man sagt mir, du seyst mein Kind, ich sehe Dich, und glaube dem liebenden Herzen; Dich kann ich nicht lassen, und von ihm kann ich nicht scheiden; wenn ich Dich besitzen will, vernichte ich sein heiliges Recht,

und meine Ehre, — wenn ich Beide erhalte, muß ich Dich verlieren, und der ungelöste Zweifel tödtet mich.

Gnädigste Frau, erwiederte Hatteburgis, gebt mir ein klein wenig von der Liebe, die meinem Herrn, dem Markgrafen, gehört, so ist die arme Hatteburgis reich. Man hat mir vorlängst dasselbe hinterbracht, was Euch beunruhigt, aber ich meine, es ist eitel Trug. Ich habe meine Mutter begraben.

Nein, o nein, rief Gertrud, Du stammst nicht aus der Hütte, Du bist nicht Radulfs Kind. Armuth und Niedrigkeit haben Deinen Adel nicht erdrücken können.

Die Blumen, die der Gärtner zieht, wachsen ja auch wohl wild, ähnlich der edlern Pflanze auf, zum Preise Gottes, sagte Hatteburgis. Denkt doch an den Grafen, Euern Sohn, liebe, edle Frau, man spricht, er sey seines Vaters Bild.

So dünkt es mir, wenn ich ihn sehe, antwortete Gertrud; so lange er bey mir ist, so lange ich ihn in meinen Armen halte, hat meine Seele Ruhe. Denke ich aber an Dich, dann glaube ich in den Spiegel zu schauen, vor welchem ich einst stand, jung und unbefangen wie Du. Setze Dich an meine Seite, Hatteburgis, und vernimm die traurige Geschichte, die ich Dir erzählen muß:

Mein Gemahl starb, und hinterließ mir die Hoffnung, ihm einen Erben zu geben, die Augen der trauernden Unterthanen sahen auf mich, mein Kind war ihr Trost, an meinen Sohn knüpften sie ihr Hoffen, ihre Wünsche und ich, die ihm das Leben geben sollte, ward der Gegenstand von tausend Segnungen, von Liebe und Verehrung. Dagegen richteten, auf der andern Seite, Haß und Feindschaft die Blicke auf mich, man zieh mich unwürdiger List, und in offner Kirche mußte ich mich dem Volke zeigen, daß man meinen Zustand glaubte, denn

Conrad von Wettin, und Wieprecht von Groitsch neideten dem neugebornen Kinde die Würde seines Vaters, und scheuten sich nicht, eine unglückliche Wittib zu verfolgen. Aber nicht von ihren Fehlern, von den eignen Gebrechen soll ich reden! wie mich der Stolz verführte, und die Furcht, in Dunkelheit zu sinkeu, zur Sünde reizte, wie ich versucht ward, und nicht aushielt, sondern unterlag.

Ich weinte manche Nacht auf meinem harten Lager über die harte Verfolgung, die ich litt, ich wünschte mir mit sträflichem Ungestüm einen Sohn, um über sie zu siegen, und je heißer ich wünschte, je minder mocht ich hoffen. Wie die Zeit nahe kam, mehrte sich meine Angst, ich glaubte nun gewiß eine Tochter ans Licht zu bringen, und mein Stolz empörte sich mächtig gegen den Gedanken, wie meine Gegner frohlocken, meine Freunde mich verlassen würden. Damals hatte ich eine vertraute Dienerin, Elsbeth genannt, eine feine Frau, die ich gar sehr liebte, sie saß in den langen Nächten an meinem Lager, und versuchte manchen Trost, bis sie, leise an meiner Seele forschend, ein Wort wagte, über welches ich Anfangs zürnte, das aber durch ihre Ueberredung, und die Stimme der Leidenschaften, bald mein Ohr und mein Herz gefangen nahm. Radulfs, meines Lehnmanns Frau, sagte sie, werde mit mir zu einerlei Zeit ihres Kindes genesen, sie habe schon drei Söhnlein begraben, der Himmel schiene ihr keine Tochter zu gönnen, so sehr sie sie wünsche. Da die Frau gar schwach und krank sey, würde es leicht seyn, unsere Kinder ohne ihr Wissen, zu tauschen, und Elsbeth wolle zu diesem Ende sich Brechta als Wärterin erbieten. — Ach, Hatteburgis, schaue mich nicht so mitleidig an; ich willigte in die Sünde, und der unnatürliche Plan ward verabredet, im Fall meine Hoffnung zu Schande würde, und Brechta's Kind ein gesun-

der Knabe sey; Elsbeth gewann die alte Hebamme, um großen Lohn, ihr selbst verhieß ich noch reicheren, und so erwarteten wir geduldig den Ausgang.

Am Tage des heil. Pankratius, um die Zeit der Dämmerung, erschien meine Stunde. Ich verlangte, mit Elsbeth und der weisen Frau allein zu seyn, im offnen Nebenzimmer waren meine andern Leute versammelt, ich wußte, wie sie für mich beteten, und ein Schauer befiel mich, weil ich es nicht verdiente. Elsbeth mußte man aus Brechta's Hütte rufen, damals wohnte die arme Frau nahe, und es stand heute so schlecht mit ihr, daß man ihren Tod fürchtete. Bey solchen Warnungen erwachte mein Gewissen, Todesgedanken umschatteten auch mich, schon zitternd vor Schmerzen, uud in namenloser Angst zog ich Elsbeth zu mir nieder, wollte alles widerrufen, und hatte kaum die Kraft dazu. Elsbeth tröstete mich mit der gewohnten Ruhe, sie sprach zuversichtlich von der Geburt eines Knaben, erzählte mir weißsagende Träume, und verbirgte sich für das Glück des künftigen Tages. Es gibt Menschen, die gleich Zauberern über unsern Gemüthszustand walten, Elsbeth hatte diese Kraft für mich, ich ward ruhiger, ich horchte auf ihre Stimme, die mein Heil aussprach, und sicherte ihr den verheißten Lohn dreifach, wenn mein Kind ein Knabe sey. — Hat das armselige Geld die Elende verführt, so sey Gott ihrer Seele gnädig, und der meinigen!

Durch todesstarre Betäubung hörte ich nach überstandner Angst die lauten Worte: es ist ein Sohn geboren! Im Vorzimmer jubelte das Schloßgesinde, und der Ruf: „Gott segne unsern jungen Herrn!“ kam wie aus weiter Ferne an mein Ohr. Ich lag in Ohnmacht, aber ich vernahm alles, wie Elsbeth sich mit dem Kinde entfernte, um mich zu schonen, wie die Glocken des alten Thurmes erklangen, und Trompetenstöße von der Warte

unser Glück im Thale verkündigten. Endlich war ich entschlafen, und wie ich am Morgen erwachte, sehnte ich mich sehr nach Elsbeth und meinem Sohne. Ob er mein sey, wußte ich noch nicht, ach, und wagte es nicht, zu hoffen. Elsbeth hatte so zuversichtlich gesprochen, sie hatte wohl schon gewußt, daß in der Hütte ein Knabe lag, ihr Freudenruf sollte nur andere täuschen, während auch die schwache Mutter ihm traute. So dachte ich, und verlangte mit fiebrischer Angst nach ihr. Sie kam; in ihren Armen ruhte mein Heinrich, sie kniete neben mir nieder, und schwur: er sey mein Blut, ihre Finger lagen auf einer heiligen Reliquie. Wir weinten Beide, und die weiten Flügelthüren wurden aufgethan, herein strömten unsere Lehnsleute, Greise, Männer und Frauen, und segneten mich und mein Kind, fragten um seinen Namen, und baten Gott um Heil für den Markgrafen Heinrich Posthumus.

Elsbeth ist todt, fuhr Gertrud nach einer langen Pause fort, sie hat auf dem Sterbebette ein Bekenntniß gethan, das mir den Sohn von der Brust reißt, und mich zu Deiner Mutter macht. Welchen Schwur hat Gott gehört, welchen hat er verworfen? Ist Hedolf ein Betrüger, oder war seine Mutter eine Sünderin. Die weise Frau schläft schon lange, Brechta's Lippen versiegelt der Tod.

Brechta war rein vom Betruge, sagte Hatteburgis, so wahr meine Seele an das Heil glaubt. Hedolfs Kunde hat ihr manche Thräne gekostet, aber sie starb in dem Glauben, er wolle uns bethören und versuchen.

Die Neidenswerthe! seufzte Gertrud, so zweifelte sie nicht, weil sie nicht sündigte. — Hatteburgis, willst Du meinen Gram lindern, nenne mich Mutter, laß mich Dein Glück bauen, sey mein Kind. Wenn Du so glück-

lich bist, als Menschen seyn können, und ich einst war, dann finde ich vielleicht Ruhe. Es ist einsam um uns, Niemand hört uns als Gott. So frage ich Dich, Dich frägt Deine Mutter: ist Dein Herz frei, kennst Du keinen Mann, dem es angehören möchte?

Hatteburgis schwieg, ihre Augen sanken zu Boden, Gertrud drang stärker in sie. Es lebt Einer, der mir sehr lieb ist, sagte das Mädchen glühend, aber er lebt nicht für mich, und meine Mutter hat mich dem Kloster bestimmt.

Nimmermehr! rief die Gräfin, o Gott, Du siehst ja, sie war Deine Mutter nicht, sie wollte das blühende Leben meines Kindes ins Grab senken. Wisse, Hatteburgis, Dich liebt Hugo von Pajens, er glaubt an Deine Gegenliebe, und Dein Herz verräth, daß er Recht hat. Wenn Du ihn erwählst, so will ich Euch vereinigen, und Dir in ihm geben, was ich meiner Tochter gönnen möchte. Hatteburgis stand einen Augenblick, verklärt von seeliger Rührung, bis der Gedanke an Brechta's feierlichen Befehl ihr Glück tödtete. Die wunderbarsten Regungen bestürmten ihre Seele, die Liebe zweier Mütter wollte das bange Herz theilen, eine jugendliche, beglückte Neigung stand an der Seite der lebenden, und verdrängten die Gestalt der Todten. Sie hatte nichts versprochen, ein Zufall, vielleicht ein Wink des Himmels, ersparte ihr den geforderten Schwur, aber durfte sie vergessen, daß ihr Herz ihn leistete? Lange nach Mitternacht verließ sie die Markgräfin, doch es kam kein Schlaf in ihre Augen; sie saß aufrecht auf dem Lager, redete mit Brechta's Schatten, und bat ihm die Zweifel ab, die sich in ihr regten. Wenn Du alles wüßtest, meine Mutter, sagte sie, Du würdest mir vergönnen, glücklich zu seyn, aber Du schläfst, ich kann Dich nicht fragen, und wenn ich thue, was das Herz möchte, bin ich Dein Kind nicht mehr!

Gertrud hatte keine ruhigere Nacht, aber was sie dachte, war tröstlich, sie faßte den Faden, der ihr aus den Irrgängen des Kummers helfen sollte, und sah sich im Geist wieder in der früheren Ruhe, in der gewohnten Heiterkeit. Durch Hugo's Liebe wollte sie Hatteburgis glücklich machen, und sie zugleich den aufmerkendeu Feinden entrücken; war dieß vollbracht, so durfte sie sich ohne Vorwurf der größern Neigung für Heinrich hingeben, und alle Kräfte für den Sieg seiner Ehre und ihres Stolzes verwenden. Das Licht des Morgens gab ihr noch mehr Zuversicht, lange Zeit hatte sie ihren Sohn nicht so sorgenlos umarmt, sie erkannte an dem lauteren Schlage ihres Herzens, wie er mit ihrem Daseyn verwachsen war, während die Neigung zu Hatteburgis sich auf den Wunsch beschränkte, sie glücklich zu wissen. Dieß jedoch mußte sie um jeden Preis erringen, und da ihr weltlich gesinntes Herz im klösterlichen Gelübd, und der Entsagung der ersten Liebe einen Abgrund des Elends sah, beschloß sie, nichts zu scheuen, um das Mädchen solchem Schicksal zu entziehn. Jeden Abend ward Hatteburgis in Geheim zu ihr geführt, aber nicht allein; Hugo theilte die einsamen stillen Stunden, und seine liebe Gegenwart, sein bescheidenes Werben, gesellten sich zu Gertruds Bitten. Wenn Ihr nun verbunden seyd, sagte sie in tiefer Stille, und nur von mir gesegnet, will Hugo mit Dir nach Jerusalem ziehen, ihn weiset seine früh- ste Sehnsucht dorthin, Du aber sollst am heiligen Grabe meine Schuld sühnen, und meine Opfer darbringen. So kannst Du irdisches Glück mit ernster Pflicht einen, und verdienstlicher als Klosterleben ist die Wallfahrt nach Gottes Stadt.

Und wir werden sehen, was Waldemar einst begeistert prieß, als ich zuerst an Deiner Seite war, sagte Hugo. O Hatteburgis! gieb mir Hoffnung, oder laß

uns auf ewig scheiden. Willst Du nicht mein seyn, so findet mich das Morgenroth schon auf der traurigen Fahrt!

Hingerissen von Liebe und Schmerz wollte die Jungfrau ihm die Hand reichen, aber er zog sie jubelnd an seine Brust, sie fühlte den Kuß des Bräutigams, und die segnende Hand der Fürstin auf ihren Locken. Himmelsseligkeit fühlte ihr Herz; wie das „Ja" ihren Lippen entflohen war, gehörte sie Hugo und der Liebe, sie sorgte, dachte und bereuete nicht mehr. Schon in der nächsten Mitternacht ritt ein kleiner Zug aus dem Schloß, nach der Kapelle; Gertrud mit zwei vertrauten Dienerinnen begleiteten Hugo und die Braut; sie fanden das Kirchlein geschmückt, den Priester am Altar, Weihrauchwolken mischten sich mit Blumendüften, die Orgel hallte feierlichen Lobgesang, und die Weihe des heiligen Ehebundes erscholl über dem knieenden Brautpaar. Niemals hatte ein glücklicheres Paar auf den Stufen des grauen Hochaltars gekniеet, alle Wolken des Grams, des Zweifels, waren in diesem Augenblicke über Hatteburgis Haupte getheilt, im sonnenhellen Raume sah sie nur den Engel der Liebe schweben, der seine Kränze auf ihr Leben legte.

Hand in Hand standen die Neuvermählten noch am Fenster von Hatteburgis Thurmgemach, wie der Tag seine Bahn zu röthen begann. Sie feierten ihr Glück, und unter ihnen erscholl Waldemars Harfe, die den kommenden Morgen grüßte.

Stolz, auf ruhigen Wellen getragen, schwamm ein Genuesisches Schiff in Joppes Hafen, mit ausgespannten Segeln, die von rosiger Abendglut gemalt wurden. Und die Boote setzten bald darauf drey Pilger ans heilige

Land, nebst mehreren Reisigen und Waffenträgern. Sie standen allesammt in wunderbarer Rührung eine kleine Zeit am Ufer still, zrrückschauend nach dem Meere, wie es sich zwischen ihnen und der Heimath lagerte, und hinein in das verherrlichte Land der Verheißung, die Heimath ihrer Träume, die irdische Wohnung des Auferstandenen. Da sank die zarteste, feinste Gestalt der Dreyen auf die Kniee, und küßte den geweihten Boden, und sprach einfache Worte zu dem, der dem Wehen der Meeresluft, und im letzten Erflammen des Sonnenlichts, sich ihrem Herzen offenbarte. Die beiden Andern theilten ihre Andacht. Hatteburgis und Hugo waren es, die mit dem Gefolge, das ihnen Gertrud zugesellt hatte, hier am ersten Ziel ihrer Wallfahrt stille standen. Der andere Pilger aber ein junger fränkischer Ritter; Odo von St. Omer, ihr Gefährte auf dem italienischen Fahrzeuge, gedachte, wie sie, nach Jerusalem, und es hatte sich auf der einförmigen Meerfahrt ein Herzensbund zwischen beiden Männern geknüpft, der Hugo's junges Glück auf den Gipfel hob. Stark und kräftig, fromm wie die Besten seines Jahrhunderts, schwärmerisch glühend für Ideale, die das Leben noch nicht berührt hatte, älternlos und arm, glich er seinem Freunde Hugo von Pajens, bis auf das Liebesglück, das er ohne Neid, mit brüderlicher Freude anschaute. Sein braunes, offnes Gesicht, von krausen, dunklen Locken trotzig beschattet, zeigte die Bewegung des treuen Herzens, als Hatteburgis nun aufstand, sich an ihren Gatten schmiegte, und mit silberner Stimme ausrief: Gott will es, wir sind da! er segne unsern Ausgang und Eingang!

Sie zogen weiter über Lidda und Ramla, nach Nikopolis, einst Emaus genannt, und fürder gen Bethlehem. Hier beteten sie im Hause Mariens, und Hatteburgis brachte reiche Opfer dar, theils für die Mark-

gräfin, theils aus dem eigenen Schatze, mit welchem Gertruds Liebe sie beim Abschied begabt hatte. Ihre Gemüthsstimmung glich von nun an einem seligen Freudenrausch, die fremde, schöne Natur, die Allgegenwart der heiligen Geschichte, die jeden Schritt zum Fest der Andacht machte, ihre reine, eheliche Liebe, die noch kein Schatten umzog, alles erhob sie über das, uns Sterblichen hier zugetheilte Loos. So erreichten sie den Gipfel des Oelbergs und sahen Jerusalem! sahen es mit dem Entzücken, das noch heute der Wanderer auf derselben Stelle fühlt, aber mit einer Begeisterung, und mit Thränen, deren Quell sich für uns, im Nebel vergangener Jahrhunderte, verliert. Keines sprach mit dem Andern während der Wanderung durch das Thal Josaphat, und keine Speise berührte ihre Lippen, bis sie am heiligen Grabe gebetet hatten. Nun ging der Tag zur Rüste, Hugo wollte eine Herberge suchen, aber Hatteburgis bat ihn mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, sie noch zur Auferstehungskirche zu geleiten. Denke an jenen Abend, sagte sie, wie der alte Harfner den Einzug der Pilger erzählte, damals eilte meine Seele hieher, ohne Hoffnung, ihren Wunsch zu erreichen. Und ich sollte in Jerusalem schlafen, und die Stätte nicht gesehen haben, wo die Todten ihren Freunden sichtbar werden? Du weißt, es erblickte ein Jeder die Seinen in himmlischer Herrlichkeit, und die Abgeschiedenen theilten das Glück der Lebendigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der König und der Bauer.

Der König Maximilian Joseph von Bayern unterhielt sich gern mit Personen jeden Standes, und

Er leuchtet, glänzend noch aus trüber,
Schon längst entschwundner alter Zeit,
Ein Lichtgebild zu uns herüber,
In wunderbarer Herrlichkeit.

Zweites Wort.

Und kannst du auch die Heil'ge nennen,
Der frommer Glaube gern vertraut?
Wirst du die Himmlische erkennen,
Die freundlich auf die Beter schaut?
Viel Pilger knien zu ihren Füßen,
Und flehen heiß um ihre Huld,
Und schwer beladne Sünder büßen
Vor ihr im Staube ihre Schuld.

Drittes Wort.

Kannst du wohl auch das Wort errathen,
Gar oft gesprochen und gehört?
Zwar mahnen soll's an edle Thaten,
Doch hat es oftmals wenig Werth.
Wer frey es als Geschenk empfangen,
Der mag sich billig seiner freu'n;
Doch die es nur durch Geld errangen,
Die kauften nichts als eitlen Schein.

Viertes Wort.

Viel hast der Männer du gesehen,
Wie dir sie nennt das vierte Wort.
Sie glänzen nicht auf stolzen Höhen,
Sie schaffen emsig fort und fort!
Und meistens in bescheidner Hütte
Mit Fleiß und Eifer wohl bedacht,
Ihr Werk, das allgemeine Sitte,
Uns allen unentbehrlich macht.

Ganzes.

Weit ist des Mannes Ruhm erklungen,
Dem einst das Ganze angehört;
Nicht Heldenruhm hat er errungen,
Doch hat die Kunst ihn hoch erklärt.
Die hat schon früh mit schönem Kranze,
Dieß würd'gen Lieblings Haupt geschmückt,
Und trauert, seit zu höherm Glanze
Der stille Gott ihn ihr entrückt.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 22tes Stück.

Hugo von Pajens.

(Fortsetzung.)

Hugo gab ihren Bitten nach, sie betraten die dämmernden Hallen, in denen eine ewige Lampe ihr zitterndes Licht verbreitete. Hatteburgis ruhte fast eine Stunde auf den Stufen des Altars, ihre Seele war von Waldemars Erzählung erfüllt, ihre Gebete fanden den Himmel näher, erreichbarer, als jemals, aber fieberische Glut brannte auf ihren Wangen, und sie mußte sich, da sie die Kirche verließen, auf Hugo's Arm stützen, so ermattet waren ihre Kräfte. Sie nahmen Herberge in dem Pilgerhause der Hospitaliter, eine einfache Speise stärkte sie, und der besorgte Hugo sah die junge Frau bald in festen Schlaf sinken, worauf auch er das Lager suchte. —

Kaum hatte Hatteburgis die Augen geschlossen, als Traumgesichte, wunderbar lebhaft, den losgebundenen Geist umschwebten. — Sie befand sich wieder in der Kirche, knieend am Altar, Hugo und Odo von St. Omer lagen ferne von ihr am Boden, sie gewahrte nur die Umrisse ihrer Gestalten. Da klang es wie leise Harfen=

töne, Waldemars Stimme sang feierlichen Weihegesang, doch sie sah ihn nicht, wie sie auch nach ihm umschaute. Während nun ihre Augen den Sänger suchten, wurde sie dicht an ihrer Seite die Mutter gewahr, gleich einem schwebenden Schatten, mit ernster trauriger Miene, und da sie ihm nahen wollte, wehrte das liebe Bild sie von sich ab, und sprach mit leiser Stimme: Geh' ins Kloster! Du versprachst es ja deiner sterbenden Mutter. Die Welt hat nichts für Dich, so flüchte dich in Gottes Haus. Siehe, du betest für die Fremde, und vergissest die wahre Mutter. Geh in Gottes Haus!

Hatteburgis wollte reden, ihre Stimme hatte keinen Klang, sie strebte mit tödtlicher Angst nach wenig Worten, vergebens, ihre Zunge war gefesselt, und sie sah den Schatten entschweben, ohne ihn rufen, oder zurückhalten zu können. Dagegen stand eine andere hohe Gestalt vor ihr, mit leuchtendem Angesicht, und eine Glorie silberner Haare um die Stirn; sie wußte, es sey Adhemar von Puy, und noch immer stumm, sank sie zitternd vor ihm in den Staub. Er aber öffnete den Mund, das zu beantworten, was die Träumende ihrer Mutter nicht sagen konnte. Wohl hast Du irdisches Glück gefunden, aber wisse, es war dir nicht bestimmt. Der, denn Du dein nennst, sollte dem Himmel leben; der Streiter Christi darf keinem Weibe gehören, die Braut des Herrn keinem Manne. Blicke hin, und schaue seine Herrlichkeit, der Vater hat hohen Lohn bereit für die, so um sein Heiligthum sterben!

Hatteburgis sah in die dämmernde Tiefe, wo die Ritter knieeten, ihre Gestalten schienen in reinem Feuer verklärt. Ein lauter, halb unterdrückter Ruf, löste sich von ihrer gefesselten Zunge los, und sie erwachte.

Hugo und sein Freund stellten sich am Morgen dem König Balduin vor, und erhielten Dienste in seiner Leib-

wache, auch gab es wohl Arbeit für ihre Schwerdter, aber lange nicht so viel, als sie gehofft hatten.

Die jungen Ritter, brennend vor Verlangen, die christlichen Waffen gegen die Saracenen zu kehren, sahen mit Wehmuth und Erstaunen den üppigen Müßiggang, dem sich die Menge hingaben, so wie den eigennützigen Hader, der die Kämpfer des Herrn entzweite, wo Einigkeit so noth that. Um Eigenthum und Beute stritten Mächtige und Geringe, während der unbeschirmte Pilger noch immer, außer Jerusalems Mauern, vom Tode bedroht ward, und die Macht der Ungläubigen dem schwachen Christenreiche Hohn sprach. Solche Betrachtungen betrübten Hugo um so mehr, je herrlichere Bilder ihm vorgeschwebt hatten, denn auch die Ritter des Hospitals blieben weit hinter dem Ideal zurück, das er von ihrem Verein im Herzen trug; sie heilten Kranke und Verwundete, aber sie kämpften nicht für die Unterdrückten, noch gegen den falschen Gott, sie opferten reiche Güter, aber nicht ihr Blut. Wenn Hugo und Odo von diesen Dingen sprachen, hörte Hatteburgis zu, ohne ein Wort dazu zu sagen, nur ihre Blicke und ihr Händedruck belehrten den Freund, daß sie mit ihm nur ein Herz, und ihm Hohen wie im Kleinsten, nur einen Glauben habe. Ihre Zärtlichkeit, ihr zartes, weibliches Anschmiegen, wuchs jeden Tag, sie lebte nur um Hugo zu lieben, aber sie war nicht mehr glücklich, tiefe Schwermuth umnachtete ihr süßes Gesicht, sie ward blaß wie eine Lilie, weinte oft im Stillen, und lächelte nur in Hugos Armen. Auf seine dringenden Fragen, klagte sie über Mangel an Schlaf, ohne ihm jedoch zu gestehen, daß der Traum von Brechta sich jede Nacht wiederholte, und ihre Mahnung: Geh ins Kloster! — das Herz der armen Tochter mit Reue und Angst erfüllte. Gertruds schönes Bild, sammt den Ueberredungen der Liebe, wich nun tief in den

Hintergrund zurück, der Mutter Sterbelager stand überall vor ihr, der Befehl, den sie mühsam aussprach, tönte unabläßig in ihr Ohr, und wenn sie in Eilenburg, an Gertruds Brust oft gezweifelt hatte, welcher Mutter sie gehorchen müsse, glaubte sie nun gewiß zu seyn, die ihrige ruhe im Grabe, und zürne dem verführten Kinde!

Einige Monat schon war die erste Blüthe ihres Glücks abgeblüht, als Roger von Antiochien, durch den Oetokiden Ilgazi bedrängt, um Hülfe nach Jerusalem sandte. Der König rüstete sich alsbald, mit ihm die Freunde, Hugo und Odo, Hatteburgis aber wollte die Zeit der Trennung in dem Nonnenkloster Maria Magdalena zubringen, das zur Stiftung des Hospitals gehörte. Manches Geschäft für seine Ausrüstung hatte den jungen Mann am Tage entfernt gehalten, es war Nacht, wie er die enge Zelle betrat, die sie noch immer im Pilgerhause bewohnten. Hatteburgis flog in seine Arme, sie trug das Pilgerkleid, wie immer seit der Reise, aber die Kappe bedeckte ihr Haar nicht, sondern ein kleiner weißer Schleier, unter dem sich die goldenen Flechten hervorstahlen; ihr Anzug war genau demjenigen nachgeahmt, in welchem Hugo sie zum erstenmal sah; auch die Zelle hatte sie festlich geschmückt, den Boden mit Grün bestreut, und die Wände mit Zweigen des Oelbaums und der Palmen gekleidet. Himmlische Freundlichkeit in den Blicken, lud sie ein, das sparsame Mahl fröhlich zu genießen, und die letzten Stunden ungewisser Trennung der Freude zu weihen. Die Nebel der Sorge schienen von ihrem Angesicht verschwunden, die halbe Nacht entfloh den Liebenden, in Gesellschaft des Engels, der über reine Liebe wacht. Endlich gedachte Hugo der späten Stunde; Mitternacht ist lange vorüber, sagte er; ruhe nun bis der Morgen graut, dann kömmt Wernhar mit den Rossen, und ich wecke Dich zum Abschied.

O laß mich nicht schlafen, erwiederte sie, laß mich noch meines Herzens Heiligstes in das Deine legen. Das ist die Stunde dazu, die Geheimnißvolle, wo Nacht und Tag sich die Hand reichen. Hugo, mir ist oft, als müßte ich bald sterben, Dein Besitz macht mich zu glücklich für ein irdisches Geschöpf, darum wird Gott mich rufen. Wenn ich todt bin, Hugo, vermähle Deine trauernde Seele dem Dienst der bedrängten Christenheit, aber nicht als Diener eines Königs, nein, als Diener des Herrn! Er kann ohne Dich seine Heerde schirmen, ihm ist der Flug des kleinsten Vogels, und das Säuseln des Laubes genug, seinen Willen zu vollbringen, aber er will deinen Arm, dir zum Heil, nicht ihm zur Ehre. Ich habe euch oft zugehört, wenn ihr über das sprachet, was Noth thue, und es ist ein Gedanke in mir entstanden, schön und herrlich, wie ich noch keinen dachte. Ich sehe dich, wie du Dein Schwerdt ziehst, und den Ungläubigen ewigen Haß schwörst, wie Du mit wenigen Auserwählten sie bekämpfest, in Armuth, Reinheit und Gehorsam, wie du die wandernden Pilger geleitest, mit schützenden Waffen und Dein Blut nicht schonst, sie zu vertheidigen, wie du überall zuerst hervordringst, ein Streiter Christi, ein Blitz in der Hand des Herrn, kein weltlicher Ritter, weil Gehorsam und Gelübd Dich bindet, und kein Mönch, weil Schwerdt und Schild Dich zieren, allen Frommen ein Schutz, allen Ungläubigen ein Schrecken. Hugo! so will ich Dich finden, wenn mein Geist Dich besucht; weiß sey Dein Gewand, als Zeichen wohlthätiger Milde, ein rothes Kreuz deute auf Blut und Haß gegen die Verächter Gottes; auf der wehenden Fahne, die über Dir und den Deinen schweben soll, laß die Worte stehen: »Nicht uns, Herr! sondern Deinem Namen gebühret die Ehre.“ —

Du schwärmst, Geliebte! sagte Hugo; so schwärmte ich oft, ehe ich Dich fand, und ehe die Bekanntschaft der Hospitalritter mein Feuer für ihren Orden kühlte. Aber um unserer Liebe willen, entlaß mich nicht mit Todesahnung. Du lähmst meine Kraft, und fesselst meinen Arm.

Sie lächelte, erklärte die Ahnung für weibliche Schwäche, wandte das Gespräch, und wußte durch kindliches Geplauder sein Gemüth zu beruhigen, bis der Morgen anbrach, Odo von St. Omer gewaffnet eintrat, und Wernhar Hugo's Roß ihenbeiführte. Der Abschied war, durch des Freundes Vorsorge, nur ein Augenblick, aber wie Odo ihren Gatten mit freundlicher Gewalt wegriß, blieb die arme Hatteburgis, in Schmerz versunken, mitten in der geschmückten Zelle stehn, lauschte auf den klirrenden Tritt der Ritter, auf den Hufschlag der Pferde, und dachte zu vergehen, da nun alles verhallte! — Nach einigen Stunden begab sie sich ins Marien Magdalenen Kloster, wo die ernste Aebtissin sie gütig empfing, denn sie war deutscher Abkunft, und die Sprache des Vaterlandes machte ihr Hatteburgis Umgang werth. Schwerer wurde es der jungen Frau, zu der Nonne Vertrauen zu fassen. Ihre hohe Gestalt und die scharfen Umrisse ihres Gesichts, hatten nichts Weibliches, die dunkeln Augen blickten kalt und strenge. Sie war ihrem Gemahl auf dem ersten Kreuzzuge gefolgt, hatte ihn, mit zwei blühenden Söhnen im Lager vor Antiochien verloren, und lebte nun zwanzig Jahr ein hart geregeltes Leben, ohne Freude, und ohne Klage, stolz auf ihre Selbstbeherrschung, und fest überzeugt, daß kein Schmerz auf Erden unüberwindlich sey. Ohne Weigern würde sie gethan und gelitten haben, was fromme Märtyrer thaten und litten, aber sie hätte dann dieselbe Stufe auf anderem Wege erklimmt, als Jene, denn nicht Demuth und

schwärmerische Begeisterung, sondern Vertrauen auf eigne Kraft und weltlicher Stolz waren ihre Führer. —

Indessen hatte, schon ehe König Balduins Hülfe anlangen konnte, das Saracenenheer über Roger gesiegt, und er selbst den Tod gefunden. Antiochien ward bedroht, auf allen Wegen sandte Ilgazi seine Schaaren aus, um des Königs Heer am Weiterziehen zu hindern, aber er drang glücklich vor, vereinigte sich mit dem Patriarchen von Antiochien, zur Rettung der Stadt, ging dann dem Feinde entgegen, und schlug Ilgazi in einer blutigen Schlacht. Hugo von Pajens, und Odo von St. Omer kämpften hier zum Erstenmale in offner Feldschlacht gegen die Feinde ihres Glaubens, doch der Erste war glücklicher als der Andere, nur eine kleine Wunde blieb ihm zum Zeichen des Kampfs, während Odo dem blutdürstigen Feinde in die Hände fiel. Und so schrecklich war die Behandlung der Gefangenen auf beiden Seiten, daß ihr Schicksal härter als Tod schien. Gleich am ersten Abend ließ Ilgazi Viele zum Ziel für die Pfeile stellen, brachte Andere selbst in wüthender Trunkenheit um, und nur wenige rettete ein Zufall bis zum Morgen, wo man, milder gesinnt, ihnen große Lösegelder bestimmte. Odo befand sich unter diesen Wenigen, aber er wäre lieber gestorben, ehe er in schmählicher Haft, bei dem Feinde des Kreuzes lebte, und nichts tröstete ihn, als die Möglichkeit, sein Geschick dem Freunde kund zu thun, der ihn schon gleich einem Todten betrauert hatte.

Schmerzlich betrübt durch den Verlust seines Waffenbruders, kehrte Hugo mit dem Heere nach Jerusalem zurück, und seine Seele erheiterte sich erst, als die hochgethürmte Stadt vor ihm aufstieg, die Stätte, wo das Wiedersehen der Liebe auf ihn wartete. Er ließ dem Knappen sein Roß am Thore, und schritt einsam der

Klosterpforte zu, zog mit Ungeduld die Glocke, folgte der schweigenden Pförtnerin ins düstere Sprachzimmer, und stand hochklopfenden Herzens lange am Gitter. Endlich öffnete sich die Thür der innern Clausur, eine weibliche Gestalt trat ein, aber nicht Hatteburgis; höher war ihr Wuchs, langsamer, würdiger ihr Gang, und die langen schleppenden Schleier, das reiche Kreuz auf der Brust, die Demuth, mit welcher zwei junge Nonnen ihr folgten, und auf ihren Wink wieder an die Thür zurückwichen, ließen ihn die Aebtissin erkennen. Er neigte sich ehrerbietig.

Gelobt sey der Herr, sagte sie mit tiefer Stimme; in Ewigkeit! erwiederte der Ritter. Ihr kommt aus dem Kampfe, Hugo von Pajens, nahm sie wieder das Wort, ihr habt um Euch her den Tod gesehen, und ihm selbst in's Auge geblickt. Ich hoffe demnach euer Herz stark zu finden, denn meine Zunge muß einen Pfeil absenden, und nur gewohnt, mit denen zu reden, die weltlicher Hoffnung abgesagt haben, verstehe ich nicht, sein Gift zu lindern.

Hochwürdige Frau, rief Hugo tief beweget, wählt und wägt die Worte nicht, um aller Heiligen willen, sprecht mein Schicksal aus. Hatteburgis ist wohl krank, ja Euer Auge bestätigt die Furcht, sie liegt darnieder, und zum Tode!

Nicht wahr, Herr Ritter, antwortete die Nonne, sie war krank, und ist genesen, sie war niedrig und ward erhöht, sie starb der Erde, und lebt im Himmel. Drei Tage sind es heute, seit wir ihren Leib dem Grabe vertrauten.

Hugo verhüllte das Gesicht in seinen Mantel, sein Haupt sank ans Gitter, die Nonnen im Hintergrunde sahen sich mitleidig an und falteten die Hände, die Aebtissin blickte ernst vor sich nieder. So verstrichen Minuten, schwerfällig wie eben so viel Stunden.

Seyd ein Mann, Hugo von Pajens, sagte die geistliche Frau eintönig und kalt, es ist eine Spanne Zeit, die Euch von ihr und dem Grabe trennt, der Schmerzen und Sorgen nicht werth, und uns nur des Kampfes wegen verliehen. Ein hülfloses Weib, verlor ich vor Antiochien den Gemahl und zwei Kinder; der jüngste Sohn, noch ein Knabe, litt einen grausamen Tod, und sein Haupt von den Ungläubigen ins christliche Lager geschleudert, ward seiner Mutter gebracht, als sie über den andern Leichnamen weinte. Solches habe ich erlebt und überwunden; in stiller Betrachtung des Traums, den wir Leben nennen, habe ich Kraft gefunden, es ruhig anzuschauen, und das Unglück ist ein Panzer geworden um meine Brust, besser als Stahl und Eisen. Was ein Weib konnte, darf der Mann nicht unmöglich nennen, darum ermannt Euch und erhebt Euer Haupt.

Kann ich ihr Grab sehen? fragte Hugo.

Die Laienschwestern mögen es Euch zeigen, war die Antwort, auch könnt Ihr es besuchen, wenn es Euch gefällt. Ein Kästchen mit reichen Steinen, Hatteburgis Nachlaß, wird man Euch übergeben, ehe Ihr geht. Was sie von Euch wünschte, ist mir nicht unbekannt, ich habe Euch darüber noch viel zu sagen, gleichermaßen möchte ich Rechenschaft ablegen von der Pflege und Hülfe, die dieses heilige Haus Euerm Weibe leistete, obwohl vergebens. — Doch das alles ist nicht für heute, noch für morgen. Wenn Ihr überwunden habt, seh'n wir uns wieder. Gottes Friede sey mit Euch!

Sie ging, Hugo folgte dem stummen Wink der Laienschwestern zur Kirche, wo man ihm Hatteburgis Grabstein zeigte; hier war nun sein liebster Aufenthalt, er glaubte ihre Nähe zu fühlen, ihren Trost zu vernehmen, ja er hoffte, sie werde ihn zu sich rufen, ihn nicht einsam klagen lassen! — Von den Schätzen, mit welchen Ger-

trud die Braut begabte, opferte er einen Theil zu Seelenmessen für Hatteburgis, und zum Schmuck für ihr Grab, mit dem Ueberreste reiste Wernhar ab, Odo von St. Omer aus der Sklaverey loszukaufen. — Viele Tage verflossen, ehe Hugo sich stark genug fühlte, dem kalten Blick der Aebtissin wieder zu begegnen, so sehr er sich auch nach dem sehnte, was sie ihm noch zu sagen hatte, aber, als er es endlich über sich gewann, fand er bei ihr unerwarteten Trost. Denn indem sie ihn zur Thätigkeit aufmahnte, ihn an Hatteburgis Wünsche erinnerte, und den Gedanken, der sie den letzten glücklichen Abend beschäftigt hatte, mit lebhaften Farben ausmahlte, riß sie ihn aus der Nacht des Kummers empor, und stellte das Bild der Verlornen, als einen winkenden Engel, in sein verarmtes Leben.

(Schluß folgt.)

Holyrood und seine Vorrechte.

Holyrood, der Palast der alten Könige von Schottland zu Edinburg, hat zum zweitenmale in seinen traurigen Mauern einen gefallenen Fürsten (Karl X. König von Frankreich) aufgenommen, der früher schon einmal um desselben schmachvolle Freiheiten sich beworben, und der, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihrer abermals bedarf, denn ganz im Gegensatze mit dem neuen Könige der Franzosen (Philipp I.) verwaltet er sein Privatvermögen eben so schlecht, als einst das seiner Unterthanen.

Vielleicht haben die meisten unserer Leser noch nicht von den sonderbaren Freyheiten von Holyrood sprechen gehört. Wir wollen uns bemühen, ihnen eine genaue Idee zu geben. Sie verdienen schon an und für sich betrachtet zu werden.

Um dieses alte zerfallene Schloß hat sich seit der Abreise Jakobs I. nach England, eine Colonie zahlungsunfähiger Schuldner niedergelassen, welche dort die Gesetze des Landes gegen ihre Gläubiger beschützen. Der Unfug, welcher ihnen eine Zufluchtsstätte darbiethet, erstreckt sich auf vier englische Meilen (1¼ Stund) rings um das Gebäud. Die Mauern, welche diesen Raum umschließen, werden termini sanctorum (Grenzen der Heiligen) genannt.

Befremdende Verdorbenheit menschlicher Gesetze und Worte! Uebelthäter, als heilig betrachtet, sobald die Religion sie mit ihrer Aegide beschirmt! Der Mörder, der Straßenräuber fanden ehemals Sicherheit an diesem privilegirten Orte. Die Civilisation hat dieses barbarische Recht beschränkt. Der Schuldner allein genießt jetzt das Vorrecht des Heiligthums, und in dieser letzten Beziehung hat man es noch nicht gewagt, einen so schreienden Mißbrauch abzustellen. Häscher und Pedelle dürfen diese Schuldner-Republik nie betreten.

Holyrood und seine Zugehörungen bilden eine Art isolirten Staates, der nach seinen eigenen Gesetzen regiert wird. Ein Theil der dazu gehörigen Häuser befindet sich in einer der Vorstädte Edinburgs. Ein Wald, kleine Ebenen, die schöne St. Annen-Domaine, beschattete Hügel, welche die reitzendsten Aussichten darbiethen, hübsche Gärten, die Crags (spitze Thürme) von Salisbury, durch ihre mahlerische Schönheit berühmt, der Loch (Bergsee) von Duddingstone, mit seinem blaulich durchsichtigen Wasser, umgeben von frischgrünem Rasen, endlich die Aussicht des Arthurhügels, der Edinburg beherrscht, und auf den die Bewohner dieser Stadt, wie auf eine Ruhmerinnerung, stolz sind, diese Manigfaltigkeit natürlicher Accidentien, welche den Landschaften Schottlands

einen wilden Reiz geben, das alles ist im Heiligthum von Holyrood vereinigt.

Kaum betritt man jedoch diesen Raum, so wird man von einem traurigen Gefühl ergriffen. Die Gegenstände, welche sich dem Auge darstellen, tragen den Charakter der Vernachlässigung, verarmter Größe, unvermeidlichen Verfalls. Sie erinnern an die alte Unabhängigkeit Schottlands, an seiner Monarchen Glanz, an seine gegenwärtig untergeordnete Lage, an seine Vasallenschaft, der nichts sie zu entreißen im Stande ist.

Es herrscht hier eine große Unsauberkeit. Alles, was man ansichtig wird, ist wirklich zurückstoßend. Die Häuser zerfallen in Trümmer. Ehemals wurden sie von Rittern, von Hofleuten, von Edelfrauen bewohnt. Die Verwüstungen der Zeit und die Unwissenheit der alten Baumeister haben sich verschworen, die Wohnungen eben so unbequem als häßlich zu machen. —

Vor dem Pallaste, in einer Entfernung von hundert Klaftern, befindet sich eine Gruppe niedriger, schwarzer Hütten von hölzernen schwachen Stangen gestützt, dicht an einander gedrückt, als hätte es bey ihrer Erbauung an Raum gefehlt, und durch so enge Fenster erhellt, daß man kaum den Kopf durch dieselben stecken kann. — Dieser traurige, elende Weiler ist vor der Vorstadt Canongate nur durch eine gepflasterte Strasse geschieden, welche als Grenze dient. Sobald ein Schuldner jenseits dieser Strasse ist, so hat er seine Schulden bezahlt, und er ist frey. Kehrt er wieder zurück, so wird er Bürge der legalen Gesellschaft, und sein Gläubiger kann ihn verhaften lassen.

Der Justiz-Amtmann (Beile), von dem Pallastwächter, dessen Amt erblich ist, ernannt, hält jeden Montag Gericht. Die 500 Bewohner dieses Ortes stehen unter seiner alleinigen Gerechtigkeitspflege, doch können nur

solche Angelegenheiten von ihm entschieden werden, die sich im Innern des Asylraums ereignet haben. Er bekleidet zugleich die Funktionen eines Friedens- eines Zuchtpolizey- und eines Kriminal-Richters. Er ist Ankläger, Jury, erste und letzte Instanz, Alles in einer Person. Er kann die Beschlagnahme der Güter eines Schuldigen verordnen, und ihn zur Einkerkerung verurtheilen. Das Gefängniß ist in der gothischen Abtey. Eine im Heiligthum gegen einen Bewohner desselben Ortes eingegangene Schuld wird nach Willkühr vom Justiz-Amtmann bestraft.

Der Schuldner, welcher im Raume von Holyrood ein Asyl sucht, ist genöthiget, sich bey dem Amtmann einschreiben zu lassen. Das Bureau, oder vielmehr die Höhle, in welcher diese Förmlichkeiten statt findet, ist hart an der Grenze. Der Schuldner bezahlt 20 Schilling (12 Rhein. Gulden), wofür er einen Paß oder Sicherheitsschein erhält, der ihn gegen jede Verfolgung seiner Gläubiger, inner dem hl. Raume, schützt. So lange er darin bleibt, braucht er dieß Papier nicht zu erneuern; aber sobald er sich auf 14 Tage entfernt, ist es ungültig. Er muß in diesem Falle einen zweyten Paß bezahlen; ein dritter wird nie zugestanden. Da der Ein- und Ausgang der Schuldner nicht so streng bewacht wird, hat diese Vorschrift, durch welche man versucht hat, die klägliche Wirkung dieses barbarischen Gebrauchs zu neutralisiren, keine Wichtigkeit. Oft reiset der Schuldner, den seine Gläubiger nicht mehr bewachen, seitdem er nach Holyrood sich begeben, zu seinem Vergnügen in einem andern Theile Englands oder Schottlands.

Schuldner der Krone, betrügerische Banquerotirer, und Preller von Profession haben keine Ansprüche auf diese Privilegien. — Hat ein Schuldner Vorbereitungen zur Flucht getroffen, hat er seinen Platz auf einem Schif-

fe bezahlt, und kann man ihm das beweisen, so fällt er unter die Hand der Gerechtigkeit zurück, in so fern man nicht Kaution für ihn stellt. Jeder Gerichtshof kann die Bewohner des Heiligthums als Zeugen vorladen. In diesem Fall erhalten sie einen Sicherungsschein für einige Tage. Von Sonnabend Abend bis Sonntag Abend können die Schuldner ihren Raum verlassen, und während dieser Zeit haben sie von den Häschern nichts zu befürchten. Die Gesetze ihrer kleinen Republik gestehen ihnen diese Freiheit zu. Der Schuldner zu Holyrood wird nur als gewöhnlicher Banquerotirer betrachtet. Keine gesetzliche Schande trifft Denjenigen, welcher das Benefiz dieser Immunidät benützt. Welches auch der Betrag seiner Schuld sey, man kann ihn weiter nicht verfolgen. Er wird durch die Ortsobrigkeit behandelt, als wenn er ein fremdes Land bewohnte. Er verheurathet sich, er stirbt, ohne daß man davon Notiz nimmt. Er ist todt für die übrige Welt.

Der Lockung ohngeachtet, welche dieser Gebrauch gewissenlosen Schuldnern darzubiethen scheint, ist die Bevölkerung des Heiligthums doch nur schwach. Die hieher Geflüchteten führen ein so höchst einförmiges Leben, daß ihre Zahl, statt sich zu vermehren, sich täglich vermindert. Sie müssen auf alle geselligen Vergnügungen verzichten, denn es gibt keine Versammlungen, in welchen ein Mann aus dem höhern oder Mittelstande Trost und Zerstreuung finden könnte. Der Heiligthumsmann, wie das Volk von Edinburg ihn nennt, der „Abteylord,“ wie die Bauern ihn bezeichnen, ist das elendeste Wesen auf der Welt. Kaum haben die dortigen Trinker alle drei Monate eine Zusammenkunft, um sich in Wisky (Branntwein) und Bier zu berauschen, die Hartherzigkeit ihrer Gläubiger zu verwünschen, das Privilegium zu segnen, dessen sie sich erfreuen, und über die

gegenseitige Erzählung ihrer Unglücksfälle einzuschlafen. Es giebt im ganzen Raum von Holyrood weder eine Bibliothek, noch ein Billard, noch ein Lesekabinet; nicht ein Reitpferd, nicht ein Mittel, sich die Zeit zu vertreiben. Verläßt einer dieser Unglücklichen seine Hütte, so kann er gewiß seyn, einem seiner Nachbarn in Edinburg zu begegnen, dessen verachtender Blick ihn an die Schande seines Zufluchtsortes erinnert.

Das ist die angenehme Existenz der Bewohner von Holyrood. Ihre alleinige Zerstreuung besteht darin, den Hügel zu ersteigen, von dessen Höhe man eine prachtvolle Aussicht hat. Der Flüchtling kann, auf den Rasen ausgestreckt, die Schiffe von Forth zählen, sie näher kommen, ihre Segel und ihr Tauwerk entwickeln und wieder verschwinden sehen. Aber man muß gestehen, daß das für einen von seiner Familie getrennten, von der Gesellschaft isolirten Menschen nur eine traurige Erscheinung ist. Zu dieser Einförmigkeit eines Daseyns ohne allen Reiz, ohne alles Interesse, gesellen sich noch die bedeutenden Ausgaben des hiesigen Aufenthalts. Die Miethe einer schlechten Hütte in diesem Raum ist stärker, als die eines schönen Hauses in Edinburg. Die Nahrung ist ebenfalls sehr theuer und schlecht.

Statt auf Kosten des Staats zu leben, wie dieß geschieht, wenn der Gläubiger seinen Schuldner einkerkern läßt, ist dieser zu Holyrood genöthigt, viel Geld auszugeben, und schlecht zu leben. Man weiß das, und die Gläubiger schreien sehr gegen diejenigen, welche dadurch, daß sie lange im Heiligthume bleiben, aufs Klarste beweisen, daß sie noch viel Geld haben, um darin bleiben zu können. Die meisten Personen, welche in dieses Asyl sich begeben, treten bald nachher in Unterhandlung mit ihren Gläubigern, und beeilen sich, einen Ort zu verlassen, wo sie sich bald gänzlich zu Grunde richten wür-

Das Heiligthum von Holyrood gewährt den Schuldnern aller Länder die gleichen Vortheile, mehrere Pairssöhne, mehrere reiche Engländer, haben es vorgezogen, lieber sich hieher zurückzuziehen, als ihre Schulden zu bezahlen. Einige haben hier den Ueberrest ihres Vermögens verzehrt, und sind hier gestorben. Dieser Fall ist jedoch selten, und scheint der Hartnäckigkeit einer affektirten Originalität zugeschrieben werden zu müßen.

Der Pallastwächter hat das Recht, den Flüchtlingen im Schlosse selbst freie Wohnung zuzugestehen. Diese Gunst wird gewöhnlich nur Personen vom hohen Range zugestanden. Karl X. genießt derselben . . .

Kurz vor dem Einzuge dieses entthronten Monarchen wohnte der Sohn eines schottischen Pairs im Schlosse. Er hatte im Voraus einem Tapezierer zu Edinburg den Auftrag gegeben, seine Zimmer zu meubliren. Als dieß geschehen war, weigerte sich der junge Lord, zu bezahlen, unter dem Vorwande, daß das „Heiligthumsrecht" ihn der Verpflichtung entbinde, eine vor seinem Eintritte zu Holyrood eingegangene Schuld zu bezahlen. Der Tapezierer klagte, und was unglaublich ist, der Betrüger gewann den Prozeß. Man machte ihm zu Gunsten die unverletzlichen Rechte des Gebrauchs geltend, und der arme Tapezierer verlor nicht allein den Betrag seiner Arbeit, sondern auch seine Möbeln.

Räthsel.

Bey dem Adler kannst Du's finden,
Und zugleich auch seine Bruth;
Lies mich eilig nun von hinten,
Bin ich zwar zu manchem Gut,
Doch komm ich mit dem Kopf zusammen,
Wird man mich als dumm verdammen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 23tes Stück.

Hugo von Pajens.

(Beschluß.)

Leser, Du hast schon errathen, wie Hugo von Pajens, und Odo von St. Omer, auf Hatteburgis begeisterte Ahnung bauend, ein schwaches Reis pflanzten, das über ihren Gräbern zum Baum wuchs, und seine herrlichen Zweige Jahrhunderte lang in Kraft und Schönheit ausbreitete, bis die mörderische Axt den Stamm traf. Der reiche, mächtige Tempelorden war es, den die beiden Freunde mit sieben gleichgesinnten Gefährten in jenen Tagen stifteten; sie legten die drei großen Mönchsgelübde ab, und fügten noch ein viertes hinzu: Beschützung der Pilger, und Kampf gegen die Ungläubigen. Aber die stolze Hoheit des Ordens, den Riesenwuchs des Baumes, ahneten die Pflanzer nicht. Sie lebten Anfangs von den Almosen der Hospitaliter, und nahmen demüthig, was frommer Reichthum ihnen spendete, ja wie ihre Zahl sich mehrte, sah man oft zwei Ritter auf einem Pferde zur Begleitung pilgernder Züge ausreiten, ein Anblick, der eben so sehr von ihrer Armuth, als von ihrer brüderlichen Einigkeit zeugte. Hatteburgis Worte treu er=

wägend, nannte Hugo sich und die Seinen Streiter Christi, Andere gaben ihnen den Namen der armen Ritter von Jerusalem, bis König Balduin sie mit einer Wohnung, unfern des Tempels Salomonis, beschenkte, woraus in späterer Zeit die höher klingende Benennung hervorging.

Zwey Jahre waren verflossen, da sandte einst die Aebtissin des Maria Magdalenen Klosters zu den Templern, um bewaffnete Begleitung für einige wallfahrtende Nonnen zu bitten. Es waren Schwestern des Klosters im Gebirge, unweit Jericho, das den heiligen Kelch verwahrte, aus welchem der Herr den Scheidetrunk mit seinen Jüngern trank. Dieses Kloster, ein Ziel mancher Pilgerfahrt, sandte alljährlich zur Osterzeit vier Nonnen nach Jerusalem, am heiligen Grabe zu beten, und ihnen schloß sich auf dem Rückwege die große Zahl der Pilger an, die jenes Heiligthum besuchen wollten. Hugo von Pajens, obschon erst vor Nacht von einer Reise nach Edessa zurückgekehrt, beschloß, den Zug selbst zu führen, und ritt mit dreyen seiner Ritter, und eben so vielen Knappen, früh am Morgen, aus der Stadt, nach dem Oelberge, wo seine Schutzbefohlnen mit ihm zusammentreffen sollten. Oben auf der Höhe lagerten mehr als sechszig Pilger, Männer und Weiber; sie sahen die Geharnischten daher reiten, ihre weißen Mäntel von Ferne schimmern, ihre Waffen im Sonnenstrahle blitzen, und das weiß und schwarz getheilte Banner hoch über ihren Häuptern wehen. Auf einem andern, steileren Wege, stiegen zur selben Zeit die vier Klosterfrauen herauf, begleitet von den Schwestern aus Jerusalem, und fromme Hymnen singend, worein alsbald das vielstimmige Chor der Pilger einfiel. Weißgekleidete Knaben, mit Rauchgefäßen und Palmenzweigen, umgaben den Zug, der sich langsam voran bewegte, so daß er fast mit den Rittern

zugleich auf der Höhe des Berges anlangte. Hier wurden die Tempelherrn von den Pilgern umringt, die um den Schutz ihrer Waffen und ihrer Fahne baten, die Jungfrauen aber neigten sich stumm, verabschiedeten sich von ihren umkehrenden Begleiterinnen, und wandten sich noch einmal betend nach Jerusalem zurück, dessen Thürme und Tempel in einem Lichtmeer zu schwimmen schienen.

Der Zug ordnete sich nun zur Reise; was Waffen trug, umgab die wehrlosen Pilger, zwei Ritter zogen voraus, jede mögliche Gefahr zu erspähen, und die übrigen hielten langsamen Schritt mit den Wanderern. Vom Rücken des Oelbergs zieht sich das Gebirge vom Jordan hinab; Hohlwege und enge Pässe, schroffe Abhänge, steinige Flußbetten durchschneiden den Weg, oft scheint jeder Ausweg in den Krümmungen der Gebirgpässe versperrt, bis der Pfad sich windet, und einen fast schauerlichen Durchgang zeigt. Solche Gegenden waren es besonders, wo man sich vor feindlichem Ueberfall zu wahren hatte, die Templer hielten dann die anvertraute Schaar dicht umschlossen, und ihr Blick schweifte auf Höhen, und in den finstern Schluchten sorgsam umher, daß nicht der flüchtige Renner des Saracenen sie ereile, oder sein weittreffender Pfeil. Die Sonne stieg indessen höher, ihr stechender Strahl prallte von den engen Felsenwänden glühend zurück, und wie der Mittag heranrückte, fühlten Menschen und Thiere die lähmende Ermattung der heißen Stunden, immer langsamer bewegte sich der Pilgerzug, immer schweigend, ununterbrochen, bis man zwei Stunden nach Mittag einen grünen Platz erreichte, dem hohen Berge Schatten, und eine Quelle Erfrischung, gaben. Der Großmeister ließ nun Halt machen; die Wallfahrer lagerten sich um den rieselnden Quell, tranken mit Begier, und streckten sich, einer nach dem Andern,

zum Schlummer hin. Abgesondert von dem Haufen, hatten die Nonnen sich unter einem Kreise von Tamarindenbäumen niedergesetzt, ihre tiefgesenkten Häupter verriethen, wie auch sie der Schlaf nach dem ermüdenden Gange erquickte. Die Ritter aber vertheilten sich, wachehaltend, an den Ausgängen der Felsenhalle, während die Knappen mit den Pferden im Schatten hielten. Schweigende Ruhe, die Folge der höchsten Ermattung, lag über jedem lebenden Wesen, selbst die Pflanzen senkten sich der kühlenden Erde zu, um Schutz vor der glühenden Mittagshitze zu finden, in den dichtesten Zweigen und Höhlen verbarg sich der Vogel, und die Stimmen der Natur waren verhallt. Hugo stand allein, an die Tamarinde gelehnt, die sich über den schlummernden Klosterfrauen wölbte, er hatte noch keinen Blick auf das Häuflein der Pilger geworfen, und war in stillem Ernst, wie er immer pflegte, dahergezogen; — jetzt nahte sich ihm ein hoher alter Mann, tief in Mantel und Kappe gehüllt, mit weißem, ehrwürdigen Barte. Ein ahnendes Gefühl, undeutlich, doch schmerzlich süß, ergriff den Ritter, wie er die Gestalt, die Augen des Pilgers sah. Herr Gott! rief er aus, wenn das kein Traum ist, so spüre ich noch einen Funken der Freude in meinem verstorbenen Herzen.

Kennt ihr also den alten Harfner noch, edler Herr und Großmeister? fragte Waldemar bewegt. Ich suchte Euch in Jerusalem, aber Ihr waret gen Edessa gezogen, und so beschloß ich gestern, mit zum Kloster des Kelches zu wahlen. Wie ich Euch diesen Morgen sah, ward mein altes Herz sehr weich, aber ich zauderte, zu Euch zu treten, denn was Ihr verloren habt, fällt Euch vielleicht doppelt auf die Seele, bei meinen Anblick.

Was ich verloren habe, vergißt sich nimmer, Waldemar! erwiederte der Großmeister. Sie schwebt mir jeglichen Augenblick zur Seite, und ich eile ans Ziel, wo sie mich erwartet. Waldemar, ich werde sie bald wieder sehen! wie sagtest Du einst? „Der Herr hat großen Lohn bereitet denen, die für sein Heiligthum sterben.“ Solcher Krone ringe ich nach, und mit ihr, die sie mir entgegen trägt, will ich den Lohn theilen. Doch was tief im Herzen ruht, wird oft durch Worte entweiht, darum sprich mir nun von den Freunden daheim. Wie steht es um den Markgrafen, wie lebt die edle Gräfin, meine zweite Mutter?

Die Gräfin ist todt, Herr! sagte der Harfner, sonst wäre ich nicht hier. Ueber ihrem Grabe hat meine Harfe geklagt, wie über Ekbert, und Heinrich dem Aeltern. Dem jüngern Geschlechte gehört der Greis nicht mehr an; an des Markgrafen Hofe ertönen Minnelieder und Freudengesänge, durch meine Saiten zog die Wehmuth wie Windsgelispel, und Ahnungen von Jenseits berührten sie leise, ohne daß ich es wehren mochte. Da hing ich die Harfe in der Halle auf, wo Ihr mir so oft zuhorchtet, und wanderte fort, mir das gewünschte Grab zu suchen.

Und Heinrichs und Conrads Fehde? fragte Hugo, hat sie nicht mit Heinrichs Ehre und Glück geendet? —

Seinen Sieg hat die Gräfin noch gesehen, antwortete Waldemar, doch bevor er triumphirte, verheerte ein blutiger Krieg das Meißnerland. Lothar von Sachsen hielt auf Conrads Seite, beider Rechte schwankten in gleicher Wage. Aber die Markgräfin, die hohe, männlich gesinnte Frau, stand entschlossen für ihren Sohn; ihre unablässigen Bitten brachten eine friedliche Unterredung zwischen ihm und Conrad zu Stande, und zu diesem En=

de zogen wir uns mit großem Gefolge nach dem Kloster Petersberg, die muthige Gräfin an unserer Spitze. Es war ein schwüler, trüber Sommertag, der Himmel in Nebel gehüllt; und ein glühender Wind strich über die durstige Erde hin. So langten wir in der kühlen Halle der Petersburger Klosterkirche an, wo der Gegner Heinrichs schon auf uns wartete. Anfangs ging alles gut und friedlich zu, bis Conrad plötzlich das schimpfliche Gerücht von Heinrichs unächter Geburt zur Sprache brachte, und Einer seiner Getreuen, mit Namen Hedolf, am Altar die Wahrheit beschwor. Da er den furchtbaren Schwur aussprach, bebte ein Zittern durch die Glieder der Markgräfin, sie wankte, ich faßte sie in meinem Arm auf; tobender Aufruhr entstand indessen unter beyden Partheien, und der Donner des Himmels sprach dazwischen, die Unsrigen wollten Hedolf greifen, er flüchtete auf die Stufen des Altars, um ihn her zogen Conrads Anhänger einen dichten Kreis, die Mönche traten ein, Friede gebietend, und an des Himmels rächende Stimme mahnend. Da fuhr ein feuriger Strahl mitten durch die Wölbung am Altar nieder, ein Donnerschlag, wie der Verkündiger des jüngsten Gerichts, folgte ihm, und der riesige Hedolf lag zerschmettert an der heiligen Stätte, wo er falsch geschworen hatte. — Gottes Ausspruch! Gottes Gericht! riefen hundert Stimmen, nur Konrad von Wettin, und einige Wenige widersprachen mit eiserner Festigkeit; man entfernte den Todten, wir trugen die ohnmächtige Markgräfin ins Kloster, und die Fehde entbrannte heißer als vorher. Aber der Herr wollte den Markgrafen schützen, nicht lange nach der Beredung zu Petersberg bekam er den Gegner gefangen, und hält ihn bis diesen Tag, zu Schloß Kirchberg bei Jena, in leidlicher Haft. So war also Heinrich Posthumus der ächte Erbe des Hauses Eilenburg, sagte Hugo, und Hatteburgis Brechta's Tochter?

Gewißlich, Herr, entgegnete Waldemar, und dieß Euch und ihr zu verkünden, gebot mir Gertrud vor ihrem Scheiden. Ach, Hatteburgis hört mich nicht mehr. Aber sie ruht in Frieden, und weiß nun mehr als wir. Herr Ritter, es hat mir oft schwere Gedanken gemacht, daß sie ein weltliches Glück ergriff, den die, die wahrhaftig ihre Mutter war, wollte sie dem Kloster weihen. Wißt Ihr noch, wie ich Euch warnte, nicht nach der Jungfrau zu schauen? Doch die Gräfin, der Gott helfe, sprach sie los vom Gehorsam, sie wollte sich beide Kinder zueignen und der armen Brechta Gelübde blieb ungelöst.

Ich habe es gelöst! sagte eine leise Stimme zur Seite der Sprechenden; Hugo und Waldemar! ich habe es gelöst. Und Gott will der Büßenden noch einen Augenblick irdischen Glücks schenken, sie sieht Euch wieder, ehe sie stirbt.

Hatteburgis! rief Hugo, und lag zu den Füßen der Nonne, sie reichte die Hand aus dem weiten umhüllenden Aermel ihres Gewandes hervor, und umschloß die seine. Ich sehe Dich wieder im Schmuck Deines Ordens, sagte sie, der Herr hat alle meine Wünsche erfüllt. Zürne mir nicht, Geliebter! Da ich mich von Dir trennte, starb ich der Erde und dem Glücke; es ist nur der Schatten Deiner Hatteburgis, der zu Dir spricht.

Eine Viertelstunde, reich wie ein Leben, flog vorüber, Hatteburgis Gesicht sahen die Freunde nicht, ihr strenges Gelübde verbot ihr, sich zu entschleyern, sie hörten nur ihre Stimme, die von den Freuden des Himmels sprach. Auch hatte sie zuerst Besonnenheit und Kraft, sich von dem letzten Erdenglück zu scheiden. Ein halb schmerzliches, halb verklärendes Lebewohl rang sich von ihren Lippen los, dann bat sie Hugo sanft, sich einige Schritte zu entfernen, und rührte leise die Nonne an, welche ihr zunächst ruhte. Wir werden bald aufbrechen, Schwester

Iveta, sagte sie, laß uns noch das gewohnte Gebet verrichten, zum Dank für die Stärkung, die wir unter diesen Schatten fanden.

Während die Klosterfrauen sich schnell ermunterten, und Hatteburgis Aufforderung folgten, rief der Großmeister seine Ritter herbey, die Pferde wurden bereitet; und nach kurzer Frist ging der Zug weiter. Hugo's Roß hielt sich dicht an die schlanke, zarte Gestalt der geliebten Nonne, sein Auge begleitete jede ihrer Bewegungen; selbst in dieser Entfernung von ihr, verdammt zum Schweigen mit der vergeblichen Sehnsucht, noch einmal ihr Angesicht zu sehen, war er doch glücklich. Aber als, in öder Wildniß, an spärlich bewachsene Berge angelehnt, das graue Kloster erschien, die Nonnen es den Pilgern zeigten, und diese das Ziel der Wallfahrt mit frommen Gesängen begrüßten, war es ihm, wie dem selig Träumenden, den eine rauhe Hand ins Leben weckt. An der Pforte wandte Hatteburgis sich zu ihm, und reichte ihm den Rosenkranz von ihrem Gürtel. Nehmt dieß zum dankbaren Angedenken, Herr Ritter! sagte sie bebend, die Kugeln rollen ab wie die Tage des Lebens, und das Ende ist Erhörung, Friede und Wiedersehen!

Ein langer, düstrer Gang nahm alle auf; in seiner Mitte verschwanden die weißen Gewänder der Nonnen, die Pilger aber brachten die Nacht betend in der Kirche vor den Heiligthümern zu, und nahmen den Rückweg am nächsten Tage. — Hugo und Waldemar waren unzertrennlich, aber niemals erwähnte der Ritter jener schönen Erscheinung, er sprach von Hatteburgis, wie von einer Todten, die er tief im Herzen endlos betrauerte, während sein Leben und Thun Kraft, Muth und Freudigkeit zeigte. — Von dem Banner seines Ordens bedeckt, fand er den Tod in der Schlacht, und der neunzigjährige Harfner erzählte noch oft einem horchenden Kreise vom ersten Stifter des Tempelordens.

Tulpen und Staatspapiere.

Unter diesem barock klingenden Titel, der noch den Nachsatz hat: „Ein Beitrag zur Geschichte des 17ten und 19ten Jahrhunderts“ ist so eben in Hamburg (bei Hoffmann und Campe) eine kleine Schrift erschienen, die in angenehmer Form den Laien einen Begriff von den Papiergeschäften giebt, wie sie jetzt an den meisten Börsen betrieben werden. Der Verfasser erinnert daran, daß man diese „Käufe auf Zeit“ schon im 17ten Jahrh. kannte, und daß sie sich hier um eine Tulpe dreheten, wie sie sich jetzt um irgend eine Actie oder ein Staatspapier drehen. Die Tulpen-Historie ist interessant genug, um davon einen Auszug zu geben, der hier folgt:

„Erzählt ist dieser Tulpen-Handel von Vielen, aber wenigstens von allen Neuern ist er unrichtig vorgestellt worden. — Man lacht über die Tulipomanie (übertriebene Tulpen-Liebhaberey), weil man glaubt, die Schönheit und Seltenheit der Blume habe die Liebhaber zu so hohen Preisen gereizt; man denkt, die Tulpen wären deßwegen so unmäßig bezahlt worden, um sie zur Pracht im Garten zu haben; aber diese Vorstellung ist unrichtig, wie ich bald zeigen werde.

Nicht in ganz Europa ward dieser Handel getrieben, sondern nur in einigen niederländischen Städten. Für eine Zwiebel derjenigen Art, welche Viceroy hieß, wurden z. B. dem, der sie zu liefern versprach, nach Muntings Angabe, Artikel zu dem Werthe von 2500 Gulden verschrieben. — Nachher schloß man den Handel nach dem Gewichte der Zwiebeln. Vierhundert Aß von „Admiral Lieffken“ kosteten 4400 Gulden, 446 Aß von „Admiral von der Eyk“: 1620 Fl. 106 Aß „Schilder“: 1615 Fl. 200 Aß „Semper augustus:“

5500 Fl. 410 Aß „Viceroy:“ 3000 Gulden u. s. w. Die Art Semper augustus ist oft für 2000 Gulden angeschlagen worden, und es hieß damals, es wären überhaupt nur zwei Stücke vorhanden, eines zu Amsterdam, das andere zu Harlem. Für eine Zwiebel eben dieser Art verschrieb Einer dem Andern 4600 Fl., und darüber noch eine neue zugemachte Kutsche mit zwei apfelgrauen Schimmeln und allem Zubehöre. Ein Anderer verschrieb zwölf Morgen Land für eine Zwiebel; denn die nicht baares Geld hatten, verschrieben ihre beweglichen und unbeweglichen Güter, Haus und Hof, Vieh und Kleider. Nicht Kaufleute allein gaben sich damit ab, sondern auch die vornehmsten Edelleute, Bürger aller Arten, Handwerker, Schiffer, Bauern, Torfträger, Schornsteinfeger, Knechte, Mägde, Trödelweiber u. s. w. Im Anfang gewann angeblich Jeder, und Keiner verlor; die Aermsten gewannen in wenig Monaten Häuser, Kutschen und Pferde, und kamen, wie die Holländer sagen, als pe grootste Hansen daher. In allen Städten waren Wirthshäuser gewählt, welche statt der Börse dienten, wo Vornehme und Geringe um Blumen negocirten, und die Contracte sich oft mit den größten Tractamenten bestätigten. Sie hatten unter sich Gesetze gemacht, hatten ihre Notarien und ihre Schreiber.

Wenn man über diesen Handel ein wenig ernsthaft nachdenken will, so wird man bald begreifen, daß der Besitz der Blumen nicht die Absicht desselben gewesen seyn könne, ungeachtet die Meisten sich die Sache so vorstellen. Der Preis der Tulpen stieg vom Jahre 1634 bis zum Jahr 1657 immer höher; aber wäre es den Käufern um den Besitz der Blumen zu thun gewesen, so hätte er in einem solchen Zeitraum fallen, nicht steigen können, da eine größere Reproduktion bewirkt werden mußte. Aber dieß geschah nicht, und der Schornsteinfeger,

der seinen Besen wegwarf, ward deßwegen nicht Gärtner, ob er gleich ein Blumenhändler ward.

Zur Zeit der Tulipomanie bot und bezahlte ein Speculant große Summen für eine Zwiebel, die er nie erhielt, und nie zu haben verlangte. Ein Anderer versprach Zwiebeln, die er nie gehabt hatte, nie herbeischaffte und nie ablieferte. Oft kaufte der Edelmann vom Schornsteinfeger für 2000 Gulden Tulpen, und verkaufte zu gleicher Zeit einem Bauern für eine andre große Summe selbst dergleichen, und weder Edelmann, noch Schornsteinfeger noch Bauer, besaßen Zwiebeln, erhielten oder verlangten, sie zu erhalten. Bevor die Tulpenflor anging, waren mehr Zwiebeln erhandelt und verhandelt, bestellt und versprochen, als vielleicht alle holländische Gärten hatten, und als Semper augustus nur zwei Mal vorhanden war, ward vielleicht keine Art öfterer gekauft und verkauft, als eben diese; so wird in Paris in einem Jahre mit der Feder mehr Geld ausgegeben, als in ganz Europa existirt. In einer Zeit von drei Jahren wurden in einer einzigen Stadt von Holland, wie Munting erzählt, mehr als 10 Mill. für Tulpen umgesetzt.

Um diesen Windhandel zu verstehen, darf man nur folgendes Beispiel sich vorstellen. Ein Edelmann versprach einem Kaufmann nach 6 Monaten eine Tulpenzwiebel mit 1000 Gulden zu bezahlen, für welchen Preis dieser sie zu liefern gelobte. Nach 6 Monaten war der Preis dieser Tulpenart entwender gestiegen, gefallen oder unverändert geblieben. Wir wollen annehmen, die Zwiebel kostete alsdann nicht mehr 1000, sondern 1500 Gulden, so muß der Edelmann die Tulpe nicht mehr, sondern der Kaufmann mußte ihm 500 Gulden bezahlen, die also dieser bei dem Handel verlor, und jener gewann. — Gesetzt, nach dem abgeredeten Termin sey der Preis gefallen, so daß man ein Stück für 800 Gulden annahm, so bezahlte der

Edelmann dem Kaufmann 200 Gulden, die dieser als Gewinn einzog. War der Preis nach 6 Monaten noch wie vorher 1000 Gulden, so hatte Keiner gewonnen, Keiner verloren. In allen diesen Fällen dachte Niemand daran, Zwiebeln zu liefern oder anzunehmen. Heinrich Munting verkaufte 1636 einem Kaufmann aus Alkmar einige Zwiebeln für 7000 Gulden nach 6 Monaten zu liefern; als aber der Preis gefallen war, bezahlte der Kaufmann, nach der Verabredung, nur 10 Procent; so empfing mein Vater, sagte der Sohn, 700 Gulden, freilich für nichts; aber noch lieber würde er die Zwiebeln selber für 7000 Gulden weggegeben haben. Man setzte die Termine nicht allemal so lang, sondern, oft viel kürzer, und dadurch ward der Handel lebhafter. Je mehr dabei gewonnen ward, desto Mehrere traten dabei hinzu, und derselbe, welcher jetzt dem Einen Geld zahlen mußte, hatte bald darauf von einem Andern Geld zu empfangen, so wie man in Pharo zu gleicher Zeit auf eine Karte verlieren, auf eine andre gwinnen kann. Oft wies ein Tulpenhändler seinen Gläubiger an einen seiner Schuldner; da wurden große Summen bezahlt ohne Geld, ohne Wechsel und Waaren, wie bei den Virements zu Lyon. Der ganze Handel war ein Hazardspiel, eine Wette, eben dasselbe, was nachher der Mississippi-Handel gewesen, und was in unsern Zeiten der Actien-Handel ist; was jetzt Actie heißt, hieß damals Tulpe oder Zwiebel, hätte aber auch jeden andern Namen haben können, ohne daß die Sache sonderlich wäre verändert worden. Der ganze Unterschied dieser Art, zu handeln, zu wetten oder zu pointiren, besteht darin: „die Frage, um wie viel ist jetzt am Termin des Contracts die Actie gestiegen oder gefallen, diese Frage beantworten die Nachrichten aus London; aber beim Tulpenhandel ward sie durch die Preise, wozu alsdann die meisten Contracte geschlossen wurden,

ausgemacht; so wie der Mäckler sich den Wechselcours von den an der Börse geforderten und bezahlten Wechselpreisen abstrahirt. Man hatte theure und wohlfeile Tulpenarten angenommen, damit reiche und arme mitspielen konnten; man wog sie nach Aßen, um das eingebildete Ganze theilen zu können, um nicht nur ganze, sondern auch halbe und viertel Loose zu haben.

Endlich fiel der Tulpenhandel plötzlich. Unter so vielen Contracten wurden manche nicht gehalten; Viele hatten mehr zu bezahlen versprochen, als sie bezahlen konnten; das sämmtliche Vermögen der Spieler ward durch Verschwendung der Gewinner aufgezehrt; vielmehr kehrten die Gescheidteren zu ihren gründlichen Gewerben zurück. Als auf solche Weise die Preise immer tiefer fielen, und niemals wieder stiegen, da wollten die Verkäufer die Tulpen gegen die abgeredeten Summen den Käufern in Natura liefern, welche doch nie Zwiebeln für einen so hohen Preis gewünscht hatten, und sich also sie anzunehmen und zu bezahlen weigerten. Um die Streitigkeiten zu endigen, schickten die Blumenhändler der obengenannten Städte im Jahre 1637 Abgeordnete nach Amsterdam, welche den 24. Februar beschloßen, daß alle Contracte, welche vor dem letzten November 1636 geschlossen wären, unverbrüchlich gehalten werden, neuere aber den Käufern nachgelassen werden sollten, wenn diese den Verkäufern zehn Prozente bezahlen würden.

Bei den Obrigkeiten in den Städten mehrten sich die Klagen, je Mehrere des Handels überdrüßig wurden. Aber weil die Gerichte sich mit diesen wunderlichen grundlosen Händeln nicht aufhalten wollten, gingen die Klagenden an die Staaten von Holland und Westfriesland und baten um Recht. Diese übertrugen die Sache dem Provinzial-Rath in Haag zur Ueberlegung, nach dessen

ertheiltem Gutachten sie denn am 27. April 1637 bekannt machten, daß sie sich vorbehielten, über diesen Handel, nach Erkundigung mehrerer Umstände, zu urtheilen, daß bis dahin jeder Verkäufer seine Tulpen dem Käufer anbieten sollte, und falls dieser sie nicht annehmen würde, solche entweder behalten oder an Andere verkaufen, und sich wegen des Schadens an den Käufer halten möchte; übrigens sollten alle Contracte bis zur weitern Erkenntniß gültig bleiben. Aber da man hieraus nicht voraussehen konnte, wie die Obrigkeit einmal über die Gültigkeit ertheilen würde, so verweigerten die Käufer nun die Bezahlung noch mehr als vorher, und die Verkäufer hielten es für sicherer, sich zu vergleichen, und ihre Forderungen gegen geringe Prozente fahren zu lassen, und damit endigte dieses sonderbare Hazardspiel.

Wir setzen hinzu, daß in diesen Geschäften oft eine Tulpe genannt wurde, die gar nicht existirte, und daß es in Holland noch jetzt Prozesse geben soll, die aus Geschäften solcher Art und aus jener Zeit hervorgingen.

Im Anhange jener Schrift findet man noch eine »Uebersicht der in den Jahren 1815 bis 1829 in Europa gemachten Staatsanleihen« und eine »Uebersicht der bestehenden Staatsschulden der europäischen Mächte,« was diese Broschüre jedem kaufmännischen Publikum schätzenswerth machen dürfte.

Anekdoten.

Man stritt in einer Gesellschaft über das Alter des Schauspielers Eßlair. Jemand behauptete, er sey schon vier und fünfzig Jahre alt, und unterstützte diese Behauptung dadurch, daß er im Conversations-Lexikon gelesen habe, er sey im Jahre 1770 geboren. — „Kann seyn erwiederte der Andere, aber wer weiß, ob das nicht eine frühere Auflage des Conversations-Lexikons war.“

Eine Schauspielergesellschaft kam nach einem kleinen Ort, und einer der Schauspieler lieh zur Aufführung des ersten Stückes, von einem alten Bekannten, den er im Orte hatte, eine Perücke. Der Leiher derselben erhielt ganz natürlich ein Freibillet, das er auch benutzte. Kaum aber trat der Schauspieler mit der Perücke auf die Szene, als der zufällig mitgegangene Hund des Leihers pfeilschnell über's Orchester nach der Bühne sprang, und nicht eher ruhte, als bis er seines Herrn Perücke den ihm unbekannten jetzigen Besitzer vom Kopfe gerissen hatte.

Ein Bauer war ohne Unterricht aufgewachsen, und ging auch nicht in die Kirche. Dieß verwies ihm einst der Pfarrer, und fragte ihn zugleich, ob er auch fleißig in der Bibel lese? — Nein, sagte der Bauer, ich kann nicht lesen. Ich glaube, er weiß gar nicht, wer ihn erschaffen hat, fuhr der Pfarrer fort. Nein, ich weiß es nicht, war die Antwort des Bauern. — Hier wendete sich der Pfarrer zu einem kleinen Schulknaben, der eben dastand: Mein Söhnchen, wer hat Dich erschaffen? Gott, der Vater, sagte der Knabe. — Nun, sprach der Pfarrer entrüstet zum Bauer, schämt er sich nicht, alter Mann! daß so ein Kind etwas besser weiß, als er? — Das ist kein Wunder! versetzte schnell der Bauer, dieser Junge ist noch nicht lange erschaffen worden, der kann es schon noch wissen; aber bei mir ist es schon lange her.

Während der westphälischen Regierung mußte in Braunschweig die Oper: Hieronymus Knicker, in Luzius Knicker umgetauft werden. Nach Vertreibung des westphälischen — respektive französischen — Hieronymus wurde der theatralische wieder hergestellt, und Herr Kellner sang als Knicker folgenden Schlußvers:

Als die Franken zu uns kamen,
Stahlen sie mir selbst den Namen,
Und man taufte zum Verdruß
Mich sogleich Herr Luzius.
Doch es folgte bald der Lohn,
Mein Gevatter lief davon;
Wie man Possen schließen muß,
Das bewies Hieronymus.

Charade von drei Sylben.

Wer Dich, Du erste Sylbe, frei kann spenden,
Der ist des Glückes vorgezogner Sohn;
Schnell kann er Armuth, schnell den Mangel enden,
Und das Bewußtsein wird sein schöner Lohn.
Vor diesem Zauber bücken sich die Weisen,
Die Unschuld selbst fällt vor ihm in den Staub,
Man hört sein Lob von allen Zungen preisen,
Doch stiftet es oft Mord und Raub.
Den Krieger treibt es in die wilden Schlachten,
Den Schiffer auf den weiten Ocean,
Den Bergmann in der Erde tiefe Schachten,
Den Fischer in den morsch geword'nen Kahn.

Drum laßt uns schnell dem mächtigen Zauber wehren,
Es sterbe in des Feuers wilder Gluth!
Umsonst; nichts kann das Mächtige zerstören,
Es spottet selbst der Elemente Wuth.
Die zweite Silbe sehen wir oft prangen,
Geweiht von hoher Priesterhand.
Sie ist des Sohnes heißestes Verlangen,
Denn ihr Besitz giebt Rang und Land;
Sie wird beschützt von mächtigen Trabanten,
Mit Helmen, Schwertern, Spießen wohl bewehrt;
Ihr Machtgeboth geht aus; in allen Landen
Wird es befolgt, geachtet und geehrt.

Doch dem Besitzer kann der Silben dritte,
Drückt ihn die zweite sehr, entflogen seyn;
Man hört sie im Palast, wie in der Hütte,
Und in des keuschen Mädchens Kämmerlein;
Ein Siegeswort stöhnt sie im Cypressenhaine,
Und macht dadurch dem kranken Herzen Luft,
Nicht selten bei des blassen Mondes Scheine,
Ertönt es leis an der Geliebten Gruft.
Die Hoffnungslose läßt sie hören;
Der wilde Schmerz hat sie zum Losungswort,
Und jede Freude kann der Aufruhr stören,
Man hört ihn öfters auch bei Raub und Mord.

Das Ganze liegt im Kreis des Mains,
So viel ich weiß, giebt es nur eins.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 24tes Stück.

Maria Rosa,

die schöne Neapolitanerin.

Novelle von Phantasus.

Ein Jahr war verstrichen seit dem unglücklichen Volks-Aufstande, der sich nur mit Masaniello's Tode endete. Schrecklich büßte der Spanier sein unmenschliches Benehmen gegen ein leicht zu reizendes Volk, und hatte sich König Philipp des Vierten Macht von Neuem in der bedrängten Herrschaft befestigt. Die erregten Gemüther zu besänftigen, sandte er im folgenden sechzehnhundert und acht und vierzigsten Jahre seinen natürlichen Sohn Don Juan d'Austria nach Neapel, einen Jüngling, gleich ausgezeichnet durch seine Geistes- wie Körper-Vorzüge und von liebenswürdigem, heitern Charakter, ganz wie es sich für seinen schwierigen Beruf schickte. Der 18. Junius gedachten Jahres war zu seinem Einzuge festgesetzt, und ganz Neapel und seine Umgegend sah mit banger Ungeduld dem neuen Beherrscher entgegen. Wohl mochten sie bangen; denn von Spanien glaubten sie nichts Gutes erwarten zu dürfen.

In Neapel lebte zu dieser Zeit ein hochgeschätzter Meister, der seinen Pinsel wacker zu gebrauchen verstand Giuseppe Ribera, lo Spagnoletto geheißen, und hochgeschätzt durch seine Kunst, nicht aber seines Charakters wegen, der verschlagen, falsch und feindselig war. Sein Vater war ein geborner Spanier, daher man ihn den Spanier zu nennen pflegte. Von früher Jugend an empfand Ribera eine glühende Neigung zu der Kunst des Malens, weßhalb ihn der Vater in die Schule des Morigi that. Später unternahm er eine Reise nach Rom, um sich daselbst nach den Werken der ersten Meister zu vervollkommnen. Von dem Herzoge von Ossuna erhielt er den Titel und Gehalt eines Hofmalers. Zugleich ernannte man ihn zum Aufseher aller künstlerischen Anstalten zu Neapel und im Königreiche, und damals war es, als er den berühmten Dominichino, durch Neid zu verdrängen wußte. Er hielt sich ferne von allen politischen Begebenheiten, — doch war er stets ein kriechender Anbeter des spanischen Thrones und keine Gelegenheit ließ er unbenützt vorüber gehen, dieser Partey zu schmeicheln. Des Fischer-Königs Ende erfüllte ihn mit froher Schadenfreude.

Die Morgensonne des achtzehnten Junius fand den emsigen Ribera an der Staffelei mit der Ausarbeitung eines großartigen Gemäldes beschäftiget, dessen Gegenstand die Leidens-Geschichte des heiligen Januarius darstellte, in dem Augenblick, wo er dem Ofen zugeführt wird. Jedermann, der es zu sehen Gelegenheit hatte, behauptete, es werde des Künstlers Meisterstück, — so gelungen war dieß Werk, welches alles, was man sich entsetzliches denken kann, in sich faßte. In Mitte des Zimmers saß die schöne Maria Rosa, im traulichen Gespräche mit dem Vater und mit weiblicher Handarbeit beschäftigt. — „Also heute ist des Spaniers Einzug? frag-

ke sie den Meister. »Ja, heute in ein paar Stunden widerfährt Neapel die Ehre, einen Sproßen des großen Königs von Spanien in seinen Mauern zu empfangen.“ „Ich bin doch sehr neugierig,“ fuhr er nach einer Weile fort, »wie sich die Stimmung des Volks aussprechen wird, denn noch immer glimmt der Empörung Funke in diesen unversöhnlichen Gemüthern. Sie können ihren elenden Fischerkönig nicht vergessen, der ihnen am Ende doch nichts wie Unheil und Schmach brachte. „Gottlob! diese Zeiten sind vorüber, »entgegnete die Jungfrau.“ „Möge uns der Himmel hinfür vor Aehnlichem bewahren.« So verstrichen in traulichen Gesprächen die Stunden als es auf der Straße lebendiger zu werden begann. Alt und Jung strömten nach dem Thore dem Marktplatze zu, zu schauen den vornehmen Ankömmling, den Spanien den Unterdrückten gesandt. Laß uns nach dem großen Platze gehen, Rosa! sprach der Meister zu der Tochter, und sie eilten dahin ab.

Auf dem Marktplatze angelangt, bot sich ihnen ein buntes Schauspiel dar. Eine ungeheure Menschenmenge erfüllte den weiten Raum. In der Mitte erhob sich aus dem wogenden Gedränge ein festlich geschmückter Thron. Spaniens Wappen prangten auf selben, ihn umgaben Krieger in reicher und verschiedenartiger Tracht. Alles war zum Empfange bereit, als mit einem Male der Herold von seinem Rosse herab dem herrannahenden Volke des Erwarteten Nahen meldete. Die Fenster der zahlreichen Palläste öffneten sich, mit reichen Teppichen behangen, und die schönsten der Frauen erschienen, glänzend von Gold und köstlichen Edelgesteinen. Des Herolds Ruf hatte allgemeine Stille zur Folge. Nicht Stimmen der Freude ließen sich vernehmen, nein, bange Seufzer nur aus gepreßter Brust entstiegen der Unzahl Neugieriger, die gekommen waren, den neuen Tyrannen,

wie sie ihn nannten, bei seinem ersten Erscheinen zu sehen, um sich etwa nicht durch süße Hoffnungen täuschen zu lassen; um gefaßter dem Unheil kommenden Tage entgegen zu blicken. „Seyd Ihr auch hier Rosa?“ flüsterte eine wohlbekannte Stimme dem Mädchen ins Ohr.“ Ah, Seyd Ihr's, Franzesko Framanzano, „erwiederte, sich wendend, die Schöne.« Ich und die Freunde sind es, dem verhaßten Puppenspiele beizuwohnen. Doch stille,“ versetzte er, die rasche Rede bereuend,» ich vergaß, daß Meister Ribera zugegen; Leider ist ja Euer Vater ein Anbeter unserer Despoten,“ fügte er leise hinzu. Ribera schien des Schülers Rede nicht beachtet zu haben. Er war im Gespräche mit seinen andern Schülern, mit Michelo Angelo, dem Bruder des Franzesko; mit Giovanni Do; Erich, dem Flammänder; Aniello Falione und Pussante ꝛc. begriffen. Der Trompeten Getön unterbrach sie. Der feierliche Zug näherte sich gemessenen Schrittes dem weiten Platze. Ihn eröffnete eine Abtheilung der spanischen Reiterei, dieser folgte das Fußvolk in seinem bunten, glänzendem Gewande. An dieß schloß sich eine Deputation der Bürgerschaft, an deren Spitze der Bürgermeister nebst seinem Rathe. Hierauf folgte die hohe Geistlichkeit, von dem Erzbischofe von Neapel geführt. An sie reihten sich die ersten Stadtbeamten, und der Adel. Endlich erschien Don Juan d'Austria selbst, auf einem stattlichen Zelter, umgeben von zahllosen Edelknaben und seiner wohlbewaffneten Leibwache. Von den Thürmen herab erklangen die Glocken, das Donnern des Geschützes verkündete der Ferne des Tages Feyer. — Aller Augen waren auf den herrlich dunkel gelockten Spanier-Jünglinge gewandt, dessen heiterer Blick mit Wohlgefallen auf der Menge zu ruhen schien, der mit zierlichem Gruße die stolzen Schönen in den Fenstern im Vorüberreiten zu bewillkommen beliebte. Noch

immer hatte die Gemüther die vorige dumpfe Ruhe gefesselt gehalten; da sie aber des edlen Jünglings Liebenswürdigkeit, seine Anmuth und Herablassung, seine Schönheit gleich beim ersten Blicke erkannt hatten, löste sich der Herzen Beklommenheit in lautem Jubel, in allgemeines Entzücken. Ribera, Maria Rosa und die übrigen Schüler stimmten mit ein in des begeisterten Volkes Freuden-Ruf. Franzesko allein murrte über die Veränderlichkeit eines wankelmüthigen Pöbels. Doch er bekämpfte den hervorbrechenden Unmuth, indem er mißmuthig den Ort unwillkommnen Jauchzens verließ, um in seiner Behausung ihm freien Spielraum zu gönnen. Besonders schmerzte es ihn, Rosa für die Sache der Ausländer gestimmt zu wissen; oft wollte er ihr deßhalb zürnen, doch ein Blick in der Jungfrau himmlisches Antlitz ließ ihn alles wieder vergessen, nur nicht die heftige Liebe zu ihr.

Don Juans Liebenswürdigkeit gewann ihm von Tag zu Tag mehr die Herzen des Volkes. Er war ein Freund der Geselligkeit und versammelte jeden Abend die Häupter der Vornehmsten Neapels um sich. Dadurch versicherte er sich des Beystandes des Adels, sollte jemals wieder eine Empörung sich ereignen. Mittelst öffentlicher Lustbarkeiten suchte er das Volk zu zerstreuen, wohl wissend, man müsse den großen Haufen, namentlich den italienischen Pöbel, der nichts mehr, als immerwährende Freude liebt, durch Freigebigkeit und Pracht-Liebe an sich fesseln. Nicht die Großen allein, auch Leute von Verdienst zog Don Juan an den Hof, wie Gelehrte oder Künstler, für welche Letztere, namentlich er, besondere Vorliebe zeigte. Ribera hatte dieß in Erfahrung gebracht, kein Wunder, wenn er sich alle Mühe gab, den Höflingen seine alte Anhänglichkeit an das Haus Spanien hervorzuheben, ihnen seine Neutralität während der

letzten Unruhen zu betheuern und den Wunsch auszudrücken, dem Gebieter seine Ehrfurcht bezeugen zu dürfen. Don Juan hatte von dem Meister sprechen hören. Ein Leichtes war es daher, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Stattlich aufgeputzt begab sich Ribera eines Tags nach Hofe, im Geiste schon jegliches Schmeichelwort aufzählend, das er bei dem Hohen im Laufe des Gespräches anzubringen gedachte. —

„Bei Hofe also befindet sich dein Vater?« fragte mit bitterm Lächeln der junge Franzesko und sah dann mit schwermüthigem Blicke der Geliebten in das feurige Auge. »So vergißt er denn so ganz, daß ihn Neapel und nicht Spanien gezeugt?“ — »Schon wieder böse?« lächelte Rosa, indem sie ihm muthwillig mit der Hand über die umwölkte Stirne fuhr.« Seyd doch nicht so unversöhnlich, Franzesko!“ fuhr sie fort,“ und laßt dem neuen Herrscher Gerechtigkeit wiederfahren. Allerdings litten wir unter dem Drucke des vorigen Gouverneurs, doch jene Zeiten der Trübsal sind nicht mehr. So grausam wie jener war, eben so milde, so leutselig ist die menschenfreundliche Herrschaft des edlen Juan. Zielt doch sein einziges Bestreben nur dahin, das Wohl, die Zufriedenheit seiner Untergebenen zu fördern, was ihm theils schon gelungen, in der Zukunft bei weitem mehr noch gelingen wird.“ »Er ist schön von Gestalt, darum gefällt Er Euch Frauen,« erwiederte der feindselig gestimmte Jüngling.« Doch ich bin ein Mann, bin überdieß ein Neapolitaner im rechten Sinne des Worts, mir behagt er schlecht, wie jeder seines Volkes. Darum haße ich ihn, wie die ganze Brut der Fremden.“ «Nehmt mir's nicht übel, aber Euer Haß geht zu weit,“ entgegnete das Mädchen.“ Freylich zöge ich die Freiheit der spanischen Herrschaft vor; denn ihr dürft nicht glauben, mich beseele kein Fünkchen reger Vaterlandsliebe:

Da es nun aber einmal so und nicht anders seyn soll, so füge ich mich doch lieber unter das gelinde Joch, als daß ich suchen würde, es durch Widersetzlichkeit in ein eisernes umzugestalten. Und in der That, das jetzige ist ein mildes; doch wehe, sucht ihr den Tiger zu reizen, er könnte Euch in einem Anfalle von übler Laune zerfleischen.« «Wir wollen ihm bei Zeiten die Zähne ausbrechen,« antwortete Franzesko, als eine Stimme hinter ihm entgegnete: „das sollt ihr nicht.“ Es war der Meister, der dieß gesprochen, von der Audienz eben zurückkehrend, welcher die letzten Worte des Gesprächs vernommen hatte.“ Das sollt Ihr nicht und vorzüglich Ihr nicht, unversöhnlicher, rachesüchtiger Jüngling, gilt Euch meines Kindes Besitz noch etwas. Niemals empfängt der meiner Rosa Hand, dem es einfallen würde, durch sein kindisches, unüberlegtes Betragen den Vater seiner Braut ins Verderben zu stürzen. Habe ich deßhalb so viele Stunden zu Eurer Ausbildung verwandt, daß ihr mich und euch durch solch' übereiltes Gerede der Gnade der Regierung verlustig machen wollt? daß ihr mich der Ehre und der Auszeichnungen beraubt, die mir so eben zu Theil wurden? Denn daß Ihr es nur erfahren mögt, ich bin von seiner Hoheit von Neuem zum Hofmaler ernannt, und an dem ehrenvollen Titel schließt sich ein monatlicher Gehalt von achtzig Dublonen an. Nun seht, um all mein Glück bringt Ihr mich, wenn Ihr nicht nachgebt, und Euch müh't, der Bosheit Eurer Zunge Einhalt zu thun.“— „Euch zu Liebe, Meister, will ich es; aus keinem andern Grunde in der Welt,« versetzte der Jüngling in Etwas gemäßigter.“ „Bleibt ja doch mein Trost, fuhr er gelassener fort, „daß ihr im Herzen dennoch ein wackerer Neapolitaner seyd und bleiben werdet. Ihr spielt nur den Schmeichler, zeitlichen Gewinns und, nehmt's nicht übel, einiger weniger Eitelkeit halber, und somit

reicht mir Eure ehrenwerthe Hand. Gott grüße Dich Liebchen," sprach er zu Rosa sich wendend," und nun Gott befohlen, Meister!" sagte er zum Alten und schied von dem Mädchen, an dessen Daseyn sich das Seine mit unzertrennlichen Banden geknüpft hatte.

Dem Meister Ribera ward nun öfter das Glück zu Theil, um Don Juan, dem Beschützer der Künste, seyn zu dürfen. Dieser sprach einstmals: »Ich habe gehört, daß ihr wöchentlich einmal des Abends Künstler und andere Leute vornehmen Standes bei Euch versammelt. Es soll da manchmal Musik veranstaltet werden. Ueberhaupt sagten mir die Freunde, man unterhalte sich ganz trefflich in Euerm Hause. Ich bin ein großer Verehrer der göttlichen Musik. Wollet Ihr mir nicht Zutritt gestatten, werther Meister! zu diesem angenehmen Verein? Ihr würdet mich sehr verbinden. Dem Fürsten, der den ganzen Tag sich beschäftigt, fallen die einsamen Stunden der Abende lästig. Meine Vorgänger, ich weiß es, hielten streng auf den Gebrauch, nirgends als bey sich am Hofe Leute zu sprechen. Dieß mißfällt mir, und stimmt ganz und gar nicht mit meiner jugendlichen Stimmung überein. Wäre es Euch also nicht unangenehm, lieber Meister! mich Theil an Euern Abend-Unterhaltungen nehmen zu sehen?« — Ribera's Freude über diesen gnädigen Antrag war grenzenlos. Unter tausenden von Bücklingen war er bemüht, seinem erhabenen Beschützer, wie er Don Juan zu nennen pflegte, das Entzücken seiner Seele, die unverdiente Ehre und Auszeichnung in Worten auszudrücken. »Wenn es Sr. Hoheit so gefällig wäre, so würde ich mir die Freiheit nehmen, Höchstdemselben künftige Woche ein kleines Fest zu veranstalten, wobei ich Sorge tragen würde, Neapels vornehmste Häupter, Neapels schönste Frauen zu Gaste zu laden," schloß der Geschmeichelte in dem zierlichsten

Tone, den er zeitlebens angestimmt. Don Juan entließ den Glücklichen mit der wiederholten Versicherung seiner Gnade, seines Zutrauens.

Der Anfang der nächsten Woche nahm den Meister nicht wenig in Anspruch. Es galt die Zubereitungen zu dem Feste, welchem beizuwohnen sein Gönner ihm so feyerlich gelobt hatte. An seinem Hause befand sich ein geräumiger Garten. Von hier aus genoß man die herrliche Ansicht des Vesuvs, und da er einen Hügel in sich schloß, von diesen eine bequeme Aussicht auf das Meer und die üppige, reizende Gegend. Diesen Garten erwählte er, als den schicklichsten Platz, etwas großartiges und zugleich überraschendes zu veranstalten. In Folgendem bestand der Plan zur Ausschmückung, den er in Ausführung brachte. Die Spitze des Hügels gedachte er mit einem Tempel, in Form der griechischen, zu schmücken; dessen Säulen mit buntfarbigen Lämpchen erleuchtet wurden. Ueber dem Eingange durfte eine passende Schmeichelei um alles in der Welt nicht fehlen. In Mitte dieses Tempels dachte er sich im Geiste schon einen Altar, über welchen Spaniens und Neapels Wappen, in einandergeschlungen schweben sollten: das neben stehende Gebüsche däuchte ihm mittelst kleiner Ampeln von unten erleuchtet werden zu müßen, so wie sämmtliche duftende Rosen- und Jasmin-Bosquetten. Der Eingang und die Stufen des Hauses von der Seite des Gartens sollten ebenfalls in hellem Fackelscheine prangen, wo er vorzüglich auf die vortheilhafte Wirkung der Beleuchtung für die Statuen Bedacht trug, die in Menge dieselben zierten. Wie er es sich erdacht, so wurde zur schleunigen Vollführung Hand an das Werk gelegt.

Da ging es bunt her in des Meisters Haus. Indeß er den Tag über mit Zurichtungen und Anordnungen im Garten zubrachte, war Rosa, das reizende Kind, im

Hause vollauf beschäftigt. Der Vater brauchte sich, was diesen Theil betraf, um Nichts zu kümmern. Dieß verstand Niemand besser als die kluge Rosa. — Der untere Saal mit dem Ausgange in den Garten ward für die Tafel bestimmt; die Thüren sollten geöffnet bleiben, damit die Gäste der heitern Nachtluft genießen könnten, Musik durfte natürlich nicht fehlen, die Lieblings-Unterhaltung des Fürsten. — —

Franzesko genoß in diesen Tagen selten und auf karge Augenblicke nur die Nähe seines Liebchens. Bei Anordnung der Feyer thätig mitzuwirken, dazu war er nicht geneigt. Wie hätte er einem Spanier zu Gefallen sich mühen sollen! er ging daher lieber seltener zu der Geliebten. Er besorgte, Meister Ribera möchte ihm den Antrag machen, ihm beizustehen, und ihm, dem Lehrer, eine abschlägige Antwort zu geben, hätte ihn doch allzu sehr geschmerzt.

Des Vollmonds Strahlen versilberten schon des Gartens zierliches Gebüsch. Zum Empfange des hohen Gastes stand Alles in Bereitschaft. Auch die Gäste hatten sich eingefunden, seit einer Stunde die schattigen Gänge der Anlagen durchwandelnd. Endlich wurde des Fürsten Ankunft verkündet. Jeglicher drängte nach dem Saale, ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen, wo Rosa, des freundlichen Wirthes reizende Tochter, festlich geschmückt des erhabenen Gastes wartete, der, voll Herablassung, an des Vaters Arme den Saal betrat, mit edler Würde die Anwesenden bewillkommend. Jetzt trat ihm das liebliche Mädchen entgegen und verneigte sich ehrfurchtsvoll, gemäß des Alten zu wiederholtenmalen eingeschärften Befehls. Die Blicke Beyder begegneten sich. Sehnsüchtig erglänzte Don Juans flammendes Auge, leise Röthe flog über Rosas himmlisches Antlitz. Wer gegenwärtig war, mußte nothwendig die Gefühle errathen,

von welchen Beyde beseelt wurden. Ein Glück, daß Francesko nicht zugegen war, er wäre in seiner Hitze leicht zu weit gegangen. Don Juan wußte sich schnell zu fassen, wie auch Rosa. Nach einigen gewöhnlichen, höflichen Redensarten trennten sie sich. Er, um den Umstehenden seinen Gruß zu entbiethen, sie, um die weiteren Befehle ihres Vaters zu empfangen. Auf einen Wink Riberas ertönte fröhliche Musik. Alles strömte dem erleuchteten Garten zu, in dessen Mitte der glänzende Tempel auf der Anhöhe prangte. Es war ein herrliches Schauspiel, wie sich die Menge der Gäste hin und her bewegte, wie die reichgekleideten Frauen in den verschiedenartigsten Gewändern, Eines reicher und schöner wie das Andere, Arm in Arm in den belaubten Gängen und den duftenden Bosquetten lustwandelten. Wie manches liebende Paar mochte im Dunkeln eines solchen Gebüsches in traulichem Gespräche sich ergötzt haben! — die Mehrzahl der Jugend sammelte sich auf dem freien Rasenplatze, wo sie die rasche Musik zum Tanze lockte, indeß Ribera seinen Gast nicht von der Seite ließ, indem er ihn in alle Ecken des Gartens geleitete. Allein der Gast hatte andere Gedanken im Kopfe, oder besser, im Herzen. Er lobte zwar unaufhörlich des alten Geschmack er pries dessen Güte und freundschaftliches Entgegenkommen; größeren Eindruck jedoch als alles Andere hatte des Meisters wunderschöne Tochter auf sein Herz gemacht. Er forschte mit den Augen nach ihr; doch nirgends eine Spur. Vergebens bemühte er sich, dem lästigen Ribera zu entkommen. Es wollte ihm nicht glücken. Sie geriethen in das Gewühl der Fremden. Jetzt oder für den ganzen Abend nicht mehr, glaubte er den Zudringlichen entschlüpfen zu können. Wirklich verlor ihn Ribera aus dem Auge. Seiner Freiheit herzlich froh, schickte sich Don Juan an, den Gegenstand einer plötz-

lich entflammten Liebe aufzusuchen, mit dem Vorsatze, ihr seine Empfindungen freimuthig zu bekennen. Bei dem Tanze hoffte er sie zu finden. Er hatte sich nicht geirrt. Doch sie mischte sich nicht unter die Tanzenden, sondern lehnte, in tiefes Nachdenken versunken, an dem Stamm einer Ackazie. «Seyd mir gegrüßt,« sprach hinzutretend der edle Jüngling, ich forschte schon lange vergeblich nach Euch.“ — „Ihr thut mir zu viel Ehre an, mein Fürst,“ entgegnete ihm die Holde. Indem sie dieses sprach, traf ihn ein warmer Blick aus dem dunkeln Augenpaar, der Ihn muthiger sprechen hieß.« Darf ich es Euch offen gestehen, wie glücklich ich mich fühle, daß ich Euch gefunden„ O wäre mir's doch vergönnt, Euch nie wieder verlieren zu müßen!“ Dieses Letztere sprach er mit sichtbarer Theilnahme, begleitet von einem tiefen Seufzer. „Ihr beliebt mit mir zu scherzen, gnädiger Herr!“ entgegnete dem leidenschaftlichen Juan die hocherröthende Jungfrau.“ Nein, bei Gott! ich treibe nicht Scherz, nein, ich« — »Endlich habe ich die Hoheit gefunden,“ unterbrach ihn hier der athemlos herzutretende Vater Ribera.“ Endlich, nachdem ich Euch eine Viertelstunde im ganzen Garten vergebens gesucht. Ich fürchtete schon, ihr hättet uns verlassen; Doch nun erlaubt, daß ich Euch, allergnädigster Herr, zum Gelage in den Saal geleiten darf.« Unangenehm gestört, folgte Juan dem vorantretenden Meister nach dem Hause. Ihnen nach die übrige Gesellschaft. Er hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, er werde Rosa beim Mahle zur Seite kommen. Statt ihrer ward ihm eine bejahrte Dame von Adel zu Theil, damit ja das lästige Herkommen beobachtet wurde. Rosa bediente mit Emsigkeit die Gäste; so daß er sie nur augenblicklich zu sehen bekam. Nach aufgehobner Tafel begab man sich abermals ins Freye. Das Fest schloß mit einem prachtvollen Feuerwerk und

höchst vergnügt schied Don Juan von Meister Ribera und dessen himmlisch schöner Tochter, deren Reize so mächtig auf sein Gemüth gewirkt hatten.

Des andern Tages fand sich Francesko bei Rosa ein. Er von Allen allein hatte an der Feyer verflossener Nacht keinen Antheil genommen. Sein Bruder und die übrigen Schüler Riberas hatten ihrem Meister wacker beygestanden. Rosa konnte nicht umhin, ihm deshalb leise Vorwürfe zu machen. Ueberhaupt, sie wußte selbst nicht recht, wie es geschehen mochte, aber sie fühlte sich nicht so wie gewöhnlich zu dem Geliebten hingezogen. Es rührte dieß vielleicht von seinem zeitherigen Benehmen her. Oder sollte wohl gar die neue Bekanntschaft von Gestern ihr Herz dem jungen Maler entfremdet haben? — Sie quälte sich mit bittern Vorwürfen, sie suchte das herrliche Bild des in üppiger Jugend-Fülle prangenden Spanier-Fürsten aus dem wunderbar erregten Gemüthe zu bannen, umsonst, immer wieder zeigte sich Don Juan ihrem Geiste, immer wieder erneuerte sich die Wunde, welche dessen liebeathmender Blick ihrem Herzen beigebracht. Der mißtrauische Francesko ahnete wohl die Veränderung ihres sonst so liebevollen Wesens, allein er bekämpfte den Unmuth in der Brust, und verließ nach wenigen Augenblicken die seltsam gestimmte Jungfrau, um den Meister eines Bildes wegen zu Rathe zu ziehen.

Einige Tage waren verstrichen, ohne daß Don Juan den Gegenstand seiner höchsten Wünsche gesehen hatte. Sein Auge nicht, sein Geist jedoch erblickte sie bei jedem Schritte. Unruhig, heftig aufgeregt durchirrte er des Pallastes weite Räume, die ihm von nun an eine unerträgliche Leere darboten. Wie gerne hätte er dem Mädchen ein glückliches Loos bereiten mögen; aber wie hätte er seines königlichen Vaters Einwilligung, wie die

Zustimmung eines stolzen Spaniers hoffen dürfen? Und wußte er ja auch noch nicht gewiß, ob ihn die Himmlische wirklich liebte. Zwar schmeichelte er sich, in ihrem feurigen Auge Hoffnung gelesen zu haben, dieß waren aber für den Augenblick nur trügerische Muthmassungen. „Ich muß sie wieder sehen,“ rief er in der Uebermacht seiner widerstreitenden Gefühle, „ich sehe sie wieder, koste es, was es wolle,“ fügte er ungestüm hinzu, und eilte, alsbald die nöthigen Maaßregeln zu ergreifen. Zu diesem Zwecke berief er den gewandten Diego, seinen vertrauten Geheim-Schreiber zu sich, dem er den theuersten seiner Wünsche an das Herz legte, mit der Verheißung großen Lohnes, im Falle er so glücklich seyn würde, das Mädchen zu einer Unterredung zu bewegen. „Vertraut mir, ich bringe sie dahin,« rief der schlaue Spanier, »Ihr sollt sie sprechen, so lange es Euch belieben wird; für das Weitere lasse ich Euch sorgen, Hoheit,“ und er war verschwunden.

Wohl eine lange Stunde war dahin, für Juan eine Ewigkeit. Endlich vernahm sein Ohr des Wiederkehrenden leichten Tritt, der alsbald mit triumphirender Miene seinem Gebieter gegenüber stand.“ Sieg, Sieg über Sieg!« jubelte der muntere Diego.» Wie gedacht, so geschehen, Anfangs hielt es harten Stand, sie für diese bewußte Zwiesprache geneigt zu machen; denn sie schützte die Eifersucht Franzesko's ihres zugedachten Bräutigams vor“ — „Wie, sie ist versprochen?“ fiel ihm Juan schmerzlich betroffen in die Rede.“ Nicht anders, ihr Verlobter ist ein Schüler Riberas, der junge Franzesko Framanzano, ein mißtrauischer Hitzkopf, wie es scheint, bei dem es nicht viel braucht, ihn zum Aeußersten zu bringen. Nach langem Ueberlegen gab sie meinen dringenden Bitten nach, ja, sie schien ordentlich gerührt, als ich Ihr von Eurer heftigen Liebe sprach. Mir

scheint es, mein gnädigster Herr stehe in des Mädchens Herzens-Register zu Oberst an. Zum Schluße wißt: sie erwartet Euch diesen Abend; Zum Glück ist der Himmel nicht guter Laune, daher wird auch der verrätherische Mond hübsch zu Hause bleiben. — „So erwarte mich heute Abend um die zehnte Stunde im Vorgemache,« befahl Don Juan und entließ mit Huld den Glück verkündenden Diener.

Nicht ohne Bangen sah Rosa der nicht mehr fernen Nacht entgegen. Ihr Bewußtsein strafte sie eines Treubruchs an Franzesko; es schmerzte sie, ihn, der sich ihr mit so inniger, leidenschaftlicher Liebe ergeben, zu täuschen; indem sie im Begriff war, den Schmeichelworten eines jungen Mannes Gehör zu leihen, welchen sie ein Einzigesmal nur gesprochen hatte; obgleich sie es sich wieder auf der andern Seite gestehen mußte, daß ihr Herz seit jener menschenfeindlichen, blutdürstigen Aeußerung Franzesko nicht mehr so warm entgegenschlug. In ähnlichen Betrachtungen hatte sich der Abend herbeigeschlichen, endlich die Nacht; denn als sie das Fenster öffnete, hatte sich schon Dunkelheit über die Stadt gelagert. Indem sie so in die Nacht hinausblickte, pochte es leise.« Gott! Er ist's!« seufzte Maria Rosa und mühte sich vergebens, dem hereintretenden Juan ihre Verlegenheit zu bergen. »Endlich habe ich Euch gefunden, holde Rosa,« sprach der Prinz, und preßte der Schüchternen niedliche Hand an seine Lippe.« Endlich,« fuhr er fort,» ist es mir vergönnt, Euch ohne lästige Zeugen sprechen zu dürfen, Euch die Gefühle zu gestehen die meinen Busen bei Eurem ersten Anblicke durchströmten.» „Ihr thut mir allzugroße Ehre an, mein Fürst!“ entgegnete Rosa mit einer leichten Verbeugung und zitternder Stimme.« Sprecht mir nicht von Ehre,« bat Juan,« An mir im Gegentheile ist es, Euch für die

Güte zu danken, mit der ihr meinen, vielleicht etwas kühnen Wunsch, so liebreich erfülltet, zumal, da ich in Erfahrung gebracht, ihr wäret einem jungen Künstler zugedacht. Habt Dank, herzlichen Dank für diesen Beweis Eurer Huld," und dieß sagend, zog er sie sanft neben sich auf das Ruhebett.« Franzesko's und Juans Bilder stellten sich vor Rosa's Seele. Das Erstere wollte ihr zwar theuer, allein düster, verschlossen, ja beinahe tückisch bedünken; das Letztere schien ihr lieblicher, sanfter, anziehender. Ihre Sinne waren wie betäubt. —

«Warum so ernst, meine Rosa?» begann Juan nach einer Weile zu fragen. Sprecht, vermag ich es, Eure Liebe, das Höchste meiner Wünsche, zu erringen. O wie will ich Euch dafür beglücken, zu mir will ich Euch emporheben, an meiner Seite sollt Ihr wandeln, Neapels Schönen sollen Euch beneiden, Pracht und Glanz soll Euch umgeben, Aller Augen sollen auf Euch gerichtet seyn. Sprecht holde Rosa! erklärt Euch. Lasset den Ungeduldigen nicht länger in solch peinlicher Ungewißheit! Da erhob Rosa schweigend ihr schönes Auge, und mit Ungestüm warf sie sich an seine Brust. Juan schloß sie in seine Arme; — fest, wie wir uns jetzt umschließen, sprach er, sey auch der Bund unsrer innigen Liebe, drückte sie nochmals an seine Brust, und eilte alsdann in den Palast zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Ich habe mich, wie die Geschichte erzählt,
Dereinst auf ganz eigene Weise vermählt.
So wüthend, wie das Weib, das ich mir erkohren,
So alles verschlingend, war keines mehr geboren.
Längst bin ich gefallen, und Staub ist mein Leib,
Doch täglich noch steigt, und fällt nieder mein Weib. —
Verdoppelt ein Zeichen, sprecht anders es aus,
So führte man einst mich zum Thore hinaus.
Nicht waren mir Thiere zum Ziele gesetzt;
Vom Menschen selbst ward ich auf Menschen gehetzt.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 25tes Stück.

Maria Rosa,
die schöne Neapolitanerin.

(Fortsetzung.)

„Ihr liebt mich nicht mehr so wie früher, Rosa,« begann eines Tages Franzesko zu sprechen. »Leider ist Euer Benehmen so auffallend verändert, daß ich den Unterschied desto bitterer empfinden muß. Doch wehe Demjenigen, dessen Liebe ihr der meinigen vorzieht. Treffe ich ihn, schwer soll er es büßen; denn nicht ungerächt liebt man Franzesko's Braut.« Solches und Mehreres der Art noch sprach der eifersüchtige Maler. Vergebens suchte ihn Rosa zu besänftigen. — Leider mußte sie ihm Recht geben, ihr Bewußtsein bestrafte sie. »Mühet Euch nicht, Rosa! — edichtet nicht grundlose Entschuldigungen,“ unterbrach er sie im höchsten Unmuthe. »Nur zu gewiß ahne ich es, Ihr liebt einen Andern. Weil ich Euch denn nichts mehr gelte, nun gut, so ziehe ich mich zurück. Doch nimmermehr sey diese Seeligkeit, Euer Herz zu besitzen, einem Fremden gegönnt. Keine Mühe will ich scheuen, den verhaßten Nebenbuhler kennen zu lernen, finde ich ihn, dann wehe

dem Verräther!« Dieses sagend stürzte er gleich einem Rasenden aus dem Gemache. Ribera trat erschrocken aus dem Nebenzimmer. Sein Forschen ob dieses Auftrittes blieb vergebens. Rosa schwieg. Ein banger Seufzer hob die geängstigte Brust. —

Am Abende des nämlichen Tages saß Juan sinnend an seinem Arbeitstische. Er hatte so eben ein Schreiben an seinen königlichen Vater beendet, in welchem er ihn um die Erlaubniß anging, die schwerste der Bitten, die er ihm jemals gestellt, des Malers Tochter, seine angebetete Rosa, zur Gattin erheben zu dürfen. Wohl bangte ihm vor seinem Wagnisse, doch was unternehmen wir nicht, leuchtet uns einigermassen nur der Schimmer der Hoffnung, dieses stets willkommenen Gestirnes? — Hoffnung ist ja das Einzige, was uns die vielfachen Stürme des Lebens erträglicher macht! Solches bedenkend, weilte er gedankenvoll vor sich hinbrütend, als ihn ein Geräusch aus seinen Träumen weckte. „Was führt dich so spät noch zu mir, Diego?« fragte er die eintretende, tief in den Mantel gehüllte Gestalt. „Mein Juan!“ rief es ihm entgegen, und an seinem Halse lag Rosa, einem geängstigten Rehe ähnlich, das dem Tod bringenden Waidmann glücklich entkommen. „Gottlob! daß ich dich gefunden,« fügte sie, sich erholend, hinzu; „vor Angst glaubte ich den Palast nicht mehr zu erreichen. Die grenzenlose Liebe zu dir, sie nur ließ mich diesen Gang wagen, indem ich meine Ehre, einem Mädchen das Heiligste, auf das Spiel setzte. — Vernimm, was mich zu dir führt. Dein Leben ist gefährdet, betrittst du je meine Schwelle wieder. Francesko, der Rache dürstende, ahnet einen Nebenbuhler. Noch kennt er ihn nicht; doch er schwur, koste es, was es wolle, ihn zu entdecken. Ohne Zweifel lauert er jeden Abend bey einbrechender Dunkelheit. Es wäre um dich geschehen;

denn seine Wuth gleicht jener des Tigers. Bei unserer Liebe beschwöre ich dich, mein Juan! meide für einige Zeit meine Nähe oder wähle dir einen Begleiter, oder führe doch wenigstens eine Waffe bey dir. Thue es, Geliebter, deiner treuen Rosa zu Liebe,« bat im Tone inniger Liebe das beunruhigte Mädchen. „Der kleinste deiner Wünsche ist mir heilige Pflicht,« entgegnete Juan gerührt. „Dein Wunsch werde dir erfüllt, von morgen an schütze mich Dolch und Verkleidung, und damit du sehest, ich könne mehr noch thun, blicke auf jenen Tisch und lerne den Inhalt dieses Schreibens kennen.“ Rosa durchflog den Brief. Thränen des Dankes entströmten ihrem Auge, und in stummer Umarmung hielt sich das liebende Paar umschlungen. Spät erst ließ Juan die Geliebte durch Diego nach Hause geleiten. Stille schlich sie sich in ihre Behausung ein.

Der Meister wunderte sich nicht wenig über Franzesko's unfreundliches Wesen. Seine Bitten, ihm den Beweggrund dieser plötzlichen Veränderung zu entdecken, blieben fruchtlos. „Die Zeit wird es lehren,“ war seine gewöhnliche Rede, und er pflegte alsdann das Gespräch auf andere Gegenstände sonder Wichtigkeit zu leiten. Umsonst drangen sein Bruder so wie die Mitschüler in ihn, den Kummer seiner Brust ihnen mitzutheilen. Auch sie mußten sich mit räthselhaften Ausdrücken begnügen, ohne dem Uebel auf die Spur kommen zu können. So trieb er es einige Zeit hindurch, mit jedem Tage verschloßner und tiefsinniger werdend.

Die Nacht war heiter, kein Wölkchen ließ sich am Firmamente blicken, an welchen die Sterne so traulich auf die schlummernde Erde herabnickten. Auf der Strasse war es auch schon stille geworden; denn nicht mehr ferne stand der Zeuger auf Mitternacht. Leise Seufzer nur unterbrachen die allgemeine Stille, der ge-

preßten Brust einer jugendlichen Gestalt sich entwindend, die, in eine Ecke zurückgezogen, heute wohl nicht zum erstenmale eines verhaßten, bis jetzt noch unbekannten, Nebenbuhlers harrte. »Heute treffe dich meine Rache,“ flüsterte sie vor sich hin, »heute oder nie.« Sie hatte es kaum ausgesprochen, als sich eine dunkle Männergestalt die Straße herauf bewegte. „Er ist's, der Elende,“ knirschte Franzesko wuthschnaubend und zog den verborgenen, wohlgeschliffenen Dolch aus dem Busen hervor. Der Unbekannte hatte sich indeß genähert und war eben im Begriffe, in des Malers Haus zu treten. Da stürzte, seiner selbst nicht mehr mächtig, Franzesko aus dem Hinterhalte; schon zuckte der Dolch in der zum Todesstoße geschwungenen Rechten, als er bei dem näheren Anblicke seines Opfers, wie vom Donner gerührt, zurückprallte. Die Waffe entsank der Hand, und mit dem Rufe: „Nein, so nicht!“ verschwand er eilig im Dunkel der Nacht, ehe Juan im Stande gewesen wäre, sich in Vertheidigungs-Stand zu setzen. Rosa, die gerade am Fenster gestanden, hatte den ganzen Vorfall mit angesehen. Mit einem lauten Schrey sank sie halb ohnmächtig zurück und kam erst an ihres Juan Brust wieder zu sich, der alle seine Beredsamkeit aufbot, sie zu beschwichtigen.

Die immerwährende Sorge um des Geliebten Daseyn und der Schrecken letzt verflossenen Nacht, hatten Rosas Gemüth tief im Innersten erschüttert, dergestalt, daß man sie bleich und den Ausdruck herben Kummers im Antlitze, umhergehen sah. — Eines Tages überraschte sie der Vater in Thränen. „Was ist dir, Rosa?« fragte der Alte die weinende Tochter. „Seit langem schon bemerke ich eine Veränderung in deinem vormals heitern Wesen. Vertraue mir den Kummer deiner Seele.« Rosa schwieg. Dann begann sie: „Es

ist nichts, Grillen höchstens sind's, von denen ich seit geraumer Zeit befallen worden. Doch grämt Euch deshalb keineswegs, Vater! wie sie gekommen, werden sie auch wieder schwinden.« — „Grillen also, sagst du,“ erwiederte der alte Schlaukopf, »Grillen?“ „Ja, Nichts anders, in der That,“ versicherte das Mädchen mit einiger Ungeduld, hoffend, dem Gespräche ein Ende zu machen. „Wenn ich nun aber die Ursache derselben kennen würde?“ fragte Vater Ribera mit pfiffiger Miene. „Wenn ich sie dir und ihrem Urheber nennen wollte, was würdest du dann sagen?« „Was meint ihr damit?“ rief das Mädchen rasch emporfahrend. „Ich meine, daß dich die Grillen der Liebe plagen,“ sprach er mit fester Stimme und ihr scharf in das sinkende Auge blickend. Denn, fuhr er fort: „Warum erschrackst du vor Kurzem eines Nachts so heftig? Was bedeutete der laute Hülferuf, den dir die Angst entlockte? Der gellende Schrey, welcher mich aus dem Schlummer scheuchte und an der Thüre deines Gemaches horchen hieß. Schon wollte ich in selbes treten, als ich, durch einen Spalt sehend, die Gestalt des“ — »Vergebung, Vater!« bat Rosa, indem sie zu des Alten Füßen niederstürzte. „Es sey, dem Prinzen zu Liebe; doch gefreut würde es mich haben, wenn du mir, gleich sonst, mit Vertrauen entgegen gekommen wärest. Allerdings schmeichelt mich die Güte Don Juans, der meine Tochter allen andern Schönheiten, selbst den Höchsten und Reichsten, den Vorzug gewährt. Alles läßt sich von seiner Gnade für uns hoffen; denn ich zweifle nicht, er werde Dich zur Gattin erheben. Bis er es dir jedoch wirklich gelobt, mein Kind, bis dahin sey auf Deiner Hut, und traue nicht zu voreilig den verführerischen Worten des Fürsten. Denn was in den Stunden der Leidenschaft gelobt wird, vergißt sich leicht bei kälterem Blute.“ „Ich selbst las das Schrei-

ben an seinen königlichen Vater, in welchem er ihn bittet, unsere Vereinigung mit seinem Segen beglücken zu wollen.« „That er das?« rief freudig der eitle Ribera, so sind alle meine Besorgnisse gehoben, und ich werde durch Dich der glücklichste der Väter!« wie fühlte sich Rosa beglückt! Nichts als die ersehnte Antwort mangelte, sie vollkommen zufrieden zu stellen. — Des Vaters Einwilligung hatte sie erhalten, ja, mehr noch, sie fühlte ihn dem Ziele seiner Wünsche näher gebracht zu haben; denn von nun an lächelte ihm Rang und Ehre, der Dinge genug, einem so eitlen Manne, wie ihm, den Kopf zu verdrehen.

Während sie in Wonne und Freude schwelgten, indeß Juan oft den Abend an Rosa's Seite zubrachte, mochte er wohl nicht ahnen, daß ein rachedürstender Jüngling ihm und Spaniens Herrschaft den Untergang geschworen, daß der schlichte Maler Francesko Framanzano es wagen konnte, verrätherische Pläne zu schmieden. Und dennoch war es der Fall. Seit jener Nacht, die ihm den Fürsten als den gehaßten Nebenbuhler erkennen ließ, war er aus Neapels Mauern gewichen. In wilder Verzweiflung rannte er damals in die Kirche des heiligen Martinus, warf sich inbrünstig vor des Heiligen Bildniß auf die Knie, und eilte raschen Schrittes gegen Portici. Lebhafter als jemals stand ihm des unglücklichen Masaniellos Bild vor der Seele. Es drängte ihn, seinem Beispiel zu folgen. Er schmeichelte sich, das von Jenem Begonnene mit glücklicherem Erfolge zu vollenden. Wilde Flüche, die gräßlichsten Verwünschungen entstiegen der tobenden Brust des Neapolitaners; fürchterlich rollte sein Auge. Sein zerstörtes Wesen glich völlig dem des Tigers, der um seine geraubte Beute mit heulendem Gebrülle die Lüfte erfüllt. So war er nach Portici gelangt. In einer der benachbar-

ten Fischerhütten hielt er an. Er wurde gastfreundlich aufgenommen. Bald hatte er mit diesen Leuten und den übrigen, in der Nachbarschaft wohnenden Fischern und Landleuten, genaue Bekanntschaft gemacht, und wie aus Einem Munde ertönte es: „Den Spaniern Fluch! Rache dem bübischen Juan!« Durch das Feuer seiner Beredsamkeit brachte er es dahin, sich der Gemüther dieser Menschen in solchem Grade zu bemächtigen, daß sie ihm mit Freuden gelobten, für des Vaterlandes Freiheit das Aeußerste zu unternehmen.

Die Antwort aus Spanien wollte noch immer nicht eintreffen. Juan hatte dem Vater Ribera seine Neigung zu der himmlischen Rosa bereits anvertraut." Ach wenn der König nur seine Zustimmung giebt!" sagte Rosa eines Abends zu dem Geliebten, und zärtlicher als jemals den Arm um ihn schlingend, fuhr sie fort:" doch hoffen wir das Beste,« Sollte denn Rang und eitles Ruhm-Gepränge dem Vaterherzen mehr gelten, als des edlen Sohnes Glück und Frieden?" — »Allerdings nicht wenn er so wie wir dächte,« sprach Juan seufzend. Doch wir Spanier träumen ja von Nichts anderem als von ähnlichen unnützen Dingen. Spanien war ja von jeher das Vaterland des Ahnen-Stolzes." Während sie so zusammen sprachen war der Vater hinzugetretten. Sein Blick schien heute bei Weitem nicht so heiter wie gewöhnlich. Ein geheimes Geständniß der Tochter machte ihn ernst und besorgt. Zu spät erkannte der alte Mann die Schwäche seines eitlen Herzens, zu spät übersah er die schmähligen Folgen für sein geliebtes Kind, im Falle das so sehnlich erwartete Schreiben ungünstig ausfiele. Thränen im Auge beschwor er den Jüngling, seiner armen Rosa zu gedenken, sie jetzt, nur jetzt nicht von sich zu stoßen, in einem Augenblicke, in welchem ihr Ruf, einem Weibe das Theuerste, auf dem Spiele stehe. Mit

Mühe nur gelang es Juan, den Meister in Etwas zu beruhigen. Er gelobte, sein Möglichstes zu thun." Laßt uns das Beste hoffen," tröstete er den Klagenden. Noch ist nicht Alles verloren. Ist uns ja des Königs Antwort noch nicht eröffnet." —

Doch nur zu bald traf die unglückselige Antwort ein. Nicht ohne Zittern erbrach Juan das Siegel. Sein Lebensglück, der Geliebten Ehre hing von dem Inhalte dieses Schreibens ab. Ein Gefühl der Bangigkeit durchschauerte seine Adern. Wie vom Donner gerührt, sank er in den Lehnsessel; das Unheil bringende Blatt glitt zur Erde, und mit dem Seufzer: »Arme, unglückliche Rosa!« löste sich das Wehr der gepreßten Brust in einen Strom lindernder Thränen. Denselben Abend noch eilte er nach Rosa's Wohnung, um sie mit ihrem beiderseitigem Unglücke vertraut zu machen, der Armen Trost einzuflößen, an dem es ihm selbst so gänzlich gebrach. Wer vermag der trauernden Rosa Kummer zu beschreiben, des alten Ribera an Wuth grenzenden Jammer, welcher in Verwünschungen gegen sich selbst ausbrach? „Geleite mich in ein Kloster, Juan,« flehte die Weinende, »damit ich der Welt meine Schande verberge." »Das will ich," entgegnete Jener, sie liebevoll an sich schmiegend. »Kannst du mir vergeben?" fügte er mit bebender Stimme hinzu, und zu den Vater sich wendend, sprach er; „Vergebung, Vater! Ach! zu spät erkenne ich es, welche Schmach ich auf Euer und Eures Kindes Haupt geladen, und das sagend, eilte er außer sich von dannen.

Unterdeßen war die Verschwörung Franzeskos herangereift, Tag und Ort der Ueberumpelung der spanischen Truppen bestimmt, und es fehlte nichts mehr, als das verabredete Signal zum Aufbruche nach der Stadt, dem einige tausende von Fischern und Landvolk voll wil-

der Sehnsucht entgegen harrten. Eines Abends spät weilten die Anführer des Haufens, Franzesko in ihrer Mitte, vor der Hütte, welche dieser bewohnte, im Begriffe, Mehreres, was die Verschwörung betraf, zu berathen, als sie von Ferne Bewaffnete herannahen sahen. »Vertheilet euch, ihr Freunde!“ rief Franzesko dem Volke zu, »auf das die Fremden keinen Argwohn schöpfen; denn so viel mir deucht, erkenne ich die spanische Landesfarbe.« Sie thaten nach seinem Gebote. Er selbst zog sich in die Hütte zurück, in der sichern Hoffnung, die Gefahr werde glücklich vorübergehen. Nicht glaubte er den in aller Stille geförderten Bund entdeckt, nicht wähnte er sich als den Urheber des frevelhaften Beginnens dem Fürsten genannt, als es an der Pforte pochte. Der Fischer öffnete. Herein traten die Bewaffneten, an ihrer Spitze ein Offizier. »Wo ist der verruchte Maler, der elende Franzesko?“ donnerte der erzürnte Spanier. „Ich weiß von allen dem keine Silbe,« betheuerte demüthig der Fischer. „Schon gut, bindet den Lügner!“ herrschte Jener seinen Leuten zu. Er selbst stieg die Treppe hinauf nach den obern Zimmern. Die Thür war geschlossen. „In des Herzogs Namen öffne, Rebelle!“ gebot der Offizier und da es nicht sogleich geschah, ward sie erbrochen. Eben war Franzesko im Begriffe, durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster, eher den Tod zu wagen, als schmählicher Gefangenschaft entgegen zu gehen; da fühlte er sich rücklings erfaßt. — „Halt, Schurke!« rief eine Stimme hinter ihm. Es war der Anführer, der ihn mit Riesen-Gewalt zu Boden riß.“ Dein saubrer Bund ist ans Licht gekommen. Don Juan weiß um Deinen und der Deinen Verrath. Ergib Dich, Schurke von einem Maler.“ Knirschend vor Wuth und innerm Grimm ob des Gefühls, seiner vereitelten Rache, seiner Ohnmacht, ließ sich der zu Boden geschleuder-

te ohne Sträuben binden. Er wurde ins Freie hinabgeschleppt, wo seiner die übrigen ertappten Rädelsführer warteten. Unter Flüchen und Verwünschungen des rohen Soldaten-Haufens wurden die Gefangenen abgeführt.

Rosa befand sich, ihrem Wunsche gemäß, innerhalb den Mauern eines Frauenklosters der Stadt. Sie fühlte sich beruhigter im Schooße der Einsamkeit. Die Welt war ihr gleichgültig geworden; desto lebhafter, desto inniger lebte Juan in ihrer Seele. Dieser besuchte sie jeden Abend im friedlichen Garten der Nonnen, die sie mit Liebe und Sorgfalt pflegten. Die Priorin wußte um ihr Verhältniß; doch kein Wort des leisesten Tadels traf die Dulderin, zuweilen nur drang sie in sie, in Jahresfrist den Schleier zu nehmen, was Rosa jedoch ablehnte; denn noch immer dachte das arme Mädchen an eine mögliche Verbindung mit dem Gegenstande ihrer zärtlichsten Liebe. Wie hätte sie diesen voreiligen Schritt unternehmen können, der sie auf ewig von ihrem Juan getrennt hätte! So lebte sie doch noch in der Hoffnung besserer Zeiten, glücklicherer Tage, erfüllter Wünsche. Sie hörte von Franceskos frevelndem Beginnen. — Tiefes Mitleid hegte ihr theilnehmendes Gemüth für den armen Jüngling, um so mehr, da sie wohl erkannte, Eifersucht gegen den Fürsten habe den Unversöhnlichen zu solch' unüberlegter That verleitet. Was ihr jedoch zum schwersten auf das Herz fiel, war, daß sie der Vater vergessen zu haben schien. Juan hatte ihr schon einigemal von der Schwermuth gesprochen, welche den alten Meister seit Kurzem befallen. Das schmerzte sie tief, und verursachte ihr manche Stunde der Trostlosigkeit. Ihre oft wiederholten Einladungen an ihn, sein Kind heimzusuchen, blieben unbeantwortet. Man sagte ihr, er schleiche manchmal trübsinnig umher, zerstöre mit eigener Hand seine unvollendet gelassenen Werke, und

auch körperlich scheine der Gebeugte zu leiden. Ihr Bewußtseyn nannte sie Urheberin der Trauer des geliebten Mannes; daher mochte es geschehen, daß die Nonnen sie oftmals, in Thränen der Reue gebadet, knieend zu des Hochaltars Stufen trafen.

Don Juan hatte in erster Aufwallung dem Staatsrathe die größte Strenge gegen die Gefangenen, namentlich hinsichtlich des verrätherischen Malers, geboten. Allein bei kälterem Blute, nach reiflicher Ueberlegung, gewann seines Herzens Milde die Oberhand, und er widerrief seinen ersten Befehl, so daß die Eingekerkerten schonungsvoll und menschlich behandelt wurden. Diese priesen gerührt den edlen menschenfreundlichen Herzog, aufrichtig ihr Vergehen bereuend. Franzesko allein verschmähte jede ihm dargebotene Erleuchterung, lautlos, finstern Blickes vor sich hinstarrend. Sein düsterer, unversöhnlicher immer nach rachedürstender Sinn suchte im Unglück vergebens Trost. Ihm mangelte das Wichtigste, ein frommes Gemüth, das Vertrauen zum Vater der Menschheit. Noch immer sprühte er Rache, Tod und Verderben gegen den Unterdrücker der Freiheit, gegen den Räuber seines Mädchens. Dieß allein hieß ihn noch leben, deßhalb sann er auf Mittel zur Flucht. Er befand sich auf dem äußern Thurme der Citadelle, dessen Fundamente ein reißender Bach bespülte. Zur größern Sicherheit, um den Entrinnen der Gefangenen vorzubeugen, hatte man spitze Pfäle angebracht, die jedoch nicht bemerkbar waren, indem das Wasser darüber wegglitt, und sie so dem Auge verbarg. Der Unglückliche ahnte dieß nicht, Eines Nachts legte er Hand an das leicht befestigte Gitter des Fensters. Sonder Mühe löste er von der zerbröckelten Mauer.« Gott und die heilige Mutter stehe mir bei!“ rief er, sich hinausbeugend, und mit einem gewaltigen Satze schwang er sich hinab in

den tobenden Bach. Ein lautes Plätschern, gleich wie wenn eine schwere Masse das Wasser zertheilte, erregte der Wache Aufmerksamkeit. Nach wenigen Minuten erglänzte das Gestade von Fackelscheine. Ein leises Stöhnen verrieth den erschrockenen Soldaten den in entsetzlichen Qualen schmachtenden, in unsäglichen Schmerzen ächzenden Flüchtling. Sie brachten ihn an das Ufer. Eine Rippe und beide Arme waren gebrochen, das eine Bein zerschmettert. „Laßt mich sterben," bat der halb Ohnmächtige, wozu mich zu neuen Qualen wecken. Und er schloß das erstorbene Auge.

Mit Schaudern vernahm Juan am Morgen die Kunde dieses Vorfalls. Bald darauf erschien Diego. Unglück über Unglück, Schlag auf Schlag. »Seit gestern Mittag verschwand Meister Ribera,« sprach er; „Niemand weiß, was aus ihm geworden." «Arme Rosa! Unglückliches Mädchen!« seufzte der Jüngling erbleichend. «Hat man keine Muthmaßung.« „Keine," war des Schreibers Antwort. »Arme, arme Rosa! deine letzte Stütze ist dahin!" klagte Juan.

Drei volle Tage hatte der Verwundete bewußtlos auf seinem Ruhe=Bett gelegen. Am Morgen das Vierten erwachte er endlich aus seinem Todten=Schlafe. Er schaute empor. Der Wund=Arzt war eben beschäftigt, den Verband von Neuem anzulegen. Er versuchte zu reden; doch umsonst, es gebrach ihm an Kraft. An die leiseste Bewegung war nicht zu denken. Sein Körper war zerschlagen. Nur ein Wunder schien ihn dem Leben wiedergeschenkt zu haben. Mehrere Wochen verlebte er in diesem qualvollen Zustande, ohne sich weder regen zu können, noch zu dürfen. Demungeachtet gewann er sein Daseyn wieder lieb. Mit zunehmender Kraft wuchs auch der erneute Drang nach Rache an Juan. Unseliger! reichte diese schreckliche Warnung noch nicht hin? —

Seine einzige Zerstreuung in dieser betrübten Lage war, ein neues Mittel zur sicheren Flucht zu ersinnen. Lange dachte er vergebens hin und her. Endlich glaubte er es gefunden. Er erinnerte sich, bemerkt zu haben, die Mauer des Thurmes sey von eigener Beschaffenheit, auf ganz fremde, seltsame Weise aufgeführt. Sie bestand nemlich aus festen, von ungeheurer Dicke ausgewählten Steinen, und war so gemauert, daß immer ein Stein weit hervorstand, dann der folgende weiter zurück, der kommende jedoch wieder hervorstach, so daß es beinahe Treppenartig aussehen mochte. „Wie wär' es," dachte der Kranke, „wenn ich mein elendes Dasein nochmals auf das Spiel setzte? — Noch einmal es wagte, diesem Kerker zu entrinnen, der mich daran hindert, dem Verhaßten den Dolch in die Brust zu stossen? O hätte ich ihn damals zu Boden gestreckt, nicht so viel Schmerzen, nicht so viel Mühen hätte es mich gekostet. Die Eigenthümlichkeit des Bau's dieses Gemäuers soll mich retten. Doch eine gute Weile wird vergehen bis zur Ausführung dieses meines Vorhabens. Allein, Geduld, Geduld!" »Der Rache Wonne-Stunde entschlüpft mir nicht, und das sey genug.«

Nur die Zeit linderte den Schmerz der vaterlosen Tochter. Sie erholte sich von dem Uebermaße ihrer Trauer, bewogen durch die anhaltenden Bitten ihres Geliebten, der sie ermahnte, ihrer zu schonen. Juan trat einstmals in den Garten, in dem Rosa seiner harrte. Ein eröffnetes Schreiben flatterte im Abend-Winde. »Da, Auserwählte, lies! jubelte der Jüngling, und in hoher Freude erglänzte sein Liebe glühendes Auge.« Mein letztes, dringendes Ansuchen, nachdem ich unzählige mal vergeblich gefleht, hat Gehör gefunden. Lies schnell holdes Mädchen!» bat er und drückte der Erstaunten das Papier in die Hand. „Darf ich den Augen trauen?« rief Rosa, und auf ihre

Kniee sinkend, die Hände andächtig gefaltet, betete sie: „Dank meinem Schöpfer! Dank Dir, heilige Jungfrau, die Du mein Flehen erhörtest, und von Dir, meines entschlaffenen Vaters Geist, Vergebung deiner reuigen, deiner redlich erhörten Tochter! In höchstem Entzücken sprang sie empor, in des Gatten, des Ueberglücklichen, offene Arme sich stürzend. „Warum verhelte es mir mein Juan, daß er während dieser ganzen Zeit den Vater mit Bitten bestürmt?“ begann sie nach einigen Augenblicken der Erholung, ihn zu fragen, »Ich that es in der Hoffnung, sollte dennoch meiner Wünsche sehnlichster sich erfüllen, meiner Rosa die Freude einer frohen Ueberraschung zu bereiten.« Und von Neuem weilte das Braut-Paar in freudiger Umarmung.

Franzescos körperlicher Zustand besserte sich mit jedem Tage. Er konnte seine Glieder wieder regen, ja zuweilen brachte er schon mehrere Stunden außerhalb des Krankenlagers zu, indem er im Gemache seines Kerkers auf- und ab schritt. Er sann beständig auf Flucht; sein früher gefaßter Plan schien ihn zu begünstigen. In einigen Tagen dachte er das gefahrvolle Beginnen auszuführen. Rosas Bild war ihm stets gegenwärtig; doch nicht wie sonst erschien sie in Engels Gestalt, nein: mit bitterem Hohne, gekränkten Stolzes gedachte er der einst Geliebten. — Eines Tages trat der Wärter herzu, welcher sich oftmals mit dem Gefangenen in Gespräch einzulassen pflegte. Im Laufe der Rede erwähnte jener Juans und seiner bevorstehenden morgigen Vermählung. Kaum nannte ihn der Wärter, als sich Franzeskos Stirne verdüsterte; doch bei dem Worte »Vermählung,“ erbebte der Jüngling, indem ein leises Zucken um seine Lippen spielte. Kaum befand er sich allein, als er der Aufwallung seiner gepreßten Brust freien Spielraum ließ, die sich in Verwünschungen gegen den Verlobten ergoß.

Morgen schon knirschte der Unglückliche," indeß ich hier, in unthätiger Ohnmacht gebannt, verweilen muß? — Doch was hält mich zurück? — Wozu gab mir die Natur Krallen, als daß ich sie gebrauchen sollte? — Wohlan! sie sollen mich erretten; diese Nacht noch! — Wehe Dir, du holdes Brautpaar! Eine Fackel will ich Dir leuchten lassen, wie sie keinem jemals noch geleuchtet, die Fackel des Todes,» und solches betheuernd, sank er erschöpft, überwältigt, auf das Lager. —

Ganz Neapel war geschäftig, für das morgige Vermälungs-Fest seines Fürsten Zubereitungen zu treffen. Schon prangten die herrlichsten Teppiche an den Fenster schon sah man Transparente, Pyramiden und Triumph-Bogen errichten, welche in tausendfarbigem Lichte strahlen sollten. Der Neapolitaner fühlte sich geschmeichelt durch die Wahl des Fürsten, der eine ihres Volkes zur Gemalin sich erkoren; um so mehr beeiferten sie sich, ihm die Gesinnungen ihrer Freude und Dankbarkeit an den Tag zu legen. Juan erkannte des Volkes aufrichtichtiges Wohlwollen mit innigster Rührung, und jetzt erst schien ihm Spaniens Herrschaft fester und sicherer begründet.

Die Nacht hatte ihren dunkeln Schleier über die schlummernde Erde gebreitet. In den Strassen war es öde worden; Alles ruhte im ersten erquickenden Schlummer, nur Francesko stand noch wachend und sinnend am geöffneten Thurm-Fenster, dessen eisernes, nachlässig befestigtes Gitter er mit leichter Mühe hinabgeschleudert hatte. »Wag' ich's zum Zweitenmale, dem lauernden Tode in die Arme mich zu stürzen?« sprach er, das Haupt auf die Hand gestützt. »Gib mir Todes-Verachtung, Verzweiflung,« fuhr er nach kurzem Sinnen fort, und sich keck hinausschwingend, klammerte er sich an die vorspring-enden Steine des rauhen Gemäuers. Mit den Füssen behutsam jeden der hervorstehenden Steine suchend, mit

den Nägeln sich gleichsam ankrallend, daß ihnen das Blut entquoll, gelangte er nach beinahe übermenschlicher Anstrengung und augenscheinlicher Lebens-Gefahr an das unterste Ende des Thurmes. Ein geübter Schwimmer, half er sich sonder Mühe durch des Baches Fluth an das gegenüber liegende Gestade, und eilte mit Blitzes-Schnelle in die lang vermißte Wohnung. Doch kurze Zeit nur hielt er sich daselbst auf. Mit Tages-Anbruch schlich er hinweg. Bald hatte er sich in schlichte Landmanns-Tracht gehüllt, die ihn dem spähenden Auge seiner Verfolger entzog.

(Schluß folgt.)

Charade.

Bei der letzten Sylbe saß ich,
Die gefüllet war und gut,
Die polit'sche Zeitung las ich,
Las von Feindes Uebermuth.
Doch es wollte sich nicht finden,
Eine Pfeife fehlte noch,
Und mir diese anzuzünden,
Griff ich ich nach dem Ganzen; — doch
Lange währt' es, bis es seine
Pflicht und Schuldigkeit gethan,
Und es fing beinahe sich meine
Ungeduld zu regen an.
Zürnend rief ich jenem Dinge
Dann die erste Sylbe zu,
Und als ob's dadurch gelinge,
Wirkte es in einem Nu

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 1ter Band, 26tes Stück.

Maria Rosa,

die schöne Neapolitanerin.

(Schluß.)

Der lang ersehnte Tag war endlich erschienen. Die Zubereitungen für das Fest des Abends, die reich und zierlich geschmückten Ehren-Pforten, die Menge von Säulen und künstlichen Bogengängen und Obelisken, standen vollendet, umrankt mit unzähligen Guirlanden, deren Duft sie dem Kommenden weithin verrieth. Das Volk drängte schaarenweis zu dem Kloster der Nonnen, aus welchem die hohe Braut im Triumphe nach dem Palaste geleitet werden sollte. Unter dem allgemeinen Freuden-Rufe der Versammelten hob man sie auf den bereitstehenden Trage-Sessel. Die Bürger beeiferten sich, auch hierin dem Spanier ihre Anhänglichkeit zu beweisen, indem sie es waren, die Rosa auf ihren Schultern zu dem Fürsten trugen. Dieser harrte der Geliebten auf dem Balkone des Palastes, von den Grossen des Landes umgeben. Als er den Zug herannahen sah, eilte er auf den weiten Platz hinab. Unter dem Jubel-Rufe Tausender schloß er sie in seine Arme.

Die Trauung war vollzogen, die Tafel aufgehoben; denn schon leuchteten die freundlichen Sterne, als wollten auch sie das Ihre zur Verherrlichung des Festes beitragen, und schon erhellte der röthliche Schein der Fackeln und der Lampen, die jedes Haus schmückten, die schwüle Nacht. An des Palastes Pforte harrte des Paars ein stattlicher offener Wagen, dessen acht Pferde mit Ungeduld des Führers Zeichen zur Abfahrt erwarteten. Kein Geleite von Wachen begleitete den Wagen, Juan hatte es sich ausdrücklich verbeten. Wer hätte auch an einem solchen Tage Böses verüben können? — Durch jede der erleuchteten Strassen gieng der Zug, langsamen Schrittes. Am großen Markt-Platze wurde stille gehalten, um das veranstaltete Feuerwerk zu besichtigen. Da fühlte mit einem Male die Fürstin einen brennenden Stich am Arme, und eine wohlbekannte Stimme raunte ihr zu: „Glück zur Brautnacht!“ Sie sah um, konnte aber in dem Gewühle den Vermutheten nicht erspähen. „Du blutest, Rosa,“ begann der erschrockene Juan, der die leichte Wunde am Arme schnell ersehen hatte. „Ich glaube, ich ritzte mich an einer der Verzierungen des Wagens,“ entgegnete sie. In dem Augenblicke entzündete sich mit tobendem Geprassel das Feuer-Spiel.

Mitternacht war längst vorüber; verklungen die jubelnden Fest-Töne. Schon schickten die Dienerinnen sich an, die Herrin zu entkleiden. — „Was fehlt Euch, edle Frau?“ fragte Eine derselben, die immer bleicher werdende Gebieterin. „Ein plötzlicher Schwindel“ — war die Antwort. „Es wird vorübergehen.“ Allein dieses sprechend, wankte sie gegen den Stuhl. „Hülfe! Hülfe!“ rief eine der andern Frauen, und stürzte des Schlosses Treppe hinab nach dem Arzte. Juan, der den Hülfe-Ruf vernommen, eilte nach der Gemahlin

Zimmer. Wer vermag die Bestürzung des bebenden Juan zu schildern, als er, zu der Kranken tretend, selbe in den fürchterlichsten Zuckungen traf? Ihre Arme zogen sich krampfhaft zusammen, wild rollte das stets so milde Auge; in konvulsivischer Angst hob sich der Busen in furchtbaren Schlägen. Unterdessen erschien der Arzt. „Gott im Himmel!“ klagte er, „das sind Wirkungen eines tödtlichen Giftes!“ —

Beinahe eine volle Stunde währte der Kampf des Lebens mit dem unerbittlichen Tode. Je mehr die Kräfte schwanden, desto ruhiger wurde Rosa. Auch die Besinnung stellte sich wieder ein; sie vermochte den ihr zur Seite knieenden Gatten zu erkennen. Ein sanftes Lächeln umspielte die blassen Lippen. Gleich einer schon Verklärten hob sie das matte Auge zum Himmel empor, leise flüsternd: „Ich vergebe dir, armer Francesko!“ nickte sie schlafend in den Sessel zurück. Lautlos beugte Juan sich über die theure Leiche, noch einen Kuß drückte er auf die erstorbenen Lippen; dann erhob er sich mit dem Rufe: „Auf! nun bringt mir den Mörder, todt oder lebendig! Kein Zweifel waltet mehr. „Es ist das Werk des entsprungenen Malers!“ — — „Es ist es,“ tönte eine Stimme zu dem geöffneten Fenster herein, und die Umstehenden gewahrten eine Gestalt, die sich mühsam auf dem schwachen Aste eines Baumes des Gartens erhielt, und mit höhnischem, Grausen erregenden Gesichte die Leiche betrachtete. „Ergreift ihn,“ gebot Juan den Seinen. Doch kaum hatte er es ausgesprochen, so schwang sich Jener in das Gemach. „Hier bin ich, gebt Euch keine weitere Mühe,“ begann er. „Mein Zweck ist erreicht, ich habe dich, elender Juan! bestraft. Nun führt mich zum Tode.“ Ohne Widerstand ließ er sich binden, und nach dem Gefängnisse schleppen.

Erschöpft, im Innersten erschüttert, sank Juan zu den Füssen der geliebten Leiche.

Des Kerkers Pforte, in welchem Franzesko in Ketten schmachtete, that sich auf. Wachen besetzten den Eingang; herein trat an des Kerker-Meisters Seite der Henker, einen Becher in der Hand. „Franzesko,„ redete er den Gefangenen an, „Du bist nach eigenem Geständnisse Mörder der Gemahlin unseres gnädigsten Fürsten und Herrn, Don Juan. Deine frevelnde Hand unternahm es, mit einem vergifteten Dolche sie zu verletzen. Dieß erhellt aus deinem und der Aerzte Zeugnisse. Somit vernimm meinen Spruch: „In des hohen Fürsten Namen siehst du mich hier, gekommen, dir diesen Gift-Trank zu überreichen. Leere diesen Becher!“ — Und er reichte ihn dem Opfer seiner eigenen Leidenschaft. Ohne Scheu langte der Unglückliche nach dem todbringenden Gefäße, das er mit Hast bis auf den Grund leerte. Lautlos streckte er sich zu Boden, indeß die Uebrigen, bis auf eine Wache, sich entfernt hatten. Bald zeigte sich des Trankes Wirkung. Unter gewaltigen Krümmungen wand sich der Gepeinigte in die Höhe; doch von der Schwere seiner Ketten stets wieder niedergeworfen, krümmten sich die Glieder, schäumte der Mund gleich einem Rasenden. Ungeachtet der gräßlichsten Wehen, entfuhr ihm nicht der geringste Laut der Klage, bis er endlich, schwächer und immer schwächer werdend, den Geist aufgab. — Da ertönte Todten-Gesang. Man trug Rosa zu Grabe.

Die kostbaren Leuchter.

Zur Zeit der jammervollen Bürgerkriege, welche im sechszehnten Jahrhundert Großbrittanien zerfleischten, füg-

te es sich, daß Laird von Darlinvarach dieses sein ärmliches Schloß in Schottland verließ, und auf einer Geschäftsreise nach England die Burg des Sir Miles Musgrave in Kumberland als Gast betrat. Dieses konnte unter den obwaltenden politischen Verhältnissen weder von der einen, noch von der andern Seite mit jenen wohlwollenden Gesinnungen geschehen, die der wahren Gastfreundschaft eigen sind. Der wohlhabendere, civilisirtere, und nach seiner staatsbürgerlichen Stellung ungleich angesehenere Engländer ließ den Schottländer bei jeder Gelegenheit sein Uebergewicht fühlen, während dieser nicht ermangelte, gegen jenen, gemeinhin Sachse genannt, mit dem ganzen Stolze seines Gefühls hochländischer Einfachheit, Tapferkeit und Unabhängigkeit aufzutreten.

Gar mancherlei Veranlassungen, diese wechselseitigen Leidenschaften spielen zu lassen, mußte nothwendiger Weise das Mittagsmahl geben. Sir Miles Musgrave hatte ungeheure Leuchter von gediegenem Silber auf die reichbesetzte Tafel stellen lassen. Er und seine englischen Genossen erhoben mit sichtbarer Uebertreibung den Geschmack und die ungemeine Kostbarkeit dieses Silbergeräths, und warf dabei höhnische und geringschätzende Seitenblicke auf den unbemittelten Schottländer. Dieser war jedoch klug und selbstbeherrschend genug, sich über diese Aeußerungen einer rohen und übermüthigen Prahlsucht hinauszusetzen, so lange er sah, daß er nicht unmittelbar herausgefordert werde. Als nun der Hauswirth, der es auf Streit und offenbare Demüthigung seines Gastes angetragen hatte, diese unwillkommene Gleichgültigkeit wahrnahm, erhob er sich von seinem Sitze, wendete sich zum Laird, und sprach, auf die Leuchter weisend, mit wegwerfender Miene: »Nicht war, Laird von Darlingen, ihr müßtet wohl euer ganzes armseliges Schott-

land aussaugen, ehe ihr ihm Stande wäret, solch' ein herrliches und werthvolles Geräth herzustellen.“

Diese Worte verwundeten zu tief das vaterländische Gemüth des biedern Schotten, als daß er hätte noch ferner ruhig bleiben können. Er verlor indeß seine natürliche Fassung nicht, und indem ihn plötzlich ein sinnreicher Gedanke ergriff, stand er gelassen auf, und erwiederte mit fester männlicher Stimme: „Auf eure Rede, Sir, halte ich für die beste Antwort, euch zu erklären, daß ich auf meinem Schloße Leuchter besitze, die ungleich kostbarer sind, als man nur irgendwo in euren prangenden englischen Hallen antreffen kann.“

Der Laird hatte diese Worte mit so viel Ernst, Festigkeit und Nachdruck ausgesprochen, daß kein Anwesender es wagte, darüber zu lachen, oder auch nur zu lächeln. Man blieb einen Augenblick stumm, dann aber versetzte der Wirth: „Laird von Darlinvarach! was ihr spracht, müßt ihr bewahrheiten, oder, wenn ihr dieß nicht vermögt, was sich eigentlich von selbst verstünde, euer Wort zurücknehmen. Da ihr nun dieses als ein Cavalier von Ehre nicht werdet thun wollen, so sey euch hiermit eine Wette von zweihundert Mark Silber angeboten. Der Laird konnte diesen Vorschlag nicht zurückweisen, und so wurde ein Tag anberaumt, an welchem Sir Miles Musgrave mit einem seiner Freunde sich nach dem Schlosse Darlinvarach begeben sollte, um den Gegenstand der Wette in prüfenden Augenschein zu nehmen.

Dieser Tag war erschienen, und die beiden Engländer wurden in die schottische Halle geführt. Aber welch' ein seltsamer Anblick war ihnen da bereitet! Hinter jedem Sitze der, mit einfachen, nährenden Speisen besetzten, kolossalen eichenen Tafel, stand ein riesenhafter Hochländer, unbeweglich wie ein Marmorbild in voller landesüb-

licher Rüstung, in der rechten Hand ein entblößtes Schwert steif und senkrecht haltend, in der linken eine lodernde Kienfackel. Keine Miene regte sich, nichts an diesen Athleten bewegte sich, als die dumpfe und flackernde Flamme der Fackel, welche ein düsteres Licht um sie verbreitete, und an den breiten blanken Schwertern einen grellen Widerschein bildete. Der überraschende Anblick dieses grausenden Nachtstückes versetzte die eintretenden Fremden in ein starres Erstaunen, und ein gräßliches Gefühl von Besorgniß erfaßte ihre muthigen Herzen. Allein noch ehe sie sich von diesem schauerlichen Eindrucke erhollen konnten, trat in majestetischer Würde, mit langsamen Schritten der Laird vor, deutete mit der Spitze seines blanken Schwertes auf diese Riesen, und sprach mit feierlicher Stimme zu den Engländern; »Sehet hier die Leuchter meines Hauses und Stammes, wie wir uns deren schon seit undenklichen Zeiten bedienten. Jeder dieser Männer kennt keinen andern Willen, als den seines Herrn.“ Der Laird hielt hierbei einen Augenblick inne, dann faßte er die beiden Gäste scharf ins Auge, und sagte mit lauten langsamen Worten: »Solltet ihr euch erkühnen, diese Leuchter mit jenen zu vergleichen, die ich auf Eurer Burg antraf? Erklärt Euch, wer hat die Wette gewonnen?«

Sir Miles Musgrave besann sich keinen Augenblick. Er nahm eine heitere unbefangene Miene an, und rief mit einem verzerrten Lächeln: „Verloren, Laird! Ich habe verloren; hier nehmt das Geld, ich bekenne mich für überwunden.“ Der Laird aber stellte ihm das Geld mit edler Würde zurück, und sprach: »Wie dem auch sey, ich begnüge mich, wenn ihr erklärt, daß ihr euch für besiegt haltet. Das habt ihr gethan. Euer Geld mag ich nicht! Und nun laßt uns den Hader vergessen, und des Mahles fröhlich genießen, bei dem wir uns übrigens nur unserer alten zinnernen

Wandleuchter bedienen wollen, die weniger Dampf verursachen, als diese Kinfackeln, die einem netten Sachsen gar unbequem fallen mögen. Seyd ihr es zufrieden, Sir?« — Der Engländer nickte schweigend, und der Laird gab mit seinem Schwerte einen Wink, auf welchen die riesenhaften Kienleuchter, ihre Schwerter hoch in die Luft zuckend, in ordnungsmäßigem Zuge die Halle verließen.

Charade.

„Thu' die beiden Ersten, Lieber!"
Sprach zu mir ein alter Mann:
»Furchtsamkeit ist nur ein Fieber,
»Das man leicht kuriren kann.
»Wird nicht gleich das Letzte kosten,
„Ganz kommt Mancher aus der Schlacht;
«Lasse drum dein Schwert nicht rosten,
»Frisch gewagt, ist halb vollbracht» —
Und ich wurde drauf das Ganze,
Scheute nimmer die Gefahr,
Stürmte muthig eine Schanze,
Daß ich flugs ein Hauptmann war.
So bin dann ich fortgestritten.
Habe manche That vollbracht,
Und den Orden mir erstritten,
Der mir nun die letzte ziert.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1 8 3 1.

Zweiter Band.

München.
Bey Ign. Jos. Lentner.
(Leipzig, in der Hartmann'schen Buchhandlung.)

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

1. Wer war der Räuber? — Die Mondstrahlen. — Die Frauen in der asiatischen Türkey. — Eine Nacht in Calabrien? Blätter aus dem Archive der Zeit und der Menschen: 1. Soldatenliebe. Der Rath Edelheim. Frau von Thalheim. — 3. Zuckerbau und Zuckerhandel. — Warnung vor Schwatzhaftigkeit und Wichtigthuerey in dem lebendigen Beyspiele einer Criminalgeschichte, nach gerichtlichen Verhandlungen, mitgetheilt von K. Müchler. — Peter von Marka. — 4. Der Schiffskoch, Erzählung von O. L. B. Wolf. — Der unrechte Hammer. — 5. Der Schiffskoch. Erzählung, Forts. — 6. Der Schiffskoch, Erzählung, Schluß. — Zur Geschichte der Glocken. — 7. Die Landsknechte, Ballade, erste Abtheil. — Der Fischer, nach dem englischen von Lindau. — Die fromme Stiftung. — Die Landsknechte, zweyte Abtheilung. — 8. Kaspar, der Thoringer. — Der Eremit und der Offizier. — 9 Kaspar der Thoringer, Forts. — 10. Kaspar der Thoringer, Forts.— 11. Kaspar der Thoringer, Forts. — 12. Kaspar der Thoringer, Forts. — 13. Kaspar der Thoringer, Forts. — 14. Kaspar der Thoringer, Forts. — Der Gänsebraten. — 15. Kaspar der Thoringer, Beschluß. — Der Mathematiker Lambert. — 16. Blätter aus dem Archive der Zeit und der Menschen: 4, Marquis d'Arcy. 5. Bericht des ostindischen Großbotschafters von Multan. — Weiblicher Heldenmuth. — 17. Bericht des ostindischen Großbotschafters, Beschluß. — Schicksale der Sophienkirche in Konstantinopel. — Die chinesische Mauer. — Ein Abentheuer auf dem Eismeer des Montblanc. — Das Jagdbuch Karl des X. — 19. Abentheuer auf dem Montblanc. — Die Abendgesellschaft: Wetscherinka. — Das Gastmahl. 20. Die Einsiedler der Wüste Thebens in den ersten Jahrhunderten der christl. Zeitrechnung, Erzählung aus dem griechischen.—

Wetscherinka, Forts. — Der Räuber Angiolino. — 21. Die Einsiedler der Wüste Thebens, Forts. — 22. Die Einsiedler der Wüste Thebens, Beschluß. — Wie ist das Andenken des Einsiedler Onuphrius aus Asien nach München, und dessen colossale Abbildung an eines der Häuser am ehemaligen Eiermarkte gekommen? — Des Ritters Götz von Berlichingen eiserne Hand. — 23. Die bösen Schlösser. — Malkin, der Wunderknabe. — Vom Menschen. — Das unglückliche Weib. — 24. Der Goldmacher. — Kampf einer Schlange mit einem Tiger. — Anekdoten. — 25. Die Brautschau. Eine humoristische Erzählung von Dr. Weidemann. — Anekdote. — 26. Der hohe Gast; Predigtfragment, von Prätzel. — Die Brautschau, Beschluß.

Auflösung

der Räthsel, Charaden und Logogryphe.

I. Giraffe. S. 16. — II. Congrev'sche Rakette. S. 32. III. Blumen-Sprache. S. 159. — IV. Pulverthurm. S. 159. — V. Haschekatter. S. 207. — VI. Bellsar. S. 208. VII. Wortspiel. S. 208. VIII. Thorangel. S. 242. — IX. Kosegarten. S. 272. — X. Alpe. S. 272. — XI. Nachdruck. S. 272. — XII. Bodensee. S. 288. XIII. Thorschreiber. S. 304. — XIV. Oelbaum. S. 304. XV. Nachtmahl. S. 320. XVI. Der Schnee. S. 336. — XVII. Vandale, Sandale, Scandale. S. 352. —

Räthselquadrat. Seite 128.

G	E	I	S
E	T	S	I
I	S	T	E
S	I	E	G

Alphabetisches Register.

A.

Seite.

Abendgesellschaft, eine russische (Wetscherinka) . 292.

Anekdoten . . . . . . 383. 400.

Angiolino, der Räuber . . . . . . 317.

B.

Bericht des ostindischen Großbothschafters von Multan . . . . 248.

Blätter, aus dem Archive der Zeit und der Menschen. Mitgetheilt von Dr. Gistl . 17. 241.

Brautschau, die, Erzählung von Dr. Weidemann 385.

C.

Charaden 16. 159. 207. 208. 224. 272. 288. 304. 320.

D.

Durch welche Veranlassung ist das Andenken an den Einsiedler Onuphrius nach München gekommen, und wodurch dessen colossale Abbildung an eines der Häuser am Eiermarkte . 347.

E.

Ein Abentheuer auf dem Eismeer des Montblanc . 274.

Einsiedler, die, der Wüste Thebens, eine Erzählung, getreu dem Griechischen entnommen . 306.

Eremit, der, und der Offizier . . . . . 127.

F.

Fischer, der, nach dem Englischen von R. Lindau . 11.

Frau von Thalburg . . . . 29.

Frauen, die, in der asiatischen Türkei . . . 6.

G.

Gast, der hohe, Predigtfragment, von Präzel . 401.

Gastmahl, das . . . . 300.

Gänsebraten, der . . . . 223.

Goldmacher, der . . . . 370.

H.

Hammer, der unrechte . . . . . . 63.

Hand, die eiserne, des Ritters Götz von Berlichingen . . . . 351.

Heldenmuth, weiblicher . . . . 255.

Homonyme . . . . 272.

Seite.

J.

Jagdbuch, das, Karl X. . . . . . 286.

K.

Kampf einer Schlange mit einem Tiger . . 380.
Kaspar der Thoringer. . . . . . 113.

L.

Lambert, der Mathematiker . . . . 231.
Landsknechte, die . . . . 97. 110.
Logogryph . . . . 272. 352.

M.

Malkin, der Wunderknabe . . . . 357.
Marquis d'Arcy . . . . . . 241.
Mauer, die chinesische . . . . . 270.
Mondstrahlen, die . . . . . . 4.

N.

Nacht, eine, in Calabrien . . . . . 10.

P.

Peter von Marka . . . . . . 47.

R.

Rath Edelheim . . . . . . 23.
Räthsel . . . . . . 32. 160. 336.
Räthselquadrat . . . . 128.

Seite.

S.

Schiffskoch, der, Erzählung von O. L. B. Wolf . 49.
Schicksale der Sophienkirche in Konstantinopel . 262.
Schlösser, die bösen . . . . . . 353.
Soldatenliebe. . . . . 17.
Stiftung, die fromme . . . . . . 108.

V.

Vom Menschen . . . . . . 361.

W.

Weib, das unglückliche . . . . . 367.
Wer war der Räuber? . . . . . . 1.

Z.

Zuckerbau und Zuckerhandel . . . . 34.
Zur Geschichte der Glocken. . . . . 93.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 1tes Stück.

Wer war der Räuber.

Zwei Herren und eine Dame hatten vor einigen Jahren in der Diligence Platz genommen, welche nach Havre fährt. Der eine, Monsieur Malluguet, Kaufmann von Paris, an Leib und Seele so schwergängig wie die Aufklärung unter Jesuiten-Herrschaft, schnarchte den größten Theil des Weges, während der andere, Monsieur Lussac, ein Handels-Commissionär, fideler Natur, seine Zunge in so steter Bewegung hielt, als ob er noch eine in Reserve hätte. Unter anderm entfloh ihm bald das Geständniß, daß er 15,000 Franken Bancozettel mit sich führe, wozu ein Theil zum Ankauf mehrerer Colonial-Waaren für ein Pariser Handelshaus bestimmt sey; mit der andern Hälfte wollte er für seine Gattin ein kleines Landhaus kaufen. — Malluguet äußerte dagegen in dem seltenen Augenblick, wo er eben nicht schlief, nichts weiter, als daß er nach Havre wolle. —

So war man bis Pontoise gekommen, wo die Pferde gewechselt werden. Der Weg erhebt sich dort bergan, und der Conducteur meinte es mit seinen Pferden so gut, daß er die Herren bat, sie möchten eine Strecke zu

Fuß machen. Lussac war gleich bereit, und Malluguet müßte sich nun auch bequemen, obgleich er eben so viel Lust zum Laufen hatte, als etwa bei einer gezwungenen Anleihe zum Zahlen. Die beiden Kaufleute gingen voran, der Wagen folgte. Es war zwar dunkel geworden, aber man hörte ja den Wagen hinter sich rasseln. Ein Weilchen verging, auf einmal bemerkten Beide, daß sie oder der Berg vom Wege abgekommen seyn mußten, denn nirgends wollte sich eine Höhe zeigen. Man glaubte den Wagen zu hören: ging dem Schall nach; vor Malluguet's Stöhnen und Husten war aber selten etwas anderes zu vernehmen, und zuletzt befand man sich ganz in der Irre. Die Angst belebte den Schwerfälligen, er fing an zu fluchen und kräftiger zu schreiten, und mit dieser Veränderung überfiel den Monsieur Lussac ein Bangen. Sich seines Bekenntnisses hinsichtlich der 15,000 Franken bewußt, machten schwarze Gedanken Geschäfte in seinem Gehirn: der fatale, so rüstig gewordene Begleiter hatte wohl gar mit dem Conducteur Abrede genommen, und der arme Lussac — ist ein verlorner Mann! Das Einzige — ein Paar gute Beine, retteten allenfalls noch vor dem noch immer schwerfälligen Angreifer! Also — auf der Hut! —

Malluguet dagegen denkt gerade wie Lussac, als er bemerkt, daß dieser schnell still geworden ist. Er hat zwar nichts erzählt, seine Taschen sind aber nicht minder mit guten Papieren gefüllt, und Lussac's Geständniß scheint ihm jetzt eine verdächtige List, ihn sicher zu machen, um von ihm erst zu nehmen, was Lussac als bei sich habend vorhin vorgegeben. — Jeder hält den Andern möglichst entfernt von sich, aber desto schärfer bewachen die Augen die Bewegungen. Bald indeß zwingt sie der immer zunehmende Morast, einander zu nahen, sie müßen dicht bei einander den Fußsteig suchen. Will Malluguet

sich einmal den Schweiß abtrocknen, so hält Lussac gleich an, fürchtend ein Mord-Instrument aus der Tasche hervorblinken zu sehen; will Lussac zur Stärkung ein Prischen nehmen, so hopst Malluguet sich duckend rasch in den dicksten Schmutz, meinend, jetzt werde ein Pistol auf ihn abgedrückt. — Lussac muß endlich seine Furcht zu Worte kommen lassen. »Man dürfte wohl hier auf seiner Hut seyn müssen! Der Teufel hat mich in der Nacht auf die Landstraße geworfen! Freilich, wer mich auszöge, fände nichts als leere Taschen!« — „Ei,“ erwiederte Malluguet, „Sie vergessen die 15,000 Franken, die sie mit sich führen!“ — »Wind, nichts als Wind!« fiel Lussac ein; — „diese Summe will ich erst in Ruan heben; so weit werden meine Paar Dreyer Reisegeld wohl noch reichen!» — Neuer Schrecken für Malluguet, der seine Ahnung von vorhin mehr beglaubigt findet. „Ei nun,“ — sagte er hierauf — „ein Paar gute Pistolen will ich dann doch erst abdrücken, ehe ich mich gefangen gebe!“ — »Mein Gott!“ — spricht Lussac, »es ist ja verboten, Waffen bei sich zu führen!» — »Verboten? Es giebt Leute, die sich darüber wegsetzen,“ entgegnete mit dem letzten Rest seines Muthes der Dicke. Jetzt hörte man Pferdegetrappe. Es war ein Postillon, der sie anredet, und sie dann belehrt, daß sie den Weg verfehlt, und noch zwei Stunden vom ersten Stationsort entfernt sind!! — Neues Fluchen, neue Angst! — Da kommt endlich ein Reisewagen. Beide eilen darauf zu. Lussae will nur auf den Fußtritt stehen, aber der Fuhrknecht ist unerbitterlich, peitscht seine Pferde an, und die beiden Fußgänger bleiben von neuem auf der Landstraße. — Am Ende, von Schweiß triefend, von Ermüdung keuchend, sieht man in der Ferne ein Licht. Mit neuer Kraft wird darauf losgesteuert, es ist ein Dorf. Alles schläft, aber es gelingt denn doch, die Herberge zu erforschen — alle Bet-

ten sind besetzt! Auf dringendes Bitten entzieht der Wirth sich selber eine Matratze, und giebt sie mitleidig den müden Wanderern. Erst indeß verlangt der schwache Körper rasch Speise und Trank, und die Kleider müßen vom Schweiß getrocknet werden! Nun — auf's Lager! Jetzt endlich geht's auch an die Beichte! Jeder bekennt ehrlich seine unnütze Furcht, man lacht einander herzlich aus, und nachdem man sich satt gelacht, gönnt man sich sorglos die wohlverdiente Ruhe!

Am nächsten Morgen aber werden beide Männer näher mit einander bekannt, und — vereinen ihre Geschäfte. Das Haus Malluguet et Lussac ist jetzt in Paris ein sehr bedeutendes, und jeder der Herren erzählt mit Vergnügen, wie ihre Compagnieschaft entstanden ist.

Die Mondstrahlen.

Bekanntlich wird dem Sonnenlicht oder gewissen Strahlen des Sonnenlichts eine desoxidirende Kraft zugeschrieben, weil sie den Sauerstoff aus den Verbindungen, in welchen er sich mit andern Körpern befindet, ausscheiden. Zum Theil von dieoxidirender Kraft leitet man die Ausscheidung des Sauerstoffs aus grünenden Pflanzen, das Reifen des Obstes und Getraides, das Erbleichen der Farben, die Zersetzung thierischer und pflanzlicher Stoffe, endlich selbst das Erlöschen brennender Körper her; denn da man die Verbrennung als eine chemische Vereinigung des Sauerstoffs mit dem brennenden Körper auffassen kann, so muß allerdings Alles, was dieser Vereinigung entgegen wirkt, die Verbrennung hemmen. Daß die Sonnenstrahlen der Verbrennung entgegenwirken ist den Bewohnern von Neu-Süd-Wales, obwohl freilich ohne Kunde des innern Grundes, so gut bekannt, daß sie das zur Ausreutung bestimmte Gehölz immer nur

bei Nacht anzünden, indem sie aus Erfahrung wissen, daß die Verbrennung dann mit unendlich größerer Intensität vor sich geht, als bei Tage. Eben so sehr jedoch, wo nicht in noch stärkerem Grade, scheint diese desoxydirende Kraft den Mondstrahlen zuzukommen. Die feinen Farben der Seidenzeuge werden nicht minder durch das Mondlicht als durch das Sonnenlicht gebleicht, und Feuer erlöschen bei hellem Mondscheine eben so leicht, als unterm Einfluß der Sonne; das Bleichen der Leinwand geht im Mondlicht sogar schneller vor sich, als bei Tag; eben so das Reifen des Obstes und Korns, während Fleisch, Fische u. s. f., wie man auf den Schiffen weiß, im Mondlicht schneller faulen als im Sonnenlicht. Da der Sauerstoff einen Bestandtheil fast aller vegetabilischen und thierischen Körper ausmacht, so muß Alles, was eine Neigung hat, diesen Bestandtheil von denselben zu trennen, ihre Substanz entweder wesentlich umändern oder geradezu zerstören. Durch die Wärme der Sonne wird jedoch die Oberfläche des frischgeschlachteten Fleisches zu einer harten Kruste eingedörrt, welche dasselbe vor der Zersetzung durch Desoxydation wieder einigermaßen schützt! im kalten Mondlicht dagegen kann sich eine solche Kruste nicht bilden, vielmehr behält das Fleisch, Fische u. dgl. jene Feuchtigkeit bei, welche eine fast wesentliche Bedingung des thierischen, wie der pflanzlichen Verwesung ist. Eine merkwürdige, hiemit in Beziehung stehende Thatsache dürfte seyn, daß Leinwand schneller bleicht, wenn sie über den grünen Rasen, als wenn sie über Steine gebreitet oder an Gestellen aufgehängt wird. Dieß scheint von dem Gras herzurühren, welches, seiner vegetabilischen Natur gemäß, sobald es gegen das desoxydirende Licht durch etwas bedeckt wird, Sauerstoff einsaugt und so den Bleichungsprozeß beschleunigt. So saugen viele Metalloxide und vegetabilische

Farben, welche, gleich den Pflanzen selbst, ihren Sauerstoff durch das Licht verlieren, wenn sie diesem nicht länger ausgesetzt sind, neuen Sauerstoff ein, daher verschlossene Kleidungsstücke, wenn sie mehrere Wochen lang im dunklen Schrank verwahrt werden, gar häufig wieder ganz in ihrem ursprünglichen Farbenschmuck erscheinen.

Die Frauen in der asiatischen Türkey.

(Fontanier Voyage en Orient.)

Ein vornehmer Türke von Amassia bat mich zur Pestzeit, seine kranke Frau zu besuchen, und die Neugier siegte bei mir über die Vorsicht. Die Frauen von Amassia gelten für die schönsten in der Türkey, und diese stand im Rufe besonderer Schönheit. Ihr Mann hieß Jussuf Aga; er hatte in Konstantinopel gewohnt, und sich zum Musselim seiner Vaterstadt Amassia ernennen lassen; als aber der Pascha, welcher ihn dazu gemacht hatte, abgesetzt wurde, verlor er sein Amt, und war jetzt nicht mehr als Ajan. Mit der Herrschaft über seine Stadt hatte er das Ansehen in seinem Hause verloren, wo seine Frau unumschränkt regierte. Sie war eine Turkomanin, und hatte sich aus Eigennutz mit dem Musselim verheirathet, der ihr einen stattlichen Wittwengehalt ausgesetzt hatte, wozu noch das bedeutende, von ihrem Vater hinterlassene Vermögen kam. Der Musselim dagegen war um seine Habe gekommen, und seine Frau gab ihm sehr wenig zum Unterhalt. Sie strahlte von Edelsteinen, der arme Mann trug ein schmutziges Kleid. Mehrere Negersclaven bedienten die Frau, er hatte nicht einmal einen Diener, um eine Pfeife zu tragen. Ehe ich in den Harem trat, ließ mich der Ehemann aus Vorsicht im Ho-

se warten; erst nachdem innen alles in Ordnung war, führte man mich hinein. Das Frauengemach war auf dieselbe Weise eingerichtet, wie die Männerwohnung: am untern Ende befand sich ein Geländer, hier standen die Sclavinnen, die Gebieterin saß in der Ecke eines Sopha's, am Fenster des viereckigen Zimmers; am Eingang war ein kleiner Raum, wo man die Pantoffeln ablegte. Die Dame ließ sich weder durch ihren Mann, noch durch mich in ihrer Ruhe stören. Eine schönere Frau war nicht leicht zu sehen; ihre Armringe und das Halsband waren mit Smaragden besetzt; sie trug einen goldgestickten Sammtrock, ihre Pfeife war mit Diamanten verziert, eine Menge Edelsteine schmückten ihre Finger und ihr Gürtelschloß. Sobald ich Platz genommen, befahl sie den Negerinnen, mir eine Pfeife und Kaffee zu bringen, und klagte mir über ihre Leiden, die mir eher eingebildet als wirklich schienen. Ich rieth ihr Bewegung an und Veränderung der Luft. »Ganz recht,“ erwiederte sie; »ich bin die Tochter eines Kurden, eines Soldaten, ich kann Berge erklimmen, Rosse bändigen; einst irrte ich frei durch das Feld, brauchte keinen Schleier, um auszugehen, und wozu einen Schleier für ein ehrbares Weib? Da lebte ich, da athmete ich, jetzt muß ich mich verhüllen; da gehe ich ernst und schweigsam umher, habe einen Schwarm von Sclaven hinter mir, und besuche dumme Türkenweiber, mit denen ich einmal leben muß! Ja, die Luft wird mir wohlthun, und besonders die Freiheit.« Der Ehemann nahm meinen Rath durchaus nicht mit derselben Zufriedenheit auf; sie merkte es und rief ihm barsch zu, er solle hingehen und noch mehr Kaffee bestellen, und wieder kommen, wenn man ihn rufen würde. Er ging und ließ uns allein. Da sagte mir die Frau: „Du hast das alte Vieh gesehen; er ist der eigentliche Grund meiner Krankheit, und diese Krankheit besteht in

nichts als in Langeweile, die ich bei ihm empfinde. Er ist unglücklich, und was ist das für ein Vergnügen, mit einem Mann zu leben, der ohne Macht und Ansehen in der Stadt ist, der nichts zu essen hat? Liebes Herz, giebt es kein Mittel, ihn mir aus den Augen zu schaffen? Du bist der König der Aerzte, der Ausbund der Doktoren; hast Du nicht etwa ein Mittelchen, das mich, mit Gottes Hülfe, von ihm befreien kann? Dann würde ich auf die Fluren zurückkehren, wo mir so wohl war, würde leben, wie ich es von Jugend auf gewohnt bin, würde diese Stadt verlassen, welche Gott vernichten möge.“ So unangenehm es auch ist, einer Frau, welche mit der Schönheit eine rührende Stimme und ein holdes Lächeln verbindet, etwas abzuschlagen, so gerieth ich doch nicht in Versuchung, ihr in dem frommen Werke beizustehen, und rieth nun von neuem dem Gemahl, sie auf's Land zu führen.

Ich erzähle diese Anekdote nicht blos um zu zeigen, wie leicht man in der Türkei an's Vergiften geht, sondern auch um darzuthun, wie irrig die Vorstellungen sind, die man sich gewöhnlich von den dortigen Frauen macht. Ich hatte oft Gelegenheit, in die Harems zu dringen, und fand bei den Männern kein großes Mißtrauen, sah auch die Frauen nicht wie Sklavinen behandelt; sie genießen im Hause desselben Ansehens wie bei uns; sie befehlen oder gehorchen, wie es ihr Verstand und ihr Charakter mit sich bringen. Das Verschleiern ist für sie kein unangenehmer Zwang; es ist eine Sitte, in welcher sie erzogen sind, und die ihnen nicht sehr hinderlich scheint. Eines Tages tratt ich in's Haus eines Türken in einer kleinen Stadt, schwatzte mit seiner Frau und ihm, als ein Mahomedaner kam, und sich der Hausfrau gegenüber stellte. Der Mann bat ihn, wegzugehen, mit der Bemerkung, für mich Europäer sey es nicht un-

ziemend, seine Frau zu sehen, da es in meinem Lande eben so sey, dagegen sei es eine Schande für ihn, sie einem Türken zu zeigen. Etwas ganz anderes ist es, sich heimlich in einen Harem zu schleichen, und auch alsdann wäre die Rache des Gemahls weniger Folge von Eifersucht, als des Religionsgebots; wollte er Gnade für Recht ergehen lassen, so würden sich die Verwandten der Frau widersetzen. Ist bei einem Eingriff in die Rechte der Ehe der Schuldige ein Mahomedaner, so hat der Gemahl den Schimpf zu rächen; ist er ein Raja, so muß er Muselmann werden, und sein Leben ist überdieß in Gefahr; wechselt er nicht den Glauben, so ist sein Tod unvermeidlich. In beiden Fällen wird die Frau aufgeopfert; gewöhnlich steckt man sie in einen Sack, und wirft sie ins Wasser. Die Griechen und Armenier im Binnenlande machen es im Fall eines Ehebruchs eben so, wenn nicht der Schuldige durch seine Stellung die Mitschuldige retten kann, und dieß ist fast immer der Fall, wenn ein Mahomedaner einen Christen beschimpft. — Ich habe überhaupt bemerkt, daß sich die meisten Frauen nicht über ihr Loos beklagen; da sie fast nur ihre Verwandten sehen, so macht ihnen die Sucht, zu gefallen und zu glänzen, wenig Unruhe; ihr größter Fehler ist aber doch der Hang zum Putz. Sie sind im Allgemeinen gute Haushälterinnen, sie beschäftigen sich sehr emsig mit dem Hauswesen, und der Erziehung ihrer Kinder. Ich bin nicht der Einzige, welcher die Ansicht hat, daß sie die Freiheit ausschlagen würden, wenn man sie ihnen anböte; dasselbe glaubte die berühmte Lady Montague, der es als Frau möglich war, die türkischen Frauen oft zu sehen. Ich könnte noch einen andern Beweis anführen: die russische Regierung hat in dreißig Jahren den Gebrauch der Schleier in Georgien nicht verbannen kön-

nen, und doch ist die Bevölkerung christlich und zur Kultur geneigt. So groß ist die Macht der Vorurtheile und der Volksthümlichen Gewohnheiten.

Eine Nacht in Calabrien.

(Aus Craven's Tour in south Italy.)

Bei la Serra erhob sich das alte Kloster St. Stephan im Walde, eines der größten und merkwürdigsten Klöster dieses Theils von Italien, in welchem achtzig Mönche lebten. Ich fand an der mir nachgewiesenen Stätte nichts, als einen Trümmerhaufen. Auf dem Schafte einer zerbrochenen Säule saß ein alter Bettler im Kapuzinergewande, der einzige des Kloster, der seine Confratres oder vielmehr Gebieter — er hatte nur ein niederes Amt zu St. Stephan im Walde verwaltet — überlebt hatte. Ich näherte mich ihm, um ihm ein Almosen zu geben, und fragte ihn zugleich, durch welch' ein Ereigniß ein so schönes Gebäude von Grund aus zerstört worden sey. „Ach! Herr," antwortete er, »durch das Erdbeben von 1783. Unsere Patres traten eben aus dem innern großen Portal und zogen in Prozession ihrem Abte entgegen, der von einer Reise nach Neapel zurückkehrte. Wir vernahmen ein dumpfes inneres Gemurmel, das langsam aus dem Schooße der Erde erscholl. Alle Patres ergriffen die Flucht, der eine hierhin, der andere dorthin; die Erde hob und senkte sich, gleich den Wogen des Meeres. Nirgends konnte man festen Fuß fassen. Die Meisten von uns stürzten, weil sie sich nicht mehr aufrecht erhalten konnten, zu Boden; auch begann schon das Kloster zu wanken. Bald lösten sich die Materialien des Klosters in großen Massen ab, und stürzten zur Erde. Es war ein furchtbarer Lärm, den noch

das Winseln der Sterbenden und das Zettergeschrei derer, die nicht fliehen konnten, vermehrte. Der Abt versank in einem Schlunde, der sich unter seinen Füßen öffnete; ich war der Einzige unter Allen, der dem Tode entging. Ach! Herr, welch' ein Schauspiel waren mir diese zertrümmerten Mauern! Dort hatten wir gehofft, im Frieden die letzten Augenblicke unseres Daseyns zu verleben. Das stolze Denkmal unseres Ordens war dahin; aus dem Schoße seiner Trümmer stieg ein röthlicher, dicker Staub auf, dem Rauche gleich, der sich aus einer Feueresse erhebt. Die Leichen der Mönche lagen zerstreut umher, ein Theil zerschmettert unter den eingestürzten Säulen, die andern halb begraben, die Meisten gräulich verstümmelt."

Ich wählte nun diesen Greis für diesen Theil meiner Reise zum Cicerone, da er mit der ganzen Umgegend, in welcher er seit jener Katastrophe ein herumirrendes Bettlerleben geführt hatte, sehr wohl bekannt war. Das ganze Land trug in einem Umkreise von 40 Meilen die Spuren des Erdbebens an sich. Mehrere Dörfer waren nichts weiter als Trümmerhaufen. Zu Terranova und zu Casalnovo sieht man noch, isolirt und ohne allem Halt in allen Richtungen und in der sonderbarsten Weise durch einander geworfen, ganze Massen von Gemäuer: es sind dieses Thürme, die mit den Spitzen in der Erde stehen, oder aus ihren Grundfesten herausgehobene und horizontal zu Boden geworfene Häuser, deren Gebälke und Werkstücke völlig fest zusammenhalten. Einer der Thürme des Schloßes von Terranova ist, nachdem er sich von seiner Basis gelöset hatte, und längs des Felsens, der sie stützte, hingeglitten war, mitten auf dem Abhange durch ein ungeheures Felsen-Fragment aufgehalten worden, und seine Zinnen laufen nun parallel mit dem Horizonte. Ein an dem Rande eines Hohlweges, in dessen

Tiefe ein Wasser strömt, gelegenes Haus, ist ebenfalls von seiner Stelle gerückt, und in das Wasser versetzt worden, wo es sich noch jetzt und fast unverletzt eingeklemmt befindet. Im Uebrigen kann es nichts Lächelnderes und Malerischeres geben, als die Landschaft rund umher; alle durch das Erdbeben aufgerissene Schlünde sind mit einer mächtigen und fruchtbaren Vegetation bekleidet; die aus ihren Beeten verdrängten Flüsse haben sich in schäumende Cascaden umgewandelt; die Verheerung hat sich mit all' der Anmuth und all' dem Luxus einer feurigen und lebensvollen Natur geschmückt.

Mein Führer erzählte mir all' die Eigenthümlichkeiten dieses großen Ereignisses. Nach der Demolirung seines Klosters hatte er sich nach Scilla, einer benachbarten Stadt, zu einem Verwandten geflüchtet; aber eine gleiche Katastrophe verfolgte ihn auch hier, und nur wie durch ein Wunder, entging er auch dieser zweiten Gefahr. Der auffallendste Umstand seiner Beschreibung verdient wohl erzählt zu werden. Wenn man die Geschichte dieser Schreckensnacht liest, so wird an das Schicksal der unglücklichen Stadt Lima erinnert, deren ganze Bevölkerung durch eine ähnliche Katastrophe umkam. Der Wächter des Leuchtthurms überlebte diesen Unfall, und er allein blieb am Leben auf dieser großen Grabesstätte. Von dem hohen Standpunkte aus, auf welchem er sich befand, hörte er ein Chor von 10,000 Stimmen wehklagend: „Miserere! Miserere!“ schreien, wonach plötzlich alles verstummte. — Die 10,000 Bittenden waren auf ewig begraben.

Ich will meinen Führer sprechen lassen, dessen naive Ausdrücke mir oft als sehr beredt vorkamen.

„Sie sehen, mein Herr, dort den Felsenkamm, der oben am Gipfel gespalten ist, und dessen Spitzen einer scharfen Gabel gleich auslaufen; dort befand sich das

Schloß des Fürsten von der Scilla, eines sehr frommen aber nicht barmherzigen Greises. Seine Vasallen fühlten sich sehr unglücklich unter seinen Gesetze; er machte von dem Rechte über Leben und Tod, welches er vermöge alten tyrannischen Herkommens über seine Bauern hatte, einen grausamen Gebrauch. Man fluchte ihm im ganzen Lande. Doch geziemt es mir nicht, schlecht von einem Manne zu reden, der unserm Kloster sehr bedeutende Geschenke gemacht hat.«

»Ich kam am 5. September des Morgens zu Scilla an. Sie können sich denken, wie sehr ich bei dem Anblicke dieses umgewühlten Landes, dieser wogenden Erde, erschrack. Die Lage des Schlosses ließ mich hoffen, daß es mir wohl als Asyl würde dienen können, und da ich einen der Domestiken kannte, so wollte ich diesen Umstand benutzen, um mir einen Aufenthalt zu verschaffen, von welchem ich die größte Sicherheit erwartete. Der Fürst lag seit zwei Tagen auf den Knieen vor dem Kruzifix seiner Kapelle, entschlossen, in dieser Stellung das Ende der Katastrophe abzuwarten. Inzwischen hatte seine Dienerschaft doch den Befehl erhalten, Niemand den Eintritt ins Schloß zu gestatten. Als ich mich den Mauern näherte, rief man mir zu, mich zu entfernen; und als ich parlamentiren wollte, wurde ein Karabiner auf mich abgefeuert. Es ist ein Volksaberglaube, daß Flüchtige und einzelne Menschen unter solchen Umständen Unglück bringen, wenn sie um ein Asyl nachsuchen. Kaum hatte ich, um den Gefahren dieses ungastlichen Empfanges zu entgehen, die Flucht ergriffen, als die Erde abermals erbebte, und sich das ganze Dach des Schlosses ablösete. Auf's Gerathewohl zog ich mich nun in die verlassene Einsiedelei zurück, die sie da unten, unter jener Grotte sehen können.«

»Der alte Fürst, der in den Gebirgen eine prachtvolle Residenz besaß, wollte auch fliehen; aber alle Wege waren unpassirbar geworden: ungeheure Spalten, nirdergeworfene Bäume und Gebäude, neue Erdbewegungen, tiefe Schlünde hielten den Prinzen und seine Escorte auf.“

»Zwei kleine Buchten werden, wie sie hier sehen, durch den Felsen von einander geschieden, dessen Gipfel vordem das Schloß bekränzte. Der Fürst wählte nun die größte dieser Buchten zum Zufluchtsort; es ward eine Feluke auf den Strand gezogen, in welcher alle die Sachen, die man noch aus den Ruinen des Schlosses retten konnte, aufgehäuft wurden. Die Einwohner der Stadt folgten dem Beispiele des Fürsten, und lagerten sich um ihn herum. Nach einem schreckensvollen Tage hofften sie nun einiger Ruhe über Nacht zu genießen, und an einer Stätte ein sicheres Asyl gefunden zu haben, die gegen jede Wirkung des Erdbebens geschützt zu seyn schien.“

„Die Nacht brach ein. In gleicher Noth versetzt, gleich sehr unter der Hand eines sie züchtigenden Gottes gedemüthigt, stimmten der Fürst und seine Vasallen ein Ave Maria an; ich vernahm von der Einsiedelei aus, die nicht zu verlassen ein guter Geist mir eingegeben hatte, diese Hymnen, diesen Klage-Gesang, dessen Töne durch die Inbrunst der Furcht und der Buße noch belebter wurden. Das Schreien der Kinder ohne Mütter, das Wehklagen der ihrer Söhne beraubten Frauen hatte mit den Convulsionen der Erde aufgehört; es herrschte eine Grabesstille: eine tiefe Zerknirschung, eine Erschöpfung aller Kräfte schien Furcht und Schmerz, ja selbst die Verzweiflung zum Schweigen gebracht zu haben.«

„Kein Lüftchen störte die Ruhe des Todes, die in der drückenden Atmosphäre herrschte; die Oberfläche des Meeres war spiegelglatt. Es war ein gänzlicher aber furchtbarer Friedenszustand. Die Natur, die Elemente und der Mensch schienen von den langen Martern, die seit acht Tagen ihre Energie erschöpft hatten, ermüdet zu seyn.“

„Gegen sieben ein halb Uhr verkündigte ein fernes und undeutliches Getöse, daß sich ein neues Unglück zugetragen habe: alle am Ufer gelagerten Einwohner wurden aus ihrem Schlafe aufgeschreckt, und standen auf. Es herrschte eine dicke Finsterniß, und die zitternde Volksmasse, die sich auf dem Sande des Gestades drängte, wußte weder, von welcher Seite das erschreckende Getöse kam, noch von welcher Gefahr sie bedrohet war. Ein ganzer Berg, der Berg Baci, war es, der, schon am Morgen durch das Erdbeben in seinen Grundfesten erschüttert, nun einem neuen Rucke nachgebend, seinen Platz verlassen und sich mit seiner ganzen Riesenmasse in das Meer geworfen hatte. Der Fürst von Scilla und dessen Anhang hatten gehofft, nun, wo sie aus dem Bereiche jedes Gebäudes, jedes Felsens waren, von den Wirkungen des Erdbebens verschont zu bleiben; aber indem sie den Gefahren der Erde entgangen waren, wurden sie von denen des Oceans angegriffen. Bald schlug das Rauschen der durch den Bergsturz aus ihren Tiefen hinaufgedrängten und gewaltsam aufgeregten Gewässer ganz deutlich an ihr Ohr. Alle Gewässer des Kanals strömten, einem Riesen gleich, heran, und überschwemmten das Ufer. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte die Lüfte. Es war die Stimme von viertausend Männern, Weibern und Kindern, welche durch die brüllenden Wogen erfaßt und fortgerissen wurden. Das Ufer war in einem Augenblicke wie mit einem Besen gekehrt; der Fürst, die

Vasallen, die Priester, das Volk — Alle, Alle waren in einem Augenblicke verschwunden."

„Eine zweite Bewegung des Berges, der, in die Gewässer geglitten, noch keinen festen Standpunkt gefaßt hatte, verursachte einen zweiten Einbruch des Oceans. Die Leichen der Unglücklichen, die von der ersten Fluth hinweggerissen worden waren, wurden an den Strand zurückgeworfen, an den Spitzen der Felsenrife verstümmelt oder blieben auch an den Baumästen hängen. Die wenigen Bewohner, welche Krankheit, Alter oder die Gleichgültigkeit der Verzweiflung in ihren zertrümmerten Wohnungen zurückgehalten gehabt, wurden aus ihrem Asyl durch Wellen fortgeführt, die, nachdem sie bis ins Innere der Häuser gedrungen gewesen, nun mit neuen Leichen, Steinen, Balken und blutigen Trümmern in ihr Bett zurückkehrten. Die Grotte, in welche ich mich geflüchtet hatte, war durch Felsenstücke, die ich nur mit großer Mühe wieder wegschaffen konnte, und die mich fast lebendig eingemauert hätten, versperrt worden. So bin ich denn, wie Sie mich hier sehen, der Einzige, der diese Nacht des Unheils überlebt hat."

Charade.

Das Ganze ward kürzlich aus fernem Südosten
Mit großer Beschwerde, unsäglichen Kosten,
Und mächtigem Pomp nach Europa gebracht! —
Hat Manchen zur Zweiten und dritten gemacht.
Wir Sterblichen alle, aus Evens Geschlechte,
Sind mehr oder minder der Neubegier Knechte;
Doch artet sie aus in die Erste mit e
Dann ruft der Vernünftler, wie billig, sein: Weh!

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 2tes Stück.

Blätter aus dem Archive der Zeit und der Menschen.

(Mitgetheilt von Johannes Gistl.)

I. Soldatenliebe.

Mitten unter den unschuldsvollen Freuden des Landlebens im Schooße der Einsamkeit und fern von allem Umgange ward Nannette Haußner erzogen. Ihr Vater, ein reicher Landsaße, behielt sie bis in ihr zwanzigstes Jahr bey sich in Wolkenthal, woselbst sie der besten und sorgfältigsten Pflege genoß. Sie war zur vollkommenen Landwirthin vorbereitet, ohne dabei in jenen bildenden und das menschliche Leben so angenehm machenden Künsten, ich meine Musik, Lektüre, Naturgeschichte, Geographie u. dgl. vernachläßigt zu werden. Sie liebte nichts mehr als die Einsamkeit, ihre Sticknadel, ihre Bücher und ihr Klavier. Selbst dann, wenn ihre Eltern nach der, einige Meilen entfernten Stadt fuhren, blieb sie oft aus freier Willkühr zu Hause und besorgte die häuslichen Angelegenheiten. In dieser Verfassung war sie, als einst ihrer Mutter Bruder, ein Regierungsrath in W...

nach Wolkenthal kam, um seine lieben Freunde zu besuchen. Er blieb einige Tage hier, und da er seit langer Zeit nicht zugegen gewesen war, so schufen ihm seine Verwandten den ländlichen Sommeraufenthalt zum Himmel. Er war bezaubert. Vorzüglich war ihm Nannettens Dienstfertigkeit und ländliche Unschuld ein sehr süßer Gedanke. Er beschloß, sie auf einige Zeit mit sich in die Stadt zu nehmen, um ihr die städtische Politur, an der es ihr, nach seinen Gedanken, noch hie und da fehlen mochte, vollends beizubringen. Es hielt schwer, ehe er der Eltern Einwilligung dazu bekommen, und noch schwerer, ehe Nannette sich dazu entschließen konnte. Die einzige Ursache, welche sie endlich dazu bewog, war die Freundschaft zwischen ihr und des Regierungsraths Tochter, welche bisher wegen seltner Zusammenkünfte nur durch vertraulichen Briefwechsel war unterhalten worden. Eigentlich war es auch des Regierungsraths Hauptabsicht, daß seine Tochter, indem sie Nannetten in der Etiquette, und dem Modeton der Stadt unterichtete, von diesem Mädchen hinwieder mancherlei andere reellere Vorzüge des Charakters und der Oekonomie lernen sollte. Allein leider ging es hier so, wie es in der Welt oft herzugehen pfleget, nämlich, daß der bessere Character wohl nach dem fehlerhaften sich bildet, nicht aber umgekehrt.

Nannette gab also den dringenden Bitten des Onkels nach, und der Tag zur Abreise ward festgesetzt. Nach traurigem Abschiede fuhren unsere Reisenden weg, und kamen glücklich in W . . . an. Des Regierungsraths Tochter, Sophie, war innigst erfreut über den unerwarteten Besuch. Sie hatte keine Mutter mehr, besorgte daher ganz allein die Wirthschaft bei ihrem Vater, und ließ sich's auf alle Art angelegen seyn, Nannetten den Aufenthalt in W . . . angenehm zu machen. Diese blieb eine lange Zeit gleichgültig gegen alle ihr verschafften

Vergnügungen, und suchte sogar sich so viel als möglich davon auszuschließen. Allein es trug sich nach einigen Wochen ein besonderer Vorfall zu, der in Nannettens Brust eine wichtige Veränderung hervorbrachte. Die zwei Mädchen waren mit einander bei einer Frühvisite gewesen.

Sie gingen die Hauptwache vorüber, als eben Wachtparade war; dieß war etwas ganz neues und angenehmes für die sonst so unempfindliche Nannette, und sie konnte sich nicht enthalten, einige Minuten dabei stehen zu bleiben, ohngeachtet Sophie sie ernstlich weiter zu gehen erinnerte. Einer von den gegenwärtigen Offizieren faßte sie ins Auge, sie gefielen ihm, er erfragte ihr Logis bald, und schon am folgenden Morgen hatte er Gelegenheit gefunden, dem Regierungsrathe die Visite zu geben. Dieser, ein Mann voll Welt und Klugheit, begegnete ihm sehr höflich, ließ auch noch obendrein seine beiden Genossinnen zu sich rufen, um sie dem Hauptmanne vorzustellen, der nicht minder alle Reize der Jugend und Schönheit besaß. Sehr vergnügt über den glücklichen Erfolg seiner Absicht wandte der Baron von T . . ., so hieß der Hauptmann, alle seine gefällige und einnehmende Beredsamkeit an, den Schönen zu gefallen, und er verfehlte seinen Endzweck nicht. Nannette fühlte ganz neue und fremde Regungen in ihrem Busen, sie sprach wenig, ward roth, wenn man mit ihr redete, und sah den Herrn Hauptmann mit einer Art geheimen Widerwillen weggehen. Sophie hingegen, die mehr Kenntniß von städtischen und militärischen Schmeicheleien besaß, blieb kalt, um so viel mehr, da sie den Hauptmann als einen allgemeinen Mädchenverehrer kannte. Demungeachtet suchte sie Nannetten, deren Gefühle sie nothwendig merken mußte, nicht von einer so gefährlichen Neigung abzurathen. Ihre schwesterliche Absicht war, dem guten Kinde auch eine geheime,

süße Unterhaltung zu gönnen. Daher lenkte sie am folgenden Abend, beim Schlafengehen, daß Gespräch auf den Hauptmann, und brach in tausend Lobeserhebungen über ihn aus. Dieß traf Nannettens Seelenfülle. Der geheime Funke glomm heller auf, und die Nacht verging bei unterbrochenem Schlafe mit süßen Schwärmereien; kurz, durch Sophiens Vermittelung waren der Hauptmann und Nannette sehr bald genau mit einander bekannt, ja sie fingen bereits an, geheime Zusammenkünfte untereinander anzustellen.

Allein bei der ländlichen Ungezwungenheit und bei dem Mangel an Verstellungskunst konnte Nannettens Geheimniß dem Regierungsrath nicht lange verborgen bleiben. Er merkte es, rief Nannette allein auf sein Zimmer, und ermahnte sie ernstlich von dergleichen Schwachheiten ab, so wie er denn auch in seine Tochter drang, ihm alles genauer zu entdecken, welche aber, vom feinern großstädtischen Gifte längst verdorben, standhaft versicherte, daß sie gar nichts genaues wisse. Dieser verschlagene Mann aber kam haarklein hinter alles. Er berichtete es auch mit vielem Bedauern an Nannettens Eltern, und bat sich Verhaltungsregeln aus. Ehe aber die Antwort zurückkommen konnte, war die Dirne mit ihrem Lieblinge bereits über alle Berge, ohne daß sogar Sophie das mindeste davon wußte. Der Hauptmann hatte beim Regiment auf eine Woche Urlaub genommen, und während dieser letztgenannten Zeit erfuhr man nicht das Mindeste von Nannetten. Bei Beendigung des Urlaubs stellte sich der Hauptmann, jedoch allein, wieder ein, und als man ihn zur Rede setzte, so gab er mit vieler Empfindlichkeit zu verstehen, daß er gar nichts von dem Mädchen wisse, und man möchte ihn mit dergleichen verfänglichen Worten verschonen. Ohne Gewißheit und ohne Zeugen konnte man nichts mit ihm anfangen,

mußte also mit solchen niederträchtigen Beschuldigungen sich abspeisen lassen.

Allein es vergingen nur wenige Tage, als der Regierungsrath einen Brief aus Wolkenthal erhielt, worin man ihn benachrichtigte, daß Nannette wieder bei ihren Eltern sey. Sie war mit Thränen ihrer Mutter zu Füssen gefallen, und hatte alles bekannt, wie der Offizier ihr die Ehe versprochen, wie er sie mit Schmeicheleien an sich gehalten, und sodann heimtückisch verlassen habe; sie wisse auch nicht, wo er hingekommen sey. Die gerührte Mutter, die alles auf die Leichtgläubigkeit ihres Kindes schob, vergab ihr, besänftigte den Vater, und Nannette ward wieder zu Gnaden aufgenommen.

Es vergingen mehrere Monate, und man sah aus Nannettens zu vertraulichem Umgange mit dem Hauptmanne keine ihrer Ehre nachtheiligen Folgen entstehen. Dieß beruhigte ihr bedrängtes Herz, sie wurde wieder vergnügt, wie vorhin, und die Eltern vergassen nach und nach alle Thorheiten ihres einzigen Kindes.

Mit der wiederkehrenden Seelenruhe aber kehrte auch der Leichtsinn zurück. Es kam ein junger, allerliebster Cornet nach Wolkenthal in's Quartier. Er machte sich bei dem Hofe bekannt. Dem Vater ahnete ein neuer Kummer. Er begegnete dem Cornet allemal kalt, und bat ihn, niemals wieder zu kommen. Dieser aber kam ungebeten. Er ließ sich durch keine finstern Gesichter abschrecken, um so mehr, da er merkte, daß die schöne Nannette ihn gerne sah. Wirklich war auch ihre alte Neigung zu den Soldaten mit seiner Ankunft völlig wieder aufgewacht. Man sollte meinen, da sie das erstemal so betrogen worden, würde sie furchtsamer und mißtrauischer geworden seyn. Aber nein! sie rannte spornstreichs wieder in die Falle, und gab den feurigen Versuchungen des jungen Kriegers Gehör. Als die Eltern sie mit

Thränen baten, sich nicht noch einmal in ihr eigenes Verderben zu stürzen, bekannte sie freymüthig, daß sie in diesem Falle ihre Leidenschaft schlechterdings nicht überwältigen könne, und sie würde nicht eher ruhen, bis sie mit dem Cornet verheyrathet wäre. Die Eltern, die ihr Kind gerne glücklich wissen wollten, gaben nach. Der Cornet warb um Nannetten. Man willigte ein, in so ferne er nämlich höhern Orts Erlaubniß zur Heyrath bekäme. Er schrieb hierauf an seinen Vater, der Obrist war. Allein anstatt eine günstige Antwort zu erhalten, ward er vielmehr als Arrestant von Wolkenthal weg, und auf seines Vaters Güter geführt, woselbst er, nach erhaltenem Abschiede, dem ländlichen Leben geweiht, mit tausend Verweisen eines unbesonnenen Vorhabens, ein Bürgermädchen zu heyrathen, mit einem jungen Fräulein von großem Vermögen vermählt würde.

Nannette war untröstlich. Die Eltern suchten alles hervor, sie zu besänftigen. Sie sannen auf Mittel, sie an einen braven Mann in der Stadt zu verheyrathen. Aber umsonst! Nannette trozte selbst der Gewalt. Zur Vermehrung des Kummers erfuhren die bestürzten Eltern sogar, daß sie bereits wieder mit einem andern Feldwebel im Dorfe sich eingelassen habe. Aber dießmal gaben sie nach. Sie lockten Nannetten ein eigenes Geständniß ab, machten dann den Feldwebel, der wirklich ein braver Mann war, von den Soldaten los, verwickelten ihn mit in ihre Landwirthschaft, und verheyratheten ihn mit Nannetten.

Allein das junge Paar lebte nur einige Monate glücklich. War Nannette ihrem Manne nur deßwegen nicht mehr gut, weil er nicht mehr Soldat war, oder machten wieder andere Krieger Eindruck auf ihr militärisches Herz, kurz sie ward ihrem Manne untreu, und spielte, vermöge ihrer in der großen Stadt erlernten

Kenntnisse in der Coquetterie, mancherlei geheime Liebeshändel mit Offizieren und Unteroffizieren. Vater und Mann mochten sagen und vorstellen, was sie wollten, Nannette achtete auf nichts, und trieb ihre Lebensart fort. Beide starben endlich, wahrscheinlich vor Gram über die Unbesonnene. Nannette aber lebt noch, als Besitzerin von dem Gute, welches ich hier Wolkenthal genannt habe. Ohngeachtet sie sich nicht wieder verheyrathet hat, auch bereits in den Vierzigen ist, so setzt sie doch ihre vorige Lebensart ununterbrochen fort, und ihre Mutter, durch einen Schlagfluß ganz kindisch, schleicht wie ein Schatten umher. Beiden droht Mangel und Elend, denn Wolkenthal ist völlig verschuldet. Sollte die Besitzerin dieß Buch in die Hände bekommen, und sich getroffen fühlen, so mag sie einem alten Beobachter des menschlichen Herzens vergeben, der theils sie selbst gerne noch gebessert und glücklich sehen möchte, theils auch der noch unverführten Unschuld ein Beispiel aufstellen wollte, welches ihrem Herzen eine nützliche Lehre geben kann.

II. Der Rath Edelheim.

Der Rath, dessen Bekanntschaft wir gemacht haben, ist kein ganz unbedeutender Mensch, und spielt in dem Romane des Lebens eine größere Rolle, als mancher Leser vielleicht vermuthet.

Wir müßen uns den Kinderglauben abgewöhnen, als könne nur Großes wieder Großes erzeugen. Eine reifere Erfahrung zeigt uns allenthalben, wie die Laune der Natur und des Schicksals eben so gut folgereiche Ereignisse an kleine Motive knüpft, daß sie große Begebenheiten und Kräfte, ohne bedeutende Resultate, unter-

gehen läßt. Der beste Wille und die reinsten Absichten werden nur zu oft durch den mißlungenen Erfolg getäuscht, wie, nach einer oft wiederholten Bemerkung, Männer von ausgezeichnetem Genie selten eine ihrer würdige Nachkommenschaft haben.

Suchen wir also diesen Rath näher kennen zu lernen!

Von der frühern Geschichte seines Lebens wissen wir nur, daß er von dürftigen Eltern geboren ist, in seiner Jugend mit Erfolg studiert hat, und durch seine Kenntnisse, besonders aber durch sein einschmeichelndes Betragen, sich Freunde und Beschützer zu machen wußte. Sein gegenwärtiges Glück verdankt er besonders einem Schritte, den die strenge Moral nicht ganz gut heißen will, für der die Weltklugheit aber doch einige Entschuldigungsgründe aufzufinden nicht in Verlegenheit ist. Er war nämlich Lehrer des einzigen Sohnes eines geheimen Rathes von Ehrendorf. Dieser Mann hatte sich die Achtung des bessern Theil des Hofes, und besonders des Landes in einem vorzüglichen Grade erworben. Strenge Rechtschaffenheit, eine unbestechliche Wahrheitsliebe und einfache Sitten zeichneten ihn aus. Er glaubte, der Landmann in seiner dürftigen Hütte sey auch ein Mensch, und für den Staat so wichtig, als der Hofmann in seinem glänzenden Pallaste, und die Regierung sey mehr für die Regierten, als diese für den Regenten. Dieser Glaube, zu dem er sich auch in seinen Handlungen bekannte, hatte ihn zum Liebling des Volks gemacht, das ihn wie einen Vater hochschätzte und liebte.

Ehrendorfs Gegner, der sich um die ausschließliche Gunst des Ministers bewarb, und den Redlichen sich oft im Wege fand, war ein Baron von Winterstein, verschlagen und heuchlerisch, alle Launen seines Herrn und dessen Umgebung belauschend, und ihnen zuvorkommend.

Das Land war ihm ein Bestandgut, das man auf's vortheilhafteste benutzen mußte, so lange der prekäre Besitz währte. Als ein gründlicher Kameralist hatte er das Geheimniß seiner Wissenschaft gefunden, dem Volke, so viel als möglich zu nehmen. Seine Finanzansichten gingen von dem bekannten Grundsatze aus, daß hungrige Hunde am besten jagen; und ihm konnte man keinen Vorwurf machen, wenn nicht alle Landeskinder in Thränen, und nach einem bekannten Sprichworte, dennoch die besten Menschen von der Welt waren. *)

Männer wie Ehrendorf und Winterstein konnten keine Freunde werden. Wollte dieser seinen Credit behaupten, dann mußte jener ihn verlieren. Hundert Mittel waren vergebens angewendet worden, um den Unbiegsamen zu gewinnen, und als er jedem Versuch, ihn zu stürzen, widerstand, da kein Weg zu dem erwünschten Ziele führen wollte, mußten seine Tugenden und Verdienste zu Verbrechen werden. Die Liebe des Volkes machte ihn verdächtig und gefährlich. Man klagte ihn als einen geheimen Anhänger der modernen Revolutionsgrundsätze an, und der Rath, damals noch Lehrer seines Sohnes, bezeugte öffentlich und feyerlich, alle Aeußerungen Ehrendorfs, im Kreise seiner Familie, beweisen seine Vorliebe für die Sache der Königsmörder, in seiner Bibliothek fände man, nebst andern verabscheuungswürdigen Schriften, die Werke eines Montesquieu, Rousseau und Mably, selbst seine Correspondenz, bei welcher er oft als Copist gedient habe, mache ihn des Einverständnißes mit den Mißvergnügten des Landes verdächtig. Die Verbrechen, deren Ehrendorf angeklagt wurde, waren unter den damaligen bedenklichen Verhältnissen, und bei der durch die

---

*) Gens optima flens, pessima ridens.

Ereignisse der Zeit gereizten Stimmung der Gemüther, zu groß, als daß er sich in seinem Ansehen und an seiner Stelle hätte behaupten können. Er fiel, und zog auf ein kleines Gut, das Erbtheil seiner Frau, zurück. Mit seinem Entschlusse hatte der Mann seine meisten Freunde und die Achtung der Menge verloren. Selbst der Bürger, von dem er oft war als Vater gegrüßt worden, ging hohnlächelnd an dem Verräther des Landes vorüber. So hatte die verschmitzte Bosheit seiner Feinde einen vollständigen Sieg über seine verläumdete und verkannte Unschuld davon getragen. Die Sache war in der Geschichte der Völker und Menschen nicht neu, und obgleich ihn seine veränderte Lage überraschte, so wußte er sich doch bald in dieselbe zu finden. Sah er einen Landmann, der sonst nicht gewußt hatte, wie er vor dem vermögenden geheimen Rathe mit seinem Kopfe der Erde nahe genug kommen sollte, vor dem Gefallenen nun mit einem zornigen Blicke über den Freund der Königsmörder vorübergehen, dann sagte er lächelnd: o du heilige Einfalt! *) Er wußte die Menschen gerade genug zu würdigen, daß ihr Beifall und ihre Huldigungen ihn so wenig stolz machten, als ihn ihre Gleichgültigkeit oder ihr unverdienter Haß niederschlug. In seinem eigenen Gefühle und der Billigung der Bessern fand er den Maßstab seines Werthes.

---

*) Als Johann Huß, des kaiserlichen Geleitsbriefes, und des päpstlichen Wortes ungeachtet, das ihm vollkommene Sicherheit versprach, zu Konstanz 1415 zum Tode verurtheilt ward und er auf dem Scheiterhaufen stand, um als Martyrer, wie Sokrates, für seine Ueberzeugung zu fallen, trug ein Bauer, um auch zur Verbrennung des Ketzers nach Kräften mitzuwirken, eilends ein Bund Holz herbei. Huß sah ihm lächelnd zu, und sagte: O sancta simplicitas!

Des Rathes Steigen war eine Wirkung von Ehrendorfs Fall, und seiner Devise getreu, parvenir, n'importe comment, hatte er sich zur Stelle eines Vertrauten des Ministers emporgearbeitet, und selbst Winterstein, seinen Beschützer verdrängt. Dieser Standeserhebung folgte auch eine große Veränderung in den häuslichen Verhältnissen. Seinen Namen Bubenius veränderte er in Edelheim, und seinem Vater, der in einem benachbarten Dorfe Taglöhner war, bestimmte er durch das Versprechen einer regelmäßigen Unterstützung, in die entlegendste Gegend des Landes zu ziehen. Der Alte verließ die väterliche Hütte, an welche sich alle Erinnerungen seines langen Lebens anschlossen, am Ziele seiner Laufbahn, und segnete, beim Abschiede, seinen Sohne nicht, der ihm das nöthige Reisegeld und die ersten Auslagen seiner neuen Einrichtung durch einen Unterhändler zustellen ließ. Alles, was ihn an seine Abkunft erinnern konnte, wurde sorgfältig entfernt. Uebrigens war Edelheim, wie wir den Rath, nach seinem Wunsche, in Zukunft nennen wollen, nicht ohne Talente; einige besaß er sogar in einem vorzüglichen Grade. In mehreren lebenden Sprachen drückte er sich, schriftlich sowohl als mündlich, mit großer Geläufigkeit aus, und über Kunst hatte er viel gelesen, und auch manches Meisterwerk derselben gesehen. In Gesellschaften, zu deren Unterhaltung er immer pikante Anekdoten in Bereitschaft hatte, die er gefällig zu erzählen wußte, war er beliebt. Seinen Vorgesetzten, deren Schwäche er schnell erforschte und errieth, um ihnen auf die feigste Art zu schmeicheln, war er so angenehm, als seinen Untergebenen, durch deren Demüthigung er sich für alle Niederträchtigkeiten entschädigte, zu denen er sich selbst gegen Höhere verdammte, verhaßt.

Alles, was er ungestraft thun konnte, schien ihm erlaubt, und das Verbrechen, welches verborgen blieb,

stund ihm mit der Tugend, die kein Aufsehen erregte, auf einer Linie. Er besaß sie in dem Grade, daß ihn nicht leicht eine menschliche Schwäche überraschte. Eine Beleidigung von einem Manne von Rang und Würde empfing er mit einem Bückling, rächte aber von Leuten, die unter seinem Stande schienen, die geringste Vernachläßigung der Ehrenbezeugungen, die sie ihm, wie er glaubte, schuldig waren. Ein Kind konnte an seiner Seite in den Fluß, oder in's Feuer fallen, darum ließ er den Fächer der Dame, die er zu führen die Ehre hatte, seiner Hand nicht entschlüpfen. Ohne ausgezeichneten Talenten war er ein sehr brauchbarer Mensch; ohne irgend eine Tugend und bei einer großen Anzahl von Lastern genoß er einen guten Ruf, und ohne alle Religion galt er für einen warmen Christen, weil er einer öffentlichen Andacht wie einer jeden Hoffeyerlichkeit, und auch aus gleichen Gründen, regelmäßig beiwohnte. Nicht leicht versäumte er einen Sermon des Hofpredigers, den er einen salbungsvollen Kanzelredner nannte, wenn er erwarten konnte, daß sein Lob dem Manne von Einfluß wieder zu Ohren komme. Vor dem Zorne des Himmels und einer ewigen Gerechtigkeit fürchtete er sich wenig, aber desto mehr, vor der Ungnade des Hofes; obgleich er an keinen Gott glaubte, so fürchtete er sich doch, bei schlaflosen Nächten, in seinem einsamen Bette vor Gespenstern. Von Tugend, die er für ein lächerliches Mährchen hielt, sprach er viel, und im feyerlichen Tone. Menschen, die im Rufe stunden, tugendhaft zu seyn, sah er als Dummköpfe oder als die feinsten Betrüger an, die sich auf den Handel mit der Tugend legten, weil sie ihn einträglicher als das Laster fanden. Auch er war der Meinung, die Welt müsse und wolle betrogen seyn; und er that das Seinige, um diese Pflicht und den Wunsch der Albernen pünktlich zu erfüllen.

Nachdem ich dem geneigten Leser den Herrn Rath Edelheim, der übrigens gern hörte, wenn man seinen Namen mit dem Wörtchen von bereicherte, welches der höchste Gegenstand seines Ehrgeitzes war, vorgestellt habe, kann ich wieder zu bessern Menschen zurückkehren. Ich habe es auch lieber mit diesen zu thun, als mit den kalten, heuchlerischen, feinen Spitzbuben, die noch viel schlechter sind, als die, welche man henken läßt, und mehr stehlen, betrügen und morden als sie, aber in einer andern Form. —

III. Frau von Thalburg.

Nehmen wir Platz, sprach die schöne Frau Johanna von Thalburg, einlenkend in das Gespräch, zu dem edlen Eugen.

Sie ließen sich auf demselben Ruhebette nieder, auf welchem Frau von Thalburg beim Eintritte Eugens saß.

Meine Eltern, begann sie, waren nicht reich, der frühe Tod meines Vaters hatte in unsere nicht glänzenden Vermögensumstände eine gänzliche Verwirrung gebracht. Was meine Mutter besaß, reichte sparsam zu unserm Auskommen hin. Zu welchen Entbehrungen verstand sie sich, um mir eine sorgfältige Erziehung geben zu lassen? Ich ward in allem unterrichtet, was ein Frauenzimmer von Bildung wissen kann und darf. Auch sah die Mutter mit Vergnügen, daß ich ihren Hoffnungen zu entsprechen suchte und Fortschritte machte. Ich war ihr einziger Reichthum. Sie besaß nichts mehr als ihre Tochter, für die sie sich aufopferte. Die Natur hatte mich nicht stiefmütterlich behandelt. In meinem sechzehnten Jahre galt ich für eine Schönheit.

Ein Mädchen und ein Fürst dürfen kaum die Hälfte glauben, was ihre Lobredner zu ihrem Vortheile sagen;

und unglücklicher Weise ist beiden, so unähnlich sie auch übrigens seyn mögen, das traurige Schicksal gemein, nur Menschen um sich zu sehen, die ein Interresse haben, sie zu betrügen, und nur Schmeichler, aber keine Freunde zu zählen. Sie haben diese selten, weil sie dieselben nur selten verdienen. Die Eitelkeit mag keine Wahrheit, und die Freundschaft ist wahr.

Zahllose Liebhaber umschwärmten mich. Jeder schwur, das Glück seines Lebens hänge von einem Blick meines Auges ab.

Was kosten das ungroßmüthige Geschlecht Schwüre, die es an die Unschuld verschwendet, um sie zu vergiften."

Von den Hunderten, denen das Daseyn ohne meinen Besitz eine ewige Qual seyn sollte, boten mir zwei ihre Hand an.

Mein Herz kannte die Liebe nicht, die schöne Neigung wenn sie glücklich ist; diese furchtbare Leidenschaft, wenn man ohne Hoffnung liebt. Damals kannte sie mein Herz noch nicht, und ich war unschuldig und gut.

Eine Thräne glänzte in ihren Augen. Sie schwieg, und da Eugen stumm auf den Boden sah, setzte sie ihre Erzählung fort.

Mit der bedeutenden Anzahl junger Leute, die mich um die Vollendung ihres höchsten Glückes anflehten, das nur ich ihnen gewähren konnte, war einer, der sich um meine Hand bewarb, einer, aber ohne Vermögen.

Ich hatte ihm die Hand gegeben, nicht weil ich ihn liebte, denn mein Herz war frey, sondern um seine Aufrichtigkeit zu belohnen.

Aber es war nicht schwer, mir begreiflich zu machen, daß die Verbindung eines armen Mädchens mit einem Jüngling ohne Vermögen für uns beide kein glückliches Ereigniß sey; und er war verständig genug es einzusehen.

Ich habe die meisten Ihres Geschlechtes verachten gelernt und diese Verachtung sicherte meine unerfahrne Jugend.

Mit seinem Worte und mit Thränen spielt der Mann wenn er eine Unschuld zu morden entschlossen ist.

Nicht der Mann, fiel Eugen ein, der Bube.

Und doch, erwiederte sie, nennt man Ihr Geschlecht das männliche. — Zur rechten Zeit erinnere ich mich Ihres Grundsatzes:

„Auf die Regel ist wenig zu halten, aber viel auf die Ausnahme.“

Auch bei dem Ihrigen giebt es solche. Nach einer nähern Prüfung fand ich dann wirklich, daß sie sich auch wechselseitig verdienen und die Geliebte des Geliebten gewöhnlich würdig ist. Wenigstens ist so das Gleichgewicht wieder hergestellt.

Der zweite, der sich um meine Hand bewarb, war Thalburg, ein Mann von fünfzig Jahren, aber reich. Lieben konnte ich ihn nicht; dieß Gefühl war meinem Herzen fremd. Ich ahnete wohl in mancher stillen Stunde das höchste Glück des Menschen; aber den Mann hatte ich noch nicht gefunden, der mir es geben konnte.

Meine Mutter opferte sich ihrer Tochter auf, entbehrte für sie, und versagte sich oft das Nothwendige, um mich mit einem Schein von Ueberfluß zu beglücken. Sollte die Tochter der Mutter nicht vergelten?

Daß ich das konnte, that meinem Herzen wohl, und ich gab dem reichen Thalburg meine Hand. Das Opfer war mir nicht hoch anzurechnen, weil es mich wenig kostete. Es hätte mich viel kosten können; aber das gütige Schicksal wollte mir den harten Kampf mit einer schweren Pflicht ersparen, und ich sah den Mann, der eine ungekannte Welt von rauhen Gefühlen in meinem Innersten in's Daseyn rief, da Thalburg nicht mehr war.

Er starb wenige Jahre nach unserer Verbindung. Ich habe ihn als Freund geschätzt, und bedauerte seinen Verlust aufrichtig, der mich wieder meiner eignen Leitung überließ. Durch seinen Tod gelangte ich zu dem Besitze eines für mich bedeutenden Vermögens; denn er hatte mich in seinem Testamente als seine einzige Erbin eingesetzt.

Die reichen Verwandten meines verstorbenen Mannes griffen das Vermächtniß an, und verwickelten mich in einen Prozeß, der nicht zur Entscheidung kömmt. Da ich keinen Menschen kenne, dem ich mich ohne Gefahr anvertrauen dürfte, so entschloß ich mich, die Bitte an Sie zu wagen, mich mit ihrem Rathe und Einfluße zu unterstützen.

Ich übergebe Ihnen die Schriften, welche Sie in den Stand setzen, über die Gerechtigkeit meiner Sache zu urtheilen.

Räthsel.

Wie heißt der furchtbarste Drache der Welt,
Der ohne Flügel doch fliegt,
Der seinen Feinden im offenen Feld
Trotz biethet und gräßlich an sie sich schmiegt?

Er speit auch Feuer und Flammen aus,
Und ist doch selber so bleich.
Mit sammt den Bewohnern verzehrt er das Haus,
Und grimmigen Zischen sich selber zugleich.

Doch wenn er das Fünkchen nicht finden kann,
Das seine Wuth entflammt,
Sieht jeder den Schmalen, Verächtlichen.
Und im Wasser ist er zur Ruhe verdammt.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 3tes Stück.

Zuckerbau und Zuckerhandel. *)

Zweitausend Jahre war die künstliche Zuckerfabrikation in China bekannt, ehe sie in Europa eingeführt wurde, und der Zucker, vornehmlich in seiner kandirten Form, längst ein Gegenstand des Handels, ehe der Anbau des Zuckerrohrs in den Ländern am mittelländischen Meere versucht wurde. Selbst in Arabien fing man erst im dreizehnten Jahrhundert Zuckerpflanzungen anzulegen an. da man sich bis dahin mit der Einfuhr aus den Inseln des indischen Archipels, aus Bengalen, Sian u. s. w. behalf. Aus dem glücklichen Arabien verbreitete sich dieser Kulturzweig nach Nubien, Egypten und Aethiopien; von da nach Sicilien, den kanarischen Eilanden und St. Domingo. Einmal eingeführt in der westlichen Welt, machte der Zuckerbau rasche Fortschritte; doch scheint ihm in Westindien die Natur nicht so ganz zu zusagen. Der Zucker kommt zwar dort zur Blüthe, und diese bringt einen weißlichen Samen manchmal hervor, aber wenn

*) The Nature and Properties of Sugar-Cane, London, 1830.

man den Samen säet, so treibt er keinen Keim; während im Orient aus dem Samen die schönsten Pflanzungen aufschießen. Die Ersten, welche in Europa Zucker-Raffinerien besaßen, waren die Venetianer, die es den Chinesen ablernten; sie leuterten und raffinirten den groben egyptischen Zucker drei bis vier Mal, und verkauften ihn in Kandform; später nahmen sie die Hutform an. Dr. Dutrone (histoire de la canne) behauptet, die Zuckerpflanze brauche bis zur vollen Reife zwölf bis zwanzig Monate; allein er wußte von der otaheitischen Variation Nichts, welche zu Ende des Vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts nach Westindien gelangte. Diese ist viel größer und feiner als die brasilische, und zeitigt auf den höher gelegenen Theilen Westindiens in zehn, und in den Thälern und Alluvial-Niederungen in zwölf bis sechzehn Monaten. Das Zuckerrohr enthält drei Arten von Saft, einen wässerigen, zuckerigen und schleimigen. Die Wurzeln sind sehr dünn, und beinahe Cylinderförmig; sie haben nicht mehr als einen Fuß Länge und am Ende wenige kurze Fibern. Die Zahl der Stängel an einer Pflanze wechselt von vierzig bis sechzig, bey dem brasilischen Rohr oft bis achtzig; bey dem otaheitischen ist die Zahl der Stängel jedoch weit geringer, da dieselben mehr auseinander stehen und zum Theil acht bis neun Zoll messen, während die vorzüglichern brasilischen Sorten bloß zwei bis drey Zoll lang sind. Auf jedem Stängel ist eine Knospe, die den Keim zu einem neuen Rohr in sich schließt. Der Saft modifizirt sich nach seinen verschiedenen Epochen; bey seiner ersten Bildung hat er den Geschmack unreifer schleimiger Früchte; nachher den süßer Aepfel, und erst zuletzt bekommt er allmählig seinen Zuckercharakter. Der erste Stängel wächst vier bis fünf Monate, bis er seine volle Größe hat, und in dieser Zeit wachsen fünfzehn bis zwanzig Stängel

nach, und in diesem Verhältnisse geht es fort, bis jeder Stängel seine Reife erreicht, was man in dem Abfalle des Laubes sieht. Der letzte Stängel, welcher der Pfeil genannt wird, hat eine Länge von vier bis fünf Fuß und endigt sich in ein Büschel unfruchtbarer Blüthen von achtzehn bis zwanzig Zoll Länge. Im neuen und seichten Boden, wie im holländischen Guiana wird das Rohr zwölf, fünfzehn und zwanzig Fuß hoch, in trockenem Kalkgrunde aber nicht leicht über sechs Fuß, und eines von acht Fuß gilt schon für sehr lang. Dasjenige Rohr, welches die Franzosen von der Insel Bourbon nach West-Indien brachten, und das von der Küste von Malabar abstammen soll, ist gegenwärtig das beliebteste. Es gleicht dem otaheitischen an Wuchs und Aussehen. Sie sind nicht nur größer als das brasilische, sondern auch dicker (sie haben sechs Zoll im Umfange), trotzen der Witterung besser, und werden nicht von dem verderblichen Insekt, dem Bohrer, angegriffen. In einem von Thon und Sand (brick-mould) gemischten Erdreich, welches die Nässe bewahrt, kommen sie am leichtesten fort, nächst diesem in schwarzer Dammerde. Zum Anpflanzen wird der Pflug empfohlen. Nach vierzehn Tagen stehen die Setzlinge schon einige Zoll über dem Boden, und wie die Pflanze sich weiter erhebt, werden die Löcher mit Erde gefüllt; man trägt Sorge, daß kein Unkraut einreißt, und schneidet die Auswüchse, die dem Hauptstamme die Nahrung entzögen, ab. Ist die Haut des Rohrs dürr, weich und brüchig, es selbst schwer, das Mark grau-bräunlicht, der Saft süß und klebrig, so darf man zur Ernte schreiten, und man thut wohl daran, wenn man dazu eine trockene Zeit wählt, weil dann der Zucker weniger wäßrig ist, in welchem letzteren Falle man mehr Feuerung braucht, um ihn verdünsten zu lassen. Das reife Rohr schneidet man ab, bindet es zusammen, und schickt es so nach der Mühle. Hier wird es zwei Mal

zwischen den Steinen gepreßt, wodurch man einen gleichartigen Saft erhält. Durch die einfache Aussetzung an freier Luft und Sonne könnte man die Verdünstung der wässerigen Theile und in Folge derselben die Kristallisation des Zuckers wohl bewirken; allein die Schnelligkeit, mit welcher der Saft in Gährung übergeht, macht dieses Verfahren schlechterdings im Großen unanwendbar, und es bleibt nichts übrig, als ihn zu sieden, wobei man sich zur Absonderung der unreinen Theile noch eines Alkali bedient. Der so geleuterte Saft bildet sodann erst den eigentlichen Zuckersaft, welcher eine durchsichtige Flüssigkeit von gelber Farbe ist. Nach einer genauen eilfjährigen Berechnung, die man auf einer ansehnlichen Pflanzung in Jameica anstellte, geben 100 Gallonnen Zuckersaft im höchsten Falle 122, im mindesten Falle 96 und im Durchschnitte 108 Pfund Zucker. Bei der Verwandlung des Saftes in Zucker muß die höchste Sauberkeit herrschen; wenn das Zuckersieden anfängt, erblickt man daher eine muntere geschäftige Scene: Die Neger scheuern und waschen das Kupfergeschirr, bereiten Kalk, und Leimwasser, und setzen die Mühle in den Stand. Es ist ein langwieriges Verfahren, bis der Zucker so weit ist, daß man ihn in die Oxhofte füllen kann (ready for potting). Damit die Hefen ablaufe, bringt man gewöhnlich im Boden der Gefäße Oeffnungen an. Man empfiehlt aber neuerdings, den Zucker lieber ganz trocken zu verpacken, weil man dann vor und auf dem Transport weniger Abgang hat. So erhält man den rohen oder Muscovado-Zucker. Es giebt aber auch noch eine andere Art, welche man die gethonte (clayed) heißt. Der Zucker wird in kegelförmige irdene Töpfe gethan, die zwey oder mehr Fuß hoch, an der Basis dreizehn bis vierzehn Zoll weit, und unten mit einem Loch von einem Zoll im Durchmesser versehen sind. Da aber der größte Theil der Un-

reinigkeiten noch zurück bleibt, so wird der Zucker gepreßt und eine Lage von verdünnter thonartiger Erde dem Kegel oder Hut untergelegt. Der Thon vertritt die Stelle eines Schwammes, und bewirkt, daß die Wassertheile des Zuckers durch den Krystall sich langsam gegen den untern Theil des Gefäßes sinken. Ist der Thon trocken geworden, so wird er herausgenommen und durch einen frischen ersetzt, und so zwey und drey Mal. Der Zucker bleibt dann noch zwanzig Tage in der Form, damit er von aller Syrup entbunden wird. Nun aus der Form genommen, wird er an die Sonne gestellt, auf der Darre vollends getrocknet, in hölzernen Mulden pulverisirt, eingepackt und verschickt. In Cuba und Brasilien, wo man sich größerer Kegel bedient, theilt man den Hut in drey Portionen, welche in hölzernen Kisten abgesondert verkauft werden. Der untere Theil des Hutes heißt der weiße, der mittlere der gelbe und der kleine Rest der braune. Man hat berechnet, daß bei dem Thörungsverfahren, abgesehen von der weiteren Mühe, die es verursacht, ungefähr ein Sechstel des krystallenen Zuckers verlohren geht. Daher ahmen die Engländer dasselbe selten nach. Die Fabrikation des Zuckers, obgleich im Orient älter, scheint bei Weitem nicht die Kunstfertigkeit erreicht zu haben, wie in Westindien. Um den Zucker zu bleichen, wird er im Orient auf einem groben Tuche ausgebreitet und von den Leuten mit bloßen Füßen fein gestampft. Dieß Verfahren mag ziemlich zeitraubend seyn. Zuckerbau und Zuckerfabrikation werden indessen in China, Java und verschiedenen Gegenden Indiens sehr in's Große getrieben. Namentlich hat dieser Industriezweig in den letzten Jahren auf St. Mauritius durch englische Kapitalien und verbessertes Maschinenwesen einen ungeheuren Schwung erhalten. In Bengalen erlaubt der elende Zustand des Volkes nicht, daß etwas

Bedeutendes geschieht. Nach einem im Februar 1826 von dem Major Moody im Parlament erstatteten Berichte braucht man, um eine gleiche Quantität Zucker zu erzeugen, in Guiana 206, in Barbados 406, in Tortola 653, in Bengalen 1200 Tage. Aber in Bengalen beträgt auch der Arbeitslohn nur zwey bis drey Groschen!

Der Zucker ist neuerer Zeit vielfach chemisch untersucht worden. Lavoisier war der Erste, welcher entdeckte, daß der Zucker ein vegetabilisches Oxyd sey, welches aus Feuerstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff besteht. Folgendes ist das Resultat der Analyse verschiedener Chemiker:

	Lavoiser.	Gay Lussac. Thenard.	Bercelius.	Prout	Ure.
Sauerstoff	54.	50. 63.	49. 856.	53. 35.	50 33.
Kohlenstoff	38.	42. 47.	43. 265.	39. 99.	43. 38.
Wasserstoff	8.	6. 90.	6. 897.	6. 66.	6. 29.
	100.	100.	100.	100.	100.

Zersetzt man 480 Zuckerkörner, indem man das Feuer allmählig bis zur Rothglühhitze steigert, so ergeben sich als Bestandtheile:

Vollkommene Essigsäure und Oel (acetic acid and oli) . . . . 270.
Kohle (charcoal) . . . . . . 120.
Karburettirter Wasserstoff und kohlensaures Gas (carburette hytrogen and carbonic acid gas) . . . . 90.

Es ist ein gewöhnlicher Irrthum, daß man den rohen Zucker für zuckerhaltiger hält als den raffinirten; allein das Wahre an der Sache ist, daß der raffinirte Zucker, da der Zuckergeschmack in ihm sich mehr entwickelt, weniger süß schmeckt, ob er gleich mehr Zuckertheile enthält. So haben auch Dr: Bush in Philadelphia und andere ausgezeichnete Naturforscher nachgewiesen, daß eine gegebene Quantität Zucker mehr Nahrungsstoff in

sich schließt, als jeder andere Gegenstand von gleicher Quantität. Hierin liegt ein bedeutender Wink für jeden Staatswirth. *)

Warnung vor Schwatzhaftigkeit und Wichtigthuerey, in dem lebendigen Beispiele einer Criminalgeschichte.

Nach gerichtlichen Verhandlungen mitgetheilt von K. Müchler.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Junius 1790. wurde dem Kaufmann Benkher zu Nürnberg die, in seinem Handelscomptoir befindliche Kasse, welche gegen 2000 Gulden enthielt, gestohlen.

Der erste Verdacht fiel auf den Auslaufer des Kaufmanns, mit Namen Schönleben, welcher, außer dem Hause wohnhaft, einen Bierschank hielt.

Dieser Mann war wegen seines Lebenswandels schon nicht im besten Rufe, er hatte sich dem Spiele ergeben, und verschiedene Umstände erregten den Verdacht gegen ihn, daß er diesen Diebstahl wohl begangen haben könnte. Einige Wochen zuvor war der Schlüssel zu der Schreibstube, in welcher die Kasse sich befand, verlegt worden. Der Bediente des Kaufmanns lös'te eine Scheibe in dem, neben der Stube befindlichen Fenster aus,

---

*) Mit der Zuckermanufaktur sind immer Rumbrennereien verbunden, da man so den Zuckersatz, den Abschaum u. a. m. am Besten verwerthet. Man rechnet im Durchschnitt zweihundert Gallonen Rum auf drey Orhofte Zucker zu 16 Centr.

um das, dadurch leicht zu erreichende, deutsche Schloß der Thüre zurückzuschieben. Schönleben setzte nachher die Fensterscheibe wieder ein. Gerade diese Scheibe hatte auch der Dieb gelös't, um die Thür zu öffnen. — Ueber der Kasse hingen gewöhnlich die Schlüssel zu dem Gewölbe. Schönleben nahm, nach der Aussage eines Pensionärs des Kaufmanns Benkher und dessen Lehrling, diese Schlüssel am Morgen nach dem verübten Diebstahl von der Wand, und doch wollte er nicht bemerkt haben, daß die Kasse nicht mehr auf dem gewöhnlichen Platze stehe; auch er entfernte sich bald, ohne sich, von Natur sehr redselig, seiner Gewohnheit nach mit diesen beiden jungen Leuten zu unterhalten. Beide Umstände erregten die Vermuthung gegen ihn, daß seine Gleichgültigkeit verstellt, und er nur darauf bedacht gewesen sey, recht bald wieder aus dem Zimmer zu kommen, um sich durch nichts zu verrathen, wenn Einer oder der Andere di Entdeckung machen sollte, daß die Kasse nicht mehr in dem Zimmer sey. Bei näherer Nachfrage ergab es sich, daß Schönleben am Abend vor dem geschehenen Diebstahl länger als gewöhnlich im Benkherschen Hause geblieben war, und sich mit manchen unbedeutenden Kleinigkeiten beschäftigt hatte.

Alle diese Umstände zeigte der Bestohlene dem Gerichte an, und dieß trug kein Bedenken, den Schönleben verhaften zu lassen. Er wurde nun vor Gericht vernommen, und der Verdacht gegen ihn vermehrte sich, als er sich bei dem ersten summarischen Verhör äußerst erschrocken und ängstlich betrug, und sich in der Folge bei seinen Aussagen manche Wiedersprüche zu Schulden kommen ließ.

Er bestritt in seinem Verhör, daß er an diesem Tage kein Wort mit dem Pensionär und Lehrling des Kaufmann Benkher gewechselt habe, und versicherte

sogar, daß er ihnen einige Stadtneuigkeiten erzählt, die er auch einzeln anführte; als diese ihn aber deßhalb Lüge straften, räumte er ein, er könne sich wohl in dem Tage geirrt haben, und es sey ihm dunkel erinnerlich, wie er an dem Tage, wo die Kasse demnächst vermißt worden, Kopfschmerzen gehabt, deßhalb auch maulfaul gewesen, und aus dem Zimmer geeilt sey, um frische Luft zu schöpfen, in der Hoffnung, daß ihm dieß Linderung verschaffen würde.

Eben so läugnete er anfänglich den längern Aufenthalt in dem Hause des Bestohlnen am Abend vor dem Diebstahl, und berief sich auf das Zeugniß seiner Gäste in seinem Bierschank, daß er sich dort schon gleich nach sieben Uhr Abends eingefunden habe. Er machte solche auch nahmhaft, ihre Aussage widersprach jedoch der seinigen, denn alle erklärten, daß er nur erst gegen neun Uhr in seine Wohnung zurückgekehrt sey.

Selbst des Einsetzens der Scheibe wollte er sich nicht erinnern, und versicherte; er wisse nichts anders, als daß sie von dem Gloser eingesetzt worden sey.

Ein Flitterleinsschläger, mit Namen Reuter, welchen Schönleben, bey Gelegenheit eines Holzkaufs, mit in das Benkhersche Haus gebracht, kam ebenfalls in Verdacht, Theil an dem Diebstahl zu haben. Zwei Mädchen des Kaufmann Benkher bezeugten nämlich, dieser Mensch habe sich auf der Treppe zur Schreibstube sehr sorgfältig umgesehen. Reuter läugnete zwar bestimmt, daß er diese Treppe betreten habe, aber dadurch erregte er nur größern Verdacht wider sich, und dieser wurde durch Vorwürfe gestärkt, welche ihm Schönleben machte. Schönleben warf ihm unter andern vor, er habe bey jener Gelegenheit geäußert: „heute hat dein Alter einen rechten Stümmel Geld gezählt, wie wär es, wenn wir es davon trügen?“ Im Weggehen habe er ihn ge-

Digitized by Google

fragt: ob denn alle oben (nämlich entfernt von der Schreibstube) schliefen? Nachdem Beide in gefängliche Verwahrung gebracht worden, wurden sie auf die in der peinlichen Gerichts-Ordnung vorgeschriebene Art summarisch vernommen. Bald darauf schritt man zu dem artikulirten Verhör, und Schönleben erhielt wegen Unwahrheiten und Widersprüche, auf Befehl der Schöppen, eine körperliche Züchtigung.

In dem Hintergebäude, welches an Schönlebens dunkle Holzkammer stieß, wohnte ein Schutzverwandter und Vergolder Namens Erdmann. Seine Wohnung hatte die Aussicht und eine Thür in den kleinen Hof, woran Schönlebens dunkle Holzkammer stieß. Bei der vorgenommenen Haussuchung fand man an der hölzernen Wand der Schönleben'schen Holzkammer eine erst frisch wieder zugemachte Beschädigung, und ein Brett des heimlichen Gemaches, welches in dem kleinen Hof an die Erdmannsche Wohnung stößt, war losgerissen. Hieraus folgerte man: daß die Kasse wohl durch Erdmann's Wohnung gebracht seyn könne. Ein Barbier, mit Namen Kirchmeyer, aus der Vorstadt Gostenhof, hatte hin und wieder erzählt, er habe eine eiserne Kasse, am Morgen nach dem begangenen Diebstahl, in Erdmanns Zimmer gesehen, die er dort zuvor nie gewahr geworden. So wurde diese Vermuthung dadurch bestätigt, zumal da der Barbier überall im guten Rufe stand. Sie erhielt durch die Aussage des Barbiers, der darüber vernommen wurde, noch mehr Gewicht, denn er sagte: wie man im Erdmannschen Hause, bei seinem unvermutheten Eintritt in das Zimmer, da er an einen nicht gewöhnlichen Barbiertag, früh zwischen 7 und 8 Uhr gekommen, in große Verlegenheit gerathen sey, und wie man ihn habe abhalten wollen, in die Stube zu treten. Auf diese Aussage wurde der Vergolder Erdmann, ein sehr armer, aber sonst ganz unbescholtener Mann, nebst seiner Frau eingezogen. Es geschah sogleich bey

ihm eine Haussuchung, es fand sich aber keine Spur von einer Kasse, oder einer bedeutenden Geldsumme. und er läugnete standhaft, das geringste von einem solchen Bubenstück zu wissen, behauptete sogar, den Schönleben, welcher ihm so nahe wohnte, gar nicht zu kennen. Der Barbier Kirchmayer bestätigte aber vor dem Kriminalgericht die Aussage, daß er eine Kasse bei dem Vergolder Erdmann gesehen habe, und seine Beschreibung nach ihrer Größe und äußern Beschaffenheit, stimmte ganz mit der Beschreibung von der gestohlenen überein.

Jetzt schritt man zur Spezialinquisition mit dem Vergolder, und da er immer auf seiner Unschuld beharrte, wurde er, nachdem er drei Wochen in Eisenverhaft gewesen, aus einem Gefängniß über der Erde, in das unterirdische Kriminalgefängniß gebracht. Im Kriminalamt wurde Erdmann und seine Frau dem Kirchmeyer unter die Augen gestellt. Der letztere blieb bei seiner seiner Aussage und bekräftigte solche durch einen Eid, nachdem ihm die vorgeschriebne Warnung vor dem Meineide vorgelesen, auch von einem der beiden Schöppen noch ernstlich die Folgen seines Eides an's Herz gelegt worden waren, und obgleich Erdmanns Frau und dessen beiden Söhne ihn auf den Knieen anflehten: er solle um Gottes Willen nicht schwören; er mache sie alle unglücklich und sie wären unschuldig. Nach dieser Eidesleistung wurde Erdmann, da er dennoch nichts eingestehen wollte, schärfer angegriffen. Man hielt ihn unter diesen Umständen für den frechsten Lügner; er empfing am ersten Tage zwanzig Peitschenhiebe, und am zweiten, bei acht der erheblichsten Fragen, bei jeder fünf oder sechs Streiche. Die Verhöre mit Erdmann und den übrigen Inquisiten wurden fortgesetzt, aber es war von Keinem ein Geständniß herauszubringen. Erdmanns Frau starb im Gefängniß am inneren Brande, jedoch nach dem Gutachten der verpflichteten Aerzte,

Digitized by Google

nicht unmittelbar an den Folgen der Verhaftung. Ihr Mann schmachtete indeß in seinem unterirdischen Kerker, und litt so viel, daß der Gefängnißwärter selbst Mitleid mit ihm fühlte, und ihm sein hartes Schicksal möglichst zu erleichtern suchte.

Die Richter und Schöppen und fast ganz Nürnberg war fest von der Schuld des verhafteten Vergolders überzeugt, als ein unerwarteter Umstand über die Dunkelheit die über diesen Diebstahl schwebte, ein Licht verbreitete. Gösser, ein Schlossermeister, der sich in dürftigen Umständen befand, machte auf einmal großen Aufwand, hatte viel Geld und bezahlte Schulden, seine Frau kaufte manche Kostbarkeiten, und auch sein Geselle hatte ungewöhnlich viel Geld. Dieser Schlossermeister hatte in das Haus des Kaufmann Benkher eine solche Geldkasse, wie die gestohlene, geliefert, und erst einige Wochen vor dem Diebstahl am Schlosse der Hausthür des Benkherschen Hauses etwas ausgebessert. Diese Umstände, besonders der auffallend große Aufwand, erzeugten die Vermuthung, daß Gösser Theil an dem Kassendiebstahl haben könne. Es wurde ihm dieß sogar in öffentlichen Gesellschaften vorgeworfen; er ertrug es, ohne darüber klagbar zu werden. Dieß Gerücht erfuhren endlich die Schöppen, und Gösser nebst seinem Gesellen wurde am 30. October 1790. in der Nacht in's Gefängniß abgeführt. Hier versuchte der Erstere, sich zu erhängen, und als er dieß nicht bewerkstelligen konnte, so gab er sich mit einem Scheermesser, daß er noch bei sich zu verbergen gewußt, zehn Schnitte über den Arm und den einen Fuß, um sich zu verbluten. Die Ausführung des Selbstmordes mißlang ihm, und er gestand nun, daß er der Dieb der Kasse sey. Hiermit stimmte auch das Gestandniß des Gesellen überein, und beide versicherten, daß sie die einzigen Thäter, die bisher in Inquisition befindlichen Per-

sonen aber völlig unschuldig wären. Bey der nähern Untersuchung ergab sich folgendes: Gösser hatte anfänglich den Diebstahl allein verüben wollen, da er aber die schwere Kasse nicht fortbringen konnte, so nahm er seinen Gesellen dabei zu Hülfe, den er zu diesem Zwecke aus dem Beete holte. Beide schafften die Kasse fort, zerschlugen sie, und warfen die Stücke in die Pegnitz. Man fand demnächst noch einige Trümmer in dem Flusse. Die drei Unschuldigen wurden am 3. November aus dem Gefängniß entlassen. Der Vergolder Erdmann hatte so viel gelitten, die ihm unschuldig zugefügte Mißhandlung, der Tod seiner Ehefrau hatte so tief auf sein Gemüth gewirkt, daß man üble Folgen von der Aenderung seiner jetzigen Lage fürchtete. Er mußte daher von seiner Befreiung mit Vorsicht unterrichtet werden.

Als man ihn aus seinem finstern Kerker führte, um ihm seine Erlösung bekannt zu machen, glaubte er, daß man ihn zu einem neuen Verhör führe. — Er fiel auf die Kniee, und rief flehend: nehmt mir lieber das Leben! Als man ihm eröffnete; wie seine Unschuld erkannt und er wieder ein freier Mensch sey, knieete er aufs neue nieder, und ein Dankgebet für die Offenbarung entströmte seinen Lippen. Mehrere Gesellschaften und einzelne Personen beschenkten die Freigelassenen, vorzüglich zeigte man aber viel Mitleid gegen Erdmann und bewies sich gegen ihn wohlthätig. Die Obrigkeit wollte doch auch nicht ganz zurückbleiben; sie erließ dem so lange unschuldig Gemarterten 75 Gulden, welche er für Schutzgeld schuldig war, und der Oberspitalpfleger gab ihm eine Zeitlang die Spitalkost, bis er sich erholen, und sein in Stockung gerathenes Gewerbe wieder betreiben konnte.

Dieser Vorfall hatte die heilsame Wirkung, daß man in der damals noch freyen Reichsstadt Nürnberg eine

Verbesserung der peinlichen Gerichtsordnung für nöthig anerkannte, und festsetzte, daß jedem Inquisiten — was zuvor nicht gestattet wurde, — ein besonderer Defensor zu geben sey. Der Erste, dem diese Rechtswohlthat auf Bitte seiner Verwandten zu Theil wurde, war der Barbier Kirchmeyer. Ob es gleich erwiesen war, daß er sich geirrt und getäuscht hatte, so war er doch nicht zum Geständniß seines Irrthums zu bringen, sondern er blieb bei seiner Behauptung, eine Kasse in Erdmanns Wohnzimmer gesehen zu haben *). Er wurde ab instantia absolvirt und am 12. Februar, nach Bezahlung der Sitz Verpflegungs- und Inquisitions-Kosten, seines Verhafts entlassen. Er zahlte dem durch seine Unüberlegtheit in's Unglück gebrachten Vergolder Erdmann, oder vielmehr dessen Kindern, 300 Gulden Entschädigung, welche zum Besten derselben im Vormundamte niedergelegt wurden. Die Einwohner Nürnberg's waren gegen diesen leichtsinnigen Meineidigen höchst aufgebracht, und er verlor allen seinen zeitherigen Verdienst. Er hielt es also für das Beste, sein Unterkommen anderwärts zu suchen und kaufte sich in Kirchleid im Bayreuthschen eine Baderstube.

———

*) Es ergab sich, daß der Barbier in einem Hause eines Kunden eine ähnliche Kasse gesehen und diese mit den Erdmann verwechselt hatte. Bei der ihm eigenen Neigung zum Schwatzen hatte er natürlich die Neuigkeit von dem Diebstahl der Kasse des Kaufmann Benkher überall seinen Kunden herumgetragen, und, da man sein Befremden darüber geäußert, ausrufend: ich möchte nur wissen, wer diesen Diebstahl begangen haben mag, so hatte er, um seinen Scharfsinn zu zeigen, mit wichtiger Miene zu verstehen gegeben: »Wenn ich nur der Richter wäre, ich wollte bald dahinter kommen,« auch auf näheres Befragen Jedem gesagt: »Ihnen kann ich's wohl anvertrauen: die Kasse hab ich mit meinen Augen bei dem Vergolder Erdmann gesehen.« — Seine Schwatzhaftigkeit und Wichtigthuerei brachte eine unschuldige Familie in großes Unglück, und hatte auch wohlverdiente, nur minder nachtheilige Folgen für den leichtsinnigen und eitlen Schwätzer.

Der Schlossermeister Christian Gottlieb Gösser, aus Dresden gebürtig, wurde zum halbstündigen Ausstehen am Pranger, Staupenschlag und Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Sein Geselle und Mitgehülfe Michael Melchior Blößel, aus Nürnberg gebürtig, wurde ebenfalls auf unbestimmte Zeit zum Zuchthausverhaft verurtheilt, und erhielt zum Willkommen acht Streiche. Die Frau des Schlossers bekam aber, nach Bezahlung ihrer Kosten, welche die Untersuchung wider sie verursacht hatte, ihre Freiheit wieder, und es wurde ihr der fünfmonatliche Arrest in Ketten als Strafe angerechnet.

Peter von Marka.

Peter von Marka liefert in seinem Leben einen belehrsamen Beweis, was Eifer für Bildung des Geistes und Herzens vermag.

Derselbe verrieth als Knabe keine so ausgezeichnete natürliche Anlagen, daß ihm — wie manchem von der Natur Begünstigten — die Erlernung der Sprachen des Alterthums, oder das Studium ernster Wissenschaften so gar leicht geworden wäre; nein — ihn zeichnete nur sein lebendiger Eifer aus, sich alles das anzueignen, was wissenswerth und nützlich ist. Ohne sich von seinen Altersgenossen abzusondern, oder eine erlaubte Erheiterung zu verschmähen, wählte er jedoch selbst bei seinen Erholungen solche Gegenstände zur Unterhaltung, bei denen die Zeit nicht bloß getödtet, sondern auch Gutes mit dem Angenehmen verbunden war. — Nie ließ Peter von Marka sich zu seinen Arbeiten antreiben, nie bedurfte es bei ihm weitläufiger Vorstellungen der Eltern oder Leh=

rer über die Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Gegenstandes, den er erlernen sollte; nie waren Erinnerungen zum Fleiße und zur Ordnung bey ihm nöthig; er war vielmehr sein eigner Antrieb, und aus ihm selbst und seinem achtungswerthen Sinn stammte das rege Interesse, das er an allen Gegenständen des Unterichts und der Bildung nahm.

Daher wurde aber Petern auch leicht, was Andern schwer blieb; deshalb gelang ihm, was Andern nicht gelingen wollte; deshalb schritt er vor, wo Andere zurückblieben, und übertraf bald, ohne es zu wissen, Gereiftere an Alter.

Wie er aber als Knabe gewesen, so blieb er auch als Jüngling. Ihn lockte keine Leidenschaft auf Abwege, er behielt mit heiterer Klarheit das Ziel alles seines Strebens im Auge. Nannten ihn seine Altersgenossen spöttisch einen Träumer, so erwiederte er lächelnd, daß er ganz angenehm träume; schelten sie ihn einen Thoren, so bat er gutmüthig: ihn ja in seiner Thorheit zu belassen, und verglichen sie ihn mit einem Todten, so versicherte er: sie würden einst selbst Zeugen seiner Auferstehung seyn.

Der würde irren, welcher Peter von Marka für einen Kopfhänger oder Sonderling halten wollte. Er tanzte, focht, ritt, schwamm — und alles dieß gut. Er war in Gesellschaften gern, und der heiterste Gast; er gab Geld aus, so viel er nur hatte, und lebte, wenn er konnte, fröhlich mit den Frohen; aber er hielt seine Kraft zusammen, er bewahrte seine Sitten, er ließ keine Zeit unnütz vorübergehen; er erlernte, was nur zu erlernen war, und so gründlich als möglich, und befleißigte sich bei dem allen der größten Bescheidenheit. Sein eiserner Fleiß ersetzte ihm den Mangel glänzender Talente, und durch ihn überwand er alle Schwierigkeiten.

Zwanzig Jahr alt, war Peter von Marka schon im öffentlichen Amte; er stieg von Stufe zu Stufe; er leistete in den wichtigsten Aufträgen die trefflichsten Dienste; er ließ alle seine Altersgenossen weit hinter sich zurück; er übertraf an Bildung und Kenntnisse Alle. Bewundert, geehrt, geliebt, starb er in Paris als Prälat.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 4tes Stück.

Der Schiffskoch.

Erzählung von O. L. B. Wolf.

Eine völlige Windstille war eingetreten. Die Matrosen saßen hie und da vertheilt auf dem Schiff und flickten Segel. Das Fahrzeug selbst lag ruhig auf der spiegelglatten Fläche des Meeres zwischen den 20. und 21. Grade der Breite. Es regte sich kein Lüftchen, und langsam gieng die Sonne unter. Da fing mit einmal Jakob, der Matrose an, ein Lied zu pfeifen, das eine rasche, einem Tanze ähnliche Melodie hatte. Zürnend eilte der Kapitän, der auf dem Verdeck hin und her ging auf ihn zu, und rief ergrimmt: „Kerl! plagt dich mehr, als einer, zehn tausend Teufel sollen Dir in den Leib fahren, daß du jetzt anfängst, zu pfeifen. Willst du den Sturm heraufpfeifen? Im Augenblicke hältst du das Maul, oder das getheerte Ende fliegt dir um die Ohren herum, und pfeift Dir ein Lied, daß du den Himmel für einen Dudelsack ansiehst.« Jakob antwortete ihm nichts und pfiff ruhig weiter. Wüthend hob der Kapitän den Arm, um nach dem Pfeiffenden zu schlagen; da packte ihn der Schiffskoch von hinten und warf ihn zu Bo-

Digitized by Google

den, die beiden andern auf dem Schiffe dienenden Matrosen traten hinzu, und ließen in ihren drohenden Mienen deutlich sehen, daß sie nichts Gutes im Schilde führten. „Um Gott, Kinder!“ rief der Kapitän, „was soll das, was wollt Ihr? Wollt ihr Meuterey anzetteln?“ — »Was soll das, Seehund von einem Patron!“ sagte der Schiffskoch, im breiten Inseldänisch, „was soll das?“ Das kannst du doch wissen. Hast du wohl vorgestern, eben als wir in die See stachen, den fliegenden Holländer gesehen? Der winkte dir. Und den Sturm, den Jakob heraufgepfiffen hat, der ist auch für Dich. Denn wir haben's satt, schwedische Katze, uns von dir länger kujoniren zu lassen, darum bet' dein Vater unser, deine Stunde ist gekommen, grüß' Deinen Bruder den Hay. — „Um Gotteswillen, habt Erbarmen,“ erwiederte, an allen Gliedern zitternd, der noch immer auf den Boden liegende Schiffsherr, »denkt an meine arme Frau, und meine Kinder, ich will alles thun, was Ihr wollt, schont nur mein Leben, ich will Dem das Commando übertragen den Ihr wählt, will gar nichts mehr zu sagen haben, will als Passagier, als Spielvogel, als Kochs Maat mitgehen, nur schenkt mir das Leben.“

»Daß wir Narren wären, sagte der riesige Schiffskoch,“ damit Du wieder nach Tönningen kämest und uns anklagtest wegen Meuterei. Da verstehen die Landratten keinen Spaß, und wir könnten, ehe wir uns versähen, Klöppel in der großen Feldglocke geben. Hast du kein Erbarmen mit uns gehabt, haben wir keines mit Dir. Meinst Du, daß wir vergessen haben, woran Hans Stern gestorben ist. Du hast ihn umgebracht, denn er war noch nicht todt, und hätte davon kommen können, vom scharzen Fieber nämlich, das er sich blos hollte, weil Du beim Löschen nicht littest, daß er sich ausruhen durfte, da gabst du ihm, dem Todtkranken, einen Schlag

auf den Kopf, als wir wieder in See stachen, und wir mußten ihn in die See schmeißen, mit einem Stein um den Hals, und der arme Junge fuhr ab, ohne Vater unser und Gebeth. — Aber den Abend haben wir's geschworen, so wie du wieder einen schlecht behandelst, so sollst Du selbst Schneewasser saufen, und nun halten wir Wort.“ — Sprachlos lag der Kapitän auf dem Boden und blickte die Meuterer mit flehenden Mienen an. — »Glaub nicht, daß wir Dir nicht an Hab und Gut wollen, sagte Wilm Kundsen, ein dritter Matrose, „bey Heller und Pfenning überliefern wir alles an die Rheder; Du kannst Dein Testament aufsetzen, und wir wollens redlich abgeben; Schreib! — „Bey diesen Worten gab er ihm Bleyfeder und Papier hin. „Ich muß mit Dinte schreiben,“ sagte der Kapitän, das Bley verwischt sich, laßt mich in die Kajüte.« — »In die Cajüte! grinste der Schiffskoch, behüte, das würde den Steuermann sein Leben kosten, der sich zum Schlafen in die Kajüte gelegt hat, denn wenn er drum wüßte, so müßten wir ihn Dir zur Gesellschaft mitgeben, damit er uns nicht verriethe, wir brauchen ihn aber zu nothwendig, er soll uns zurückbringen, wir wollen blos unsere Kameraden rächen, Schiff und Ladung wird redlich an die Rheder abgeliefert, denn wir sind ehrliche Dänen, und keine schwedischen Schufte, — also schreib hier gleich!« — Sie richteten ihn in die Höhe. Unerschrecken blickte er sie an, mit der Resignation eines Mannes, der dem Tode mehr als einmal kühn entgegen tratt; ein eigenes Lächeln zog um seinen Mund, als er schrieb, dann reichte er es dem Schiffskoch hin und sagte: Schwört mir, daß ihr den Zettel an die Rheder überliefern wollt, und wenn auch nur einer von euch am Leben bleibt; so ihr aber Schiffbruch leidet, so gelobt mir, ihn in eine Bouteille zu thun, und in die See zu werfen. — »Lies erst einmal, Wilm Kundsen,

sagte Jakob, „unwissentlich muß man keinen Eid schwören.“ — Wilm las: »Ich, Jens Lunquist,» Kapitän der Amalia, bin geneigt, zu sterben, habe mich umgebracht eigenhändig, am 16. Juny 181—. Von den Matrosen, welche mir dienten, Jakob Ralofffsen, Wilm Kundsen, Peer Hansen, dem Schiffskoch, Kund Ywersen, hat mir ein jeder versprochen, diesen Zettel, wenn er glücklich wieder in Tönningen ankömmt, dem Rheder, Herr Julius Thorsten zu übergeben. Ihm Hr. J. Thorsten, trage ich auf, mein ganzes kleines Besitzthum meiner Frau auszuliefern, und bei den Gerichten zu klagen, wofern ihr noch Jemand noch etwas schuldig ist, und nicht bezahlen will. — Der Steuermann, Johann Petersen hat keinen Theil an meinem Vermögen, und in der That nichts zu fordern, obgleich er mein Vetter ist. Geschrieben am 16. Juny 181—, unter dem zwanzigsten Breitegrade, auf dem Schiffe Amalia.“ Unterschrift: Jens Lunquist aus Gothenburg.“ — — Das ist ein kurioses Testament« sagte der Schiffskoch, nun, Jedem sein Wille, besonders wenn's sein letzter ist. Habt ihr weiter nichts, Kapitän?« — „Weiter nichts; so ihr mir das Leben schenkt, so schwöre ich, Eurer keinen zu verrathen, und euch von Stund an zu behandeln, wie meine leiblichen Brüder.« — „Hört! laßt ihn leben, sagte Kund Ywersen.« — „Junge! denk an Hans Stern,« erwiederte der Schiffskoch, hast du auch Gelüst nach dem Salzwasser? das Gewisse für's Ungewisse. Seyd ihr fertig, Kapitän? — Der Kapitän betete. Es dauert den wilden Gemüthern zu lange. »Laßt die Lytaney,» sagte Jakob,“ und hört unsern Eid.“ — Sie schwuren unter gräßlichen Betheuerungen, sein Testament abzuliefern, oder es, im Falle eines Schiffbruches, auf die oben beschriebene Art den Wellen anzuvertrauen. Der Kapitän betete noch fort. Ein leichter Wind erhob

sich, auf der Höhe zeigte sich ein dunkles Segel.“ — Seht Ihr Jungen, da kommt der Holländer wieder, das war ein eben solcher Strick, wie du! rief der Schiffskoch, riß den Betenden nieder, befestigte mit Jakobs und Wilms Hülfe eine schwere Stange an seine Füße, und stieß ihn vom Verdeck hinunter in die See. Der Unglückliche wollte sich anklammern, Jakob aber zerschmetterte ihm die Hand mit einer Axt, da rief er: »Peter Hansen! über dich das Gericht und meine Sünde,“ sank unter, und ward nicht mehr gesehen. —

Kund Ywersen betete still für sich hin. „Bete laut, „sagte der Schiffskoch,» er hat seine Strafe, nun wollen wir für ihn bitten, daß Gott ihm Ruhe giebt.“ Er that, wie ihm geheißen ward, die Andern stimmten ein. „So nun wär er geliefert« sagte, nachdem sie ihr Amen gesprochen hatten, der Schiffskoch.» Nun müssen wir noch schwören, daß keiner, was auch komme, weder vor Gericht, noch sonst an irgend eine Menschenseele die Andern verräth, oder überhaupt sich etwas von dem Morde merken läßt. — Denn seht, Kinder! die Schleswiger Landratten, sie würden so lange bugsiren, bis sie uns dem Scharfrichter in die Hände gelootst hätten, sie würden nichts darauf geben, daß wir ehrliche Leute sind, und würden sagen: Wir hätten einen Mord“ — — Hier hielt er plötzlich erbleichend inne, — dann rief er: »schwört nun, schwört nun, schwört!“ — Und sie schwuren abermals einen fürchterlichen Eid, einander nicht zu verrathen, es möge da kommen, was da wolle, — »Jetzt will ich den Steuermann wecken,“ hub der Schiffskoch wieder an. „Aber erst, Jakob Raloffsen; komm einmal her.“ Dieser that, wie ihm geheißen war. Der Schiffskoch ließ schnell einen Eimer in die See, fühlte ihn, zog ihn herauf, und goß ihn dem Jakob über den Kopf.« Zum Teufel, Peer! bist du toll? — „Toll,

Junge! — Habe den beßten Verstand. Es bleibt nun genau so, wie wir es verabredet haben. Der Kapitän hat sich in's Wasser gestürzt, Jakob ist ihm nachgesprungen, wir aber haben ihn wieder schnell heraushissen müßen, weil ein Hay herbeygeschoßen kam, der auch gleich dem Kapitän nachgetaucht.« „Pfiffkopf, Peer Hansen,« sagte Jakob. „Jetzt dran, den Steuermann zu wecken erwiederte dieser, stieg in den Raum hinab, und kam bald darauf mit dem Ersteren, einem jungen Manne von vier- und zwanzig Jahren, zurück. Der Steuermann, der zum Erstenmale eine Reise in dieser Qualität machte, konnte sich Anfangs gar nicht von seinem Schrecken erholen; allmählig gewann er jedoch seine Fassung wieder, und begab sich nun in seine Cajüte hinab, um, als des Kapitäns Verwandter, und als der Nächste vom Dienste, sowohl dessen, als die Schiffspapiere in seine Verwahrung zu nehmen. Während er unten war, sagte Kund Ywersen zum Schiffskoch: »Du hast ihm ja gar nicht das Testament des Kapitäns gezeigt!“ — Kommt Rath, erwiederte dieser, wir haben ja auch nicht geschworen, das zu thun.“ — »Ich wollte, wir hätten das verfluchte Testament gar nicht angenommen,“ fiel Jakob ein,« ich wette, es bringt uns Unglück! wir wollen es ins Wasser werfen! — »Nein,« entgegnete Kund Ywersen, „wir haben einen leiblichen Eid darauf abgelegt, es dem Rehder zu überliefern, wenn wir glücklich in Tönningen ankommen.“ — „Das ist wahr,« versetzte der Koch, „auf jeden Fall will ich es in eine Flasche thun, und diese verpichen, da ist es gut aufgehoben.“ — Thu' das, sagten die Andern, und es geschah; das Gericht des Herrn aber blieb nicht aus. — Drey Tage später erhob sich ein wüthender Sturm; die Amalia gerieth auf eine Sandbank, und scheiterte. Die Mannschaft warf sich in das lange Boot, und wurde glücklich von einem

Digitized by Google

nach Norwegen bestimmten Schiffe gefunden und aufgenommen. Als der Schiffskoch sich auf dasselbe begab, entfiel ihm die mit dem Testamente des Kapitäns gefühlte Flasche, die er aus innerem Drange, von dem er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, gerettet hatte. „Der noch immer tobende Sturm führte sie ihm bald aus dem Gesichte." Laß sie schwimmen, dachte er, so hat der Zufall meinen Eid gelöst.« Zur großen Verwunderung der Matrosen der Amalia erzählte der Steuermann der Mannschaft des Schiffes, auf dem sie gerettet wurden, sein Capitän sey vom Bord gewaschen *) worden.« Als ihn jene später darum befragten, antwortete er, »wollt ihr denn, daß ich von meinem leiblichen Vetter erzähle, er sey ein Selbstmörder, so unbegreiflich mir auch seine That ist, und noch mehr, was ihn dazu trieb.« Dann gab er ihnen gute Worte, dasselbe nicht auszusagen, was sie, aus leicht zu errathenden Gründen, gern versprachen. Die Motive aber, die jene Leute antrieben, den Kapitän zu ermorden, müssen den Leser noch für eine Weile, damit wir nicht dem Gange dieser wahren Begebenheit vorgreifen, verhüllt bleiben.

Mitten durch das gesegnete Hollstein zieht sich ein breiter Haidrücken, der sich in langer Ausdehnung fast bis an die Ufer des Lymfiord erstreckt, und eine Fortsetzung der Lymburger Hayde ist. Der Weg über denselben ist, wie es sich leicht denken läßt, eintönig und still, und wird nur von Zeit zu Zeit durch einzelne Bauernhäuser unterbrochen, da die bedeutenderen Dörfer entweder seitwärts oder Meilen weit von einander entfernt

*) Von einer Welle herabgerissen.

Digitized by Google

liegen. Am Unangenehmsten wird er aber im Winter, zumal für Fußreisende, indem die hindurch führende Landstraße, die von der Regierung noch nicht zu dem Range einer Chaussee erhoben ist, leicht verschneit wird, wodurch der Wanderer bei einbrechender Nacht sich oft verirrt, und Gefahr laufen muß, statt das gehoffte Ziel zu erreichen, weit von demselben abzukommen, und erst nach stundenlangem Hin- und Herpilgern ein schützendes Obdach zu erreichen. —

Es war im Jahre 181—, Abends gegen 5 Uhr, als sich zwei Kieler Studenten in dieser Verlegenheit befanden. Sie hatten sich in Bramstedt, einem bedeutenden Flecken, auf dessen Markt noch ein zertrümmerter Roland prangte, und an der Vergänglichkeit irdischer Dinge erinnert, zu lange aufgehalten, und mußten jetzt befürchten, nicht mehr vor gänzlicher Dunkelheit das nächste Nachtquartier Kaltenkirchen zu erreichen. Troß dem, daß der Himmel trübe war, hatte die Kälte doch einen ungewöhnlich hohen Grad erreicht, so daß die Tabakspfeifen, diese beständigen Begleiter unser studierenden deutschen Jünglinge, mehr als einmal erloschen, und überhaupt nicht recht brennen wollten. Die beiden Musensöhne gaben endlich auch den Versuch auf, sich durch den Dampf des narkotischen Krautes die Zeit zu verkürzen, und schritten rüstig aber stumm, neben einander her. Nur von Zeit zu Zeit machten sie sich mit einem derben halb burschikosen, halb seemännischen Fluche Luft über den Aerger, den ihnen die rauhe Witterung und die einbrechende Nacht verursachte. Sie hefteten dabei die Augen scharf auf den Boden, um die Wagenspur, welche ihnen andeutete, daß sie sich noch auf dem rechten Wege befänden, nicht zu verlieren; durch diese Bemühung wurde ihre Sehkraft aber bedeutend angestrengt, denn der Schnee leuchtete kaum genug, um den Weg zu erhellen. So verharrten sie noch einige Zeit im Schweigen.

Endlich fing der Eine, ein schlanker, junger Mann, dem die rothe Mütze und der mit vielen Schnüren reich besetzte Pelzrock wohl anstanden, an: »Du siehst, Bruderherz: das ist der Einfluß des kategorischen Imperativs; hätte der Großmogul den Hugo Grotius de bello juris et pacis nicht als Stiefelzieher gebraucht, und die Schwarzerliese nicht die Novellen in die Buttermilchsuppe gebrockt, so würde ohnmaßgeblich den beiden wandernden Burschen Cajus und Sempronius nicht die Erde zu ihrer Füße Schemel." — «Fängst Du schon wieder an,« unterbrach ihn ungeduldig der Andere; mit deinem verfluchten Babylonischreden hast du mich schon gestern und heute entsetzlich ennuyirt; auf der Holsterstraße fingst du an, und wirst noch plappern, wenn wir in Altona auf der großen Freiheit sind.« — »Undankbarster aller Undankbaren!" entgegnete der Erste! »er hört, daß der Bräutigam seiner Schwester, der von Mexiko kam, und per Schiffbruch über Norwegen nach Altona ging, angelangt ist, und findet es ganz ersprieslich, denselben zu besuchen, die Ferien, welcher der hochbelobte Kielerumschlag denen Musensöhnen gewährt, benützend. Er hat keine Baarea, ich pumpe sie ihm, lasse mich überreden, mit ihm bey 20 Grad Kälte und drunter, des Nachts aber etliche d'rüber, diesen Spaziergang mitzumachen, und nun schimpft er, wenn ich als Vorbereitung auf mein nahes Examen mich übe, babylonisch, oder gelehrt, zu reden. Hast du nicht viel profitirt. Habe ich Dich nicht, wie ein Eichhörnchen auf alle Zweige des Baumes der Wissenschaften hüpfen lassen? Habe ich nicht?" — „Ja, du hast alles, unterbrach hier der Begleiter den Fluß seiner Rede, aber« — „Halt; rief der Erstere wieder, siehst du dort das Licht?« — „Wo?" — „Nun ja, da!" — „Ja! gehn wir drauf los?« — Cur non, mi Domine! es muß ja dort ein Mensch logiren; der Herr

Digitized by Google

mit Schwanz und Pferdefuß wird dort nicht residiren, hin, cito hin! schon wittr' ich schier ein gutes Gläschen Doppelkümmel, um die erstarrten Glieder zu heitzen," erwiederte halb mit Langbein der Musensohn, den wir Werner nennen wollen, so wie seinen Begleiter Runge.

Sie verdoppelten nun ihre Schritte, und erreichten nach einer guten Viertelstunde das Haus, aus welchem ihnen das Licht so freundlich entgegengeleuchtet hatte, Es war ein einsames, ziemlich bedeutendes Gehöft. Unsere jungen Freunde, mit der Einrichtung der Bauernwohnungen genugsam bekannt, schritten sogleich über die große Tenne, auf welcher sie sich den Schnee abschüttelten, nach dem Hintergrunde zu, wo auf dem Feuerheerde eine lustige Flamme prasselte. Ein sehr hübsches Mädchen sagte ihnen freundlich guten Abend, und öffnete die Nebenthüre, wo eine alte, rüstige Frau sie eben so freundlich empfing, ihnen Holzpantoffeln, wie sie in jenen Gegenden üblich sind, hereinbrachte, und dann, nachdem sie ihren erstarrten Gästen Stühlen an den Ofen gerückt hatte, sich mit demselben Eifer anschickte, ein kräftiges Abendbrod zu bereiten, das ihnen auch bald entgegendampfte. Unsere beiden Musensöhne machten sich schnell darüber her, und die Hausfrau sah mit Vergnügen zu, denn der lustige Kielerstudent ist dem Hollsteinischen Bauer ein willkommner Gast', da er gern und viel verzehrt, willig bezahlt, immer guter Laune ist, und mit dem Landmann in dessen Sprache schwatzt, als plötzlich das junge Mädchen in die Stube tratt und auf platt deutsch: Mutter! wie habe ich auf den Tod erschrocken; ich will eben die Kartoffeln vom Feuer nehmen, da klopft mir etwas derb auf die Schultern, und eine bekannte Stimme sagte: Guten Abend, Anne Marie! du bist ein schmuck Mädchen geworden, so daß ich beinahe den Grapen (großen kupfernen Kessel) fallen lasse. Und wer steht hinter mir? — Kein Anderer, als Peer Hansen." —

»Peer Hansen,« entgegnete die Alte verdrießlich, »was will der?« „Was der will Trinilse!“ antwortete statt des jungen Mädchens eine tiefe Stimme auf Plattdeutsch, jedoch mit dem Dänischen Dialekt: „was der will? nu, mein Seel! das könnt ihr wohl denken; er will sich einmal umsehen, wie's mit Euch steht, Möhm, und warten, bis die Elbe aufgeht, und er wieder in die See stechen kann.« — „Wir haben keinen Platz,“ erwiederte die Frau; Peter hält Fastnacht Köst, und bis Maytag wohnen die jungen Leute bei uns, dann zieh'n sie hinüber nach Kükdorf.“ — „Ach, fanden gale mig!“ *) erwiederte der Fremde, »die alte Koje wird wohl noch leer seyn für mich, Alte.“ — Während dieser Rede war er in die Stube getretten, und unsere Studenten hatten Muße, ihn genau zu betrachten. Es war eine riesige Figur, mit rothem Gesicht, hellem, blondem, fast weißem Haare und kleinen Augen, welche scharfe, aber eben doch nicht stechende oder tükische Blitze hervor sandten. Der geneigte Leser wird bereits wissen, daß dieser Peer Hansen und der riesige Schiffskoch eine und dieselbe Person ausmachten. Nachdem er die Studenten freundlich gegrüßt hatte, setzte er sich auf die Ofenbank, griff nach einem Sack, den er beym Eintretten auf den Tisch gelegt hatte, hollte ein sauberes seidenes Tuch hervor, und sagte zu dem jungen Mädchen: „Da, Anne Marie! du sollst doch nich sagen, daß Peer Hansen nach Lurup gekommen ist, ohne dir etwas mitgebracht zu haben.

Noch ehe Anne Marie sich bedanken konnte, sprang Runge todtenbleich vom Sitze auf, und rief: Lurup heißt das Gehöfte hier! Lurup? — Ja, erwiederte die

---

*) Der Teufel krähe mir! dänischer Fluch, meist im Munde des gemeinen Mannes.

Hausfrau. — „Was ist dir denn in die Glieder gefahren?“ fragte Werner; Runge antwortete nicht, sondern versank in dumpfes Hinbrüten. Alle Anwesenden starrten ihn befremdet an. Endlich brach er in ein lautes und heftiges Weinen aus. — „Aber, mein Gott! was ist dir, Bruderherz!?“ fragte Werner noch einmal theilnehmend, „so habe ich dich noch nie gesehen. Komm, du weißt, ich habe ein Herz für dich, schütte deinen Gramm aus, zu zweyen trägt es sich besser; oder bist du krank? Das kann ich doch nicht denken; das Essen hat dir noch eben so gut geschmeckt; antworte doch, lieber Runge!“ — „Runge heißt der junge Herr,“ fragte der Seemann aufmerksam. Auf Werner's Bejahung fuhr er fort: Und ist aus Altona, der Sohn des verstorbenen Kapitain Runge?“ — „Derselbe.“ — „Nun, so will ich's Euch erklären, hier in dieser Gegend ist der brave Mann, sein Vater, vor zehn Jahren erschossen worden, und hat hier in diesem Hause seine Augen für immer zugemacht.“ „Gott bewahre,“ rief die alte Hausfrau, „was ihr doch nicht alles wißt, Peer Hansen! hier in diesem Hause, in Lurup? — Davon habe ich nie etwas gehört.“ — „Das glaube ich wohl, Trinilse, du bist erst Maytag vor vier Jahren angezogen, als dein Mann seliger starb, und du die Holländerey in Arensburg aufgabst; da sind nachher die Kriegstroubles dazwischen, und der Schwede, den Gott verdamme, mit samt den Russen und Meklenburgern in das Land gekommen und da hat man die Einzelnen über die Vielen vergessen. Aber du kannst dich drauf verlassen, Mütterchen! Ich kam damals von Hamburg, und ging nach Eckernföhrde, von wo ich meinen Kapitän nach Tönningen begleitete, und da war hier die That in frischem Andenken. Keine tausend Schritt von hier fanden sie den Mann, er hatte eine abgeschossene Pistole in der Hand,

als hätte er sich selber das Leben genommen, aber das glaube ich nun und nimmermehr; dazu sah er mir noch im Tode zu ehrlich aus.« — Habt ihr ihn denn gesehen, Hansen? fragte das junge Mädchen. Er stutzte bey der Frage, dann antwortete er: „Gesehen! Gott bewahre, er war ja schon drey Wochen todt, als ich hier durchkam.“ — „Ja, woher wißt ihr's denn so genau?“ fragte die Alte weiter. Nu, ich hab mir's erzählen lassen, vom Küßdorfer Bauernvogt. Was die Liese fragt! setzte er halb unwillig hinzu.

Mittlerweile hatte sich der Student von seinem Schmerze erholt, und bat Peer Hansen, ihm alles, was er wüßte, mitzutheilen. Nein! junger Herr, erwiederte dieser. Ihr seyd ein guter Sohn, das sieht man wohl, denn Eurem Alter nach waret Ihr noch ein Kind, als Euerm Vater das Unglück zustieß, und Ihr weint noch so um ihn! aber das taugt Euch nicht, lebendig macht Ihr den Mann doch nicht dadurch, und Euch verderbt Ihr den Abend und die Nacht damit, denn wenn Einem was im Kopfe herum geht, und noch dazu so was trübes, so bleibt der Schlaf aus, man mag laviren, wie man will, im Bett. »Ihr redet recht vernünftig, Schiffer,“ entgegnete Werner; erzählt uns lieber etwas von der See, und stopft Euch einmal von meinem Taback.“ — Dank junger Herr, erwiederte Hansen; und zog eine Pfeife, mit einem sehr künstlich aus Fischbein gemachten Rohre heraus. — Runge betrachtete dasselbe sehr aufmerksam und sagte dann: Gerade solches hatte Vater seliger auch, er hatte es einmal von den Schetlandsinseln mitgebracht, ich erinnere mich, daß ich als Kind eine große Freude daran hatte, aber Niemand weiß, wo es nachher hingekommen ist.« — „So,“ erwiederte der Seemann mit gedehntem Ton »hm«. — Mein's habe ich einmal von einem hübschen Mädchen bekommen, als ich

auf einer Altonaer Häringsbäse, die dem Fischerey-Institute gehörte, mitging, und wir nach den Schetlands verschlagen wurden. Wir mußten die Bäse kalfatern, und ich ging ans Land, da mochte mich die Dirne leiden, und schenkte mir das Schmauchrohr." — „Hört, verkauft mir das Rohr," sagte Runge. — „Nein junger Herr!" antwortete Hans trocken. — Ich gebe Euch einen Spezies» „Haltet ihr mich für einen Juden, oder für einen Holländer,« erwiederte dieser verdrießlich. „Fanden gale mig! ich verkaufe nicht, was man mir einmal geschenkt hat, und dann, wenn ich aus der Pfeife schmauche, so denke ich an die Kytty, und da wird mir's wohl durch den ganzen Körper. — »Ich gebe euch zwey Spezies« sagte Runge dringend, obgleich Werner ihn verdrießlich anstoß. — »Nein, mein junger Herr! was Peer Hansen einmal gesagt hat, dabey bleibt es, und nun geruhige Nacht. Ich will morgen früh bei Zeiten weiter. Kommt, Trinilse! leuchtet mir nach der Koje.« — Die Alte ergriff das Licht, und that, wie er ihr geheißen hatte. Als sie hinaus waren, sagte Werner zu seinem Begleiter, daß er ein Thor sey, so viel Geld für ein schlechtes Rohr zu bieten. »Ich gebe ohne Bedenken meinen ganzen Wechsel," erwiederte Runge, »denn als ich das Rohr sah, stieg, wie aus der tiefsten Seele, der Gedanke in mir auf, ich würde den Mörder meines guten Vaters, der, wie du weißt, bis jetzt unentdeckt blieb, auffinden; und da gelobt' ich mir heilig, nicht eher zu ruhen, als bis es mir gelungen sey.« Um mich aber beständig daran zu erinnern, wollte ich das Rohr kaufen, wozu mich, ich weiß nicht, welcher innere Drang trieb." — „Du bist ein merkwürdiger Kauz, Runge!" entgegnete Werner, aber laß' uns auch zu Bett gehen!" — »Ich werde wohl wenig schlafen," erwiederte jener.

Die freundliche Anne leuchtete ihnen nach ihre Schlafstätte vor; sie gab dem stillen Runge die Hand, und wünschte ihm aus Herzensgrunde, wohl zu ruhn. Als sie Wernern dasselbe thun wollte konnte sie nicht verhindern, daß er sie festhielt, und ihr, ehe sie sich dessen versah, einen Kuß auf die frischen, blühenden Lippen drückte. Sie floh beschämt von dannen, unsere Freunde umfieng aber bald ein erquicklicher Schlaf, und fesselte sie bis zum hellen Morgen an ihr Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Der unrechte Hammer.

In einem kleinen niedersächsischen Landstädtchen ward ein ziemlich wohlhabender Schuhmachermeister, während der Abwesenheit seiner Familie, ermordet. Eine für die Umstände des Mannes nicht unbeträchtliche Summe, in einem Wandschrank aufbewahrt, war dabei geraubt worden, so daß sich deutlich ergab, der Mord sey aus Raublist verübt worden. Der Ermordete war ganz allein im Hause gewesen, weil wegen des Sonntags auch seine Gesellen sich ein Vergnügen machten; das Haus lag sehr einsam am äußersten Ende des Städtchens, umgeben von einem Garten, der mehrere Zugänge, auch einen von der großen Heerstraße, hatte.

Der Thäter war daher schwer auszumitteln, so große Mühe man sich auch gab, ihm auf die Spur zu kommen. Zwar nahm man die Gesellen fest, auf die ein Verdacht fallen konnte, obgleich sie nicht im Hause gewesen waren; aber sie konnten sämmtlich mehrere Orte anzeigen, wo sie den Tag über sich aufgehalten hatten, und da es

Digitized by Google

an hinreichenden Beweisen gegen sie fehlte, gab man sie nach und nach, wie wohl nicht ohne stärkern Verdacht gegen Einen von ihnen, bei dem man mehr Geld fand, als man bei ihm vermuthet hatte, frei. Er wies einen Brief vor, worin seine Mutter ihm versprach, ihm eine kleine Summe von ihrem Ersparten zu schicken, und die betrübte Wittwe des Ermordeten erinnerte sich selbst, daß er mit der Post etwas Geld empfangen habe. Man konnte ihn mit Fug und Recht nicht länger gefangen halten, und die Wittwe entschloß sich sogar, da er ein sehr geschickter und fleißiger Arbeiter war, ihn in ihrem Geschäfte bey sich zu behalten. Er arbeitete also mit mehreren andern Gesellen, nach wie vor, bei ihr, und sie hatte durchaus keine Klage gegen ihn zu führen. An einem Morgen saß er so mit den Andern; einer der Mitgesellen hatte ihm seinen Hammer genommen, und er verlangte ihn zurück. Dieser sagte, ihm einen andern reichend, der in einem Bretterborte stack, worein die Schuhmacher ihre Geräthschaften zu stecken pflegen: »Hier ist ein anderer Hammer.« Der Gesell sah den Hammer an, erbleichte, und brach, wie mit sich selbst sprechend, in die Worte aus: »Den kann ich ja nicht nehmen, denn mit dem hab ich den Meister erschlagen.“ — Starres Entsetzen bemeisterte sich aller Anwesenden; dann sprang man hinzu und ergriff den Erschrockenen, der erst jetzt inne ward, daß er sich selbst verrathen hatte. Er ließ sich geduldig gefangen nehmen, und gestand dem Richter sogleich sein Verbrechen, da Läugnen ihm nichts mehr helfen konnte.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 5tes Stück.

Der Schiffskoch.

(Fortsetzung.)

Es war spät, als sie erwachten. Die Wintersonne schien freundlich auf ihr Bett, und trieb sie an, dasselbe zu verlassen, obgleich sie die fünf Meilen, welche noch vor ihnen lagen, bequem bis zum frühen Abend zurück legen konnten. Auf Werners Ruf erschien die freundliche Marie, brachte ihnen den Kaffee, und forderte, als sie darnach fragten, eine äußerst billige Zeche. Werner gab ihr das Geld, und da er bemerkte, daß das Mädchen noch etwas auf dem Herzen habe, drang er, als Runge das Zimmer verlassen hatte, in sie, ihm ihr Begehren zu offenbaren. »Ich habe einen curiosen Auftrag für den andern Herrn," sagte sie schüchtern und gutmüthig, „und scheue mich, da er schon gestern so weinte, als von seinem Vater selig die Rede war, es ihm zu bestellen." — „Sag es mir," entgegnete Werner. — „Ja sagen ist nicht genug," erwiederte sie, „ich soll ihm auch etwas geben, und soll es ihm selbst übergeben.« — »Etwas übergeben! von wem?« — „Von Peer Hansen." „Von dem Schiffer?" — „Ja, aber ich fürchte, es

greift den Herrn zu sehr an.“ — „Nun, so sage und gieb es mir,“ versetzte Werner, ich verspreche dir, ich will es redlich an dem rechten Mann bringen, und gebe dir diesen Kuß zum Pfande. — »Ach,« entgegnete sie halb ärgerlich, mir ist gar nicht küßerlich zu Muthe. Da nehm' er, und laß er die Faxen seyn!“ — Bei diesen Worten gab sie ihm Hansens Pfeifenrohr, das er mit Verwunderung empfing, dann setzte sie hinzu: »Nun bestelle er aber auch dabey einen schönen Gruß von Peer Hansen an den jungen Herrn Runge, und er hätte sich nicht geirrt, das Rohr hätte wirklich seinem Vater seliger zugehört. Er möchte es als ein Andenken an Peer Hansen behalten; der Mörder seines Vaters wär auch schon bestraft, den hätte Gottes Gericht auf der See heimgesucht! — Gerade so, hat er mir gesagt, und ich danke Gott, daß ich es bestellt habe.“ — „Das ist höchst merkwürdig, meiner Seel, sagte Werner, ich will das Rohr zu mir stecken, und einen passenden Augenblick abwarten, wo ich es ihm geben kann, ohne daß es ihn zu sehr beunruhigt.“ — „Thu er das“, sagte Anne Marie, »aber nun laß er mich gehen; die Mutter schilt sonst.“ — „Höre Mädchen! noch ein Wort, wer ist der Peer Hansen eigentlich?“ — »Wer er ist, ein toller, wilder Kerl; aber gutmüthig, er thut keinem was zu Leide.“ — „Wie Teufel kam er aber zu dem Rohre? am Ende hat er Hand im Spiel gehabt bei dem Unglück.« „Hand im Spiel! nein gewiß und wahrhaftig nicht!“ rief Anne Marie erschrocken, und legte die kleine, von rauher Arbeit abgehärtete Hand auf ihr unschuldiges Herz, „Gott bewahre vor dem Gedanken“ fuhr sie fort, »er ist wohl ein wüster Gesell gewesen, und hat lange geschmugelt in der Kriegszeit, und ist nachher Westindienfahrer geworden, aber so bös er auch aussieht, ich habe es Euch schon gesagt, er thut keiner Menschenseele etwas zu Leide.

Digitized by Google

Meine Mutter ist Geschwisterkind von seiner seligen Mutter; daher kommt die Verwandtschaft; und die Mutter hat ihn nicht gern, weil er meinen ältesten Bruder überredet hat, Matrose zu werden, und nicht, wie Heinrich, mein zweyter Bruder, in der Wirthschaft zu bleiben, aber sie sagt doch auch selbst, daß Peer Hansen ein ehrliches Schiffsthau ist.“

In diesem Augenblicke tratt Runge ein, und Werner brach verlegen das Gespräch ab, nachdem er das Rohr schnell auf die Seite gebracht hatte. Um seine Verwirrung zu verbergen, nekte er Anne Marien mit dem angedrohten Kuße; diese lief aber davon, und ließ sich erst wieder blicken, als beyde Freunde dem gastlichen Hause Lebe wohl sagten, und ihre Reise fort setzten. Sie pilgerten eine bedeutende Strecke, ohne mit einander zu reden; beyde beschäftigten sich im Geiste zu sehr mit dem, was sie in Lurup gehört hatten. Endlich brach Runge das Schweigen, und sagte: „Ich gäbe, ich weiß nicht was, darum, wenn ich wüßte, wer der Peer Hansen ist; der Gedanke will mir gar nicht aus dem Kopf, daß er enge in das Schicksal meines guten Vaters verflochten sey.“ — „Ja, wenn du erst wüßtest, was ich weiß,“ stieß Werner heraus, schon im nächsten Augenblicke bereuend, diese Worte gesagt zu haben. — „Und was weißt du?“ fragte Runge erwartungsvoll. „Das Schweigen hilft nun einmal nichts,“ entgegnete Werner halb ärgerlich: „Darum will ich Dir's nun sagen.“ — Er theilte jetzt dem Freunde Alles mit, und übergab ihm dann das Pfeifenrohr, das dieser mit lebhaftem Gefühle ergriff, und dabey gelobte, nicht eher zu rasten, als bis er den räthselhaften Seemann wieder aufgefunden, und das Geheimniß ergründet hätte. Werner versprach ihm, nach Leibeskräften dazu zu helfen. Ihre Rede während der letzten Meilen berührte keinen andern

Gegenstand, und, sich in Vermuthungen erschöpfend, erreichten sie endlich gesund und wohlbehalten das Ziel ihrer Reise. —

Wir finden sie nach einigen Tagen traulich im Kreise der Runge'schen Familie am Theetische sitzen. Die freundliche Gesellschaft bestand neben ihnen noch aus Runge's Mutter und Schwester, dem Bräutigam derselben, der dem geneigten Leser auch nicht gänzlich fremd seyn wird, da es kein Anderer war als der Steuermann des Schiffes Amalia, Johann Petersen und einer Freundin der Braut, einem hübschen, lebhaften jungen Mädchen, dem Werner besonders zugethan war. Das Gespräch hatte sich auf Seeabenteuer gewandt, und Werner forderte plötzlich den Bräutigam auf, ihnen die Geschichte seines letzten Schiffbruches zu erzählen. Er suchte Ausflüchte, und schien durchaus nicht geneigt zu seyn, diesen Wunsch zu erfüllen. Als Werner deßhalb in ihn drang, lehnte er es mit dem Bemerken ab, es würde die Frauen zu sehr erschrecken, und ihm den frohen Abend verderben, da eben dieser mit zu traurigen Erinnerungen für ihn verknüpft sey. — „Wie so,“ fragte Werner? — „Ach,“ fiel Runge ungeduldig ein, du weißt es ja, seinen Onkel, den Kapitän, riß eine Sturzsee über Bord.“ — »Mein Gott,« rief Luise, die Freundin der Braut, „vor ihren Augen?« — »Thun Sie mir doch den Gefallen,« erwiederte Petersen, »und reden Sie nicht mehr davon; mich schaudert noch immer, wenn ich daran denke, — es war gar zu fürchterlich.« — „Du bist der erste Seemann meiner Bekanntschaft,“ bemerkte Runge, „der nicht gern von seinen Begebenheiten spricht.“ — »Nun,« sagte Werner, »es verliert auch nicht jeder seinen Oheim dabey.« — „Ja wohl, ja wohl!“ rief Petersen, und seufzte dabey. Es entstand eine lange Pause unter den Anwesenden. Die Mutter, welche das bemerkte, und der

es peinlich zu seyn schien, forderte die Mädchen auf, etwas zu singen. „Das wäre schön" sagte Werner, mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit. — Höre, willst du Luisens Stimme in ihrer ganzen Glorie bewundern," sagte Runge, „so bitte sie, daß sie das Lied vom bösen Schiffsherrn singe. — Ja, das thun Sie, bitte," sagte Werner. Sie ließ sich nicht lange ersuchen, sondern sang mit ihrer reinen, starken Stimme die verlangte Romanze. Kaum hatte sie sich dem Ende derselben genähert und die Strophe:

Die Rache zögert nicht,
Die Mannschaft hält Gericht,
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Sie kannten keine Ordnung, kein Gebot,
Da gab er selber sich den grausen Tod.
Auf Lust folgt Leid!

vollendet, als Petersen, der während des Gesanges leichenblaß geworden war, besinnungslos vom Stuhle sank. — Alle sprangen erschreckt auf, und waren bemüht, ihn wieder zu sich zu bringen, was ihnen auch gelang. Der junge Steuermann sagte, das Bild seines verstorbenen Oheims sey ihm plötzlich so lebhaft vor die Sinne gekommen, daß er alles Bewußtseyn verloren habe. Er beurlaubte sich dann von seiner Braut und den Uebrigen, und ließ sich von Werner und Runge nach seiner Wohnung geleiten.

Auf der Strasse, als ihn die frische Abendluft anwehte, ward ihm besser, und er fieng selbst an, über den Zufall, als etwas Unerhörtes für einen Seemann, zu scherzen. Plötzlich fiel es Rungen ein, ihn zu fragen, ob er den Peer Hansen kenne, und ihm wohl Nachricht geben könne, wo er denselben finden würde. — Petersen sah ihn bei dieser Frage erschreckt an, antwortete nichts, als: „Gute Nacht!" riß sich los, und war in

der nächsten Minute den Blicken der beyden Freunde entschwunden. — Dieß fiel ihnen zwar auf, doch schrieben sie es auf Rechnung seiner Sonderbarkeiten, da sie dergleichen schon aus früherer Zeit an ihm gewohnt waren. Ihr Weg führte sie bei einem hell erleuchteten Hause, aus welchem Ihnen Musik entgegen scholl, vorbey. „Was giebt es da?“ fragte Werner neugierig. — »Das ist ja das schwarze Lamm,« entgegnete Runge, „eine Tanzkneippe, wo es, da sie von Matrosen und Handwerkern mit ihren respektiven Schätzchen besucht wird, immer lustig zugeht.« — „Da müssen wir hinein,« rief Werner. „Bist du toll?“ sagte der bedächtige Runge, »da würden wir mit unsern rothen Müzen, der Kieler Studentenkokarde, und den kurzen Gottfrieden die besten Prügel lösen, und das gratis.« — „Ach, warum nicht gar,“ rief Werner, »komm nur, komm!« — Er faßte bey diesen Worten den sich sträubenden Runge bey dem Arm, und zog ihn in das Haus. Kaum hatten sie jedoch dasselbe betreten, als plötzlich die Musik verstummte, und eine Menge Tanzgäste sich ihnen in wilder Verwirrung entgegen drängten. — „Was giebt es?“ fragte Werner einen derselben. »Was es giebt? die Polizey will drinnen einen dänischen Matrosen arretiren, einen baumlangen Kerl, seine Kameraden wollen es aber nicht zugeben, und setzen sich zur Wehr. Wem seine Glieder lieb sind, der macht sich aus dem Staube.« — „Das muß ich sehen,« rief Werner in jugendlicher Wildheit, und drängte te seinen sich noch immer sträubenden Freund vorwärts. Plötzlich wurde es ruhig im Saale, ein anderer Tanzgast trat heraus, und sagte zu ihnen und den Umstehenden: „Es ist schon ruhig; als die andern Matrosen erfuhren, warum ihr Kamerad arretirt werden solle, daß er nämlich in Verdacht sey, seinen Kapitän auf der See umge-

bracht zu haben, standen sie sogleich von aller Widersetzlichkeit ab, und ließen ihn ruhig fortführen.“ —

Die beyden Freunde blickten hin, und sahen zu ihrem Erstaunen, daß der fragliche Matrose, welcher, obgleich stark gebunden, doch kühn und frey neben den Polizeydienern und der Wache herschritt, kein Anderer war, als der Schiffskoch Peer Hansen.

Bevor wir mit der Erzählung der Begebenheiten weiter schreiten, müßen wir hier zum bessern Verständnisse folgende Briefe einschalten.

Annchen Runge an ihren Bruder, den Studenten Runge in Kiel.

Altona, Ende Januar 18—

»Diese wenigen Zeilen, lieber Bruder! schreibe ich dir mit sehr betrübtem Herzen, und wenn ich nicht wüßte, daß du deine einzige Schwester zu lieb hättest, um ihr deßwegen zu zürnen, daß sie einmal nur von sich redet, so würde ich es gewiß ganz unterlassen. Denke dir meinen Jammer, Heinrich! am Tage nach Eurer Abreise kam Johannes, wieder Vermuthen, gar nicht zu uns. Du weist, daß er während der letzten Zeit Eures Aufenthaltes schon immer sehr verstimmt und einsylbig war, und wir Alle befürchteten, er werde schwer krank werden; deutlich kannst du dir also vorstellen, was ich bei seinem gänzlichen Wegbleiben litt, denn, warum soll ich dir ein Hehl daraus machen, ich habe ihn doch so sehr lieb, und er verdient es gewiß auch. — Auf mein inständiges Bitten schickte die Mutter endlich zu ihm hin, obgleich sie meinte, das schickte sich eigentlich nicht, und nun denke dir meine Angst, als Katharina todtenblas zurück kam, mit der Botschaft, er wäre heute Morgen in aller Stille von der Polizei arretirt und nach Tönningen ab-

geführt worden. Der Wagen habe schon vor dem Polizeyhause in der Palmaille gehalten, und ihm, meinem Johannes nämlich, sey kaum gestattet worden, die nöthigen Kleidungsstücke mitzunehmen. Seine Papiere habe er dem Justizrathe einliefern müssen. Ich saß bey dieser Nachricht wie vernichtet, und konnte mir gar nicht zusammenreimen, was Johannes nur im Mindesten gethan haben könne, da klopft es an die Thür, und ein Polizeydiener bringt mir ein paar Zeilen von ihm, die er zu meiner Beruhigung mit Erlaubniß des Justizraths noch vor seiner Abreise geschrieben hatte. Sie enthielten weiter nichts, als die Bitte, daß wir uns seinetwegen nicht ängstigen möchten, es seyen in Tönningen Untersuchungen wegen des Schiffbruches der Amalia eingeleitet worden, er wäre zwar für den ersten Augenblick arretirt, Alles aber würde sich bald aufklären, und er dann so schnell wie möglich zu uns zurückkommen. Der Polizeydiener konnte mir, so viel ich auch in ihn drang, nichts sagen, denn er wußte selbst nichts weiter, und überließ mich meinen Vermuthungen. So vergingen einige Tage in gränzenloser Angst für mich, die noch durch die Reden der Mutter vermehrt wurde. Sie erklärte mir nämlich rund heraus, daß, wenn Johannes nichts ganz rein aus der Sache käme, und nur der geringste Mackel auf ihn haften blieb, aus unserer Heyrath nichts werden könne, denn sie wolle nicht, daß ihre einzige Tochter die Frau eines Mannes werde, gegen den man etwas einzuwenden habe. Ich kann dir nicht schreiben, lieber Bruder, wie mich das ängstiget, ich habe Johannes zu lieb, ich kann nicht von ihm lassen, und wenn er eine Todessünde begangen hätte. Wie gräßlich mir seitdem zu Muthe ist, das kann ich dir gar nicht schildern; mir ist, als ginge die Zeit gar nicht fort, sondern bleibe mit mir auf einem Flecke stehen, mit der Angst um Johannes,

und nur die häuslichen Geschäfte, und daß ich es mir vor der Mutter nicht merken lassen darf, überzeugen mich von dem Gegentheil. Die gute Luise hält recht treu bey mir aus, und müßigt sich jeden Augenblick ab, um mich zu trösten. Ach, Heinrich! ich habe irgendwo gelesen in einem Buche:

Das eine halt' fest;
Treue, die nimmer läßt,
Sie hilft Dir durch.

Das denke ich auch und lasse nicht von Johannes.

Ich wurde im Schreiben dieses Briefes durch den Herrn Vormund dem Herrn Sagerbas-Wilken unterbrochen, der die Mutter besuchte. So gut der Mann auch gegen uns ist, dießmal hat er mich fast zur Verzweiflung gebracht. Er wollte für gewiß erfahren haben, Capitän Lunquist sey nicht über Bord gespült, sondern seine Matrosen hätten ihn umgebracht, und fragte uns, ob wir nichts von Johannes wüßten. Unschuldig an der That ist Johannes, darauf lasse ich mein Leben, aber wie sollte ich seinen Tiefsinn, und daß er immer davon abbrach, damit zusammenreimen? Wenn er nur nicht darum gewußt hat, und hat es aus Angst verschwiegen. — Der Vormund, der ein sehr strenger Mann ist, sagte, dann wäre er sehr schuldig und nicht werth in eine so rechtliche Familie, wie die unsrige, zu heyrathen, und die Mutter stimmte ihm völlig bei. Lieber Heinrich! du bist Tönningen so viel näher, und für einen Studenten ist das eine Kleinigkeit, wie du, und dein Freund Werner immer sagten. Thu es mir zu Lieb, und reise selbst hin, und sieh, daß du Johannes selbst sprechen kannst, frage ihn, in meinem Namen, wie die Sache sich verhält, und reiße mich aus der Angst. Du hast ja mich eben so lieb, wie ich dich. Johannes ist gewiß unschuldig, aber die Furcht vor den Gerichten kann ihn leicht verwirrt machen. Ich habe gelesen, daß sehr oft in solchen Fäl-

len der Unschuldige für den Schuldigen leiden mußte, weil sie aus lauter Seelenangst sich nicht recht zu vertheidigen gewußt hatten. Mit dir kann er alles ordentlich überlegen, und du kannst ihm rathen, was er vor den Gerichten aussagen soll, den du studierst ja die Rechte, und weist das besser. Nicht wahr, du wirst gewiß zu ihm reisen, sogleich, wie du meinen Brief erhältst? Ach, Heinrich! ich bete Tag und Nacht zu dem lieben Gott, daß er uns von dem Uebel erlöse, wie es im Vater unser steht; — ich weiß vor Unruh nicht zu bleiben. Ich schicke dir hier mein Erspartes, wenn es dir vielleicht am Gelde fehlt, damit du meinetwegen Niemand ansprechen solltest. Verzeih den schlechten Brief; du hältst so sehr darauf, daß ich gut schreibe, und ich thue es Dir gern zu gefallen, aber ich habe diesen Brief heimlich geschrieben, damit die Mutter es nicht merkt, und habe so viel dabei geweint, daß er fast unleserlich geworden ist. Antworte sobald wie möglich und addressiere dein Schreiben an Luise; sie weiß von Allem, und ist verschwiegen, wie das Grab. Lebe wohl, mein guter Heinrich! Deine treue Schwester

„Johanna.«

Der Schuhmacher Ezechiel Täublein an den ehemaligen Schiffskoch, Peer Hansen, im Gefängnisse zu Tönningen.

Altona, am 15. Febr. 18—

Lieber Vetter und Bruder in Christo Jesu! Der Friede des Herrn sey mit Euch und mit uns Allen; das Licht des Herrn erleuchte Euch und uns Alle, Amen. Euer Brief, lieber Vetter, in welchem ihr mir schreibet, daß ihr Euch im Gefängnisse zu Tönningen befindet, weil ihr wegen des Mordes an Kapitän Lunquist, der zu seinen Lebzeiten unter den Sündern wandelte und saß, wie die

Gottlosen sitzen, angeklagt seyd, ist mir richtig durch die Post worden, und ich habe in unsern jetzigen theueren Zeiten sieben Schillinge Porto dafür ausgelegt, welche ich Euch angenotirt habe, und seiner Zeit in der Abrechnung vorlegen werde; denn sage ich, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Jedem das Seine. Ihr schreibet mir, lieber Vetter! ich solle Euch die neunzig Mark schicken, welche ich Euch aufbewahrt habe; es sind nicht neunzig Mark Lübisch, lieber Vetter und Bruder in Christo! sondern 93 Mark, 2 Schillinge, 6 Pfenninge, — nämlich 5 Mark, 6 Schillinge, 3 kr. machen die Zinsen von anderthalb Jahren, würde also seyn: 95 Mark, 6 Schillinge, 3 Pfenninge, davon aber ab 1 Mark, 8 Schillinge, für die lautere Himmelsmilch, welches fromme Buch ich für Euch erstanden. Ihr aber habet zu Eurer Seele Schaden es bey mir liegen lassen: ferner 4 Schillinge für den Einband und 7 Sch. 9 D. an den Postbothen für Euren Brief, nach richtiger Rechnung. Besagte 63 Mark, 6 Sch. 3 D. liegen für Euch bereit, und würde sie Euch gern und augenblicklich senden, wenn das nicht gegen meine frommen Grundsätze wäre, denn ihr werdet Euch erinnern, lieber Vetter und Bruder in Christo! daß mein Grundsatz ist: der Herr habe uns allen mildiglich und gnädiglich das Schwert gegeben, um zu rächen nach unseren Kräften, und ohne vorzugreifen unserer hohen, von Gott eingesetzten weisen Obrigkeit, alle Unbill und Sünde auf Erden. Ihr werdet Euch erinnern, daß ich dieses auch einmal, da Ihr zugegen waret, in einem salbungsvollen Vortrage, welchen Gott segnete, da der Geist über mich kam, des Weiteren ausführte, in unserer lieben Brüderversammlung, und Ihr stimmtet nach Eueren eigenen Reden gänzlich mit mir darin überein, daß man selber den Sünder bestrafen müßte, wo man könne, wenn es die

Obrigkeit nicht thäte, oder dieser seine Missethat verborgen bliebe, oder auch er nicht so bestraft würde, wie er es verdiente. — Nun aber würde ich dem gemäß nicht mehr handeln, wenn ich Euch in jetziger Zeit das Geld sendete, um Euren sterblichen Leichnam dafür zu pflegen und mit Euren Genossen dafür im Kerker zu schlemmen und zu demen. Solches Aergerniß sey fern von mir. Wer hat denn unserm Herrn und Heiland Geld in seinen hochgewenedeyten Kerker geschickt, als er litt zu unserer Erlösung. — Nein, lieber Vetter! das Geld sende ich Euch nicht; seyd Ihr wirklich ein so großer Missethäter, als ihr dessen angeklagt seyd, so thäte ich eine Sünde, denn ihr würdet es vielleicht benützen, um euch dem weltlichen Arm der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen, oder würdet in Eurer Schwelgerey gar Euch von Eurem Gotte und Heilande abwenden, und als ein noch ärgerer Missethäter in die Grube fahren. Seyd ihr aber unschuldig, so ist das eine von Gott gesandte Strafe für Eure andern verborgenen Sünden, und ich darf meinem Herrn und Schöpfer nicht vorgreifen. Fastet und betet, daß der Teufel von Euch lasse, und die lieben heiligen Engel einziehen können in Euren sündigen Leib, und denselben reinigen, und gleichsam auskehren und zubereiten zu einer Wohnung für den lauteren Geist Christi. — Wenn ihr dann wieder kehret, als ein Gereinigter und von dem Herrn gerecht Erfundener, soll Euch Euer Geld werden, so ihr meine Handschrift zurückgebet, zu Heller und Pfenning. Aber ich fürchte, der Teufel ist über Euch gekommen, und ihr wandelt aus Eurem Kerker nur in das ewige Himmelreich ein, wenn ihr Buße thut, wo die lieben Engelein zur Rechten Gottes sitzen, und der Fromme, wie ich mich Einer zu seyn befleißige, seinen Platz findet im Schooße Abrahams. So Ihr aber ein solcher Missethäter und Menschenmör-

der seyd, von dem der Herr Zebaoth sein Antlitz zornig abwendet, so darf auch ich sündiger aber reuiger Mensch, auch ferner keine Gemeinschaft mehr mit Euch haben, und werde, um frey zu seyn von Allem, was Euch in diesem irdischem Leben angeht, die 93 Mark, 2 Schilling, 6 Pf. Lübisch abliefern in die Hände der gebenedeyten Vorsteher unsers christlich frommen Brüdervereins, von denen ich ein nur zu unwürdiges Mitglied bin, zu frommen Zwecken und guten Werken. Ich sende Euch hier, mein lieber Vetter und Bruder in Christo! damit Ihr sehet, wiewohl Ihr mich dennoch verkennet, wie sehr mir Euer zeitiges und ewigliches Wohl am Herzen liegt, einige erbauliche Traktätlein, so die fromme englische Traktatengesellschaft zu Hamburg hat in Druck ausgehen lassen. Erbauet Euch daran und leset sie Euren armen Mitgefangenen vor, daß auch sie ihr Gemüth abwenden vom Bösen, und in sich gehen durch Fasten und Gebeth, damit sie am jüngsten Tage bestehen vor Gott. — Erinnert doch Euren Mitgefangenen, J. Ralofffen, daß er mir noch sieben Schilling für ein paar Hinterflecken schuldet, denn es würde ihn nicht ruhig sterben lassen, so er aus der Welt gienge, und hätte seine irdischen Verpflichtungen nicht erfüllt. — Er kann sie in Tönningen an meinen lieben Bruder in Christo, den Schneidermeister Nepomuck Liebegott Christlieb Walzdorf, entrichten, der ihm darüber eine richtige Quittung ausstellen wird. — Lebet wohl, lieber Vetter und Bruder in Christo Jesu! Der Friede des Herrn sey mit Euch und mit uns Allen; das Licht des Herrn erleuchte Euch und uns Alle. — Euer unwürdiger Bruder

Ezechiel Täublein,
Schuhmachermeister, und von den Vorstehern der Brüder zum Himmelreich Christi Einer.

Der Student Runge an seine Schwester Annchen.

Tönningen, im Febr. 18—

»Die Ueberschrift dieses Briefes, meine gute Schwester, zeigt Dir, daß ich mich eilte, Deine Wünsche zu erfüllen, und gleich nach dem Empfange Deines Briefes mich auf den Weg machte. Leider aber kann ich Dir, liebes Annchen! nur wenig Trostreiches mittheilen, denn ich fürchte, ich fürchte, wie die Sachen jetzt stehen, daß die Mutter bey ihren strengen Ansichten nie in Deine Heirath mit Petersen willigen werde. Mit großer Mühe erhielt ich die Erlaubniß, ihn zu besuchen, und fand ihn selbst gegen mich wortkarger, als je. Als ich ihm sagte, daß ich auf Deine Veranlassung zu ihm gereist sey, traten ihm Thränen in die Augen, und er seufzte tief, doch als ich nun theilnehmend in ihn drang, mir zu entdecken, auf welche Weise er in jene fatale Geschichte verwickelt sey, antwortete er mir: »Wenn Du mich lieb hast, so dringe nicht in mich; ein einziges unüberlegtes Wort von mir kann eine ganze Familie unglücklich machen, und an den Bettelstab bringen.“ Ich stellte ihm nun vor, daß er mir, seinem Freunde, seinem künftigen Schwager, doch vertrauen könne; aber er beharrte fest bey seinem Schwure, und ich mußte mich endlich, ohne etwas ausgerichtet zu haben, von ihm trennen, da ich nicht länger als eine Stunde bey ihm verweilen durfte. Er gab mir einige Zeilen für Dich, die ich Dir hier beylege.

„Hier in Tönningen sind die seltsamsten Gerichte über diese Sache im Umlauf. So viel habe ich als wahr ermittelt: Capitain Lunquist soll von jeher ein sehr schlechter Mensch gewesen seyn, sich im englischen Kriege haben als Spion brauchen lassen, nachher Schmuggeley getrieben und zuletzt auf der Amalia die Leute schändlich behandelt haben. Diese legten endlich Hand an ihn, ge-

statteten ihm jedoch, sein Testament zu machen, steckten dasselbe in eine Flasche, und warfen es in die See. Es wurde von einem andern Schiffe aufgefangen, und an den hiesigen Rheder Julius Thorsten, an den es adressirt war, gesendet. Kaum hatte er dieses gelesen, als er auch sogleich bei den hiesigen Gerichten die Anzeige von dem Morde machte, worauf die Schiffsmannschaft, die hier und da zerstreut war, arretirt wurde. Torstens genaue Kenntniß von der Sache gränzt fast an das Unglaubliche; wird aber dadurch erklärt, daß Lunquist, mit dem er früher schon in Verbindung stand, da jener jedem diente, der ihm was zu gewinnen gab, in den Kriegszeiten Zeichen mit ihm verabredet hatte, nach welchen in den Berichten nur gewisse Worte galten. Diese Zeichen entdeckte Torsten, der die Güte hatte, mir alles auf mein inständiges Bitten mitzutheilen, sogleich, und bringt folgendes heraus:

„Ich Jens Lunquist, Kapitän der Amalia, bin umgebracht am 16. Juny 181— von den Matrosen Jakob Raloffsen, Wilm Kundsen, Peer Hansen dem Schiffskoch, und Kund Ywersen. Herr J. Thorsten trage ich auf, bei den Gerichten zu klagen; der Steuermann Joh. Petersen hat keinen Theil an der That."

Darauf nun macht Jener seine Klage; alle, die auf dem Schiffe dienten, werden festgenommen, und die Untersuchung ist gegenwärtig eingeleitet.

So verhält sich die Sache; Du, als ein milder Richter wirst gewiß deinen Freund sogleich lossprechen, und das thun Alle, die ihn kennen; denn jeder, der mit Petersen zu thun hatte, weiß, daß er der redlichste Mann auf Erden ist. Was aber Allen auffällt, ist, daß er so hartnäckig Lunquist's Tod, der doch vor dem Schiffbruche Statt fand, verschwieg, und überall aussagte, jener sey von einer Welle über Bord gerissen wor-

den. Ich fürchte, daß ihn das in eine langwierige Untersuchung verwickelt, und — ich darf es dir nicht verschweigen, mein gutes Mädchen! — ich fürchte für Deine Liebe. Das ist Alles, was ich Dir mitzutheilen weiß. Ich schreibe diese Zeilen noch spät in der Nacht, weil ich morgen in aller Frühe nach Kiel zurückkehre. Von Deinem Gelde habe ich keinen Gebrauch gemacht, da es mir nicht daran fehlte. Wenn Du kannst, so verschweige der Mutter meine Reise; sie möchte zürnen. Lebe wohl, meine gute, gute Schwester. Habe Vertrauen auf Gott; er wird Alles wohl machen, und gieb Dich dem Grame nicht zu sehr hin; darum bittet Dich aus vollem Herzen — Dein treuer Bruder.

Johann Petersen an Annchen Runge.

Dein Bruder, der mich voller Liebe und Treue besucht hat, sagte mir, du seyest meinetwegen in großer Angst, mein herzlich geliebtes Mädchen. Wozu das? Du wirst nicht schlecht von mir denken; Du kennst mich, und so du in Deiner Gesinnung unveränderlich bleibst, kann nichts uns trennen, denn ich liebe nur Dich, und werde nie aufhören, Dich zu lieben. Daß ich nicht rede, nicht reden will, nicht reden darf, wirst du verzeihen. Wenn ich wirklich ein Geheimniß hätte, so wäre es ja nicht mein, eben weil es ein Geheimniß ist. Die Zeit wird Alles offenbaren und klar machen, und in Deiner Seele ist schon gewiß Alles klar über mich, Du trautes Annchen, oder wird es wenigst durch diese Zeilen, die ich Dir, auf Heinrichs Wunsch, zu Deiner Beruhigung schreibe. — Ewig der Deine. —

J. P.

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 6tes Stück.

Der Schiffskoch.

Beschluß.

Wir fassen die Begebenheiten der folgenden Monate so kurz wie möglich zusammen. Annchens Mutter hatte dem armen hartbedrängten Mädchen eine Frist von einem Vierteljahre gestattet. Würde ihr Bräutigam freygelassen während der Zeit, so sollte ihre Verbindung nicht gestört werden, traf aber das Gegentheil ein, so sollte auch Annchen selbst, wie die Mutter sich ausdrückte, den Auffagebrief schreiben. Was das arme Kind in dieser Zeit litt, das vermögen Worte nicht zu schildern; sie verbarg ihren Schmerz so gut wie möglich, so, daß die Mutter nicht deutlich merkte, was in ihr vorging, und unwissend in ihrer harten Behandlung verharrte, wodurch sie einen steten Kampf von Furcht in der Tochter Brust aufregte. Nur zu schnell verschwand jene gegebene Zeit, und Petersen war noch immer gefangen, ja das Gericht verbreitete sich sogar, er habe trotz dem Testamente des Kapitäns Antheil an dessen Ermordung, nun verlangte die Mutter den Brief. Annchen schrieb ihn mit zitternder Hand und unter heißen Thränen. Er enthielt weiter nichts, als daß sie ihn von seinem ihr gegebenem Worte entbände, weil die Mutter es befehle, und sie dieser seit ihres Vaters Tode unbedingten Ge-

Digitized by Google

horsam schuldig sey. Damit war die strenge Frau zufrieden, und befahl der Tochter, ihn noch einmal durchzulesen, und dann die Aufschrift zu machen.

Als sie darauf einige Augenblicke das Zimmer verließ, setzte Annchen mit brechendem Herzen an den Rand des Schreibens: „kann ich auch nie die Deine werden, ich bleibe dir treu bis in den Tod, und wenn du deinen Onkel selbst ermordet hättest; ich habe mich Dir vorlobt, ich breche meine Treue nicht.“ Ruhig und gefaßt machte sie dann die Aufschrift, und übergab der wieder eintretenden Mutter den Brief. Diese warf einige Blicke darauf, um sich zu überzeugen, daß er derselbe sey. Zu Annchens Glücke wurde sie von einem Besuche unterbrochen, und sandte deßhalb das Schreiben, ohne es einer genauern Ansicht zu unterwerfen, auf die Post. Als Petersen den Brief durch den Gerichtssekretär erhielt, zitterte er, und wagte nicht, ihn zu erbrechen. Unruhig ging er im Gefängniße auf und ab, in tiefes Sinnen versenkt. Endlich öffnete er das Schreiben. Auf seinem Antlitze wechselten Bläße und Röthe. Plötzlich zuckte ein Strahl der reinsten Freude über sein Gesicht, und er rief aus: »Ich danke Dir, o Gott! du zeigst mir den rechten Weg; ich werde schweigen! komme was da will!“ — Die gerichtliche Untersuchung war nun im vollen Gange, und drohte, immer verwickelter zu werden. Sämmtliche angeklagte Matrosen waren sowohl einzeln verhört, als mit einander confrontirt worden, doch blieben sie consequent bey ihrer Aussage: „Der Kapitän habe sich selber das Leben genommen, nachdem er ihnen jenes Testament übergab; — so unwahrscheinlich das auch an und für sich war, so beharrten sie doch dabey, und es war ihnen durch aus nichts weiter zu entlocken; nur pflegte der Schiffskoch seine Aussage jedesmal mit den Worten zu beschließen: Er sähe gar nicht ein, warum

die Herren (die Richter nämlich) so viel Aufhebens machten, Kapitän Lunquist sey ein schlechter Kerl gewesen, daß, wenn er es nicht selber gethan, jeder, der an ihn Hand angelegt hätte, der Welt einen großen Dienst erwiesen haben würde. —

Werner und Runge hatten mittlerweile ihr Examen gemacht und waren, vorzüglich der letztere, so gut bestanden, daß ihnen das Zeugniß des ersten Charakters zuerkannt worden war. Wir finden sie nach mehreren Monaten bei den Gerichten zu Tönningen wieder, wo Werner seine Praxis als Advokat beginnt, und Runge die Rolle eines Gerichtssecretärs bekleidet. Beyde, schon auf der Universität Orest und Pylades genannt, hatten, aus leicht zu errathenden Gründen, darnach gestrebt, in jener Stadt angestellt zu werden, und es war ihnen geglückt. Sie erwarben sich sowohl durch ihre Kenntnisse, wie durch ihr gutes Betragen schnell die Gunst ihrer Vorgesetzten und wurden zu den vorzüglichsten jüngern Beamten gerechnet. Der höhere Beamte, welcher die Untersuchungen zu leiten hatte, erkrankte plötzlich, und trug daher seinem Sekretär Runge auf, den Gefangenen wegen einiger Punkte zu inquiriren. Erwartungsvoll und aufs Aeußerste gespannt sah unser junger Freund diesem Augenblick entgegen. Lebhaft trat jener Abend in Lurup und Peer Hansens räthselhaftes Benehmen vor seine Seele. Da wurde dieser hereingeführt, und erstarrte plötzlich zur Bildsäule, als er Runge, statt des Gerichtsherrn, vor dem Verhörtische sitzen sah. — „Wie kommt Ihr dahin, junger Herr?“ fragte er, nachdem er sich endlich von seiner Bestürzung erhollt hatte. „Du hast nichts zu fragen, sondern nur zu antworten,“ fiel ihm der Schließer in die Rede, „das ist der Herr Gerichtssecretär, der wird dich vernehmen.“ — „Der“ sagte der Gefangene und verfiel in tiefes Nachdenken.

Dann setzte er nach langer Pause hinzu: „Schreibt ihr Alles auf, was ich Euch sage, Herr Runge?“ „Alles,“ erwiederte dieser, „wie es meine Pflicht erfordert.“ — „Auch wenn es Euren eigenen Vater betrifft?“ „Auch dann,“ entgegnete Runge sichtbar zitternd. — „Ihr braucht nicht zu zittern, Herr Runge,“ fuhr der Schiffskoch fort, „von Eurem seeligen Vater weiß man nur Gutes. Aber jetzt muß ich reden, Gott will es so. Ich bin im Kerker zur Besinnung gekommen, und will nicht länger etwas verschweigen. — Peer Hansen würde künftig unter den Menschen sich doch nur wie ein Wrack herumtreiben, und der brave Pastor hat mich auf den rechten Weg gebracht, und ich will alle Segel aufhissen, ohne zu laviren, oder mich von einem Advokaten herumbugsiren zu lassen. — Laßt den Schließer hinausgehen, ich will euch Alles bekennen. — Runge winkte dem Kerkermeister und dieser verließ endlich zögernd das Gemach. Hansen rief ihm nach: „Geh nur zu, Landratze! Du bist zu schlecht, um anzuhören, was eine ehrliche Schifferseele vom Stapel läßt.“ Dann wandte er sich zu Runge, und sagte: „Nun schreibt!“ Runge hielt sich bereit, und er begann:

Wo ich geboren bin, wie viele Jahre ich habe u. dgl. m., das haben die Herren schon in den Papieren da aufnotirt, das wollen wir also bey Seite lassen. Aber das wissen Sie nicht, daß ich toll genug 1807 aus dem dänischen Seedienst entlief, und bey den Engländern Dienste nahm, weil ich kurz vorher in Copenhagen mit einem Holmsmatrosen in Streit gerieth, wobey er, der Schuld hatte, als die Sache in Untersuchung kam, von dem Schiffslieutenant freygesprochen wurde, und ich das Endethau mir mußte auf dem Buckel herumtanzen lassen. Unrecht habe ich nie tragen können, darum blieb ich nicht im Dienst. — Bey den Engländern hatt'

Digitized by Google

ichs gut, und wäre zeitlebens da geblieben. Da fieng aber der Krieg an, und die Fregatte, auf der ich war, segelte mit den andern Kriegsschiffen nach Kopenhagen. Ich mußte gegen meine Landsleute fechten. Ehe es los ging, freute ich mich darüber, meine Wuth auslassen zu können. Als aber das Schießen wirklich anfing, das Bombardiren der schönen Stadt Tag und Nacht dauerte, und ein herrliches Haus nach dem Andern in Feuer aufging, da fiel mir doch das Herz vor die Füße und ich verwünschte tausendmal den Augenblick, in der ich's mir habe einfallen lassen, gegen die rothe Flagge mit dem weißen Kreuze zu dienen. Nach der Capitulation mußte ich mit einem von unseren Lieutenants an das Land! da sah mich derselbe Halmsmatrose, mit dem ich Streit gehabt hatte. Er hatte nur noch einen Arm, und wurde ins Hospital gebracht, an mir vorüber! aber er richtete sich auf und spuckte vor mir aus, als er mich mit dem Engländer erblickte. Das quälte mich fürchterlich, und ich nahm bald nachher meinen Abschied. Aber nun konnte ich kein Unterkommen finden, und bettelte im Holsteinischen herum, denn bei mir zu Hause wußten sie, daß ich den Engländern gedient hatte, und mein Vater seliger fluchte mir deßhalb. Damals machte ich mir just nicht viel daraus, aber nachher hat mir doch, wenn ich Nachts so allein Wache hielt, der Fluch keine Ruhe gelassen. Darüber war es wieder Winter geworden. Ich hatte eine Zeitlang in Arensburg bey denselben Verwandten gelebt, die nun Lurup haben, und machte mich dann auf, nach Hamburg zu, wo ich eher ein Unterkommen zu erhalten hoffte. Unterwegs traf mich Kapitän Lunquist. Er wußte, daß ich bey den Engländern gedient hatte, denn er war damals bey der Blokade so eine Art von Spion gewesen. Er nahm mich in seine Dienste, und ich traute ihm Anfangs: bald aber sah ich, daß

er ein grundschlechter Kerl sey, der auch mich zu allerley Schlechtem gebrauchen wollte. Weigerte ich mich, so drohte er mir, mich anzugeben, daß ich dem Feinde gedient hätte, und gerade in einer schlimmen Zeit. Da mußte ich ihm denn folgen, denn das Leben hatte ich lieb, weil ich ein Mädchen lieb hatte, das aber — doch das gehört nicht hieher; was soll ich Euch mit meiner unglücklichen Liebe die Ohren voll schwatzen. — Wir hielten uns eine Zeitlang in Altona auf, und Kapitän Lunquist ging damals viel mit Eurem seeligen Vater um, doch erinnert ihr Euch wohl seiner nicht. Es fehlte ihm gerade an einer Stelle, denn man traute ihm als einem Schweden nicht recht, und munkelte überhaupt allerley von ihm. Euer seeliger Vater, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, verschaffte ihm eine Kapitänsstelle auf einem Grönländerfahrer; er behandelte aber die Leute so schändlich, und ließ sich in so viele Betrügereyen ein, daß er nachher nur mit Noth davon kam, als er zur Rechenschaft gezogen wurde. Eurem seeligen Vater machte er viel Verdruß, und erzürnte sich sehr mit ihm, daß sie sich nachher nicht wieder sprachen, denn Euer Vater hatte Beweise von seinen Spitzbubenstreichen in Händen und drohete, sie bekannt zu machen, wenn er sich wieder in das Geringste einließe. Da traf es sich, daß in Tönningen ein Kapitän für einen West-Indien-Fahrer gesucht wurde, und, Gott weiß wie, Lunquist angenommen werden sollte. Kaum erfuhr das Euer Vater, so machte er sich selbst auf, um Lunquists Anstellung zu verhindern. Es war das im Winter vor eilf Jahren. Lunquisten wird es gesteckt, er hinterdrein, und in Uelzburg treffen sie sich. Euer Vater hat gegen ihn kein Hehl von seiner Reise, und reitet nach einem langen Streite mit ihm, weiter. Da fragt mich Lunquist, was ich haben wolle, wenn ich dem Kapitän Runge auf der Haide zwischen

Digitized by Google

Lurup und Kaltenkirchen auflauerte und um das Leben brächte. — „Vor Menschenmord soll mich Gott bewahren“ sage ich. — Er sieht mich an, und antwortet, als er merkt, daß das mein Ernst ist: „Du bist ein Narr, ich wollte dich nur vexiren.“ Darauf befahl er mir, ruhig in Uelzburg zu bleiben, er wolle noch einen Abstecher nach Barmstadt machen, und von da nach Neumünster gehen, wo er mich erwarten wollte. Ich lasse mir das gefallen, und er miethet ein Pferd vom Wirth und reitet fort. Anfangs denke ich daran, mich auszuruhen, und erst den andern Abend Uelzburg zu verlassen, aber in der Nacht kann ich nicht schlafen, es war, als triebe mich etwas wie mit der Peitsche vorwärts. Um drey Uhr den andern Morgen mache ich mich auf den Weg. Unterwegs finde ich die Pfeiffe, die ich Euch geschenkt habe, und die Eurem seeligen Vater gehörte. Ich wußte nicht, wer sie verlohren hatte, und freute mich darüber; aber als ich in Lurup ankam, sah ich alles in großem Aufruhr, und Euern seeligen Vater erschossen in der Stube liegen, wohin sie ihn gebracht hatten. Ich wurde fest genommen und nach Kaltenkirchen gebracht, denn die ganze Gegend war in Aufruhr über den Mord. Der Vogt ließ mich aber bald wieder los. Der Uelzburger Wirth bezeugte gleich, daß ich zu Kapitän Lunquist gehörte, und erst zu der Zeit, als man den Todten gefunden hatte, aus Uelzburg ausgegangen sey. — Aber ihr könnt Euch meinen Schreck denken, als ich nachher darauf Eures seel. Vaters Namen eingegraben fand. Ich warf den Kopf weit von mir und behielt nur das Rohr. —

In Neumünster sagte mir der Wirth zum Adler, Kapitän Lunquist habe einen ganzen Tag auf mich gewartet, sey dann weiter gereist, und hinterlasse mir Ordre, gerade nach Tönningen zu kommen. Ich gehorchte,

und hatte auf der Reise so meine eigenen Gedanken, aber ich nahm mich wohl in Acht, etwas laut werden zu lassen. Als nun Lunquist, den ich in Tönningen traff, verlangte, ich soll ihm ausführlich erzählen, was ich von der Mordthat wüßte, that ich es, und sah ihn dabey scharf an, aber er veränderte keine Miene, und so vergiengen mir die Gedanken. Lunquist wurde nun Kapitän von dem Westindienfahrer, und ich blieb bey ihm als Schiffskoch. Wir machten ein paar Reisen, waren auch ein paarmal heimlich in England, und es gieng Alles gut. Er verheyrathete sich mit einem Mädchen aus einer angesehenen Familie, und nahm seinen Schwestersohn, den Petersen, zu sich, den er nachher nach Hamburg schickte, und die Steuermannskunst erlernen ließ. Seine Leute behandelte er zwar immer schlecht, aber an mich getraute er sich nicht heran, und ich hatte es im Ganzen leidlich gut bey ihm, nur daß er mir noch ein paarmal drohte, er wolle mich angeben, weil ich den Engländern gedient hätte. Nun traff es sich vor der letzten Reise, daß er nochmal nach Hamburg mußte, und mich mitnahm. In Uelzburg übernachteten wir wieder, und da das ganze Haus voll war, so muß ich mit ihm in einem Zimmer schlafen, weil er das ausdrücklich verlangte. Um Mitternacht wache ich auf, weil mir gerade durch's Fenster der Mond auf das Gesicht scheint; da steht Lunquist im Hemde vor mir, und sagte auf Schwedisch: „So, du verdammter Runge! nun habe ich Dir den Rest gegeben; Du sollst mich nicht um die Stelle bringen; dann springt er mit einem mächtigen Satz, als wenn er auf's Pferd spränge, in's Bett, und wirft sich unruhig hin und her. Ich bettete zu Gott und allen Heiligen, und konnte gar nicht zu mir kommen. Nun war mir klar, daß kein Anderer als Er Euren seligen Vater umgebracht hatte und warum er es gethan hatte, denn was der Mensch Böses gethan hat, das quält ihn

des Nachts, und davon muß er im Schlafe reden. Am andern Morgen frage ich ihn, ob er denn heute Nacht vom Kapitän Runge geträumt habe? Als er das hört, wird er todtenblaß, und giebt mir keine Antwort. Ich wußte aber, woran ich war. Unterwegs peinigte ich mich, was ich thun sollte. Gab ich's an, und es wurde ihm nicht bewiesen, so konnte ich selbst in des Teufels Küche kommen, wenn dadurch bekannt würde, daß ich den Engländern gedient hatte. Ich wußte mir gar nicht zu rathen. Da führt mich der Zufall in Altona zu einem klugen Schuster, der zu den Blaufärbern *) gehört; ich lasse mich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Mann bringt mich in ihr Gotteshaus, wo er auf die Kanzel steigt und eine Rede darüber hält, daß Gott uns die Macht gegeben hätte, die Sünder zu strafen, daß von den Richtern oft aus Eigennutz oder Blindheit der Schuldige freygegeben würde, und daß es daher unsere Pflicht sey, wenn wir von ihrer Missethat überzeugt wären, sie selbst zu strafen, damit wir sie aus dem Wege räumten, und sie nicht mehr schaden könnten. Dabey bewies er, daß das ausdrücklich in der Bibel stände: „So Dich Dein Aug ärgert, so reiß es aus und wirf es von Dir!" Das gefiel mir damals recht sehr und ich war ganz voll davon; jetzt hat mich freylich der ehrwürdige Herr Pastor eines Bessern belehrt. Ich sprach nachher mit dem Schuster noch ein Langes und Breites darüber, und er machte mich immer fester in meiner Meinung und gab mir auch ein altes Buch, worin das stehen sollte; das ließ ich aber bey ihm, und gab ihm auch mein aufgespartes Geld ohne Schein, zur Aufbewahrung; denn ich dachte, ein so frommer Mann würde mich gewiß nicht darum betrügen. Aber der Kerl ist ein noch größerer Halunke, als Lunquist einer war, wie ich jetzt das erfahren habe.

*) Eine Separatistensekte, vom Volke mit diesem Namen belegt, wahrscheinlich, weil die ersten (holländische) Färber waren.

Wir reisten wieder zurück, und stachen in die See, um nach Veracrux zu segeln. Ich nahm mir fest vor, mich auf dieser Reise bestimmt davon zu überzeugen, ob Lunquist Euren seligen Vater ermordet habe. Von Anfang fiel mir auf, daß er die Matrosen, mich ausgenommen, entsetzlich schlecht behandelte, viel schlechter noch, als es selbst die schäbigen Holländer zu thun pflegen. — Dabey erzählte er mir immer, dieß sey die letzte Reise, die er mit fremden Schiffen mache; die näcḱste mache er mit eigenem, und dann selle ich es sehr gut bey ihm haben. — So ging er um mich herum; endlich sagte er mir, er habe die Amalia in Hamburg hoch verassecurirt, und es wäre gar kein Schaden, wenn sie untergienge; im Gegentheil, das wäre sein Vortheil, denn er habe es auf eigene Rechnung gethan, und treffe es ein, so solle ich auch mein Theil haben. Halb und halb merkte ich, was er wollte, aber ich wartete noch damit. In Veracrux starb uns die halbe Mannschaft am schwarzen Fieber, und einen Matrosen, der noch gar nicht todt war, warf er für todt in die See. Dann rückte er gegen mich mit seinem Vorhaben heraus; das war nichts anderes, als das Schiff in Grund zu bohren, sobald wir den Hafen von Veracrux verlassen hätten, und uns auf das Langboot nach Veracrux zurück zu retten. Nun däuchte mir sein Maaß voll. Ich wiegelte die Matrosen gegen ihn auf, und wir warfen ihn über Bord. — Er erzählte nun, was wir dem geneigten Leser zu Anfang mitgetheilt haben. Runge's Gefühle, als er diese ganze Bekenntniß aufschrieb, lassen sich schwerlich schildern. Das Mitleid für den Verirrten bemächtigte sich seiner Seele. Mit zitternder Stimme laß er Peer Hansen das Protokoll vor. — „Ganz recht," sagte dieser, als er es gehört hatte; „Gottlob! nun ist mir wohl, nun bin ich es los. Aber warum sich der Steuermann gar nicht ge-

rührt hat, sondern immer dabey bleibt, eine Sturzwelle habe den Kapitän über Bord gerissen, das kann ich doch nicht begreifen. Er hat nicht den mindesten Antheil an der That, so wahr ich hoffe, daß der liebe Gott es mir gut anrechnet, daß ich einen solchen Hund aus der Welt geschafft habe.« Diese letzte Betheuerung war von einigen seemännischen Kraftausdrücken begleitet, die wir aber sowohl hier, wie in seiner ganzen Erzählung weggelassen haben, um nicht durch nothwendige Erklärung gezwungen zu seyn, den Faden zu unterbrechen. Heiter, ja beynahe fröhlich, ließ Hansen sich jetzt in seinen Kerker zurück bringen, und Runge trug sogleich, jedoch mit klopfendem Herzen, das Protokoll zu seinem Vorgesetzten. Dann suchte er eiligst seinen Freund Werner auf, um ihm das so eben erlebte mitzutheilen.

Beyde verfügten sich zu Petersen auf Werners Anrathen. — Dieser war sichtlich betreten, als sie eintraten, und rief ihnen zu, als er sie kaum erblickte: „Ihr kommet, um mich von meinem Stillschweigen abzubringen, aber es wird Euch nichts fruchten, denn, so wahr mir Gott helfe, ich kann nicht anders, ich muß schweigen. Ich weiß es wohl, es kostet mich mein ganzes Lebensglück, aber ich muß schweigen.“ — »Ungeduldiger!“ erwiederte Werner, „höre doch nur.“ Petersen hörte ihn mit erstaunten Blicken an, als ihm dieser Peer Hansens Bekenntnisse mittheilte. Je mehr sich der Freund dem Ende seiner Erzählung näherte, desto heiterer wurde des jungen Steuermannes Antlitz. Endlich stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen; er sank, ohne ein Wort zu reden, auf die Kniee, und betete lange und heiß. Die Freunde sahen ihm theilnehmend zu. „Gott Lob!« sagte er dann, als er aufstand, „Gott hat

mich von den Zweifeln erlöst. So wisset denn, warum ich schwieg. Der Kapitän hat mich, eine Waise, zu sich genommen, er ließ mich erziehen, ich lernte auf seine Kosten die Steuermannskunst, und wurde immer gut von ihm behandelt. Von seinem geheimen Treiben wußte ich nichts. Da fand ich nach seinem plötzlich angegebenem Selbstmorde eine Abschrift der hohen Versicherung des Schiffes unter seinen Papieren, mit der Bemerkung, wo das Original niedergelegt sey. Ich ahnte seine Absicht, denn er hatte sie einmal im Scherz gegen mich ausgesprochen. So lange ich unter den Matrosen war, mußte ich, um des eigenen Selbst willen, schweigen. Auf dem festen Lande zwang mich die Pflicht gegen die Seinigen dazu, denen ich seine Ehre und sein Vermögen retten mußte. Das erstere ist jetzt freilich unmöglich, aber das letztere nicht, denn die Amalia ist durch Gottes Fügung, und nicht durch Menschensünde untergegangen. Da habt Ihr meine Gründe, die mich zum Schweigen bewogen, und ich hätte geschwiegen, wenn mich auch ein ewiger Kerker dafür erwartete." „Du warst auf unrechtem Wege," entgegnete Runge, „aber Du bist ein kreuzbraver Junge. Annchen wird deine Frau, verlaß dich darauf!"

Uns bleibt jetzt nur noch wenig zu berichten übrig, denn wozu sollen wir dem Leser mit der ausführlichen Schilderung von der Hinrichtung der Matrosen quälen. Peer Hansen ging sehr ruhig zum Tode, nicht so die Uebrigen. Kund Jwersen wurde begnadigt und kam mit längerer Zuchthausstrafe davon. Der pietistische Schuster und Vorsteher der Brüdergemeinde zur Himmelsmilch Christi, Ezechiel Täublein, sitzt wiederholter Betrügereyen wegen im Zuchthause zu Altona und sucht seine sämmtlichen Mitgefangenen zu Proseliten zu machen. Diese hören aber nicht auf ihn, und es ergeht ihm schlecht. Täglich und stündlich läßt er laute

Gebete für seine Erlösung gen Himmel steigen, und stört sehr oft seine Genossen im Kerker durch Absingung von Psalmen aus dem Schlaf, wofür er manchen Puff einerndtete.

Als die drey Freunde ein halbes Jahr später wieder über Kiel nach Altona reiseten, konnten sie sich nicht versagen, in Lurup einzusprechen. Sie wurden anfangs freundlich von Anne Marien und ihrer Mutter empfangen; als sie ihnen aber auf ihr Begehren Peer Hausens Schicksale und Ende, und wie sie darin verflochten gewesen, erzählten, wandte sich Anne Marie von ihnen ab, wollte nichts mehr mit ihnen zu thun haben, und verweigerte Wernern dießmal hartnäckig einen Kuß, dann sagte sie: Peer Hansen war ein wilder, aber braver Kerl, und Ihr hättet Alles aufbieten müssen, ihn zu retten; er hatte ja etwas Gutes gethan, daß er den Spitzbuben, den Mörder, aus der Welt schaffte. Die Mutter verwies ihr zwar solche Reden, sie blieb aber dabey, und fieng an, bitterlich zu weinen, da ihr einfiel, daß das Tuch, mit dem sie sich geschmückt hatte (es war gerade Sonntag), Peer Hansen's letztes Geschenk gewesen sey. Sie ließ sich erst bey dem Abschiede wieder vor den Freunden sehen, weil die Berechnung der Zeche zu ihren Geschäften gehörte. Bey dieser blieb sie kalt und gemessen, aber ihre Rechnung war noch billiger, als das vorige Mal, obgleich sie einen Gast mehr in Anschlag zu bringen hatte.

Zur Geschichte der Glocken.

Schon im Alterthume gab es kleine Glocken und Schellen, die zu verschiedenem Gebrauche dienten. An

Digitized by Google

dem Tempel zu Jerusalem, den Salomo erbaute, befand sich ein Geläute, das zwar einen ganz andern Zweck hatte, als unsere heutigen Glocken, aber doch eine Art von Glockenwerk war.

Das eigentliche Vaterland der großen Glocken ist Italien, und die jetzt fast wüste Stadt Nola in Campanien wird für den eigentlichen Erfindungsort derselben gehalten. Dieß ist um so wahrscheinlicher, da das campanische Erz sich durch seine besondere Güte auszeichnet. Anfangs verfertigte man in jener Gegend größere Schellen, und da diese Beifall und Absatz fanden, fing man an, die Glocken immer größer zu machen, und zu mancherley Gebrauch einzurichten. Die Campanischen Glockengießereien wurden bald so bekannt, daß Nola ein Jahrmarkt von Glocken ward, und daß die Glocken, welche man an andern Orten gebrauchte, von Nola verschrieben wurden. Von dieser Stadt und Gegend erhielten daher auch die Glocken den Namen Nola und Campana.

Die Zeit, wann die Glocken zum Zusammenberufen der Christen zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen zuerst gebraucht wurden, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Gewöhnlich nimmt man an, ein gewisser Paulinus, der im Anfange des fünften Jahrhunderts Bischof zu Nola war, habe diesen Gebrauch zuerst eingeführt. Er stammt eigentlich aus den Klöstern ab, in welchen die Glocken im sechsten Jahrhundert zuerst zum Gottesdienste gebraucht wurden. Statt des sonst gewöhnlichen Blasens gab man das Zeichen mit Läuten. Diese Klosterglocken hingen Anfangs nicht in Thürmen, sondern sie waren auf den Dächern der Kirche, auf ein darauf erhöhetes Gestell aufgehangen, welches auch geschehen konnte, da die Glocken damals nicht sonderlich groß und schwer waren. Aus den Klöstern gingen die Glocken all=

mählig auch auf andere Gemeinden über, besonders auf diejenigen, welche weit von der Kirche entfernt wohnten. Angesehene Städte und Kirchspiele suchten die Ehre darin, die größten Glocken zu haben. Bey Todesfällen und Beerdigungen wurden die Glocken seit dem siebenten Jahrhundert gebraucht. Spätern Ursprungs sind die Lärm und Sturmglocken, die Ehren und Schandglocken, die Wetter und Feuerabendglocken u. a. m.

Eine besondere Bedeutung hatte in dem sogenannten mittlern Zeitalter, wo es noch keine Schornsteine gab, die Bürgerglocke. Damals hatte man das Feuer mitten im Hause in einer Vertiefung oder Grube, unter einer im Dache angebrachten Oeffnung, welche, wenn das Feuer abgebrannt war, oder wenn man zu Bette gehen wollte, mit einer hölzernen Klappe verschlossen wurde. Fast überall war es gesetzlich befohlen, daß das Feuer Abends zu einer bestimmten Zeit ausgelöscht, die Klappe verschlossen werden, und alles Volk zu Bette gehen, oder wenigstens zu Hause seyn mußte. Diese Zeit ward durch einen Glockenschlag angedeutet. In England gab Wilhelm der Eroberer im Jahre 1068 dieses Gesetz, das Feuer mußte Abends sieben Uhr ausgelöscht werden. Von dieser alten Gewohnheit kommt es wahrscheinlich her, daß man in einigen deutschen Gegenden von demjenigen, welcher frühe aus einer Gesellschaft hinwegeilt, zu sagen pflegt: Er gehorcht der Bürgerglocke. Dieser Glockenschlag hat auch Gelegenheit zu der sogenannten Bethglocke gegeben, welche man in nichtprotestantischen Ländern beibehalten hat. Papst Johann der Zweiundzwanzigste verordnete nämlich, daß zur Abwendung der vielen Unfälle, die ihm das Leben sauer machten, jedesmal nach dem abendlichen Feuerlöschen drey Ave Maria gebetet werden sollten. Als in spätern Zeiten Kometen und Türken die Christenheit schreckten, vermehrte Calixtus der Dritte diese periodischen Gebete, und ließ auch des Mittags die Bethglocke ertönen.

Ein anderer Papst Johann der Vierzehnte, soll schon im Jahre 964 die Glockentaufe eingeführt haben, in der Absicht, den Glocken dadurch ein mehr geheiligtes Ansehen zu geben. Die erste Glocke soll dieser Papst selbst, auf der lateranischen Kirche in Rom, einge-

segnet und getauft haben. Zu einer solchen Feierlichkeit wurden durch Briefe Gevattern eingeladen, wovon die alten Chronisten mancherley zu erzählen wissen. Hier ein Paar solcher seltsamen Gevatterbriefe.

»Den Ersamen Wohlweisen Izigen Burgermeistern und Rath zu Salza, unsern besondern günstigen Herrn und guten Freunden. Unsere ganz willige Dienste zuvor. Ersamen Wohlweisen besondern günstigen Herrn und guten Freunde. Dem allmächtigen ewigen Gotte zu Lobe und sonderlicher Ererbietung seiner glorwürdigen Mutter sein wir bedacht, eine Neu Glocken Sonntags nach Margareten virginis schiersten nach christlicher Uebung consecriren zu lassen. Ist unser fleißiges Bitten, E. W. wollen auf ernannten Sonntag zeitlich frühe bei uns zu Sunthausen erscheinen, zu berührten Glockentaufte große Pathe seyn, und nach Vollendung des heiligen Amtes neben andern unsern Herrn und Freunden bey uns fröhlich erzeigen. Des nicht beschwerend, wollen wir über göttliche Belehrung und seiner heiligsten Mutter Maria unser Patronin fleißige Vorbitte uns zu E. Weisheit gänzlich getrösten, auch mit Fleiß gerne verdienen. Datum Mittwoche Udalrici Anno 1516. Erbmannschaft Formünder und Altarleute zu Sunthausen.«

Die Altarleute zu Klein-Vargel ließen in gleicher Angelegenheit folgenden Pathenbrief an den Stadtrath zu Tennstedt ergehen.

„Unsere freundliche Dienste zuvor. Ehrsame, Weise Herrn, wir seynd willens, will's Gott, unsere Glocken auf den Sontag Exatationis sanctae crucis nechstkommenden, nach Ordnung der heiligen christlichen Kirchen zu weihen und taufen zu lassen. Ist unsere gütliche Bite, wollet auff vermeldte Zeit um Gottes willen bei uns, sammt andern unsern guten Freunden, erscheinen und Groß-Pate mit seyn. Wollet das Lohn von dem allmächtigen Gott und dem Patrono sancto Sixto und der heiligen Jungfrau St. Julianen nehmen. So wollen wir's willig gern verdienen. Datum den Sontag nach Aegidii Anno 1516. Curt und Claus Vitzthum von Eckstett sammt den Altarleuten.“

In katholischen Ländern werden auch noch in unsern Zeiten Glocken getauft, ob aber auch jetzt noch zu solchen Feierlichkeiten Pathen durch Gevatterbriefe eingeladen werden, ist nicht bekannt. Mehrere Schriftsteller nennen diese Ceremonie nicht Glockentaufe, sondern Glockensegen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 7tes Stück.

Die Landsknechte.

I.

Neun arme Landsknecht zogen aus;
Sie wanderten von Haus zu Haus.
Viel Muße hatten sie dazu,
Denn Friede war im Land' und Ruh'.
So zogen sie denn Kreutz und Quer
Auf grade Wohl im Land umher,
Und kamen sie durch viele Orte,
Bis endlich an die Himmelspforte.
Der Weg, den sie dahin genommen,
Ist leider nicht auf uns gekommen,
Genug, sie stunden an dem Thor,
Und klopften muthig an davor.

Der Pförtner Peter guckt heraus,
Und sieht die neun Gesellen draus.
Sein Herz wird ihm vor Mitleid weich,
Er denkt: „Gern gäb ich Einlaß Euch;"
Geht d'rum in seinem frohen Sinn
Zu seines Herren Throne hin,
Und spricht: „Es stehn neun Männer draus,
Sie möchten gern in's Himmelshaus."
Der Herr sagt:" das nicht eilig ist,
Laß warten sie noch kurze Frist."
St. Peter, wenn auch mißvergnügt,
Sich dennoch dem Befehle fügt,
Und kehrt zu seinem Platz am Thor;
Die Landsknecht stehen noch davor.

Ihr wilder Sinn, ob dem Verzug
Entrüstet, sich in manchem Fluch
Gar häßlich zeigt. Manch „Sacrament"
Denn Fluchern von der Zunge brennt,
Und „Leiden, Marter, Kreuzestod"
Ihr frommer Wunsch St. Petern bot,
Der durch das dicke Himmelsthor,
Denn freylich manches Wort verlor,
Dem Worte, wie sie hier genannt,
Als Fluch auch gänzlich unbekannt;
Glaubt, daß sie Zeitvertreib sich machen,
Und sprechen draus von heiligen Sachen.
Er geht in seinem guten Sinn
D'rum nochmals zu dem Herren hin,
Und schildert Dem als fromm und gut,
Im Irrthum freilich, diese Brut. —
Gott spricht: „Dich, Petrus, täuscht der Schein,
Doch laß die Neune denn herein,
Auf Deine eigene Gefahr."
Wer froher wohl als Petrus war?

Den Kriegern kurze Zeit darauf
Thut sich die Himmelspforte auf.
Sie gehen sehr vergnügt hinein,
Und sammeln fromme Gaben ein. —
Bald hatten sie des Geldes viel,
Und setzten nieder sich zum Spiel.
Der zieht die Karten aus dem Rock
Setzt sich mit dreien zum Tarock.
Der Andre bringet Würfel vor,
Ob er sie gleich schon oft verschwor,
Und fangen auf dem Himmelsplan
Ganz ungenirt zu spielen an.

So blieb's nicht lange bey den Leuten,
Sie fiengen endlich an, zu streiten;
Da tritt St. Peter schnell hinzu,
Gebeut dem tollen Haufen Ruh'!
Doch einer hebt sogleich den Stock,
Haut den St. Peter über'n Rock,
Spricht: „Wirst du uns noch etwas sagen,
So werden wir dich besser schlagen,
Laß uns in Ruh' bei unserm Spiel!"
St. Peter aber ist nicht still,

Und wird so tüchtig durchgebläut,
Daß er vor Schmerzen Zetter schreit,
Reißaus ergreift, und unverweil't
Dem Herren es zu klagen eilt.

Der sprach: „Ich wiederrieth es dir
Sogleich, — Da ist dein Lohn dafür;
Ich sah das Alles wohl vorher;
Du thust's in Zukunft auch nicht mehr."
St. Peter sprach: „für alle Zeiten
Hüt' ich mich nun vor solchen Leuten,
Doch, Herr! jetzt hilf, — es wär' ein Graus,
Wenn man sie nicht mehr brächt hinaus!"
Der Herr sprach: Einem Engel sage,
Daß er vorm Thor die Trommel schlage.

Gesagt, gethan; — der schlagt Allarm.
Kaum hört das der Söldner Schwarm,
So eilen hin sie zum Getümmel,
Und stürzen eiligst aus dem Himmel,
Des Glaubens, Krieg gäbs auf der Erden,
Wo Beute könnt erworben werden. —
Nicht Abschied haben sie genommen,
Und werden doch nicht wieder kommen;
Denn Peter hat es hoch geschworen,
Für Landsknecht hab' er keine Ohren.
Er sprach: „mir kommt, bey meiner Ehr',
Kein Landsknecht in den Himmel mehr!" —

Ob er's gehalten oder nicht,
Fehlt uns noch gänzlich der Bericht. —

Der Fischer.

Nach dem Englischen, von Rudolph Lindau.

Es war ein so ruhiger Abend, als je vom Himmel kam; Luft und Erde waren so still, als ob die Eine nie die Ruhe der andern durch einen Sturm gestört hätte,

und selbst der Ocean, jene große Fahrstraße der Welt, lag so sanft da, als ob seine Tiefe nie tückisch gewesen wäre — als ob nie ein Reisender, von seinen Wellen umarmt, den Tod in ihm gefunden hätte. Die Sonne war untergegangen, und schwermüthige Dämmerung würde über die Natur geherrscht haben, wäre nicht der Mond, der König einer unbegränzten Welt, in seiner vollrunden Schönheit aufgestiegen, um auf die guten irdischen Dinge herabzulächeln, und Allem, was er beschien, einen strahlenden Glanz zu verleihen. Es war eine Stunde und ein Schauspiel, die den Geist zu Gedanken an Ihn leiteten, Der nie aufhört, über die Werke zu wachen, die Er geschaffen hat, und Dessen schützende Sorgen eben so über dem festen Lande, als über den pfadlosen Wüsten des trügerischen Meeres waltet.

An der westlichen Küste der Grafschaft Devon, die wohl mit Recht »der Garten Englands“ genannt worden ist, hatte sich an einem solchen Abende eine Gruppe um eine Fischerhütte versammelt. Die Wohnung war im wahren Geschmacke der alten Zeit gebaut, wo Bequemlichkeit das Hauptaugenmerk des Erbauers war. An jeder Seite der Thür lagen die Leinen, Netze und Körbe zerstreut, die das Gewerbe des Eigenthümers bezeichneten, und der Fischer nahm für die Nacht Abschied von seiner glücklichen und ihn liebenden Familie, die ihm Glück auf die Reise wünschte. Ein schöner, alter Mann, lehnte seine Arme auf das Geländer, und sprach mit einem anmuthigen Mädchen, dessen Hand auf der Schulter einer jungen Schwester lag. Der kräftige Fischer, in seiner groben Jacke und seinen weiten Stiefeln, die hoch über die Kniee reichten, küßte eben einen kleinen Cherub, der halb erschrocken zu seyn schien, daß er so hoch zu seines Vaters Lippen gehoben wurde, während die Mutter, mit ihrem kleinen Säuglein auf dem Schoo-

ße, ängstlich auf ihren Gatten blickte, als sie ihren Scheidegruß und das Gebet um seine glückliche Rückkehr flüsterte. Ein kleiner Knabe, das Abbild seines Vaters an Gesicht und Kleidung, der einen großen Fischermantel auf seinen Schultern und die Leuchte trug, welche Licht geben sollte, wenn der Mond verschwände, schloß die Gruppe, wenn wir einen Neufundländer-Hund ausnehmen, der, einige Schritte von der Gesellschaft, auf einen Wink wartete, um nach einer Art von Damm zu laufen, wo der Fischer und sein Knabe sich einschiffen wollten.

Viel Glück, viel Glück! — rief der alte Mann. — Viel Glück und glückliche Heimkehr, Johann! Du brauchest nichts, als Gottes Segen, und den kannst Du erbitten; den meinigen aber kannst du auch mitnehmen. — Gott segne Dich, und nun Leb' wohl!

Der Segen wurde herzlich nachgesprochen von des Fischers treuer Gefährtin und seinen Kindern, und pfeifend wanderte er nach dem Strande, indem sein Hund Neptun vor ihm her ging, und sein Knabe ihm folgte.

Mit der frühesten Morgenröthe war des Fischers Familie wach; das älteste Mädchen ordnete geschäftig ihr kleines Wohnzimmer, während ihre jüngere Schwester das Frühstück bereitete, und die Mutter vor dem Feuer die Kleider ihres Gatten und ihres Knaben ausbreitete. Eine Stunde verging, und sie wurde etwas unruhig, daß ihr Gatte über die gewöhnliche Zeit seiner Rückkehr ausblieb. Eine andere Stunde war verstrichen, als sie ihrem Vater sagte:

Geht auf den Hügel, Vater! und seht, ob ihr sein Segel auf dem Wasser erblicken könnt; selten bleibt er so lange aus, wenn die See ruhig und das Wetter schön ist: auch war mein kleiner Knabe gestern Abend nicht recht wohl, und dieß allein schon sollte ihn zur baldigen Heimkehr angetrieben haben.

Der alte Mann machte sich auf den Weg, und seine Enkel folgten ihm, einer nach dem andern, bis die Mutter allein an der Wiege ihres bewußtlosen Säuglings stand. Nach Verlauf einer Stunde trat ihre Tochter mit der Nachricht ein, daß ein Nachbar in der Nacht mit ihrem Vater gesprochen habe, und daß er gewiß bald heimkehren werde.

Gott gebe es! — sprach die Mutter mit dem Tone tiefer Bekümmerniß. — Nie war er so lange weg, außer einmal, als er die Leute des Schiffes Maria rettete, und damals wäre der Wirbel, der um das sinkende Schiff sich bildete, beinahe sein Grab geworden.

Noch einmal schürte sie das Feuer an, noch einmal legte sie die Kleider davor, und goß etwas heißes Wasser in die Theetassen. Noch blieb das Frühstück unberührt.

Die Sonne stieg zu ihrer Mittaghöhe, als sich die Familie abermals in ihrer niedrigen Wohnung versammelte; aber die Stütze des Ganzen fehlte noch. Sie setzte sich nieder zu einem freudenlosen Mahle, und die Sitze auf beiden Seiten der Mutter blieben leer. Der alte Mann war der Einzige, der kein Unglück zu ahnen schien: aber er genoß hastig den Rest seines Frühstücks und eilte davon.

Der Nachmittag ging schnell vorüber, und die Sonne hatte bereits Zeichen ihres glänzenden Scheidens gegeben, als des Fischers Gattin, nachdem sie ihr Kind in den Schlaf gelullt hatte, selbst nach dem Hügel ging, der eine umfassende Aussicht auf den weithin ausgebreiteten Ocean gewährte. Die ganze kleine Familie war bald hier versammelt, aber kein Boot war auf dem Wasser zu sehen — nichts, was Hoffnung geben konnte, als die Wellen, die zu ruhig aussahen, um gefährlich zu seyn.

Ihre tiefe Angst ließ sich nicht länger zurückhalten, und während der alte Mann auf und ab gieng, und in kurzen Pausen eifrig über das einsame Meer schaute, schluchzten Mutter und Tochter hörbar.

Ohne Furcht sey, wer seinem Gott vertraut! rief der Vater. — Der Spruch ward unwillkührlich ausgesprochen, aber er that seine Wirkung.

Ja — sprach die Mutter — er vertraute immer Gott, und Gott wird ihn jetzt nicht verlassen.

Erinnerst du dich, Johanna! — fuhr der Alte fort — wie oft die Vorsehung mit mir war, bei Sturm und Schiffbruch, als menschliche Hülfe weit entfernt war, und auch nichts ausgerichtet hätte, wenn sie nahe gewesen wäre?

Und sie erheiterten und ermunterten einander, das Beste zu hoffen — sich aber dem Beschlusse des Himmels zu fügen, möge es kommen, wie der sanfte Thau, um zu nähren, oder wie der schwere Regen, um niederzubeugen. Von dem Hügel, der den Ocean überschaute, stiegen ihre vereinten Gebete auf, daß Gott sie nicht verlassen möchte. —

Der Fischer, der Gegenstand ihrer Hoffnungen und Besorgnisse, war während der Nacht sehr glücklich gewesen, bey Tagesanbruch aber, als er sich zur Heimkehr anschickte, erinnerte er sich seines Versprechens, etwas Seegras mitzubringen, um das Kartoffelfeld hinter seiner Hütte zu dingen. Eben war er nahe bei Felsen, die nur bey niedrigem Wasser sichtbar waren. Er ruderte dahin, sprang an's Ufer und befestigte das Seil, und nahm seinen Boothacken mit. Er sammelte eine hinreichende Menge Seegras, hatte sich aber in seinem Eifer es zu erhalten, vom Landungsplatze entfernt, als er das laute „Hallo“ seines Knaben hörte, der ihm zurief,

daß das Seil los wäre. Er flog sogleich nach dem Boote, daß sich mehrere Schritte entfernt hatte; der Knabe versuchte vergeblich, die Ruder zu gebrauchen, und Neptun, der treue Hund, lief mit ängstlichem Geheul auf und ab, als hätte er die Gefahr seines Herrn gekannt, und war bald im Begriff, sich in die Wellen zu stürzen, um sich ihm zu nähern, bald leckte er Gesicht und Hände des Kindes, als sähe er voraus, daß hier sein Schutz am nöthigsten seyn würde.

Der Fischer erkannte sogleich seine verzweifelte Lage; die Fluth kam, wie er wußte, schnell heran, und seine Hoffnung auf Rettung schwand, als er bemerkte, daß sein Knabe bei einem Versuche, die Ruder zu gebrauchen, eins derselben hatte über Bord fallen lassen. — „Vater, Vater!“ rief der arme Kleine — „was soll ich thun?“ — Das Boot war in diesem Augenblicke so weit entfernt, das der geängstete Vater kaum die Worte hören konnte, aber so laut er vermochte, rief er ihm zu, daß er auf Gott, den Vater der Vaterlosen, vertrauen sollte. Er stand dann da, in das Schicksal ergeben, das, wie er fühlte, ihn erwartete, und bewachte das treibende Boot, welches das Kind von dem unseligen Felsen in Gefahren trug. Er hatte ein kurzes Gebet zu dem Throne des Allgütigen geschickt, als plötzlich in seinem Geiste ein Licht aufging. »Guter Gott!« rief er aus — noch kann ich gerettet werden!« Mit der Kraft der Hoffnung, die gegen Verzweiflung ankämpft, sammelte er alle Steine, die um ihn lagen, und häufte sie schnell auf den höchsten Rand des Felsens. Es war in der That wunderbar, wie er in kurzer Zeit so viele Steine gesammelt haben konnte, aber der Allmächtige gab seinem Arme Kraft, und er arbeitete nicht nur für's Leben, sondern für Wesen, die ihm noch theurer waren. Die Fluth kam näher und näher, und nöthigte ihn bald, seine Arbeit

aufzugeben. Er bestieg dann den Haufen, den er aufgethürmt hatte, steckte seinen Boothacken fest in einen Riß der Klippe, und bereitete sich, für sein Daseyn zu kämpfen; aber sein Muth verließ ihn, als er es überlegte, wie leicht es möglich war, daß das Wasser über seinen Kopf gehen konnte. Doch er war entschlossen, Alles zu thun, sein Leben zu retten. Die Wellen waren nicht stürmisch, und sein Boothacken unterstützte ihn.

Der schreckliche Augenblick näherte sich schnell; das Wasser hatte seine Kniee erreicht, aber er stand fest und betete, daß er gerettet werden möchte. Höher und höher stieg die Fluth, langsam und sanft, aber schrecklicher, als wenn sie wüthend ihre bestimmte Beute angefallen hätte; — bald erreichte das Wasser seine Brust, und er betete, daß es nicht weiter gehen möchte. Höher und höher stieg's, und seine Schultern waren bedeckt; — die Hoffnung erstarb in ihm, und er dachte nicht mehr an sich, sondern an diejenigen, die ihm so theuer waren, an sein Weib, seine Kinder und seinen Vater — um Segen für sie flehte er den Himmel an. Noch höher und höher stieg's und er war gezwungen, seinen Kopf emporzuheben, um den Tod so lange als möglich abzuwehren; seine Vernunft hatte ihn fast verlassen, sein Athem ward schwach, seine Glieder wurden kalt; er keuchte, und seine Gebete wurden fast zu dumpfen Gemurmel. Das Blut schoß nach seinem Kopfe, seine Augäpfel starrten, als wollten sie aus ihren Höhlen fahren. Er schloß sie mit Anstrengung, und dachte zum Letztenmal an die Seinen, die bald so elend seyn sollten! Schreckliche Bilder schwebten vor ihm — bey jedem Schwellen des Wassers glaubte er von höllischen Feinden herabgezogen zu werden, und das Geschrey des Seevogels glich ihrem Freudengeschrey über ihr Opfer. Er keuchte und würgte, denn er hatte keine Kraft, sein Haupt über den Wellen zu erhalten; immer

sank es auf sie herab, und jedes krampfhafte Zusammenfahren, das darauf folgte, weckte ihn nur zu dem Bewußtseyn, wenn es Bewußtseyn genannt werden konnte, daß das nächste Untertauchen sein letztes seyn würde.

Gütige Mächte! In dem Augenblicke, wo Kraft und Muth ihn verlassen hatten, und er von kaltem Todesschauer ergriffen ward, fühlte er, daß die Fluth nicht höher stieg. Seine Augen öffneten sich, sie schlossen sich wieder, und ein fürchterliches Lachen erschütterte die Wellen. Das Wasser trat in seinen Mund zurück, und die Wasserblasen schwammen um seine Lippen — aber es stieg nicht höher, das wußte er — noch einmal hob sich seine Brust zu einem tiefen Stöhnen, indem er seinen Athem einzog, und ihn auf's Neue in Angst fahren ließ. Eine Minute war vergangen, seit das salzige Meer seine Lippen berührte; dieß war unmöglich, wenn die Fluth noch wuchs, so viel konnte er berechnen. Er öffnete seine Augen, und murmelte schwach die Worte: „O Gott, sey gnädig!“ Die Fluth des Oceans hatte in der That aufgehört; noch stand er regungslos da, aber betend und weinend dachte er an seine geliebte Heimath, und hoffte, daß seine Stelle dort nicht für immer leer bleiben würde. Das Wasser sank in kurzer Zeit, und er war im Stande, seine erstarrten Glieder zu regen, und dann sie durch Bewegung zu erwärmen. Bald war der Fels trocken, wie vorher, und der Fischer knieete nieder auf dieser verlassenen Stelle, verbarg sein Gesicht in seinen Händen, und brachte seinem Schöpfer, seinem Erretter Preis und Dank dar.

O, es war das wohlbekannte Bellen seines treuen Hundes, das er über den Wellen hörte; im nächsten Augenblicke leckte das Geschöpf seine blasse Wange. Er war gerettet — gerettet, denn sein Boot war ans Ufer gestoßen, und sein Knabe lag in seinen Armen! Er war

an's Land getrieben worden, und fand leicht Leute, die mit Anstrengung zum Felsen ruderten, seines Vaters Leben zu retten.

Jetzt nach Haus, nach Haus! — rief er.

Nach Haus, nach Haus! wiederholte das Kind, und Neptun hüpfte und bellte bei dem willkommenem Klange.

Des Fischers Familie stand noch auf dem Hügel, der das Meer überschaute, und flehte zur Vorsehung, als der alte Mann von seinen Knieen aufsprang und rief: »Wir sind erhört! ich sehe in der Ferne einen Fleck auf dem Wasser!«

Wo, wo? wiederhallte es in der Gruppe, und er zeigte auf etwas, das er für das abwesende Boot hielt. Sie strengten begierig ihre Augen an, konnten aber nichts sehen; — in einigen Minuten jedoch erblickten Alle ein Segel; noch war es unmöglich, zu sagen, welche Richtung es nahm.

Sie schwebten jetzt in banger Erwartung, die aber nur kurze Zeit dauerte; ein Boot näherte sich sichtbar dem Strande, in einigen Minuten konnten sie deutlich einen Mann am Bug des Schiffes sehen, der den Hut über dem Kopfe schwenkte, und bald darauf trug der Wind das wohlbekannte Bellen Neptuns ihnen zu. Die Familie eilte nach dem äußersten Ende des Dammes, und das laute Hurrah des Fischers wurde das „Willkommen, willkommen!“ seines Vaters, und durch das fast unvernehmliche „Gott sey Dank!“ seines Weibes beantwortet.

Und nun war Alles Freude und Glück in der Hütte, wo es so viel Elende gegeben hatte; der Fischer, sein Knabe und sein Hund waren sicher vor den Gefahren der tiefen See; er jedoch gab keine Antwort auf die vielen Fragen, was ihn so lange über die gewöhnliche Stunde seiner Rückkehr abgehalten habe.

Warte, liebes Weib — sagte er — bis wir uns angekleidet und erholt haben, und du sollst alles erfahren; aber ehe wir eins von beiden thun, laßt uns Gott für seine Gnade danken, denn er hat mich aus großen Gefahren gerettet.»

Nie wurde dem Geber alles Guten ein aufrichtigeres oder innigeres Gebet dargebracht, als von der niedrigen Hütte aufstieg. Und als der Fischer seine Geschichte erzählt hatte, wie inbrünstig wiederholten sie Alle die Worte, die ihnen am Morgen so vielen Trost gegeben hatten:

Ohne Furcht sey, wer seinem Gott vertraut!

Die fromme Stiftung.

Auf dem Arlberge, der Tyrol von dem Vorarlbergischen trennt, machen oft die Flug- und Schneewinde die Schritte des Wanderers nicht bloß unsicher, sondern verursachen auch stechenden körperlichen Schmerz. Täuschende Klüfte vergrößern die Gefahr. Das Schicksal der Unglücklichen, welche auf dem unwegsamen Pfade fielen, rührte schon in der Vorzeit ein kindliches Gemüth. Voll heiliger Liebe stiftete es ein Denkmal, das allen späteren Geschlechtern überliefert ward, um einen edeln, kräftigen Sinn zu beschauen.

Heinrich, ein Findelkind, war es, das im Jahr 1386 die St. Christophs-Brüderschaft am Arlberge stiftete; der Zweck der Anstalt war einzig die Rettung der Unglücklichen. Es ist rührend, den Anfang dieser Stiftung zu betrachten; er war nur unbedeutend, aber der fromme Mensch vollendet sein Werk und überläßt der Vorsehung das Gedeihen. Einfach erzählt der Stifter den Ursprung der Sache mit den Worten:

„Ich Heinrich Findelkind. Mein Vater, der mich fand, hieß der Mayr von Kempten. Er verdarb Bürgschaft halber, und hatte neun Kinder; ich Heinrich Findelkind war das zehnte. Da wieß er uns zur Hälfte fort, daß wir in Dienste gehen sollten. Da kam ich, Heinrich Findelkind, zu zwey Priestern, die wollten gegen Rom ziehen; mit diesen ging ich über den Arlberg, und kam zu Jacklein über den Rhein. Da sprach Jacklein: „Wo wollt ihr mit dem Knaben hin?" Da sprachen die Herren: „Er ist zu uns gekommen auf dem Felde." Da sprach Jackel: „Wollt ihr ihn hier lassen, daß er uns das Vieh hütet?» Da sprachen sie: „Was er thut, das ist uns lieb." Da dingten sie mich, und gaben mir das erste Jahr zwei Gulden. Da war ich bey dem sogenannten Jacklein zehn Jahre; da ging ich mit ihm zur Kirche im Winter, und trug ihm das Schwert nach. Da brachte man viele Leute, die da waren auf dem Arlberge im Schnee verdorben, denen hatten die Vögel die Augen aus- und die Kehle abgefressen. Das erbarmte mich, Heinrich Findelkind, so schmerzlich. Da hatt' ich fünfzehn Gulden verdient mit dem Hirtenstab, da ruft ich und sprach: ob Jemand wollte nehmen diese fünfzehn Gulden, und einen Anfang wollt' anheben auf dem Arlberg, daß die Leute nicht also verdürben; das wollte Niemand thun. Da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hülfe, und den lieben Herrn, der ein großer Nothhelfer ist, St. Christophen, und fing an mit den fünfzehn Gulden, die ich mit dem Hirtenstab vom Jacklein über den Rhein verdient hatte, und rettete im ersten Winter sieben Menschen das Leben mit dem heiligen Almosen. Seit damals haben mir Gott und ehrbare Leute geholfen in den sieben Jahren, als ich und meine Helfer haben Lebenshülfe geleistet fünfzig Menschen, und den Anfang hub ich an im Jahr der Welt 1386 am Tage Johannis des Täufers.«

Der Jüngling wußte, daß seine Gabe, so rein dargebracht, wuchern würde. Leopold der Stolze, Herzog von Oesterreich, gab ihm am sieben und zwanzigsten Dezember 1386 einen Lob- und Freiheitsbrief zu seinem schönen Zweck, auf der Höhe des Arlberges, wo es für dienlich geachtet wurde, ein Haus zu bauen. Nun sprach Heinrich fromme Herzen auch in entfernten Gegenden an; von 1368 bis 1414 zog er durch ganz Deutschland, von der Brente bis zur Ems, durch Böhmen, Ungarn, Polen, Kroatien, und sammelte Beiträge. Der einfältige Sinn des Jünglings rührte die Gemüther, die Unterstützung ward reichlich, und die rettende Brüderschaft gegründet. Da verfolgte von nun an der Wanderer ruhiger den gefahrvollen Pfad, und Heinrich, das Findelkind, ward ein gefeierter Name, gleich als wäre es der Heilige des Arlberges.

Die Landsknechte.

II.

Dem Höllenfürsten ward bekannt,
Es gäb' im deutschen Reiche,
Soldaten, Landsknecht nur genannt,
Verhaßt durch ihre Streiche;
So wild, so roh, so zügellos,
Daß Gott und Menschheit es verdroß.

»Das wär' ein Fressen!« Satan sprach,
Und ruft Beelzebuben.
„Schnell setze diesen Leuten nach,
Und grabe ihnen Gruben.
Bringst du ein Schock mir, — auf Parol!
Du bist mit mir zufrieden wohl.«

Der sprach: »Herr! wie Ihr es befehlt; —
Entsteigt der Hölle Schlünden,“
Und hat sich auch nicht lang gequält,
Den Menschenschlag zu finden.
Des Teufels Nase war gar fein,
In einem Wirthshaus tratt er ein,

Geht hinter'm Ofen unsichtbar,
Durft auch nicht lange warten,
So kamen Landsknecht, eine Schaar,
Mit Würfeln und mit Karten;
Da gieng das Spielen denn nun los
Und Bier und Wein in Strömen floß.

Jetzt gab der Teufel Achtung sehr,
In Einen einzufahren,
Er dacht': »Ich fange mir schon mehr,
Hab den ich bei den Haaren."
Er hatte stete Obacht d'rauf,
That wer den Mund zum Saufen auf.

Und dachte: „Kommt nur erst ein Fluch,
Und öffnet er den Rachen,
Dann bin ich Teufels mir genug,
Den Garaus ihm zu machen.
Gießt dann das Bier er in sich ein.«
So rutsch' ich schleunigst hinterdrein.«

Vergeblich ist all' seine Müh',
Nicht Einen kann er fangen,
Das Glas ergreifet Einer nie,
Ist nicht der Wunsch ergangen
Von einem Nachbar aus der Rott':
„Herr Bruder, Dir gesegn' es Gott!"

Den glaubt er, hat er schon beym Band,
Der jetzo greift zum Glase;
Schon steht er an des Ofens Rand,
Sollst sehen, wie ich spasse!"
Er trinkt, — da schreits vom Winkel für:
Herr Bruder, Gott gesegn' es Dir!

So geht's den ganzen Abend fort. —
„Bey so bewandten Sachen,"
Denkt Satan: „ist das wohl kein Ort,
„Ein gut Geschäft zu machen.
„Ich werde mich skifiren, — doch
„Wart ich ein klein Weilchen noch."

Da tönet eine Stimme her
Von einem der Soldaten:

„Herr Wirth, laß auf den Abend er
»Den armen Teufel braten,
„Dort hintern Ofen trifft er ihn,
»Dann schnell mit ihm zum Feuer hin!

Der Söldner sprach von einem Hahn,
Den er dort aufgehangen, —
Der Teufel aber war im Wahn,
Sie wollten ihn erfangen,
Drum schlug er schnell den Ofen durch,
Und eilte in die Höllenburg.

Er sprach da d'runt zu seinem Herrn:
„Herr aller Höllengeister!
„Die Landesknechte halt ja fern,
»Denn die sind unsre Meister.
„Von ihnen ward ich um ein Haar
„Gebraten und gefressen gar.«

„Wenn freylich das sich so verhält,“
Sprach nun der Oberrteufel,
„War's besser, du gabst Fersengeld,
«Das leidet keinen Zweifel.
„Wir haben Volk auch ohne sie,
„Indeß bedaur' ich deine Müh!“

Ein jeder Landsknecht seit der Zeit,
Hab er geraubt, gestohlen,
Ist von dem Teufel stets befreyt,
Er wird ihn niemals holen. —
Ein Landsknecht kommt, es ist gewiß,
Nie in der Hölle Finsterniß. —

Wenn nun ein Landsknecht in der Höll',
Nach Diesem findet keine Stell',
Und wenn, — seit dem sie in dem Himmel
Erhuben ein so groß' Getümmel, —
St. Peter nimmer sie läßt ein,
Wo sollen nach dem Tod sie seyn? — —

Ich glaube gar — Gott sey's geklagt —
Sie reiten mit der wilden Jagd. —

Könnt Ihr das Räthsel euch nicht lösen,
So denkt: Es sey ein Schwank gewesen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 8tes Stück.

Kaspar der Thoringer.

(Von Burkhart Cyrillus.)

Auf seinem hohen Felsenschlosse, das in einer wildromantischen Gebirgsgegend des Salzburger Landes stand, lebte seit geraumer Zeit der tapfere Kaspar der Thoringer. Oft äußerte in der Nähe seiner Getreuen sich sein Unwille laut und heftig, daß nirgends ein Anlaß zu einer ernstlichen Fehde sich zeige, und die Gegenwart in träge Schlafsucht versunken zu seyn schiene. Die Jagd war das einzige Vergnügen, wo er noch zufriedene Augenblicke fand. Er benützte aber auch diese ritterliche Lust in vollem Maße. Selten verging ein Tag, wo nicht sein Jagdhorn in den wildesten Partien des Waldes erklang, und von ihm aufgeschreckt, das edle Wild in vollem Laufe entfloh. Vordem war ein anderer Wirkungskreis dem wackern Thoringer bestimmt gewesen. Er hatte in mancher heißen Feldschlacht für Bayerns Wohl sein Blut vergossen, und Ruhm und Ehre reichlich eingeerntet. Es war keine Uebertreibung, wenn Manche ihn den Schrecken der Feinde nannten. Denn, wo sein Schwert blinkte, da sproßte der Sieg auf, und sein Panier drang

im kühnen Fluge stets vorwärts. Der schöne Zeitraum von Kaspars kriegerischen Thaten war unter der Regierung des alten Friedrichs, Herzogs von Bayern = Landshut. Dieser Regent starb schnell und unvermuthet, und sein Todesfall veranlaßte eine große Veränderung am Landshuter Hofe.

Heinrich, der nunmehrige gebietende Herr, war kaum über die Jahre der Minderjährigkeit vorgerückt, und zeigte leider schon jetzt, daß ein überwiegender Hang von Stolz, Rachsucht und wollüstiger Neigung ihn beherrsche. Traurig für das Wohl des Landes war es, daß Männer wie Georg Ahamer, Ulrich von Ebran und noch einige Gleichdenkende, volle Gewalt an der Regierung bekamen. Ihre Rathschläge waren stets auf die Neigungen des jungen Fürsten berechnet, und fanden daher leicht bei ihm Eingang. Vergeblich war das Bemühen des edlen Erasmus Preysinger, der im Verein mit Kasparn, sich oft in der Nähe des Fürsten gegen Ahamers Maßregeln erklärte. Aber vom genannten Höfling schon gestimmt, äußerte Heinrich sich stets gegen die edlen Vaterlands-Freunde auf eine zurückstoßende Art.

Glühend vor Unwillen sagte einst nach einem Auftritte von der Art Kaspar zu Erasmus: »Ich entferne mich vom Hofe, wo das Unrecht triumphirend einherschreitet, und Schurken das Recht zu haben glauben, den redlichen Mann zu verspotten.“ Er suchte Preysinger zu gleichem Entschlusse zu bringen, dem aber seine Verhältniße bloß erlaubten, auf einige Monden vom Hofe abwesend zu seyn. Diese versprach er, ganz in Thoringers Gesellschaft zu verleben. Schon am andern Tage verließen Beide einen Aufenthalt, der ihnen in letzterer Zeit so viele trübe Stunden gemacht, und schlugen den Weg nach Kaspars Stammveste ein. Dieser führte am Schlosse Erasmus vorüber, was denn zur Folge hatte,

daß die Weiterreise für einige Wochen verschoben wurde. Dem Thoringer war es im Anfange gar nicht lieb, doch gab sich dieß bald. Er dachte an gar keinen Aufbruch mehr.

Diese so plötzliche Sinnesänderung Kaspars bewirkte die Liebe. Margaretha, Erasmus einzige Tochter, hatte in seinem Herzen ein ihm bis jetzt völlig unbekanntes Gefühl erregt. Von Tag zu Tag stieg seine Leidenschaft. Einst, da er Margarethen allein überraschte, gestand er ihr die Gefühle seines Herzens. Das Burgfräulein, hoch erröthend, wollte entfliehen, doch Kaspar hielt sie zurück, und sagte: „Also liebt Ihr mich nicht? — hätte ich mich getäuscht, wenn ich in Euren Augen süße Hoffnungen für mich zu lesen glaubte? — Ich kann ohne Dich nicht leben, Mädchen! Mein mußt du werden!“ Er riß sie mit diesem Ausrufe heftig in seine Arme. Indem trat der alte Preysinger herein. „Aha,“ rief er lächelnd bey Erblickung dieser Gruppe, »schon richtig?“ »Ach!« rief Kaspar aus, indem er Margarethen aus seinen Armen ließ und in trübes Hinbrüten versank, „sie liebt mich nicht!“ »Was?“ fiel Preysinger ein, »sie liebt Dich nicht? — Davon weiß ich just das Gegentheil. Gestern Abend —“

»Vater,“ rief das Fräulein, und erröthete höher, „ich beschwöre Euch —“

„Ach was! Du brauchst dich nicht zu schämen, daß Du mir gestandest, dieser Ritter sey Dir nicht gleichgültig; an seiner Seite allein würdest du froh durch's Irdische wallen. Ich sehe, Kaspar denkt, wie du. So segne ich denn freudig einen Bund, der denen, die ihn schloßen, bey dem schönen Einklang ihrer Herzen, eine so wonnige Zukunft verheißt.»

Der Thoringer glaubte zu träumen. Er konnte seine Seligkeit nicht fassen. Als endlich sein Gemüth ru-

higer wurde, da faßte er Preysingers Rechte, und indem sein anderer Arm die Braut umschloß, sagte er: »Ihr sollt in mir stets einen guten Sohn, einen braven Gatten finden.“ Bald feyerte Kaspar sein Hochzeitfest auf seiner Burg Thoring. Sein Schwiegervater blieb einige Zeit bey ihm, und ergötzte sich innig an dem aufblühenden Glück seiner Lieben. Bald aber riefen Verhältnisse ihn an Heinrichs Hof zurück. Kaspar sagte beim Abschiede: „Mag's Euch in Landshut baß behagen; ich glaube aber wenig daran. Denn die alten Spieler sitzen dort noch fest am Hofe des jungen Fürsten, und ihre Leibstückchen ertönen noch immer, so wie sonst.« Als Erasmus darauf erwiederte, er hoffe, daß Alles gut gehen werde, und ihn einlud, nach einiger Zeit auch wieder einen Versuch zu machen, wie sichs in Landshut lebe, sagte Kaspar: „Das werde ich wohl nimmer thun. Auf meiner Burg bin ich Fürst, und kann mit voller Kraft das Gute schaffen. Nein, ich gehe nicht nach Landshut.« —

Nach Verfluß einiger Wochen schrieb Preysinger, daß es an Heinrichs Hofe jetzt weit schlimmer herginge, wie ehedem. „Ahamer“ hieß es im Briefe, „beherrscht schon längst, wie bekannt, mit voller Gewalt den Fürsten. Jetzt hat er auch noch seine Schwester in dessen Nähe gebracht, und die leichteste Aufforderung dieses jungen koketten Weibes bewegt Heinrichen zur unsinnigsten Verschwendung der Schätze des Landes.“ — „Schöne Wirthschaft brummte Kaspar während des Lesens: „Schlechte Menschen mißbrauchen die Jugend des Fürstrn, und führen ihn einem Abgrund entgegen. Bald werden die Stände des Reiches ein ernstes Wort mit den Günstlingen Heinrichs sprechen müssen. Ich bin der Erste in ihren Reihen, und — Heinrich! meine Stimme sollst Du vernehmen.“

Nach einiger Zeit versammelten sich wirklich die Stände in Landshut, und der edle Thoringer ermangelte nicht, sich einzufinden. Er und Erasmus Preysinger bildeten bald einen Verein edler Männer, die den schönen Entschluß faßten, wahres Bürgerglück auf den Fluren Bayerns zu verbreiten. Aber die schmeichlerischen Fürstendiener, an deren Spitze der kabalenreiche Ahamer stand, wirkten dem Bemühen der patriotischen Männer stets entgegen, und ihre schönsten Plane wurden verworfen.

Ein geringfügiger Umstand gab dem Fürsten bald darauf Anlaß, die Ständeversammlung wieder aufzuheben, als sie kaum recht begonnen hatte. Voll Unwillen kam Kaspar auf Thoring an. „Ich habe,“ sagte er zu seiner Hausfrau, »mich an Heinrichs Hofe vielen üblen Empfindungen Preis gegeben. Wenn man so mit ansehen mußte, wie Ahamer und seine feinen Consorten muthwillig Alles unterdrückten, was zu des Landes Bestem dient, welch' bitteres Gefühl regte sich da in der Brust der edelsten Männer! aber ich gab vielen beim Abschied die Hand darauf, daß, wenn heute oder morgen eine Veränderung sich ereignen sollte, meine Denkungsart für Freiheit und Recht die nämliche bliebe.“ „Lebe,“ erwiederte Margaretha, »von nun an dem häuslichen Glücke auf Deiner Burg, und laß sie in Landshut machen, was sie wollen.« »Wie?« entgegnete Kaspar sehr ernst, »Margarethe, das ist doch nicht deine wahre Meinung? — Nein,« fuhr er fort, »ich bin ein ächter Bayer, und als solcher ist mir stets das Glück des Vaterlandes heilig. Muß ich auch jetzt einen müßigen Zuschauer bei dessen Klage abgeben, so soll es doch nicht immer so seyn.« In diesem Augenblicke kam sein kleiner Georg in das Gemach (längst schon hatte Margaretha ihn mit einem kräftigen Stammhalter beglückt), und steckte lächelnd sein kleines Händ-

chen dem Vater entgegen. Mit süßem Gefühl der Vaterwonne nahm Kaspar das zweyjährige Kind in seine Arme, und rief: «Knabe, auf Dir ruht meine schönste Hoffnung. Du sollst den Namen der Thoringer berühmt machen.« — Margarethe trat jetzt dicht an die Seite ihres Gatten, und indem sie ihn mit ihrer Rechten umfing, sagte sie lächelnd: »Sieh, wie unser kleiner Georg mit seinem Händchen Deinen schwarzen Schnurrbart streichelt, und dabey so ein bedenklich Gesichtchen macht, als wollte er sagen: Ich will auch einst ein so ernsthaftes Aussehen haben, wie der Vater.» Kaspar lächelte, reichte der Gattin die Hand, und so den Knaben auf dem Arme, eilte er mit ihr hinunter in den schönen Burggarten um dort die letzte Stunde des Abends mit seinen Lieben froh und heiter zu verleben.

Margaretha liebte solche stille Scenen mit voller Empfindung, und zu ihrer Freude beglückten sie solche nun öfter, als sonst. Ueberhaupt kam jetzt für Kaspar der ruhigste Zeitpunkt seines Lebens herbei. Aber man bemerkte deutlich, daß ihm diese Ruhe lästig wurde, und zuweilen gab er zu verstehen, daß nichts über ein tüchtiges Waffengewühl gehe. — Jahre gingen so vorüber, und in der einfachen Lebensweise Kaspars brachte nur zuweilen ein Schreiben eines seiner Freunde am Hofe Heinrichs, oder der Besuch eines Waffenbruders einige Veränderungen hervor. Es zeigte sich nämlich kein guter Geist in der Residenz des Fürsten. Die Bürger murrten laut; und in einem weiten Umkreise hegten die Einwohner eben diese Gesinnungen. Ueberhaupt war im ganzen Lande eine Spannung sichtbar. Sobald nun Kaspar so etwas erfuhr, bey dem man vermuthen konnte, daß da und dort ein Einschreiten der Bewaffneten nun bald erfolgen müsse, da wurde von ihm alles in der Burg auf den ernsthaftesten Auftritt vorbereitet. Alle

Waffengeräthe wurden in brauchbarem Stand gesetzt und geordnet. Die Knechte mußten sich dann oft tagelang im Fechten und Ringen, Werfen und Bogenschießen üben. Aber zu Margarethens heimlicher Freude blieb es nur immer bey den Uebungen. Es wollte durchaus keine Gelegenheit kommen, diese Mordinstrumente auf die rechte Art und Weise zu gebrauchen.

Dieser Zustand der Dinge hielt eine geraume Zeit an, und bey Kaspar bekam der finstere Mißmuth wieder die Oberhand. In dieser Stimmung zeigte er sich im Anfange vor unsern Blicken, und man weiß schon, daß nur das Jugdgetöse ihm noch einigen Trost gewährte. — Eines Tages erschien er sehr früh in dem alten Saale seiner Burg, der ringsum mit verschiedenen Waffen behangen war. Nachdenkend ging er mit langsamen Schritten auf und ab. Er murmelte eine Zeitlang leise vor sich hin, endlich aber sprach er laut: «Jagen, und immer jagen! Müßigang und immer Müßigang! Friede und immer Friede! O verwünschte Lage der Dinge! — Ha, wenn ich denke, wie köstlich ich die früheren Jahre in Waffen und Fechten hingebracht! — Da lebte ich, da galt's! da war Ruhm zu ernten; da nannte man mich, da war Thoringer noch ein Feldgeschrey . . .« Er hielt einige Augenblicke inne, dann sagte er mürrisch: »Jetzt irre ich wie der wilde Jäger in meinen Forsten umher, sitze daheim bey meinem Weibe, bin Schulmeister meines Knaben, und mache im Nothfall einige Bauern zittern. Ein schöner Wirkungskreis für Kaspar den Thoringer! Zum Teufel! es muß anders werden. Nur bald, nur bald!“ — Jetzt trat Margarethe in den Saal. Als sie die finstere Stimmung des Gatten bemerkte, schüttelte sie mit bedenklicher Miene das Haupt, wandte sich zu ihm, und fragte theilnehmend:

Marg. Immer unruhig, mein Gemahl, und immer in diesem Saale?

Kasp. Und wo sonst?

Marg. Aber immer allein mit stummen Waffen? — Was sollen sie Dir?

Kasp. Das, was einem Verliebten das Bild seiner Dirne.

Marg. Soll denn Krieg und Verheerung allein der Gegenstand der Wünsche des edlen Kaspars seyn?

Kasp. Ohne Feder schreibt man nicht, und ohne Schwert regiert man nicht; es giebt Schulfüchse, es muß auch Krieger geben. Krieger bin ich! und nun so lange schon in unedle Ruhe versunken, gleich dem gemeinen Bärenhäuter. Verstehst du mich?

Marg. Du streitest ja doch nur um den Frieden, und wäre er erlangt, so würdest Du ihn wieder hassen, wie jetzt.

Kasp. Das thun Miethlinge und Knechte. Wir Ritter fechten gegen Unrecht; und da gibt's zu fechten, so lange es Menschen gibt.

Marg. Und wer macht euch Ritter zu Richtern der Menschen?

Kasp. Unser Recht ist unsere Kraft, unsere Gesetze sind unsere Ritterpflichten. Wollte Gott, daß Jeder, der Macht hat, sie brauchte, wie wir. Tod ist Strafe der Sünde, Gott verordnete sie, wir geben sie.

Marg. Aber bey deinem Fechten fließt auch reines Blut . . . .

Kasp. Was that die Eiche draußen dem Himmel, daß der Wetterstrahl sie spaltete?

In diesem Augenblicke trat Harold, sein Leibknappe, herein, und sagte: »So eben hat der Propst von Baumbach diesen Brief gesendet. Ihr sollt gleich lesen, der Bote muß schnell wieder zurück.« — Harold entfernte

Digitized by Google

sich, und Kaspar erbrach den Brief. Kaum hatte er einige Zeilen gelesen, als er in eine sehr heftige Bewegung gerieth. »Gott!“ rief Margaretha, die oben am Fenster stand und ihn beobachtete, »Gott, was mag er lesen? Ich fürchte, es zieht ein Ungewitter von Landshut her. Gewiß, es muß was Großes seyn. Kaspar stampfte mit dem Fuße auf den Boden, schlug sich vor die Stirn und rief heftig: »Das ist zu arg:“ Er blickte nun auf sein Weib, und fuhr fort: „Geh' zu deinem Sohne und deinen Frauen, Margaretha! mich lasse jetzt allein.« — Schüchtern entgegnete sie: »Darf ich nicht hier bleiben, lieber Kaspar?« Unwirsch sagte er: „Nein, nein.“ — Gemildert setzte er hinzu: „Du bist mein Weib, ein braves Weib; aber doch immer nur ein Weib. Ich muß allein seyn!« Seufzend ging Margaretha ab, und Kaspar sagte: »Nun muß ich noch einmal das heillose Schreiben lesen.» Laut begann er:

„Wir können und sollen Euch nicht länger bergen, „wie uns Heinrichs, oder vielmehr seiner Räthe, harte „Regierung fürbaß unerträglich sey, und wie wir, und „wohl gegen die vierzig der vornehmsten Bürger, auch „einige Ritterleute, uns entschlossen haben, den Ahamer „den Kloßner, den Frauenhofer und Aspenberger auf die „Seite zu schaffen, und so unsern jungen Herrn und das „Land von Verrätherei zu befreien, auch selben dadurch „zu zeigen, daß wir nicht seine Knechte seyen, mit denen „er nach Gelüsten schalten und walten könne. — In „dieser Nacht denken wir in Näckels Hause zum letzten „Mal zusammen zu kommen, und bis morgen sollen die „Schelme dort seyn, wo sie Gottes Gerechtigkeit hinsenden wird. Wir schicken diese Kundschaft an Euern Nachbarn und Freund, den Propsten zu Baumbach, damit „es kein Aufsehen mache; vom Inhalt weiß er nichts. „Wenn Euch also, edler Kaspar, das Recht und unsere

„Freiheiten lieb sind, so möget Ihr als der Ritter vor-
„nehmster, uns mit voller Macht da unterstützen, wo es
„Noth seyn wird. — Noch müssen wir Euch kund thun,
„daß der gnädige Fürst und Herr, Ludwig von Ingolstadt,
„um unser Vorhaben weiß, und wohl zufrieden damit ist.
„Wir befehlen Euch Gottes und aller Heiligen Schutze,
„und uns Euerm ritterrlichen Beistande."

Leutgeb, Asch, Pelchinger, Mosburger,
Kettner, Näckel, des Raths von Landshut.

Als Kaspar geendigt hatte, dachte er einige Augenblicke still der Sache nach. Endlich rief er mit Affekt: „Pfui! das ist Meuchelmord, das ist Rebellion; zu diesen Dingen darf man den Thoringer nicht auffordern. (Er nimmt den Brief und zerreißt denselben.) So ist's am besten! Feige Kerls, die es verdienen, von Tyrannen regiert zu werden. — Jetzt giebt's Lärm; jetzt kommt Krieg. — Kaspar, was thust du? dein Herzog! dein Vaterland! — (Entschlossen:) Ja, wenn dein Volk dich ruft, Thoringer, dann! — Der Ruf der Nation sey deine Kriegstrompete!" — —

In Landshut kamen am Bartholomäiabend die Verschwornen wirklich zusammen, um die letzte Hand ans große Werk zu legen. Sorgfältig versperrten sie alle Thüren, und glaubten so ganz sicher sich berathen zu können. Aber Näckel, in dessen Hause die Versammlung war, hatte ein Weib, die lüstern auch außer dem Hause nach dem Sold der Minne trachtete. Unter den Männern, die gerne ihr solchen reichten, befand sich auch der bekannte von Ebran. Eben als die Versammelten am hitzigsten sich berathschlagten, trat er ins stille Gemach der Rathsfrau. An ihrer unruhigen Stimmung merkte er, daß ihr etwas auf dem Herzen liegen müßte. Er forschte, und sie wollte mit der Sprache nicht heraus. Er schmeichelte so zärtlich, und bat

so sanft, mit den süßesten Worten, ihm ganz ihr Vertrauen zu schenken. Zum Unglück hatte Räckel in einer schwachen Stunde seinem Weibe den gefährlichen Plan seiner Freunde entdeckt. Das Weib, vom Schmeichler Ebrau bethört, sagte ihm nun Alles, ohne zu bedenken, in welche schlimme Lage sie ihren Gatten dadurch brächte. Wohl schwor er ihr, die ganze Sache geheim zu halten, aber noch in dieser Nacht ging er zu Ahamer, und entdeckte ihm den Anschlag. Nun erhob sich auf dem fürstlichen Schlosse Trausnitz ein furchtbarer Lärm. Man weckte eilends den Herzog, und die vertrautesten fürstlichen Räthe wurden gerufen, geeignete Maßregeln zu ergreifen. Man brachte Trabanten und Knechte zusammen, und besetzte unbemerkt Räckels Haus. Bald ging der gewaltsame Einbruch vor sich. Die vom Rath wurden alle gefangen, die Bürger entrannen, und ein paar Ritter sprangen zum Fenster hinaus. Die Verhafteten wurden sogleich mit schweren Ketten belastet, und in tiefe Kerker gebracht. Bald begann unter Heinrichs Vorsitz ein strenges Verhör, und der Rathsherr Leutgeb, ohne seine Lage zu berücksichtigen, sagte dabei dem Herzoge so bittere Wahrheiten, daß dieser auf eine außerordentliche Art aufgebracht wurde. Heftig rief er, als die Verschwornen wieder abgeführt worden waren: „Dieser Leutgeb, dieser freche Elende, soll unter den Bösewichtern am ersten stumm werden. Der künftige Morgen sehe sein Haupt fallen, ich will nicht, daß er länger athme!“ Nach dem Willen des Herzogs wurde sogleich von den Dienern desselben zur schnellen Hinrichtung Leutgebs das Nöthige verfügt. — Als der Morgen anbrach, errichtete man auf dem großen Platze vor der Martinskirche in Landshut eilig eine Bühne. Nach ihrer Vollendung stieg sogleich ein Henker hinauf, das bloße Schwert in der Hand haltend. Unten standen viele Waffenknechte herum

Es dauerte nicht lange, da kam ein langsamer Zug von einer Strasse heraus. Er ging gerade dem Schaffot entgegen; der unglückliche Leutgeb wurde von Henkersknechten herbei gebracht, und ein Mönch stand ihm auf dem letzten Gang im Leben trostreich bei. Mehrere Rathsherrn wurden in schweren Ketten nachgeschleppt, und mußten Zeugen von Leutgebs Hinrichtung seyn. Umgeben von vielen Reisigen war der Zug, den Ulrich von Ebran anführte. Aus allen Gassen strömten Schaaren des Volkes herbey; stumm und traurig sahen sie das blutige Schauspiel an. Nur als einer der gefesselten Rathsherrn sich zu einem Volkshaufen wandte, und wehmüthig sprach: „Gute Bürger, wegen euch sind wir in Fesseln!“ da erhob sich ein vernehmbares Murren unter der Menge. Ermuthigt durch dieses Zeichen, schüttelte ein anderer Rathsherr seine Ketten mit den Worten: „Das sind unsere Rathsherrnketten!“ Jetzt wurde das Murren immer lauter. Ritter Ebran rief jetzt: „Still! Auf des Herzogs Befehl! Wer murret, der soll empfindlich gestraft werden.“ Zu den Knechten sich wendend, fuhr er fort: „Eilet schnell mit Leutgeb hinauf zur Bühne.“ Einige aus dem Volke fragten nun einen der gefesselten Rathsherrn: „Müßt ihr denn alle sterben?“ „Nein!“ erwiederte dieser, „heute stirbt nur Leutgeb für euch. Wir sind seine Blutzeugen.“ Stimmen im Volke tobten nun wild unter einander: Wissen wir doch nicht einmal, warum? — Es ist abscheulich! — So handelte noch kein Herzog. Eben unsere Vorsprecher, die bravesten Männer — Und die Herrn von der Ritterschaft rühren sich nicht?“ — Jetzt wurde der Tumult immer heftiger und einige Stimmen riefen: „Tyrannei, Tyrannei! »Leutgeb, der nun auf der Blutbühne stand, rief sehr laut, indem er auf ein Haus zeigte: „Dort wohnt der Henker; er heißt Ahamer.“ Aufgebracht schrie Eb:

ran den Knechten zu: »Eilet, heillose Zauderer, und bringt Leutgeb auf seinen Sitz.« Es geschah, und auf Ebrans Wink trat der Henker mit seiner Waffe herbey. Laut rief noch Leutgeb: »Lebt wohl Bürger! denkt an diesen Tag, und daß der Thoringer lebt!“ Hundert Stimmen riefen: „Der Thoringer!» aber in demselben Augenblicke hob Ebran seine Hand empor, und Leutgebs Haupt rollte dahin in den Sand. Ein dumpfes: »Ha!“ tönte allenthalben, und eine Menge Stimmen riefen: »Thoringer! Rache! räche!« — Ein verkappter Ritter drängte durch einen der Volkshaufen sich hin zu einem andern, der nahe bei der Blutbühne stand, und seinen Helmsturz auch verschlossen hatte. Heftig rief er ihm zu: hörst du den Ruf? Jetzt komm, Kumpan! Wir eilen hin zu dem edlen Kaspar, und sagen ihm den Wunsch des Volkes.“ Die zwey Ritter eilten hastig von dannen. Ebran rief den noch immer murrenden Volke zu: »Still! im Namen des Herzogs! Wer nicht gehorcht, der soll als Rebell mit dem Tode bestraft werden.“ Er gab zugleich seinen bewaffneten Knechten Befehl, gegen einen der unruhigsten Volkshaufen vorzudringen und ihn mit Gewalt zu zerstreuen. Als sie anrückten, machten die Bürger Miene, sich zu wehren, doch einer der Angesehensten unter ihnen rief: »Entfernt Euch, ihr guten Leute; noch ist es nicht Zeit. Wartet, bis der Thoringer kommt!“ Unzählige Stimmen riefen: »Der Thoringer:« und unter diesem Ausrufe zerstreute sich die ganze Volksmenge in verschiedene Straßen.

Bald eilte Ebran hin zum Regenten, ihm das Vorgefallene zu berichten. Als er ins Gemach des Fürsten trat, war dieser eben mit dem Hofmarschall Ahamer und dem alten Preysinger in einer Unterredung begriffen. Heinrich wandte sich sogleich zu dem Hereinkommenden und fragte eifrig, »Nun, wie ging es?«

Ebran. Leutgeb ist todt; die Andern wieder im Kerker; alles ist vorbey.

Heinrich. Und das Volk?

Ebran. Murrte und sah zu.

Ahamer. So ist das Volk; laßt es schmähen, wenn es nur gehorcht. Leutgebs Blut hat die Flamme der Verschwörung gelöscht, und Heinrichs Name furchtbar gemacht.

Preysing. Aber auch verhaßt.

Heinrich. Ihr waret doch immer so besorglich, so meinen Wünschen entgegen Preysinger!

Ahamer. Und warum soll Heinrichs Name verhaßt seyn? Weil man ein paar Steuern mehr fordert! weil man Domainen an Leute verpachtet, die darum, wenn sie gleich Juden sind, doch Liebe und Achtung verdienen, weil sie die herrschaftlichen Kassen mit klingender Münze füllen! Man sagt, daß man diese und jene Freiheit einschränkt: ich antworte: Man hätte solche nie geben sollen. Und seit wann ist es unerlaubt, daß man Rebellen straft, und Mördern zuvorkommt?

Preysing. So spricht Ahamer!

Heinrich. (streng) Und so denke ich! Ich bin's müde, mir von Euch wiedersprechen zu lassen.

Preysing. Müde? Wohlan, Ihr habt meine Worte nie hören wollen; Ihr werdet sie in der Folge schon noch als gut erkennen.

Er ging ab, und Heinrich sagte: „Das ist auch ein alter Murrkopf.“ Zu Ahamer sich wendend fuhr er fort: „Ich habe vernommen, daß sich einige der Verschwornen durch Flucht retteten; man muß sie wieder einzuholen suchen. Und dann auch, inquirirt die Gefangenen mit aller Schärfe. Es ist mein Wille, daß diese verdrießliche Geschichte bald ein Ende nimmt.“ — Er wollte sich entfernen, da sagte Ebran: „Erlaubt noch, gnädiger

Herr, ein Wort. Leutgeb rief vor seinem Tode den Namen Thoringer aus, alles Volk wiederholte diesen Namen mit großem Nachdruck als den seines Rächers. Seht Euch vor, mein gnädiger Fürst, der Thoringer ist ein schlimmer Kunde." — Heinrich schüttelte bedenklich das Haupt, und ging ab, von Ebran gefolgt. Ahamer stand einige Augenblicke sinnend da, und sagte endlich: „Thoringer! Sollte er? — Er? — Nein! Er erfährt's zu spät in seinem Salzburger Land. Und dann ist er auch Mensch, kann auch sterben! (indem er abgeht) Muth und rasches Angreifen, das hilft im Leben!" — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Eremit und der Offizier.

Zwei jüdische Jünglinge besuchten den Lustgarten in N*. Sie kamen zuerst an die Eremiten-Hütte, und da einer die Thürschwelle betrat, so richtete sich der Eremit wie gewöhnlich in die Höhe, und nickte mit dem Kopfe. Die Jünglinge wurden betroffen darüber, und konnten unter sich nicht einig werden, ob der Mann lebe oder nicht. „Stupf hin mit deinem Stöcklich," sagte Levi zum Moses, seinem Kameraden. Moses stupfte hin, und da sich der Eremit nicht weiter bewegte, so war der Beschluß: „Er lebt nicht." Hierauf gelangten die Jünglinge in eine geräumige etwas dunkle Grotte, in deren Hintergrund ein Offizier eingeschlafen saß. Sie waren wieder neugierig, ob der Mann lebe oder nicht. „Gieb her dein Stöcklich, sagte Levi zum Moses, soll ich auch hinstupfen." Levi stupfte den Offizier mit dem Stöcklich ins Gesicht; dieser erwacht, ergreift ihn sogleich beim Kragen, und walkt ihn mit seinem spanischen Rohr auf's allerkräftigste und lebhafteste durch. Levi krümmt und windet sich wie ein Wurm, und schreit wie ein Besessener: „Gott's Wunder! der lebt; Moses komm zu Hülf!"

Räthselquadrat.

Das erste ist vorwärts und rückwärts latein,
Du frägst, was das Wörtchen bedeute?
Vernimm denn: So soll es ein Bindewort seyn,
So nennen es Fürwort die Leute.

Du meinst, daß ich nicht die Bedeutung gesagt,
Daß schlau ich die Antwort umgangen,
Wie dieses schon oftmals — Gott sey es geklagt! —
Der Großsultan sich unterfangen.

Nein wahrlich, so war es von mir nicht gemeint,
Ich hasse das türkische Treiben,
Und will, in so fern es mir räthlich erscheint,
Das Wörtchen dir näher beschreiben.

Das Wörtchen besteht, wird es vorwärts getrennt,
Aus zwei ächt lateinischen Wörtern,
Die binden; wie aber der Deutsche sie nennt,
Das darf ich nicht näher erörtern.

Und wenn du das Wörtchen von hinten noch trennst,
So hast du ein Zwillingspaar ditto,
Von denen das erst du Bindewort nennst,
Und Fürwort das zweyte; doch cito.

Vernimm noch: Das Fürwort im Nominativ. —
Das zweyte, zu dem ich mich wende,
Strebt nach dem Entgegengesetzten von tief,
Erklimmt es gar leicht und behende.

Zwar seltener als ehemals ist jetzt noch sein Fang
Verwegener Menschen Bestreben;
Doch, wenn er auch oftmals gelingt und gelang,
So opfert doch Mancher sein Leben.

Das hurtige Wörtchen, von hinten beschaut,
Hast gewiß du schon längst in Händen,
Und da mein Quadrat nun auch völlig erbaut,
Will mit einem Punktum ich enden.

Digitized by Google

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 9tes Stück.

Dreysylbige Charade.

Die Erste zeigt in abgemeßnen Schlägen,
Was gleich dem Phönix, der der Asch entsteigt,
Sich immer selbst verschlingt, und selbst erzeugt,
Und ewig wird die schnellen Schwingen regen.

Weißt du die letzten zwey recht zu bewegen,
So springet von geheimen Druck gebeugt,
Der Riegel Band, und wenn die Erste schweigt,
Tönt sie nach leichter Mühe dir entgegen.

Die Erste wünsch' ich jedem zu besitzen,
Der seines Lebens hohen Preis erkennt;
Doch kann sie mit den Letzten nur ihm nützen.
Es mag daher, als kleines Instrument,
Das Ganze dir von Perlen und Rubinen,
Zu einem Schmucke voll Bedeutung dienen.

Kaspar der Thoringer.

(Fortsetzung.)

In seinem Gemache stand Kaspar der Thoringer, und dachte den Plänen nach, die in seinem Kopfe sich entfalteten.

Jetzt hörte man das Horn des Thurmwächters; es kündete einen Gast an. Bald darauf tratt Harold, der Leibknappe, herein, und meldete zwey Ritter, die von Landshut kämen. „So," sagte Kaspar, „von dort her? Das können also Boten des Aufruhrs und der Fehde seyn. Führe sie hieher." — Harold ging ab, und zwey Ritter mit geschlossenen Helmdecken traten nach kurzem Verlauf in das Gemach. Kaspar reichte ihnen die Hand und sagte: „Ritter, Ihr seyd mir willkommen. Kommt Ihr im Frieden?" Einer der Ritter sagte darauf: „Ja! wir sind wahre Freunde des Thoringers." „Bruder Wilhelm," rief nun Kaspar, „Du bist es? Ich glaubte, Du seyst noch in Prag am Hofe des Böhmenkönigs." „Nein," sagte Wilhelm, indem er und sein Kumpan die Helme öffneten, „mein Geschäft dort war vollendet, und ich eilte nach Landshut, meinem Schwager, dem edlen Georg Frauenberger, einen Besuch zu machen. O Himmel, zu welcher verhängnißvollen Zeit kam ich dort an!"

Kasp. Was? solltet Ihr von den Verschwornen seyn?

Wilh. Nein, das sind wir nicht. Also Du weißt es schon?

Kasp. Ja, sie schrieben mir es. Nun, sind sie todt?

Wilh. Wer?

Kasp. Die Hofschranzen meine ich.

„Du bist im Irrthum," sagte Wilhelm, und erzählte nun weitläufig den heillosen Hergang in Räckels Behausung. Staunend vernahm Kaspar Leutgebs schnelle Hinrichtung, und daß die andern Verschwornen einer gleich grausamen Strafe entgegen sähen. Ich kam, so schloß Wilhelm am Tage der Hinrichtung zu meinem Schwager. Wir haben Beide den verwünschten Handel mit angesehen, und sind nach Leutgebs Tod gleich heimlich davon geritten, Dir die Kundschaft zu überbringen. Leutgeb

empfahl öffentlich seine Sache Dir; und das Volk rief Dich laut als seinen Rächer aus. Der Thoringer! der Thoringer! so hallte es überall."

Kasp. Schrecklicher Ruf! schrecklich, wie die Posaune des Gerichts, aber auch edel, das Höchste meiner Wünsche.

Wilh. Du bist aufgerufen, Kaspar! Vergossenes Blut, ein unterdrücktes Volk, Dein Volk fordert Dich auf.

Kasp. Brüder, Freunde! nur ruhig; ruhig. Ja wohl, wie die Erde vor dem Sturm und Ungewitter. Nie zauderte so lange mein Entschluß. Ich fühle es, dieß ist die Epoche meines Lebens. — — Geht hin durch meinen unterirdischen Gang auf meine Feste Stein, reitet von da herum zu unsern lieben Freunden, Rittern und Ständen, sagt ihnen die Geschichte, und daß ich hier gerüstet erwarte, was sie rathen werden.

Wilh. Warum nicht gleich von hier weg?

Kasp. Wäre man auf Eurer Spur, so führet sie hieher, nicht nach Stein; ich traue mehr auf Heinrichs Furcht vor meinen Namen, als auf des von Salzburgs Freundschaft. Es war stets mein Grundsatz, einem Pfaffen nie zu viel Vertrauen zu schenken. Also ihr ordnet Alles in der Ferne; ich rüste mich derweilen hier.

Wilh. Aber die Herren vom Rath werden bey diesem Verzug am schlimmsten wegkommen; ihr Leben steht auf dem Spiele.

Kasp. Für ihre gute Sache, nicht für ihre Verschwörung werde ich fechten.

Frauenb. Es könnte auch noch Ritterblut fließen.

Kasp. Das wagt Heinrich nicht.

Wilh. Höre, Kaspar, was ich und hier der edle Frauenberger dachten, als wir im Herreiten zu Dir waren. Wir meinten: Du könntest etwa gleich helfen, und zwar ohne Schwert, ohne Lärmen.

Kasp. Ohne Schwert?

Wilh. Wir glaubten, wenn Du, bey dessen Namen jedes böse Herz bebt, hingingest nach Hof, und als der Stände erster, Vorstellungen in männlich=kraftvoller Sprache machtest; durch die der Fürst erführe, welche Beschwerden das Land und die Stände drücken, und was für schlimme Diener ihn umgeben. — Und wäre es auch fruchtlos, so würde doch dadurch unsere Fehde gerecht werden. Der Fürst wäre gewarnt worden, und wir hätten als Vasallen gehandelt.

Frauenb. Thoringer, bedenkt den Ruhm, wenn Eure Gegenwart allein die Macht eines Herzogs, und Eure Stimme ein Kriegsheer aufwöge! Ihr ständet da als das lebendige Bild des souveränen Vaterlandes.

Kasp. Ruhm ist mein schönster Lohn, aber nie mein Beweggrund. Das Wohl des Vaterlandes bestimmt vorzüglich mein Handeln. Der Zeitpunkt scheint mir selbst günstig zu seyn, um mit dem Fürsten ein ernstes Wort zu sprechen. Sey es! ich will hin nach Landshut. Aber wie gesagt, ihr Beide bereitet mit den andern Freunden alles auf den ernsten Fall vor. Gelingt's meinem Munde nicht, nun, so mag dann mein Schwert Bayerns Retter seyn. Wahrheit und Recht müssen am Ende siegen.

Die Ritter entfernten sich, um schleunige Anstalt zu treffen, den gefaßten Vorsatz sogleich auszuführen. Staunend vernahm Margarethe, daß ihr Gatte den Entschluß gefaßt habe, als Redner am Hofe Heinrichs aufzutreten. Mit zärtlicher Besorgniß suchte sie Kasparn von dem unheildrohenden Ritte abzuhalten, und ihn auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die in Landshut auf allen Seiten ihn umgeben würden. Aber der edle Thoringer entgegnete immer: „Ich bin mit meinem Gewissen in Reinen,

habe als gut erkannt, mit Heinrich ein ernstes Wort zu sprechen. Mag daraus entstehen, was da wolle, hin nach Landshut muß ich nun. Gott und mein gutes Schwert sollen die Beystände in verhängnißvoller Zukunft mir seyn.«

Als Margarethe sich überzeugt hatte, daß ihres Gemahls Wille unabänderlich sey, sagte sie seufzend: „So ziehe hin; nur denke, daß ich und mein Knabe das Recht haben, Dich aufzufordern, Gefahren so viel nur möglich zu vermeiden, und Dein theures Leben nicht gering zu achten. Denn," so schloß sie, indem sie ihn umfing, «Dein Fall würde zugleich mich und unsern Georg vernichten.« „Sey gutes Muths," entgegnete Kaspar, „ich falle nicht. Es regt sich ein Gefühl in meiner Brust, das den besten Ausgang mir verspricht. Zage nicht, Margaretha, und zeige Dich als ein echtes deutsches Weib.»

Margarethe gab sich Mühe, nach dem Willen ihres Gatten zu handeln. Gefaßt reichte sie ihm die Hand, als er bald darauf in Begleitung Harolds und noch zweyer Knechte, von Burg Thoring wegritt, dem gesteckten Ziele entgegen.

Beklagenswerth war das Schicksal der unglücklichen Rathsherrn in Landshut. Auf Betrieb des gefühllosen Ahamers wurden sie unmenschlich gefoltert, und Schmerz und Angst bewegten Manchen unter ihnen zu Aussagen, welche er in der Folge wieder zurücknahm, die aber Heinrichs Höflinge als vollen Beweis gelten ließen. Während der Untersuchung fiel starker Verdacht auf die beiden Laininger, Hans und Ortolph, daß auch sie Antheil an der Verschwörung genommen hätten. Die Strenge, die gegen die Beschuldigten ausgeübt wurde, schreckte die zwei Brüder. Eines Morgens tratt Ebran in's Gemach des Fürsten und brachte die Nachricht, daß in der Nacht die beyden Laininger entflohen seyen. Der Fürst fragte

Ahamer, mit dem er schon zuvor eine Unterredung hatte: „Soll man den Flüchtlingen nachsetzen? oder doch wenigstens ihre Güter einziehen?“

Ahamer. Ich rathe zu Keinem von diesen beiden Dingen. Weil es nur die zwey aus dem Ritterstande waren, so stellt Euch, als ob ihr nichts wüßtet. Wenn ihr dann gleich die vom Rathe hinrichten laßt, so schreckt es das Volk; und die Ritterschaft, die Ihr in den Lainingern schontet, nimmt sich dessen nicht an.

Ebran. Wenn sie aber, wie Gundelfing, zum Herzog Ludwig von Ingolstadt gingen?

Ahamer. So würden sie uns so wenig wie Gundelfing schaden. Höchstens machen sie kleine Einfälle und Streifereien, und dann wirft man sie einmal als Räuber nieder.

Heinrich. Ahamer hat Recht. Und nun, Ebran, noch eine Frage: Wie steht es mit den gefangenen Rathsherrn — sind sie noch nicht reif zum Tode?

Ebran. So eben wollte ich Euch bekannt machen, gnädiger Herr, daß das Fragen ein Ende hat, und ich ihr Todesurtheil Euch hier zur Unterzeichnung vorlege.

Heinrich. Gebt her, laßt mich meine Ruhe unterzeichnen.

Ahamer. Mein Fürst, es wäre besser, wenn Ihr noch wartetet.

Heinrich. Warum warten? Ihr eiltet doch auch, als ich den Befehl zur Hinrichtung Leutgebs gab.

Ahamer. Der war der Rädelsführer, der mußte gleich daran; mit seinem Tod schrecktet ihr das Volk; und das war für den Augenblick genug. Nun müßt ihr aber besorgt seyn, daß Ihr das Alles mit dem Schein des Rechts decket. Laßt die Hinrichtung anstehen, so glaubt man, es wäre der Prozeß so lang, und laßt sie dann geheim geschehen, so wird darüber nur gemurrt, und

das Volk gewöhnt sich, die Gesichter nicht mehr zu sehen.

Heinrich. Wenn sie aber entkämen? wenn man sie zu retten trachtete? — wenn —

Ahamer. Wie? wer? — Das Todesurtheil könnt Ihr immer unterschreiben, so kann man in jeder Stunde Gebrauch davon machen.

Ebran. Wenn man ihnen einstweilen die Augen ausstäche? Dieß wäre doch ein Anfang von Strafe.

Ahamer. Ein guter Rath! Sterben sie dann vielleicht selbst, so könnte man sagen, sie wären eines natürlichen Todes gestorben.

Heinrich. Gebt her; das will ich dem Urtheil beisetzen. (nachdem er geschrieben) Nun ist's geschehen; nun kann ich sagen: Ich bin Herr!

In diesem Augenblick vernahm man in der Ferne ein dumpfes, wildes Lärmen. Die Höflinge machten bedenkliche Gesichter, und Heinrich sagte furchtsam: »Was muß denn das seyn?« Ahamer öffnete jetzt ein Fenster und sagte: „Der Lärm kommt näher; es ist das wilde Geschrei des Volkes.«

Heinrich. Ebran, eilig! seht, was es ist! Nehmt Waffenknechte mit. (Ebran ab.) Merkt Ihr, Ahamer, daß nicht alles so ruhig ist, als Ihr meint?

Ahamer. Das ist nur noch Wiederhall des jüngsten Aufstandes. Wiederhall ist keine rechte Stimme, verachtet ihn also.

Eilig stürzte jetzt Ebran herein, seine Miene drückte heftiges Erschrecken aus, und er sagte beinahe stotternd: »Der Thoringer reitet zur Stadt herein!«

Vereint riefen Heinrich und Ahamer: „Wie? der Kaspar?« Ebran entgegnete versichernd: »Ja, ja, der Kaspar!“

Heinrich. Allein?

Ebran. Mit einigen Knechten. Die Aeußerungen des Volkes sind bedenklich; es umringt ihn und schreit: Der Thoringer; der Rächer, der Befreyer! sie küssen ihm bald die Hände, bald die Sporen, bald sein Pferd. Jammerklagen und Bitten wechseln miteinander ab.

Heinrich. Was kann dieser Mann wollen?

Ebran. Auf keinen Fall etwas Gutes.

Ahamer. Hm! Vielleicht führt ihn nur Zufall hierher — vielleicht —

Heinrich. Vielleicht — und vielleicht nicht. Und was dann?

Ahamer. Ich vermuthe, zu seinem Schwiegervater, dem Preysinger, wird er gekommen seyn. Ist dieß die Absicht seiner Reise, dann mag's gut werden. Man legt ihm nichts in den Weg, gibt ihm keinen Anlaß zum Aufbrausen. Und was will er auch machen mit den wenigen Knechten?

Heinrich. Ahamer! Euer Gesicht sieht nicht so aus, daß es zu Euern Worten paßt. Wenn nur der Verwegene, gereizt durch den Zuruf des Volks, keinen ernsten Versuch macht, die verrätherischen Rathsherrn zu befreien. —

Ebran. Aus Vorsorge könnte man an ihnen das gefaßte Urtheil schnell vollziehen, sie blenden, und so für immer unschädlich machen.

Heinrich. Es ist mein Wille. Vollzieht schnell das unterzeichnete Urtheil.

Ebran eilte hinaus, und der Fürst ging mit unruhiger Miene im Gemache auf und ab. Verworrenes Getöse schallte vom Schloßplatze herauf. Ahamer trat an das Fenster und rief: «Ha! er reitet geraden Weges hierher.“ Heftig fragte Heinrich: „Wer?“ Ahamer entgegnete: »Ein ganz geharnischter Ritter; wenn mich nicht alles trügt, so ist es der Thoringer. — Immerhin! er

reifet seinem Grabe entgegen.« „Ahamer,“ sagte Heinrich bedenklich, „ist diese Versicherung gewiß? Eure Miene wird immer verwirrter.“ »Das macht das Nachdenken, gnädiger Herr,“ versetzte der Höfling, „so ein Gast muß mit ganz eignen Worten empfangen werden.“ — Eilig kam jetzt ein Hofherr herein, und sagte: „Kaspar der Thoringer ist draußen, und will vorgelassen werden.« Ahamer sagte leise zum Fürsten: „Geht in's innere Gemach, gnädiger Herr. Wir wollen uns vorbereiten.« Unwillkürlich rief Heinrich: „Man sagt, es sey ein schrecklicher Mann.“ Muthig versetzte Ahamer: »Er ist Euer Unterthan und nichts mehr. Führt er stolze Worte, so müßt ihr noch stolzere gebrauchen. Denkt, daß ihr Fürst seyd, und stellt Euch hoch gegen ihn.“ »Ich will so handeln,« erwiederte Heinrich, und verfügte sich in's innere Zimmer. Ahamer blieb stehen, und sagte etwas leise: »So wird der Kaspar gereizt; er vergißt sich, und es kann eine Scene kommen, die ihm sein Todesurtheil diktirt.« Laut sagte er nun zum Hofherrn: „Laßt den Ritter hereinkommen, und da warten.« Dieser eilte hinaus, Ahamer zum Fürsten. — Nach kurzem Verlauf trat in Begleitung einiger Hofherrn Kaspar der Thoringer mit finsterer Miene in's Vorgemach. Mit festem Schritt ging er in den Vordergrund, während seine Begleiter an der Thüre stehen blieben. Im unwilligen Tone sagte er: »Warten soll ich? Bin's nicht gewohnt. — (Halblaut, indem er auf und ab geht) Da bin ich denn im Vorzimmer, an Heinrichs Hof, und kriechende Höflinge um mich herum. — Schöne Dinge, die mir's Volk zurief!» Hätte ich das alles vorher gewußt, ich wäre nicht gekommen. — (Zu den Hofleuten) Nun, werd ich mich noch lang gedulden müssen? (Alles tritt in scheuer Ehrfurcht vor ihm zurück) Wie sie schleichen die Niedrigen! — Sonst war es anders! Wenn ich zum alten Herzog Friedrich

kam, da eilte er mir entgegen, wir gaben uns den Handschlag; er nannte mich Freund Thoringer, und kam ich aus der Fehde, die ich für ihn gefochten hatte, da umarmte er mich auch oft mit inniger Freundschaft. Seine Ritter ehrten mich, aber sie scheuten mich nicht, denn sie hatten ein gutes Gewissen. Aber Heinrichs Höflinge geberden sich ja, als wenn sie den Teufel selbst sähen. — O daß ich hieher kam! — (Zu den Hofleuten) Geh' einer hinein, und sage Heinrich, daß ich da sey!« Wird's doch nicht vergessen haben! — Ein Höfling eilte ab, kam aber bald zurück, mit dem Bescheid, daß der Fürst ihm noch länger zu warten geböte. Unwillig murrte der Thoringer »Es kommt nur darauf an, ob ich auch will. Geht noch einmal hinein, und sagt: ich wäre Kaspar der Thoringer, und kein Hofschranze.“ Der Auftrag wurde befolgt, aber noch in der nämlichen Minute erhielt der Ritter die Weisung, noch einige Zeit sich zu gedulden. „So!“ war seine Antwort: »Ei! Jetzt müssen sie warten, bis ich wieder komme.“ — Mit stolzen Schritten ging er von dannen. Die Hofleute steckten die Köpfe zusammen, und nannten den Ritter einen Wilden, der gar nicht einmal wisse, was Respekt ist. »Ja,“ sagte einer von ihnen, der gern den Sprecher machte, „der hat das Warten noch nicht gelernt. Wenn er nur nicht wegen den Verschwornen kommt; — da gäb es noch ein schönes Spektakel. Spricht er in seiner gewohnten Manier mit dem Herzog, dann kann es noch arg werden. Zuletzt kommt es noch zum Krieg mit dem Stolzen; denn Freunde! ihr müßt wissen, daß er unsers Herzogs Kammer auskaufen könnte. Und dann ist er ein gewaltiger Ritter. Er hat eine Veste und drei Schlösser, und Kriegsleute kann er zusammenbringen über die Tausende. Und sein Teufelsgesicht obendrein. Sieht er doch aus, als wären Wurfspieße in seinen Augen, und stolz ist er ja wie eine ge-

krönte Majestät. Kurz von der Sache zu reden — es kann eine tüchtige Wäsche geben, und ich wette mit jedem, daß am Ende noch der bärtige Ludwig von Ingolstadt mit unter der Decke steckt. Denn wo Händel zu stiften sind, da ist dieser gar gern dabei.«

Marschall Ahamer kam jetzt herein, und fragte: „Wo ist der Thoringer?“ Einer der Hofleute sagte: „Der ist längst fort. Er ließ sich verlauten, daß es möglich sey, nach einiger Zeit wieder zu kommen.“ Befehlend sprach Ahamer: „Macht, daß er kommt! Er wird bei dem Preysinger seyn. Laßt mir auch Ebran kommen. Eilt, meine Aufträge zu vollziehen.“ Die Hofleute säumten nicht. Der Marschall blieb allein im Vorzimmer, dachte einige Augenblicke still nach, und sprach dann laut: „Also, er ging fort. — O! das sieht ihm ähnlich dem stolzen, unbiegsamen Thoringer. Er wird es wohlfeiler geben oder büßen; mit ihm gibt's keinen Mittelweg, keinen Aufschub. — Er oder ich!“ — — Ebran kam jetzt herein, und fragte: »Was wollt Ihr von mir, Marschall? Eben komme ich von den Rathsherren. Ueber die Farben dürfen sie nun nimmer urtheilen, das Tageslicht ist für sie gewesen.« »Recht gut ist's,« sagte Ahamer, »daß Ihr so eifrig des Herzogs Befehle vollzieht. Und nun hört, weßwegen ich Euch rufen ließ. Es ist wegen des Thoringers. Alles ist mit Heinrich verabredet. Das lange Warten, das Lärmen des Volks, die Reden des alten Preysingers, bei dem er ist — Alles das hat ihn schon gestimmt, wie wir ihn haben wollen. Nun, wenn er wieder kommt, denn warten hat er schon nicht wollen, da wird Heinrich ihn mit stolzen, herrischen Worten noch mehr reizen, und so viel als möglich den Frechen demüthigen. Ich habe in's Feuer geblasen, was ich konnte. Es ist keinem Zweifel unterworfen, der Thoringer wird auffahren, den Herzog vergessen, und —

nun merkt wohl auf, Ebran! wenn er nur mit dem Finger nach dem Schwert deutet, so machen wir zwei ihn von hinten nieder. Heinrich nimmt die That und die Ehre, Kasparn niedergeworfen zu haben, auf sich, zieht seine Güter ein, und wir bekommen auch unsern Theil davon. Wir schreiben sogleich nach München und Ingolstadt, rufen einen Landtag aus, und sagen, was uns taugt. Wenn wir bekannt machen, daß sich der Thoringer mit seinem Schwert versündiget, wer wird's nicht glauben? — Dann geben wir den Ständen ein wenig nach, bis es stiller wird.« — Ebran schüttelte bedenklich das Haupt, und meinte, das sey ein heilloser Entwurf, und es gäbe vielleicht doch ein anderes Mittel, mit ihm abzukommen. Eifrig entgegnete Ahamer: »Er hat Geld, er hat Macht, er hat ein schönes Weib, er hat Ansehen, und kein Amt im Lande kann seiner persönlichen Würde etwas zusetzen. Er ist nicht habsüchtig, und war nie wollüstig, man kann ihm also auf keiner Seite beikommen. Sein Eigensinn ist bekannt; er weicht nie eine Handbreit von der einmal gefaßten Meinung ab. Seine Rache wäre bey halber Beleidigung schrecklich für uns; also muß er sterben." »Ja,« meinte Ebran wieder, »wenn es nur gelingt. Aber wenn er sich wehrte? wenn er Einem von uns auch den Weg zum Jenseits zeigte? wenn" — „Kein Wort mehr!« fiel der Marschall streng ein. „Pfui!" fuhr er fort. «wer wird so furchtsam seyn? Der Herzog will es so; wir müssen gehorchen. Bedenkt, wir haben zwey Dolche für Kaspars Brust; einer wird doch den Weg zu seinem Herzen finden? Nur festen Muth, dann" — Schnell kam jetzt ein Höfling herein und sagte: „Der Thoringer ist wieder da;» „Gut," entgegnete Ahamer, »laßt ihn hereinkommen, und meldet es schnell dem Herzog."

Der Hofman eilte ab; und der Marschall sagte zu Ebran: „Jetzt kommt ein entscheidender Augenblick!« — Mit imponirendem Stolze trat bald darauf Kaspar der Thoringer ein. Die zwei Anwesenden wichen bei seinem Eintritt auf beiden Seiten zurück. Kaspar grüßte keinen von ihnen, und sagte für sich: «Auf jeder Seite ein Schurkengesicht.« Er sah finster vor sich hin, und ausdrucksvolle Stille herrschte im Gemache einige Augenblicke. Endlich trat mit sehr freundlichem Gesichte Ahamer einen Schritt gegen Kaspar vor und sagte: »Willkommen am Hofe edler Ritter. Es ist überraschend, Euch da zu sehen.“ Ebran faßte nun auch Muth, und drückte in zierlichen Worten seine hohe Freude aus, den edlen Thoringer zu sehen. Kaspar erwiederte kein Wort, betrachtete nachdenkend den Griff seines Schwertes, und that überhaupt, als wenn er die beiden Männer gar nicht bemerkt hätte. Empfindlich sagte jetzt Ebran: „Wie?“ Ihr erwiedert nicht einmal unsern freundlichen Gruß? Das ist nicht ritterlich.“ Jetzt fuhr Kaspar heftig auf. „Was, nicht ritterlich? Ihr sagt mir das? Ihr wagt es?« Einlenkend sprach nun Ahamer: „Edler Thoringer, Ihr werdet Anlaß zum Unwillen bekommen haben, weil Euch der Herzog vorher warten ließ: aber ich kann euch heilig versichern: er hatte dringende Geschäfte auf allen Seiten.» »Mir recht!“ sagte unwirsch Kaspar, und fragte in demselben Tone: „Wo ist Heinrich jetzt?» Die letztere Frage richtete er an Ebran, und dieser antwortete schüchtern: „Er war — er ist — er wird seyn im inneren Gemache der Burg.“ Ahamer nahm nun das Wort und sagte: «Ich kann Euch versichern, edler Ritter, daß der Fürst bald erscheinen wird. Könnte,“ setzte er hinzu, »könnte man nicht erfahren, was Euch, Verehrter, an den Hof bringt?« „Nein,« erwiederte Kaspar kurz, «das könnt Ihr nicht erfahren.“ Schnell rief jetzt Ebran:

„Ich vernehme ein Geräusch außen. Der gebietende Herr kommt!" die Flügelthüren wurden geöffnet, und nach wenig Augenblicken trat mit vielem Gefolge, im stolzesten Gepränge, Herzog Heinrich ein. Mit einem halb abgewandten Blick betrachtete er Kaspar, der eine kurze Verbeugung machte, und mit ritterlichem Anstande gerade dastand. Einer der Höflinge brachte dem Fürsten einen Sessel herbei, Er setzte sich, und fragte sogleich: „Seyd Ihr Kaspar der Thoringer?"

Kaspar. Das ist mein Name.

Heinrich. Was wollt Ihr?

Kaspar. Ich bin da in Eurer Stände Namen, und habe für's Vaterland zu sprechen.

Heinrich. Sprecht gleich und kurz.

Kaspar. Ja. Aber wenn wir allein sind.

Ahamer (leise zum Herzog). Thut jetzt seinen Willen, es ist desto besser; wenn Ihr allein seyd, so gibt's keine Zeugen.

Heinrich. (bedenklich) Aber — aber —

Ahamer. (leise) Sorgt für nichts; wir sind im Hinterhalte. (laut) Wir wollen gehen und dem edlen Kaspar vollen Raum lassen. (Er, Ebran und das ganze Gefolge entfernt sich)

Heinrich. (sich wieder zum Thoringer wendend) Nun sprecht!

Kaspar. Gnädigster Fürst und Herr! Ihr werdet Euch meines Thuns von vergangenen Zeiten her erinnern; Ihr wißt, daß Kaspar der Thoringer stets so handelte, wie der gewissenhafte Ritter handeln muß. Freund und Feind müssen bezeugen, daß ich jederzeit Wahrheit und Recht gesprochen, und furchtlos öfter als einmal für Eures Vaters und Eures Hauses Sache geblutet habe. Ich denke also, daß ich Glauben verdiene, wenn ich Euch auf einige ernsthafte Punkte aufmerksam mache.

Heinrich. Der Eingang ist sehr gespannt.

Kaspar. Ihr drückt Eure braven Bayern mit unnützen Auflagen, die zu verlangen Ihr nicht Macht habt.

Heinrich. Ich nicht Macht?

Kaspar. König Otto's Handveste und die Eurer übrigen Ahnen müssen Euch bekannt seyn. Denn hättet Ihr sie nicht beschworen, so wären wir nicht Eure Stände. Diesen habt Ihr nun zuwider gehandelt. Und wären sie auch nicht, so hättet Ihr doch so regiert, daß das Volk aufstehen und sagen könnte: „Ihr meint es nicht gut mit unserer Wohlfahrt!“ Nun weiß man wohl, daß Ihr zu jung seyd, und eigentlich den Plan nicht macht, der den Ruin des Vaterlandes herbei führt. Auch geht bis jetzt der Haß des Volkes nur auf die, so Euch umringen, und Euch böse Anschläge geben. Diese Schurken haben wir nie für unsere Herren erkannt, und Ihr könnt sie auch nie dazu machen. Man wollte diese Brut von Eurer Seite wegschaffen, damit man Euch volle Liebe, wie sich's gebührt, weihen könnte. Man that Euch dringende Vorstellungen, Ihr hörtet sie nicht. Nun brach die Verschwörung aus in Eurer Nähe. So wahr ich Thöringer bin, das war nicht recht, ich nahm auch nicht Theil daran, ob ich's gleich erfuhr, wiewohl zu spät, um es zu verhindern. Sie wurden verrathen und gefangen; Leutgeb hingerichtet; und das beinahe zu schnell. Nun meine ich aber, und mehrere verständige Männer, daß Ihr genug gethan habt, das Volk zu schrecken. Die andern Schuldigen könntet Ihr nun wohl loslassen, und ihnen Eure eigene Schuld verzeihen. Ihr wißt, die Stände, bei allen ihren Beschwerden, blieben Euch noch immer getreu, und warteten zum Theil auf das, was Ihr auf die Vorstellung derer von Landshut thun würdet; jetzt aber müssen sie reden. Ich bin da, Euch zu sagen, Ihr möget den Gefangenen gnädig seyn, und Eure heillosen Räthe auf ihre Schlösser ziehen lassen. Wären sie was nütze, so wäre das Land nicht elend, und Ihr würdet geliebt; taugen sie aber nichts, so ist's Eure Fürstenpflicht, sie wegzujagen.

Heinrich. Und wenn ich Eure tollen Reden verlache; wie werdet Ihr dann die Miene machen?

Kaspar. Käme es so weit, dann habe ich Euch noch zu sagen, daß wir Stände von dem Augenblick an Euch für einen bösen Fürsten ansehen, und so behandeln werden.

Heinrich. Behandeln? Was? mich behandeln? Ha! das geht zu weit, unwürdiger Vasall!

Kaspar. Noch eine Frage an Euch: Werdet Ihr thun, um was ich Euch in der Stände Namen bat?

Heinrich. Nein! Nein!

Kaspar. Ich sage Euch nun unverhohlen: Ich bin das Haupt der Stände! Vernehmt auch noch, daß, wenn die Stände auch meiner Fahne nicht folgen, ich allein die Sache ausführen will.

Heinrich. Ihr? Ja, wenn mit Großsprechen Alles gethan wäre, und wenn ich tollkühne Narren laufen ließe.

Kaspar. (unwillkührlich die Hand an's Schwert legend, mit starker Stimme) Bei Gott, Heinrich! wallte nicht in Euern Adern Otto's Blut, ich würde eine furchtbare Scene schaffen.

Heinrich (sein Schwert zur Hälfte ziehend). Hilfe! Hervor, Getreue!

Mit großer Schnelle rannten jetzt Ahamer und Ebran herbei, jeder einen blanken Dolch in der Hand haltend. Sie drangen heftig auf Kaspar ein und Ahamer schrie wie rasend: „Fürstenmörder! Nieder mit ihm!“ Mit Blitzesschnelle zog der Thoringer sein Schwert. Furchtbar rief er: „Elende Meuchelmörder!“ und in demselben Augenblick hatte er schon Ahamers Brust durchbohrt, röchelnd lag er auf dem Boden. Wie eine Bildsäule stand Ebran, der Schrecken hatte ihn ganz sprachlos gemacht. Außer sich schrie Heinrich, indem er zur Thüre lief: „Wache! Hilfe! Gefolge herbey!“ Eine Menge Personen stürzten herein, unter ihnen viele Bewaffnete. Einige von diesen wollten sogleich auf Kaspar eindringen. Aber dieser stand majestätisch in der Mitte des Haufens und schwang wie ein zürnender Cherub sein Schwert. Mit dem stärksten Affekt schrie er: Wer wagt es?“ Das Drohende seiner Miene, die Kraft seiner Stimme, erregte Staunen und Erschrecken unter allen Anwesenden. Sie traten zurück, und Mancher konnte ein leises Zittern nicht verbergen. Mit großem Nachdruck sagte Kaspar, gegen den Fürsten sich wendend: „Seht, Heinrich, wie sie dastehen, Eure Helden!“ Bedeutend zeigte er nun auf Ahamers Körper und sagte: „Nehmt das zum Andenken des Thoringers!“ — Furchtlos ging er nun der Thüre zu; die Wache öffnete sich erschrocken, und er ging mitten durch sie hin. Mit dem Gefühle des Schreckens und des Zorns entfernte sich der Herzog. Ebran folgte ihm zitternd. —

// Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 10tes Stück.

Kaspar der Thoringer.

(Fortsetzung.)

Kaspar kam glücklich aus dem fürstlichen Schlosse. Außen vereinigten sich mit ihm seine Knechte, und nun ging es im vollen Jagen zur Stadt Landshut hinaus.

Auf's Höchste gereizt war der Fürst, und sein einziger Gedanke war: Krieg mit dem Thoringer und Vernichtung dieses übermüthigen Vasallen. — Viala, Ahamers Schwester, war seit einiger Zeit die erklärte Geliebte Heinrichs. Sie hatte mit ihrem Bruder den Plan gemacht, die ahamerische Familie zur ersten des Landes zu erheben. Bedeutend war schon der Erwerb an Geld und Gut, den Beide gemacht hatten. Die Zukunft spiegelte Vialen die reizendsten Bilder vor. Selbst ein Platz auf Heinrichs Throne schien ihr bestimmt zu seyn, denn seine Leidenschaft für sie wurde täglich größer, und oftmals sagte er zu ihr: „Du bist das einzige Weib, das ich mit voller Seele liebe!“ Die Gewißheit hievon, und dann die Macht ihres Bruders, die mit jedem Tage sich vergrößerte, schufen in Vialens Brust einen unbegrenzten Stolz. Wer sich nicht demüthig vor ihr bezeigte, dem begegnete sie feindlich, und

er konnte darauf rechnen, vor Heinrichs Augen keine Gnade mehr zu finden. Viala war, wie beinahe alle Geschöpfe dieser Art, im höchsten Grade verschwenderisch. Die auserlesensten Juwelen besaß sie, und oft trug sie den Werth eines Fürstenthums in ihren Haaren. Natürlich wurden von Manchem Höflinge Erpressungen angewendet, um bald diesen und jenen Wunsch der Favoritin befriedigen zu können. Wackere Männer am Hofe schwiegen aus Rücksicht für ihre Familien, und sahen seufzend das Unwesen mit an. Nur der alte Preisinger schwieg nicht, und tadelte bei jedem Anlaß Vialens Verschwendung und unsinnige Prachtliebe auf's Heftigste. „Der Alte," sagte sie öfters zu ihrem Bruder, „ist mein Feind, und er gibt sich bei Heinrich Mühe, mich um mein Ansehen zu bringen. Aber es soll ihm nicht gelingen; ich will Alles aufbieten, ihn zu stürzen." — Nach diesen Worten handelte Viala seit einiger Zeit, sie ergriff jede Gelegenheit, den alten Preisinger in Heinrichs Augen verhaßt zu machen. Aber dieser Vorsatz gelang so leicht nicht, als sie dachte. Preisingers Ansehen war zu fest gegründet, und sein männlicher Muth ein gutes Schutzmittel bei manchem ihrer tückischen Angriffe. Doch jetzt kam ein Umstand herbei, der für den Preisinger gefährlich zu werden drohte. Die bekannte Verschwörungsgeschichte fiel in diesem Zeitpunkte vor, und der alte Mann kam in Verdacht, mit manchem Verräther in Verbindung gewesen zu seyn. Viala bot Alles auf, ihm jetzt eine gefährliche Falle zu stellen. Allein mit aller Mühe konnte sie nichts entdecken, das volle Gewißheit von unerlaubten Absichten Preisingers gab. Er blieb in seinem Ansehen und gebrauchte solches noch dazu, für Manchen der Verschwornen zu sprechen, und ihr Schicksal so viel wie möglich zu mildern. Aber diese Versuche wurden von dem Regenten nicht günstig aufgenommen, und Viala, ihr

Bruder und einige ihrer Freunde, arbeiteten nun unabläßig daran, Preisingers Verderben herbei zu führen.

Noch am Morgen des verhängnißvollen Tages, an dem Vialens Bruder durch Kaspars Schwert fiel, hatte sie eine wichtige Unterredung mit demselben. Beide waren voll stolzer Hoffnungen, und sprachen zuversichtlich davon, daß der Fürst in Zukunft nur so handeln müßte, wie sie es haben wollten. Aber, o Himmel! welch ein Wechsel der Dinge kam schon in den nächsten Stunden herbei. Ahamers Ermordung und der rasche Eilritt des Thoringers aus Landshut, erregten im Innern der Stadt lebhafte Unruhen. Auch vor Vialens Wohnung zeigten sich verschiedene Truppen der Einwohner, und die lauten Gespräche derselben vernahm nun auch sie, als sie sich voll Neugierde an eines der offnen Fenster stellte. Eben gab sie einem ihrer Diener den Befehl, nach der Ursache der Bewegung zu forschen, da kam der gräßlichste Moment ihres Lebens herbei. Der Leichnam ihres Bruders wurde ins Haus geschaft. Nie gefühltes Entsetzen erregte der furchtbare Anblick in Vialens Brust; mit einem durchdringenden Schrei sank sie halb sinnlos an des Getödteten Seite hin. Doch schon nach einigen Augenblicken erhob sie sich mit wilder Geberde wieder. „Wer," so fragte sie vor Wuth und Rache zitternd, „wer that das Schreckliche?" Als sie vernahm, daß es Kaspar der Thoringer war, der ihrem Bruder den Todesstoß gab, da legte sie ihre rechte Hand auf den entseelten Körper, und schwor mit gräßlichem Ausdruck, volle Rache an Kaspar und seinem ganzen Stamm zu nehmen. Eben tratt Ebran ein, und besonnen rief sie ihm zu, die Verhaftung des Mörders zu bewerkstelligen. Als dieser mit Achselzucken erwiederte, daß Kaspar schon entkommen sey, da sagte sie verächtlich: „Memmen! waren all' eure Schwerter eingerostet, das keines einen vernichtenden

Streich gegen den Verruchten führen konnte?“ — Als der Leichnam fortgebracht war, rief sie lebhaft: „Jetzt eile ich hin zu Heinrich; seine Macht muß er aufbieten zu meiner Rache, und Mord und Verheerung beginne in Thoringers Auen.« Sie führte diesen Vorsatz auch nach kurzem Verlauf aus.

Heinrich, selbst im hohen Grade gegen Thoringer erbittert, gab willig Vialen das Versprechen, zu einem Kriegszug gegen ihn alles aufzubieten. Mehrere der vertrautesten Räthe Heinreichs kamen nun herbei, und ernstlich eröffnete er ihnen vorläufig, daß sie Eilboten an die entferntesten Feldhauptleute absenden sollten, damit solche mit ihren Mannen zum Streit gerüstet, auf den ersten Wink im Waffenfeld erscheinen könnten. Lebhaft ging's in der Versammlung her; man sah den ernstlichen Willen des Fürsten zum Kriege, und weislich hüteten sich seine Räthe, anderer Meinung als er zu seyn. Krieg gegen den Thoringer war daher die allgemeine Losung, und die Meisten prophezeiten schon im Voraus dem Regenten einen glänzenden Sieg, den höchsten Ruhm. Noch an demselben Tage ertönte Kriegsgeschrei auf allen bedeutenden Plätzen Landshuts. Verschiedene Anführer übten da und dort ihre Mannen in den Waffen, denn sie wußten aus den Munde der Räthe, daß dießmal ein rasches Zuschlagen erfolgen würde. — Viala entfernte sich nicht mehr vom fürstlichen Schlosse, um in Heinrichs Nähe jeden Augenblick zu benützen, der für die Rache dienlich zu seyn schiene. Noch am späten Abend kam ein Auftritt herbei, der für ihre Stimmung ganz geschaffen war. — Der Fürst hatte sich in eines seiner innersten Gemächer begeben. Nur die rastlose Viala hatte den Ritter Ebran noch beauftragt, verschiedene seiner Genossen zu einer geheimen Unterredung nach dem Schlosse zu entbieten. Nicht lange stand es an, da erschien

der Höfling mit Ludwig Pinzenauer, Wilhelm Hammerberger und Hans Maxelrainer. Bald kamen auch noch einige Feldhauptleute herbei, die mit diesen Rittern immer in sehr genauer Verbindung standen. Jeder sagte seine Meinung, wie bei der bevorstehenden Fehde der Thoringer am Empfindlichsten gefaßt werden könne. Die Hauptpunkte schienen in Vialens Plan sich zu befinden. Sie liefen darauf hinaus, Kasparn seine häuslichen Blüten zu vernichten. Sein Weib zu entführen, seinen Knaben zu vergiften, das waren ihrer Meinung nach Dinge, die des Versuches werth seyen. Der größte Theil der Anwesenden pflichtete ihr bei, und man war eben daran, die Art festzusetzen, wie man den höllischen Plan ausführen könne, als ein Hofmann die Ankunft des alten Preysingers meldete, der schleunigst mit dem Fürsten zu sprechen verlangte. „Führt ihn sogleich hierher, befahl Viala, „ich will dem Schwiegervater des edlen Kaspars einige Geheimnisse der Zukunft enthüllen.“ Als der Hofmann sich entfernt hatte, sagte Viala zu den Vertrauten: „Der Fürst wird noch nicht gerufen, auch wenn es der Alte will. Er muß zuerst von uns verhöhnt, gedemüthigt werden.»

Bald trat der edle Preysinger in das Gemach, wo die für ihn so unpassende Versammlung war. Er blickte unwillig umher, und sagte: „Ich will mit dem Fürsten sprechen, und mit keinem von denen, die ich hier sehe.“ „Wir haben auch keinen Murrkopf geladen,“ sagte Viala mit höhnischem Lächeln. Heftig setzte sie hinzu: „Es ist, glaube ich, in dieser ehrenwerthen Versammlung Niemand, der Verlangen hätte, mit dem Blutsfreund eines heillosen Mörders zu sprechen.« Preysingers Galle quoll jetzt auf; er sagte zornig: „Wer einen nichtswürdigen Buben erschlägt, ist kein heilloser Mörder.“ Nun kam das Gefühl der Aufregung in Vialens Brust. Mit funkelnden

Augen sprach sie die Worte: „Alter Gaukler auf der Tugendbühne, Ihr wagt es, meinen edlen Bruder einen Buben zu schelten?“ „Und Ihr wagt es,“ erwiederte Preisinger, »einen Mann zu schelten, dem große Fürsten und die edelsten Männer in diesem Gemache die Hand reichten? — Wahrlich, in diesem Herzogthum hat die Frechheit eine glänzende Höhe erreicht, denn kaufbare Frauen beschimpfen Männer, die stets das Wohl des Vaterlandes vor Augen hatten.« — In diesem Augenblick trat der Fürst in das Gemach. Mit, von unterdrücktem Weinen beklemmter Stimme, bat sie sogleich Heinrichen, dem alten Mann zu befehlen, daß er in Zukunft sie nicht mehr beleidigen dürfe, und weil sie die Liebe des Fürsten besäße, sie den kaufbaren Frauen gleich stelle. „Wie,“ rief entrüstet der Fürst, „solche Anzüglichkeiten wagt der Mann, gegen den ich schon längst gerechtes Mißfallen habe, und den nur sein Alter bisher vor Kerker und Fesseln geschützt hat?“ »Sagt lieber, seine Rechtschaffenheit, erlauchter Herr,« erwiederte mit festem Tone Preisinger, »und Ihr kommt der Wahrheit näher.“ „Ihr seyd immer,“ sagte Heinrich bitter, „ein vorlauter Mann gewesen, und Euch und Euern frechen Schwiegersohn, den Thoringer zu verderben, wäre immer eine heilsame Handlung des Regenten.“ — Preisinger setzte nun auseinander, daß er in Friedensabsichten gekommen sey, und keine Vorwürfe verdiene. Er zeigte mit siegenden Gründen, daß Kaspars That eine Folge der Nothwehr war, und machte den Fürsten aufmerksam, daß des Thoringers Macht nicht gering sey, und daß er viele und bedeutende Freunde habe. »Ich habe,« so schloß der alte Mann, „jederzeit das Wohl meines Vaterlandes berücksichtigt, und meine eignen Vortheile stets dabei in den Hintergrund gestellt. Dieß soll auch jetzt wieder der Fall seyn. Vergeßt das

Vorgefallene mit dem Thoringer, laßt mich ungehindert zu ihm ziehen, und den Rest meiner Tage auf seinem Schlosse verleben. Das meinige, mit seinen weitläufigen Besitzungen umher, werde auf immer mit den Domainen des Herzogthums vereinigt, wenn der Friede erhalten und der Wohlstand der bayerischen Bürger durch keinen verderblichen Krieg vernichtet wird." — Mit stolzem Uebermuthe nahm jetzt Viala das Wort. »Der freche Kaspar muß gezüchtigt werden, und,« setzte sie höhnisch hinzu, „was Euer Schloß betrifft, das kann der Fürst ohne Eure Schenkungsakte nehmen, und Euch dafür freie Wohnung im untern Theil des seinigen anweisen." „Ich spreche mit meinem Fürsten," sagte mit zorniger Miene Preisinger, „und nicht mit seiner — seiner Gesellschafterin." Der Fürst gebot jetzt Ruhe, und erklärte dem alten Mann, daß er vorjetzt nicht mehr nach seiner Wohnung zurückkehren könne, sondern als Gefangener hier im Schlosse bleiben müsse. Preisinger nannte dieß Beginnen widerrechtlich, indem gar kein Schein eines Vergehens da sey. Der Fürst sagte nun: „Das wird sich bei der Untersuchung zeigen." »Und,« fiel rasch Viala ein, »wer möchte hier behaupten, daß kein Schein eines Unrechts da sey? Ist dieser Mann nicht mit dem Kaspar nahe verwandt, und hat sich dieser nicht schurkisch gegen seinen Fürsten betragen? — und nach richtigen Grundsätzen, was ist der Mann, der ein schurkisches Betragen vertheidigt?« — Jetzt war es mit Preisingers Zurückhaltung zu Ende. Heftig rief er: „Bin ich darum alt geworden, um mich von einem entarteten Weibe beschimpfen zu lassen? So eine Person, für die edles Handeln ein längst vergessenes Wort ist, wagt es, Kaspar den Thoringer mit unedlen Vergleichen zu belegen, und will mir, der ich siebenzig Jahre lang auf der Bahn des Rechts wandelte, schurkische Absichten andichten?" Er war jetzt

im Zuge, und sagte Vialen die derbsten Wahrheiten. Die Benennung, womit er sie am Schluße belegte, war besonders kräftig, so daß Viala, außer sich vor Wuth, in die Worte ausbrach: „Grauer Bösewicht!“ „Genug!“ rief der Fürst, und indem er Miene machte, sich zu entfernen, setzte er hinzu: „Es bleibt dabei, Preisinger muß in's Gefängniß.“ Dieser machte noch einige Einwendungen, doch Heinrich sagte: „Ich will nichts mehr hören, es bleibt um Vialens Willen bei meinem Befehle.“ Er wandte sich rasch und ging in das Seitenzimmer. Unwillkürlich rief Preisinger: »Schwacher Fürst!« Jetzt bekam die ganze Gesellschaft, die derzeit stille schwieg, auf einmal die Sprache. Vereint mit Vialen rief Alles: „Ha, jetzt lästert er sogar den Fürsten!“ Man hörte nun rufen: »Rasch mit ihm in den Kerker! — Fort, fort! Holt die Wache!« Einer der Anwesenden eilte hinaus, um das Letztere zu erfüllen. Preisinger sah mit muthigen Blicken auf Vialen und ihre Freunde, und rief mit Nachdruck: „Ich kenne euch längst; ihr seyd alle elende Menschen.“ Jetzt war der Tumult heftig; Keiner wollte ein elender Mensch seyn. Einer der Anwesenden, der von Natur ein wenig hitzig war, schrie: »Werft den frechen Alten zum Schloßfenster hinunter, da mag er von den harten Felssteinen das Schweigen lernen.« „Ein trefflicher Einfall,“ riefen viele Stimmen, »wir vergießen kein Blut, und ihm geschieht doch sein Recht.“ „So eine Strafe hat er längst verdient,“ rief die rachsüchtige Viala: »Zaudert nicht, ihr edlen Männer — lehrt ihm das Schweigen!« Der unglückliche alte Mann wurde von einigen der Fühllosesten zum geöffneten Fenster geschleppt, und mußte den gräßlichen Sturz von der bedeutenden Höhe hinab auf den harten Felsengrund machen, der sich unten befand.

Diese neue Gewaltthat erregte unter den Einwohnern Landshuts Schauder und Entsetzen. Der Preisinger war ein edler Mann gewesen, der besonders der Armen sich menschenfreundlich angenommen, und dessen Hand nicht müde wurde, reichliche Wohlthaten auszutheilen. Daher war es kein Wunder, daß eine allgemeine Klage erscholl, als man seinen zerschmetterten Leichnam am Fuß des Berges fand. — Eine Menge Volks versammelte sich am andern Abende, wo man beim Scheine vieler Fackeln Preisingers Leiche zum Ort der Ruhe brachte. Zwei Bürger, die den Trauerzug mit angesehen hatten, hielten jetzt folgendes Gespräch:

Erster Bürger. Lieber Gott! so mußte der edle Preisinger auch d'ran.

Zweiter Bürger. Ist viel, daß ihn die Bluthunde ehrlich begraben lassen.

Erster Bürger. Man sagt, es geschieht auf des Herzogs Befehl. Er soll die rasche That nicht ganz gebilligt haben, die die rachsüchtige Viala mit ihren Vertrauten an dem alten Mann ausübte.

Zweiter Bürger. Wenn diese Regierung nicht Gottes Zorn erregt, so weiß ich nicht, was ich glauben soll. Ich habe Städte und Länder durchreist, und nie erfahren, daß man die Beschützer der Bürger so grausam ermordete. Glaube mir, solche Ereignisse fordern wieder Blut.

Erster Bürger. Laß es nur noch einige Zeit gehen. Der Thoringer und seine Freunde werden schon kommen, um mit denen da oben in der Traußnitz abzurechnen. Angefangen hat er schon sehr gut; der Ahamer war doch der Aergste. Ich denke immer, es wird nicht lange anstehen, so zeigt er sich vor Landshuts Mauern, und wir wissen, wie es in einer belagerten Stadt aussieht.

Zweiter Bürger. Und wir Bürger kommen dann gleichsam zwischen Hammer und Amboß?

Erster Bürger. Für jetzt glaube ich noch nicht, daß dieses statt finden wird. — Sieh', dort in der Vertiefung steht das fürstliche Schloß, es ist stark beleuchtet. Höre, wie darin die Trommeln wirbeln! Sie rüsten sich dort zum Kriege mit rascher Eile. Eine Menge Waffenknechte sind schon versammelt. D'rum glaube ich immer, daß es bald hinaus in's freye Feld geht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie dem Thoringer zuvorkommen wollen.

Zweiter Bürger. Komm' mit her in die Nähe des Schlosses, wir wollen die kriegerischen Zubereitungen genau betrachten, und vielleicht einem oder dem andern von Thoringers Freunden einen nützlichen Wink geben. (Beide gehen weiter.) —

Voll banger Besorgniß harrte auf der Veste Thoring die edle Burgfrau auf die Rückkehr des Gatten. Jeder Ruf des Thurmwächters erfüllte sie mit einer frohen Ahnung, doch immer blieb solche unerfüllt, und in Margarethens Brust senkte sich dann trüber Kummer, und bange Besorgniß für ihren geliebten Kaspar. — Eines Morgens ertönte wieder das Horn des Burgwarts. Freudig vernahm Margarethe in ihrem Gemache den Ton. Sie hoffte wieder; und Mißmuth zeigte ihre Miene, als ein Knappe zwei fremde Ritter meldete, die mit der Burgfrau zu sprechen wünschten. „Führe sie herein," sagte sie zum Knappen. Ihr Befehl wurde erfüllt, und bald traten die Ritter ein. »Verzeiht, edle Frau,« hob hier der erste an, »wenn wir Euch vielleicht in irgend einem Geschäfte stören. Wir hörten, daß der wackere Thoringer nocht nicht zurückgekehrt sey. Darum wollen wir mit seiner lieben Hausfrau sprechen, und ihr sagen, daß wir alte Freunde von ihm sind.

Margarethe. Ihr seyd mir willkommen, edle Ritter. Nennt mir Eure Namen; ich kenne so ziemlich meines Kaspars Freunde.

Hans Laininger. Ich bin Hans Laininger, und das ist Ortholph, mein Bruder. Wir mußten flüchten vor Heinrichs und seiner Räthe Wuth, und suchen nun auf Thorings Veste Rath und Schutz, und eine gastfreundliche Aufnahme.

Margarethe. Heil dem Schlosse Kaspars, daß es würdig ist, solcher Männer Zufluchtsort zu seyn. — O wär' er da! wär' er wieder da! Verzeiht einem Weibe. Nie war mir so bange um ihn.

Hans Laininger. Beruhigt Euch. Was könnte ihm geschehen?

Margarethe. Und wenn er auch wieder kommt — o! mir ahnet dießmal keine Freude.

Ortholf Laininger. Ei was, noch sind nicht alle Stricke zerrissen. Mag's immer Krieg geben, Euer Kaspar wird schon wieder den landshuter Herren zeigen, daß er Meister im Felde ist. Ich sage Euch, es ist eine heillose Regierung dort, es muß dreingeschlagen werden.

Margarethe. Was wird das Alles noch für ein Ende nehmen?

Hans Laininger. Ein gutes Ende wird mit Gottes Hilfe Euer Kaspar herbei führen.

Margarethe. Ich hoffe es, daß des Höchsten Hilfe meinem Gatten nie fehlen wird. Wohl ist mein Kaspar ein wilder Mann, der nicht gar zu oft in die Burgkapelle kommt, und manchem Pfaffen gern aus dem Wege geht, aber deßwegen doch kein Verächter des Heiligen.

In diesem Augenblicke schallte eine Trompete lustig von der Warte, und ein froher Tumult wurde in der ganzen Burg vernommen. Bald kam ein Knecht herein, und sagte eilig: „Der edle Burgherr kommt mit einem ganzen Zug bewaffneter Ritter und Knechte!"

Margarethe. O Dank dem Himmel, daß er gesund von Heinrichs Hofe wegkam, und wiederkehrt in seine Mauern!

Hans Laininger. Wer mögen die vielen Bewaffneten seyn, die mit ihm kommen? Nahm er so viele mit?

Margarethe. Nein, es waren nur drei Knappen bei ihm, als er von hier wegritt. Die Mitkommenden werden seine Freunde und Waffenbrüder seyn.

Jetzt trat Kaspar und mit ihm noch viele andere Ritter ein. Mit voller Inbrunst sank Margarethe in seine Arme, und beider Ruf des Willkomms kam aus voller Seele. Mit biederm Handschlag wurden die beiden Laininger gegrüßt, und ihnen freundschaftliche Hilfe zugesichert. „Das sind," sagte er, „lauter edle Vaterlandsfreunde, die auf dem Wege zu mir stießen, und in Zukunft Blut und Leben der guten Sache weihen wollen." „Also gibt's Krieg?" fragten vereint die beiden Laininger. „Wird wohl nicht anders seyn," entgegnete Kaspar. Auf die Frage Margarethens: »Nun, wie ging's in Landshut?« antwortete er: „Da wurde der Grund zum neuen Gebäude gelegt. Nun, ein gutes Stück Arbeit ist bereits gethan. Aber, Margarethe, ich und meine Freunde, wir sind scharf geritten, und ein guter Trunk würde uns baß behagen. Wir wollen also nach dem Trinksaal uns begeben, und die liebe Hausfrau wird freundlich Sorge tragen, daß die Knappen eine ordentliche Anzahl gefüllter Humpen herbei bringen. Dort will ich dann mehr von Landshut sprechen, und manchen Plan vorlegen, der in der Folge von uns ausgeführt werden soll. Kommt, kommt! Beim gefüllten Pokal läßt sich's doch immer am Beßten erzählen." — Nun ging es nach dem Gelaggaden. Staunend vernahm Margarethe und die Ritter den blutigen Vorfall mit den Marschall Ahamer. „Seht," sagte Kaspar, »so sicher sind die biedern Männer am Ho-

se Heinrichs, daß seine Höflinge mit Dolchen sie bewillkommen dürfen.« — Bald fragte er nach seinem Bruder Wilhelm, den er beauftragt hatte, mit dem edlen Frauenberger auf der Veste Stein und der umliegenden Gegend alles in Ordnung zu bringen. Er wurde unruhig als er hörte, daß von Wilhelm seit der Zeit nicht das Mindeste vernommen worden sey. „Da muß," sagte er, „sogleich ein Trupp meiner Bewaffneten nach der dortigen Gegend abgehen, und mir Kundschaft bringen. Es ist schon längst die Zeit verstrichen, in der mein Bruder zurückkommen sollte, und ich bin seinetwegen sehr besorgt." — Eilig wurde bald darauf ein Trupp Knechte geordnet, die unter Anführung eines Ritters nach Stein aufbrechen sollten. — Gerade, als sie fortziehen wollten, kam Wilhelm mit Frauenberger und noch einer stattlichen Anzahl ritterlicher Freunde herbei. Nachdem die wakern Kämpen einander alle freundlich bewillkommt hatten, winkte Wilhelm seinem Bruder zu einer heimlichen Unterredung. Von ihm erfuhr Kaspar den neuesten Vorgang in Landshut, und wie vom Donner gerührt stand er, als er vernahm, daß sein edler Schwiegervater wie ein gemeiner Verbrecher zum Tode geschleppt wurde. Eben trat Margarethe ein. Sie sah sogleich in Kaspars Gesichtszügen, daß wieder etwas Außerordentliches vorgefallen seyn müsse. Sie bat ihn um Aufklärung, und er sagte heftig: »Ja, Frau, mache Dich auf wichtige Dinge gefaßt. Mein Bruder Wilhelm hat Kundschaft von Deinem Vater mitgebracht.«

Margarethe. Nun? O Gott! — nun? —

Kaspar. Was wünschtest Du, Margarethe, am Liebsten von Deinem Vater zu hören?

Margarethe. Daß er lebe!

Kaspar. Ich hätte gesagt, daß er nütze dem unterdrükten Vaterlande.

Margarethe. Nützen? Er? In dem hohen Alter? — Und bei Heinrich?

Kaspar. So hätte ich gesagt, daß er die höchste Stufe des Ruhms erworben hätte.

Margarethe. Nun, das wünsche ich von ihm.

Kaspar. Weißt Du aber auch, liebes Weib, was die höchste Stufe des Ruhms für einen Erasmus Preysinger ist?

Margarethe. Gott! — ich ahne sie! Der Tod für das Wohl Anderer.

Kaspar. Recht. Der Tod für's Vaterland ist es, den starb er!

Margarethe. (mit lautem Schluchzen) Mein Vater! o mein Vater!

Kaspar. Margarethe, theure Gattin — fasse Dich; sey standhaft auch bei dem heftigsten Schmerz. Denke: „Mein Vater starb als Held, und ich bin seine Tochter!“ Dann sey Dir auch dieß noch Beruhigung, daß ich sein Rächer seyn will.

Margarethe. Ja, ich will zeigen, daß ich Preisingers Tochter und des Thoringers Gattin bin; keine gemeine Klage soll sein Andenken entweihen; und meinem Gatten überlasse ich's, ihn würdig zu rächen.

Kaspar. (indem er sie umfaßt) So recht! Das echte deutsche Weib zeigt auch im Schmerz die Kraft einer edlen Seele. Jetzt geh' zu Deinen Frauen; ich eile mit meinem Bruder Wilhelm in den Zirkel der ritterlichen Freunde zurück, und fordere sie auf zur Mitwirkung für die gerechte Rache.«

Er that es. Alle ritterlichen Kumpane staunten, als sie den neuen Frevel vernahmen, der in Landshut verübt wurde. Feierlich leistete Jeder die Zusage, für Thoringers gerechte Sache bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen. „Ich danke Euch, edle Freunde,“ nahm Kaspar

das Wort, „in einigen Tagen soll von allen Genossen entschieden werden, ob Krieg zwischen mir und Heinrich seyn soll. — Er ließ nun einige Knappen herbeirufen. Zum ersten sprach er: „Du gehst nach Tengling. Heute Nacht sollen alle Waffenbrüder von dort in Rüstung hier seyn.« Der andere erhielt Befehl, gegen Kirnberg hin zu reiten, und die Kämpen von Jettenbach und Tißling aufzubieten. Der dritte bekam die Weisung, schnell nach Seefeld zu eilen, um die dortigen Freunde zur wichtigen Versammlung einzuladen. Die Knappen eilten ab, und die anwesenden Ritter setzten sich wieder an den Schenktisch, um beim gefüllten Humpen die Ankunft der andern Brüder zu erwarten.

Nach einigen Tagen waren die geladenen Ritter mit Schaaren wohlgerüsteter Knechte auf Burg Thoring angekommen. Lebhaft war es jetzt auf der Feste, man hörte nichts als das Waffengeräusch der vielen Gepanzerten, das unaufhörliche Wiehern der Pferde, und dazwischen die Klänge von Hörnern und Trompeten, die zur Aufmunterung der Kriegsleute sich hören ließen. Als alles versammelt war, da befahl Kaspar eines Abends seinem Leibknappen Harold, im Steinergange die eiserne Pforte aufzuschließen, die in's große Gewölbe führe, und sonst alles darin zur großen Versammlung der Ritter herzurichten, die in heutiger Nacht gehalten werden würde. Harold that, wie ihm sein Herr befohlen hatte. Düster, unabsehbar, felsig war es. Drei große Lampen brannten darin, doch so, daß das Licht nur Dämmerung war.

(Fortsetzung folgt.)

C h a r a d e.

Wenn die Natur erwacht zu neuem Leben,
Und laue Lüfte durch die Schöpfung weh'n,

Wenn aus den Knospen sich die Blüthen heben,
Im grünem Festschmuck wir die Fluren seh'n;
Dann prangen zart in manigfaltgem Kleide,
Und Düfte spendend, meine ersten Beide;

Doch süßern Hauchs, als ihre schönsten Düfte,
Und höhern Werths, als ihrer Farben-Pracht,
Durchhallt ein süßer Laut die Frühlingslüfte,
Ein Himmelston, in tiefer Brust erwacht.
Die zweyten sind's, und alles hier auf Erden,
Kann ihrer Anmuth nicht verglichen werden.

Durch sie wird uns das Göttliche verkündet,
Und jedes Große zeuget laut ihr Mund;
Und wenn das Herz sich zu dem Herzen findet,
So schließen sie den ew'gen, heil'gen Bund,
Dem Armen Wehe, dem des Schicksals Walten
Das Köstlichste der Güter vorenthalten.

Doch wenn von Furcht und zarter Schaam befangen,
Die Liebe nicht die lauten zweyten wagt
Und dennoch gern, obgleich mit lautem Bangen, —
Was sie durchglühet, dem Geliebten sagt:
Dann giebt sie still die ersten für die zweyten,
Und Liebe wird das sinn'ge Ganze deuten.

Räthsel.

Du kennst die rauhe wilde Kraft, —
Sich selbst zerstörend bringt sie blutgen Tod; —
Wenn Ruhm und Lorber sie verschaft,
Da färbt sie blutig selbst das Morgenroth.
Du kennst ein donnerndes Gebäude,
Dich ruft ein tönendes Geläute;
Jetzt nenne mir das feste Haus, —
Die wilde Kraft kommt friedlich ein und aus.
Doch wehe, wenn ein Körnlein ihrer Macht
Im festen Haus vom Zauber-Schlaf erwacht.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 11tes Stück.

Kaspar der Thoringer.

(Fortsetzung.)

Es war nahe an Mitternacht, als Kaspar mit allen ritterlichen Freunden vom großen Saale der Burg in das düstere Gewölbe sich verfügte, um dort in schauerlichem Helldunkel die wichtige Versammlung zu halten. Vierzig Schildknappen traten paarweise in den genannten Ort herein, jeder mit seines Ritters Waffen, Schild und Speer. Sie hingen und stellten alles an den Wänden in Ordnung herum. Kaspars Schild wurde in der Mitte auf ein Felsenstück gelegt, und dabei sein Panier aufgestellt. Die Ritter kamen alle im Harnisch mit offenen Helmen. Sie gingen still und feyerlich an ihre bestimmten Plätze, Kaspar stand geharnischt in der Mitte. Große Stille herrschte einige Zeit, die endlich Kaspar mit den Worten unterbrach: „Ritter! Wir verstehen uns! Es braucht keine lange Rede. Heinrich ist ein Fürst, der seine Fürstenpflicht verletzt, da er seinem Volke Bürden auflegt, die es nicht zu tragen vermag. Er verpachtet sein Land an Juden, und überläßt die öffentlichen Einkünfte Schurken, die solche unrühmlich verschleidern. Er nimmt keinen rechtlichen Vorschlag an; läßt Bürger ohne Pro-

zeß hinrichten, einem edlen Preysinger den Hals brechen, und wollte mich, der ich in Euren Namen kam, von hinten mit Dolchstichen ermorden lassen. Leichtsinnig bricht Heinrich die theuersten Eide. Er ehrt nicht seiner Ahnen Handvesten und unsere Freiheiten. Wir sind die Beschützer des unterdrückten Volkes, der beleidigten Stände. Was sollen wir thun? Meine Meinung ist Krieg! Wer auch so denkt, hebe die Hand auf.“ Alle hoben die Hand empor, nur Wilhelm nicht. Sie riefen: »Krieg!« „Ritter!“ so begann nun Wilhelm, „Ihr wißt, daß ich ein Thoringer bin, und daß ich diese drei Rosen (auf seinen Schild deutend) mit Ehren in Schlachten getragen habe; aber meine Meinung ist: Nicht Krieg. Man sollte sich rüsten, und im Land vertheilen, daß kein weiteres Unheil mehr geschehen möge, und man allzeit zur Fehde bereit sey. Aber während dem soll man Kaspar und noch einige Ritter zur kaiserlichen Majestät schicken, und um Hilfe bitten, auch an unsern gnädigen Ludwig von Ingolstadt, und Ernst und Wilhelm zu München, damit sie sich der Sache annähmen, und Heinrich genöthigt würde, gerecht zu handeln. So, Freunde, so denke ich!“

Kaspar. Urtheilet!

Lange redeten die Ritter untereinander. Sie waren sehr verschiedner Meinung, und konnten sich nicht vereinigen. Endlich sagte Hans Lainiger:

»Redet Ihr, edler Kaspar, Ihr sollt urtheilen.“

Alle riefen nun vereint: »Ja, ja. Ihr!«

Kaspar. (indem er seinen Schild nimmt und sein Schwert zieht) So sage ich nochmals: Krieg! — Das Vaterland weint, dem Adel drohen Ketten, und unschuldiges Blut ruft um Rache. Alles bestimmt mich zu dem Rufe: Krieg und Rache!

Alle Ritter riefen jetzt: „Krieg und Rache!« Kaspar fuhr fort: „Laßt uns hin nach Landshut in Eile! Sie erwarten uns nicht; die Stadt steht uns offen. Das Schloß werden wir bald haben, die Schurken hängen wir an die Schloßmauern. Heinrichen fangen wir und führen ihn zum Kaiser. Er ist so gesinnt, den Theil Johannes von Holland einzuziehen, weil die Herzoge das Lehen zertheilen ohne das Reiches Vorwissen. Diesen Theil mag des Kaisers Majestät Heinrichen geben, wir geben uns dem Kaiser und Reich zu Vasallen, und verlangen frei zu seyn, wie die Ritter in Schwaben, Franken und am Rhein; oder wir fechten gegen Heinrich, bis wir sterben. Seht, edle Ritter und Freunde! auf diese Art würden wir einmal frei. Kein Fürst würde uns mehr drücken, und wir könnten unsere Unterthanen selbst regieren. Frei zu handeln in meinen Gauen, das ist der schönste Wunsch meines Lebens. Ritter, laßt uns nun so handeln, daß er erfüllt wird. O wenn er's würde! Gern wollte ich dann hinsinken auf den errungenen Boden der Freiheit, das Gefühl, ihn mit erkämpft zu haben, würde mir eine schöne Todesstunde bereiten. Aber der Wahlspruch, der bei dieser großen Unternehmung uns leiten soll, muß heißen: Krieg! Rache! Freiheit! Brüder und Freunde, seyd ihr gesinnt, wie ich, so läßt mich Euern Wahlspruch hören.“ Feierlich riefen jetzt alle Ritter: „Krieg! Rache! Freiheit!» Kaspar wiederhoite mit starkem Ausdruck noch einmal diese Worte.

Laßt uns nun unser Vorhaben beschwören, und feyerlich werde der Bund für edle Freiheit errichtet. (Die Ritter nehmen jetzt ihre Schilde, und halten die bloßen Schwerter hoch empor.) Schwöret, unser Vaterland von Heinrichs und seiner Räthe Tyrannei zu befreien.“

Alle. Wir schwören es!

Kaspar. Schwöret auf die Freiheit und Rache unschuldigen Blutes.

Alle. Wir schwören!

Kaspar. Schwöret auf meinen Schild, mitten unter Todesgefahren die Freiheit zu erringen.

Alle. (indem sie mit den Schwertern Kaspars Schild berühren) Wir schwören auf des Thoringers Schild.

Kaspar. Diese drei Rosen sind also unser Panier, die Losungsworte: Krieg! Rache! Freiheit! Unsere Zeichen drei Schläge auf den Schild. — Und nun, edle Freunde, haltet fest zusammen in Noth und Tod! Müssen wir fallen, so sey es mit Ruhm; und jeder denke: Für das Vaterland sterben, ist das schönste Loos der Erde!

Es wurde nun festgesetzt, daß am andern Tage der ganze Heerzug sich in Bewegung setzen sollte. Rasch gegen Landshut vorzurücken, und mit einem entscheidenden Streich sogleich den Krieg zu beginnen, dieß lag im Plane, den Kaspar ausgedacht hatte. Die Ritter traten nun nach einander ab. Der Thoringer blieb noch einige Zeit allein im Saale, und hohe Ahnungen der Zukunft erfüllten seine wild bewegte Brust. Bilder des Schreckens entfalteten sich vor seiner Seele, er sah seine Getreuen fliehen, seine Burg in Flammen. Sein Muth wollte wanken, doch seine starke Seele erhob sich kräftig und sein Schweigen lößte sich in die Worte auf: Muß ich auch fallen, so soll mein Fall gleich dem eines städtezermalmenden Berges seyn. Doch wer weiß, welche Bahn mein gutes Schwert durchbricht! Ich bin ruhig, und mit festem Muthe will ich das große Werk beginnen (er geht ab).

Die ganze Nacht hindurch ertönte kriegerischer Lärm auf Thoring. Alles bereitete sich zum Abzuge. Nieman-

den fiel wohl der schnelle Entschluß Kaspars schmerzlicher als seiner Gattin. Sie sah ihren Gemahl allen Wechselfällen des Krieges bloß gegeben, das zerriß ihr Herz, und verscheuchte den Schlaf von ihrem Lager. Endlich graute der Tag. Margaretha stand in trübe Gedanken versunken am Fenster. „Er ist erschienen der Morgen," so begann sie nach einer Pause, »der zum bangen Abschied auffordert. O Jammer, daß die schöne Zeit des friedlichen Verhältnisses verschwunden, und der rauhe Krieg im Beginnen ist. Ach! mein theurer Gatte wird nun bald der Gefahr sich nahen. Wohl ist er ein Held, aber auch Mensch; Pfeile, Lanzen, Dolche, Schwerter werden gegen ihn sich richten, und wie leicht kommt ein unglückseliger Augenblick herbei! (weinend) wenn ich ihn verlöre, wo gäbe es ein unglückseligeres Weib, wie mich! (Anna, ihre Kammerfrau, tritt mit dem Knaben Georg ein.)

Anna. Welch eine Unruhe in der Burg! Eben versammelt sich im Hofe der Streithaufe des edlen Kaspars.

Margaretha. Schon? — Ach, dann ist der bittere Augenblick des Scheidens nicht mehr fern!

Georg. (an die Mutter sich anschmiegend) Liebe Mutter, warum weinst du? — Weine nicht!

Margarethe. Guter Knabe, du ahnest nicht, welchen Gefahren Dein Vater entgegen geht. Auch Deines Vaters Vater fiel in einer Schlacht, die Opfer seines Schwertes wurden sein Grabhügel.

Anna. Macht Euch durch traurige Erinnerungen das Herz nicht schwer. Wer weiß, was die nahe Zukunft für schöne Freuden schafft!

Margarethe. Gute Anna, meine Ahnungen künden keine Freuden mir. Es scheint ja seit einiger Zeit, als ob das Unglück unsere Familie zur Zielscheibe nähme.

Mein redlicher Vater stritt nicht mehr mit dem Schwerte, zu schwer einer alten zitternden Hand; er stritt mit redlicher Zunge gegen die Feinde unsers Vaterlandes, und ward gemordet. O mein Vater, mein Vater! — Ist dieß das Denkmal für eines Bayern siebenzig jähriger Treue?

Anna. Edle Frau, reißt nicht stets die kaum verharschten Wunden wieder auf.

Margarethe. Laß mich! Gerecht fließen meine Thränen; ich denke meines unglücklichen Vaters, und des Abschiedes vom geliebten Gatten. — Horch! es nahen Männertritte meinem Gemache. . . Er ist es, er kommt, um zu scheiden! — O Gott! mir ist es, als ob es für immer wäre!

In diesem Augenblick trat Kaspar ganz gewaffnet ein. Er reichte ihr die Hand, und sagte mit Fassung: „Margarethe, der Zeitpunkt ist da, wo wir uns trennen müssen. Meine Getreuen harren im Schloßhofe; im Fluge soll es nun in das Gebiet der Feinde gehen!“

Margarethe. (ihn umfassend) Ach, ich weiß nicht, mir ist es dießmal so ängstlich! Ich werde dich doch wiedersehen?

Kaspar. Wir sehen uns wieder, dort oder da. In deinen Adern strömt bayrisches Blut; du bist mein Weib Dir geziemt nicht das muthlose Klagen. Fasse Dich, und wünsche mit heiterem Blick mir Heil und Sieg!

Margarethe. Der Himmel schütze Dich! Schlage, siege, und kehre bald wieder zu Deinem liebenden Weibe, zu deinem blühenden Knaben.

Kaspar. (indem er den Knaben Georg auf den Arm nimmt, und mit der Rechten Margarethen umfängt) Ich komme bald wieder, ihr Lieben! — Und nun, Georg, merke Dir, was ich beim Abschiede sage: „Sey gut und folgsam, damit, wenn ich wieder zur Burg kehre, Deine

Mutter mit freundlichem Lächeln von dir spricht.« (starkes Trompetengeschmetter von Aussen, Kaspar nimmt den Knaben auf die Arme, und reicht seiner Gattin die Hand) Die Krieger harren ihres Führers; es muß seyn! Lebe wohl!

Margarethe zwang sich, stärker zu scheinen, als sie wirklich war. Sie wünschte ihm noch einmal Heil und Sieg, und mit einem biedern Händedruck schied Kaspar von dannen.

Als Kaspar hinaus war, da floßen erst wieder Margarethens Thränen. Zur Kammerfrau, die, so viel sie vermochte, ihr Trost zusprach, sagte sie: „Ich mag mir Mühe geben, so viel ich will, so kann ich doch die Angst meines Herzens nicht bezwingen. Kniee nieder, Georg, falte Deine Händchen gen Himmel und bete — bete herzlich, daß Gott Dir den lieben Vater gesund wieder sehen lassen möge. Das Gebet der Unschuld dringt ja leicht zum Himmel auf. O Gott! Gott! erhalte mir ihn, den Mann, in dem ich lebe!

Anna. O! für ihn ist gar nicht zu sorgen, so ein Ritter, der tapfer darauf losschlagen kann, und der zum Ueberfluß auch noch die gerechte Sache auf seiner Seite hat, der muß ja siegen!

Margarethe. Er ist nur der gerechten Sache Vertheidiger. Er kann fallen, mein Vater fiel auch auf diese Art.

Anna entfernte sich jetzt mit dem Knaben, und Margarethe sank auf die Kniee, und empfahl dem Himmel die Sache ihres Kaspars mit der tiefsten Inbrunst ihres Herzens. —

Am dritten Tage, als Kaspar seine verschiedenen Schlachthaufen gesammelt hatte, da vernahm er von einer seiner vorgesandten Truppen, daß durch den Ampfinger Wald ein starker Haufen Herzoglicher vorrücke. Ka-

spar staunte, daß die Feinde schon so nahe wären. Doch besonnen gab er den beiden Laininger und Waldeck den Befehl, schnell mit ihren Schaaren über die Mühldorfer Brücke zu dringen, und so dem kühn vorrückenden Feind in den Rücken zu kommen. Er selbst wollte in Eilmärschen mit den andern Rittern sich nahen, und Heinrich sollte von dem ersten Haufen, den er vorsandte, schlimme Kunde erhalten. Herzog Heinrich hatte auf Vialens Betrieb mit großer Eile ein stattliches Heer gesammelt. Er und seine Feldhauptleute waren der Meinung, daß der Thoringer unmöglich so schnell wie sie in's Feld rücken würde, und daß sie dießmal mit ihrer bedeutenden Macht sein Gebiet auf allen Seiten bedrohen könnten. Der Herzog rückte rasch vor, und gab bald den Rittern Kloßner und Aspenberger den Befehl, auf einer andern Seite in Thoringers Gebiet vorzudringen, und so Bestürzung überall zu verbreiten. Aber sie ahneten nicht, daß der Thoringer mit einem so ansehnlichen Heerzug in der Nähe sey. Jetzt als Kloßner mit seiner Abtheilung auf den Höhen von Jettenbach ankam, da merkte er, daß das Spiel unrecht stand, und gab sogleich seinem Kumpan Aspenberger diese Nachricht. Beide beschlossen nun, sich eilig an Heinrichs Hauptheer wieder anzuschließen. Aber als sie den Entschluß ausführen wollten, da kam Kaspar wie eine Wolke vom Sturme gejagt, herbei. Zu gleicher Zeit drangen die Laininger und Waldeck mit ihren Schaaren aus dem Walde hervor. „Nun,“ sagte Kloßner zu Aspenberger, „nun heißt es bey uns: Friß Vogel oder stirb!“ „Wir schlagen uns durch!“ sagte der muthige Aspenberger, und mit wilder Anstrengung wurde der Versuch gemacht. Sie standen wie ritterliche Männer. Kaspar kämpfte wie ein gereizter Löwe, jeder seiner Streiche traf, von seiner Hand fielen Kloßner und Aspenberger, und der Fall der Anführer hatte bald die ganze

Vernichtung des feindlichen Haufens zur Folge. Wenige entkamen zum Heerhaufen des Herzogs, der auf den waldigen Höhen des Dorfes Kirchweihdach sich gelagert hatte. Heinrich tobte, als er hörte, welch einen guten Anfang sein Gegner schon im freien Feld gemacht, und wie schlimm der Versuch des Vordringens ausgefallen sey. Er sagte zu Ebran: »Sagt, steht der Thoringer nicht mit dem Teufel im Bund? Zwei meiner tapfersten Feldhauptleute sind gefallen von des Wilden Schwert, und einer meiner besten Haufen ist ganz vernichtet worden. — Was thun wir nun?“

Ebran. Hättet Ihr meinen Rath befolgt und Euer Heer nicht getheilt. Mit voller Macht hätten wir vorrücken sollen, wahrscheinlich stände Thoring jetzt im Brande. —

Heinrich, (unwillig) Sprecht, was zu thun ist, und nicht, was man hätte thun sollen. Wir wollten ja Jettenbach und Tißling auch haben, und dazu mußten wir uns theilen. Nun, Euer Rath?

Ebran. Es muß beim Alten bleiben, dächte ich. Wir müssen Thoring überfallen, und so Kasparn am empfindlichsten Theil verletzen. Rasch hin, und heute Nacht noch stürmen.

Heinrich. Aber ich fürchte, er kommt nach Landshut, und verbreitet dort Verheerung und Schrecken.

Ebran. Fürchtet nichts. Es sind der Tapfern viele dort. Im Nothfall hält sich das Schloß Traußnitz eine geraume Zeit. Wir eilen dann zum Entsatz herbei, und — wollen den Thoringer einzwängen, daß er meinen soll, in einer Mausfalle zu seyn.

Heinrich. Daß Ihr Euch nur nicht verrechnet. Ich wollte lieber zurück: mir däucht, mein Ruhm wird bei diesem Handel nicht viel gewinnen. Mein erster Feldzug gegen Kaspar, und seufzend muß ich hinzusetzen auch

gegen mein Volk, fängt mit schlimmer Vorbedeutung an.

Ebran. Nur nicht wankelmüthig, gnädiger Herr! Beharrlich, wenn etwas gewählt ist. Wir sind in Kirchweihdach, so ziemlich in Thorings Nähe, und Ihr wollt wieder zurück? Kaspar hat schon eine namhafte Zahl Eurer treuesten Diener niedergemacht, und Ihr wollt nicht Rache? Mit der Hand, mit der Ihr das strenge Urtheil gegen die Verschwornen unterzeichnetet, müßt Ihr den Brand in Kaspars Veste stecken. Wollt Ihr diesen Rath nicht befolgen, dann ist's am Besten, wir gehen beide in ein Kloster und machen den Psalter zur Hauptsache unsers Lebens. Ein Ritter kam herbei, und meldete dem Herzog, daß eine Feldwache ausgesagt hätte: Im schnellsten Fluge sey ein Ritter von Thoring vorbeigeritten, und man habe Gundelfingers Schild erkannt.

»Gundelfinger?“ sagte Heinrich, als der Ritter sich entfernt hatte, »Gundelfinger? — Ha, so ist Ludwig auch mit ihnen verschworen. Nun gilt's, Ebran!»

Ebran. Also eilig! Gleich nach Thoring. Gebt Befehl zum Aufbruch; jede Minute ist nun kostbar.

Heinrich. Es soll geschehen! (Beide gehen im eifrigen Gespräch ab.)

Burg Thoring. Margarethens Gemach.

Margarethe tritt mit ihrem Knaben ein.

Georg. Mutter, kommt der Vater bald wieder zurück mit seinen vielen geharnischten Männern?

Margarethe. Wohl wird es noch für unsere Sehnsucht viel zu lange dauern, bis wir den lieben Vater wieder sehen werden. Ach! mit vielen schlimmen Männern muß er kämpfen, darum, mein Sohn, wollen wir Gott bitten, daß er ihn in jeder Gefahr schirmend bewahren wolle.

Georg. O wenn ich doch schon groß wäre! Ich sehne mich recht darnach, um auch dareinschlagen zu können.

Margarethe. (lächelnd) du zeigst schon jetzt eine Gesinnung, ganz passend für Thoringers Sohn. — Horch, das Horn des Thurmwächters ertönt anhaltend lange; was ist das? — O Himmel! wann wird die Zeit der Besorgniß und Unruhe enden? (ein Knecht kommt eilig herein) Was gibt es?

Knecht. Es kommt ein großer Heerzug gegen unsere Burg gezogen. Noch weiß man nicht, wer es ist.

Margarethe. Ein Heerzug? — Gott! — — Eilt er? —

Knecht. (indem er hinaus geht) Ja, es geht schnelle. —

Margarethe. Schnell? — Wie? Nein! — Kaspar sollte fliehen?

Anna. (stürzt todtenbleich herein) Ach edle Frau, Es ist ein allgemeiner Allarm in der ganzen Burg. Manche rufen: Der Feind ist im Anzuge.

Margarethe du bringst schlimme Nachrichten. Gott, wie wird das enden?

Ein Knecht. (stürzt athemlos herein) Es sind die Feinde! Herzog Heinrich naht! Man kennt die Fahnen.

Margarethe. Der Herzog? hierher? Kaspar — Kaspar! Er ist geschlagen, mein Kaspar ist todt! (sie geht händeringend umher. Auf einmal greift sie rasch Georgen an, mit den Worten) Knabe! warum bist du nicht groß? — Heinrich: Kaspar: Ich! (entschlossen zu mehreren Knechten, die indessen in's Zimmer getreten) Seyd ihr in Ordnung? fertig? — entschlossen? — ist man gefaßt zum Sturm?

Ein Knecht. Ja, edle Frau, wir wollen sie mit Muth erwarten. (Man hört Trompeten, Sturmläuten, und wildes Geschrey: Der Feind! der Feind!)

Der Knecht. Edle Frau! verlaßt Euch auf uns! Ihr sollt die Letzte seyn und Euer Sohn, wenn's einmal bergab gehen soll.

Ein anderer (kommt herein.) Rettet Euch nach Stein durch den Gang! Es scheint, als wenn alles verloren sey. Hätten wir nur einen Thoringer zum Anführer!

Margarethe. Wohlan! Dieser Knabe soll es seyn! Ihr sollt sehen, daß ich würdig bin, Thoringers Frau zu seyn. Komm', Sohn, Du sollst sehen, was Sturmläuten, was Tod ist, und nie die Schande kennen lernen! (zur weinenden Anna.) Schweig' und flieh' durch den Gang, wenn Du willst! (zu den Knechten) Folgt mir, Kriegsmänner! Schämt Euch nicht. Ich fühle das Weib nicht mehr in mir. (Sie geht mit Georg an der Hand. Alle folgen; man hört Sturmläuten.)

Feld. Aussicht auf die Ebene zu Kienberg.

Kaspar der Thoringer kommt mit seinem Heerzug unter Trompetenschall gezogen, und sagt mit zufriedener Miene: »Hier laßt uns halten, und bis Nachmittag ausruhen. Lagert Euch herum im Dorfe und im Schatten grüner Eichen, brave Männer! Ruhet! Ihr habt's verdient. — (zu einigen Rittern) Geht, besorgt, was nöthig ist; stellt Wachen aus; Vorsicht ist immer gut.“

Der Auftrag wurde erfüllt, und Kaspar sprach eben noch mit einigen seiner vertrautesten Freunde, als ein Knecht herbeikam und meldete, daß der Ritter Georg von Gundelfingen angekommen sey, und eilig mit dem Thoringer sprechen wolle. „Man führe ihn zu mir,“ sagte Kaspar. Es geschah, und nach den ersten Will-

kommungsworten machte Georg folgenden Antrag: „Mein gnädiger Herr Herzog Ludwig hat Eure Klagen gehört, er weiß die Geschichte von Landshut, und daß ihr zu den Waffen gegriffen. Er ergrimmte über Heinrich, und schickt mich, Euch seinen Beistand anzubieten. Ich war auf euren Bescheid.“

Kaspar. Gundelfinger, ich ehre in Euch einen wackeren Ritter, und will daher über manches ohne Rückhalt mit Euch sprechen. Zuerst antworte ich auf Euern Antrag im Namen der Stände. Die Macht, die mir anvertraut ist, läßt mit vollem Recht die Aussicht auf Ruhm und Sieg. Wir meinen es redlich, und so wird der Himmel uns beistehen. Zu unserm Entzweck brauchen wir keinen fremden Beistand. Wir danken unsern gnädigen Herrn Ludwig. Wir wollen ihm vergelten, wenn wir können; aber seine Hülfe brauchen wir jetzt nicht. Er ist von Heinrichen nicht beleidigt worden, was hat er also für Recht, ihn anzugreifen? Was gehen ihn unsere Klagen an? — Will er uns beistehen, so mag's am Reichstag seyn. So denken die Stände und ich.

Gundelfinger. Ich verstehe Euch, aber leid ist es mir, daß ich so wieder wegziehen muß.

Kaspar. Mir auch, Gundelfinger. Ungern entbehre ich Euern Rath, Euern Arm. Wäret Ihr nicht bei Ludwig, Ihr könntet fechten für Eure eigene Sache. Müßt Ihr denn wieder hin? Könnt Ihr nicht abkommen?

Gundelfinger. Nein, edler Kaspar, das kann ich nicht — Aber wohin denn mit Euerm Zuge?

Kaspar. Euch darf ich's wohl vertrauen. Wir sind auf dem Wege, Landshut zu überfallen. Ihr saht wohl schon da draußen im Felde unsere erste Arbeit?

Gundelfinger. Ja. Und ihr zieht gegen Landshut? — Das begreif' ich nicht!

Kaspar. Warum denn? Wir wollen wohl gar Heinrichen fangen.

Gundelfinger. Heinrichen? — Wie? Ihr solltet nicht wissen — —

Kaspar. Was denn?

Gundelfinger. Sehr wahrscheinlich steht er in diesem Augenblick mit seinem Heer vor Eurer Veste Thoring.

Kaspar. Er? vor Thoring?

Gundelfinger. Nun ja! ja! — Ich suchte Euch dort, aber Ihr waret schon längst weg. Als ich aber über Kirchweihdach hinaus war, da sah ich den Heereszug des Herzogs, und ritt ungesehen durch's Gehölz vorbei. Bald darauf überzeugte ich mich, daß er den Weg nach Thoring ziehe; nun muß er dort seyn.

Kaspar. Vor Thoring? — —

Gundelfinger. Ihr steht in starrer Besinnung! Es ist doch hinlängliche Besatzung dort?

Hans Laininger. Hundert Mann, seine Frau und sein Knabe. Gott!

Frauenberg. Die hundert Mann von Stein könnten auch noch durch den Gang dazu kommen.

Hans Laininger. Ja, wenn sie es wissen könnten. Wären nur die von Tengling geblieben!

Wilhelm. Wer konnte diesen argen Schlag vermuthen! Seht meinen Bruder an, wie angreifend diese Nachricht auf ihn wirkt.

Kaspar. (entschlossen) Auf, fort nach Landshut! Laßt Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern, fort nach Landshut!

Wilhelm. Wie, nach Landshut? Du siehst, wie wir Alle staunen.

Kaspar. Nach Landshut! gleich! da gilt kein Zaudern. Für wen fechte ich? Nicht für die Stände? Was geht sie Thoring an und meine Person? — Geht es nicht

wider Heinrich? Und wird ihm eines Ritters Veste lieber seyn, als Landshut?

Wilhelm. Aber Bruder, besinne Dich! — Deine Frau, Dein Kind! —

Kaspar. Du erinnerst mich an meine Sache, und vergißt die, für die wir streiten.

Hans Laininger. Und Thoring muß also brennen?

Kaspar. Brennt Thoring, dann soll auch die Traußnitz furchtbar leuchten.

Wilhelm. Und Dein Weib gefangen mit Deinem Sohne? — fortgeschleppt — vielleicht, o Himmel! vielleicht gar ermordet. — Zieht nach Thoring!

Kaspar: Gott! Zum ersten male spricht mein Blut wider meine Pflicht; diese führt nach Landshut.

Hans Laininger. Nein! wo Ihr seyd Kaspar, dort ist des Vaterlandes Heil! Und Eure Pflicht ruft Euch nach Thoring.

Kaspar. Nimmermehr! — Man soll aufbrechen! — Rettung mag Gott ihnen senden, und uns die Nacht der Rache!

Maxelreiner. Aber wenn — —

Kaspar. Ich will! Genug! — Meint ihr etwa, ich prahle? ich rede nur leichte Worte? ich ließe mein Weib, meinen Sohn, das Erbe meiner Ahnen fahren, wenn es nicht seyn müßte? wenn Vaterland und Freiheit nicht noch mehr wären, als Weib, Sohn und Erbe? — Noch einmal: Ich bin Feldherr, und will nach Landshut!

Hans Laininger. Feldherr, aber nicht Fürst. Unsere Stimmen kann Eure Macht nicht überwiegen. Wir schworen auf Euern Schild Fehde mit Heinrich. Er ist vor Thoring: dort ist der Feind, dorthin müssen wir. So denke ich!

Alle. Auch wir denken so:

Kaspar. Wollt Ihr, daß man sage: Kaspar sey auf der Bahn der Ehre umgekehrt, seines eigenen Vortheils wegen; er habe die gute Sache im Stich gelassen, eure Macht mißbraucht, und Euch Ritter zu seinem Soldknechten gemacht? — Aendert euern Sinn! In Landshut ist meine Sache, und beim Wehengericht werde ich

mein Gericht finden. Ist Thoring vernichtet, so mag Heinrich mir auf der Traußnitz Brandstätte den Werth meines Verlusts zahlen. Und lebt mein Weib nicht mehr oder gar — was noch ärger — gibt er mir meinen Sohn nicht wieder, dann — dann würde ich furchtbar handeln.

G. Frauenberger. Wir bleiben bei unsern Wort, und ziehen zu Thorings Entsatz.

Die Ritter. Ja, nach Thoring! Schnell! (Viele gehen. Man bläst zum Aufbruch.)

Kaspar. Was ist das? so handelt Ihr?

Hans Laininger. Mann des Vaterlandes, wir ehren Euern Willen. Unsere Leute wollen wir hier lassen, und Ihr zieht mit den Eurigen und uns, als Freunden, zu Eurer Veste. Euer Schicksal soll unser Heer bestimmen. Siegt Ihr, so nehmet sie wieder mit nach Landshut; und — doch das ist nicht möglich — siegt Heinrich so habt Ihr sie zur Unterstützung als frische Leute. Das ist noch alles, was wir thun können, Eure Heldenseele zu befriedigen.

Kaspar. Und wer bliebe beim Heer?

Hans Laininger. Wilhelm. Er schwor auf die Rosen. Ein Thoringer muß befehlen.

Maxelreiner. (eilig zurückkehrend) Es brennt gegen Südost!

Kaspar. Ha!

Hans Laininger. Kommt! dort auf der Anhöhe kann man gerade nach jener Gegend blicken. Wir wollen uns dort überzeugen.

Kaspar bestieg in Begleitung seiner Waffengenossen die Anhöhe. Der Abend dunkelte schon merklich, und man sah deutlich in der Entfernung eine Feuersbrunst leuchten.

Kaspar. (außer sich) Südost? — Ja! — Es brennet! — O Allmächtiger! daß ist Thoring! (sein Schwert ziehend, und damit sein Schild berührend) Nun dann hin, nach dem Rufe meines eisernen Schicksals! Bleibt, Ritter, bleibt! Für's Vaterland, nicht für mich sollt ihr streiten. Wilhelm, Du bist mein Bruder!

Er eilte ab; und alle Waffenbrüder riefen vereint: »Wir folgen Dir!« Trompeten schmetterten nun auf allen Seiten, und überall erfolgte der Lärm des Aufbruches. Gundelfinger blieb allein stehen, und sagte, indem er einen Seitenweg einschlug: „Nie sah ich noch einen Auftritt im Leben, der diesem gliche.«

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 12tes Stück.

Kaspar der Thoringer.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit darauf. Düstere Nacht. Viel näher als vorher die Brunst von Thoring.

(Ein Knecht und ein Ritter, beide zu Pferde, begegnen einander.)

Ritter (mit gesenktem Speer). Halt, wer bist Du?

Knecht. Eure Losung zuvor!

Ritter. Um die frag' ich Dich!

Knecht. Wenn ihr von Heinrich's Leuten seyd, so soll mein Schwert Euch lehren, daß ich ein Dienstmann des Thoringers bin.

Ritter. Wehe!

Knecht. Wehe!

Ritter. Nun sprich: Woher kommst Du?

Knecht. Von Thorings Sturm.

Ritter. Ist die Veste über?

Knecht. Ja, beim Satan! und brennt an allen vier Ecken.

Ritter. Wohin nun?

Knecht. Kaspars Genossen aufsuchen; ihn selbst, wenn er noch lebt.

Ritter. Er kommt bald. Ich ritt seinem Zuge vor, um Kundschaft einzuholen. Sag' kurz: Wie ging's?

Knecht. Der Herzog kam unversehens mit einem gewaltigen Heerzug vor die Veste. Die Besatzung war zu schwach. Er ließ uns auffordern. Unsere Frau schlug es aus, nahm ihren Knaben mit auf die Mauer, und sprach uns zu. Im dritten Sturme waren nur noch zwanzig Knechte am Leben, der Knabe verwundet, und Muthlosigkeit überall sichtbar. Nun gelang es auch noch einem der Vermaledeiten, einen Feuerbrand an eine gefährliche Stelle zu bringen. Auf einmal loderte die verzehrende Flamme auf, und das Unglück hatte die höchste Höhe erreicht. Leider konnten wir die edle Frau durch den Gang nicht mehr retten. Sie ist ein Heldenweib, so wahr mir Gott helfe! Die Mauern wurden nun erstiegen, die Frau und der Knabe gefangen. Die schöne Veste soll geschleift werden. Ich entkam im Gewirre mit Margarethens Auftrag an die Ritter. Kaspar hielten wir für todt. Lange kann die gute Frau den Jammer nicht aushalten. Als ich mich entfernte, da sah ich noch, wie sie händeringend an der Seite ihres verwundeten Knabens hinsank. Heinrich ist noch dort. Nun wißt ihr alles.

Ritter. Nun eilet nach Stein, daß sie dort auf der Hut sind. Wird bald besser werden!

Knecht. Ja, wenn Gerechtigkeit im Himmel ist. (Beide eilen auf verschiedenen Seiten von dannen.) —

Thorings Veste stand im vollen Brande. Heinrichs Heerhaufen war voll wilder Freude, weil der rasche Sturm so gut gelang, und unter Siegesgeschrei theilte man die reiche Beute, die gemacht worden war. Die Burg bot einen traurigen Anblick dar; hin und wieder stürzten Mauern ein, und das Wehklagen der Insassen war herzerschütternd. Margaretha stand in voller Verzweiflung an der Seite ihres verwundeten Georgs, den

während des Sturmes ein Stein sehr stark am Kopfe verletzt hatte. Beide wurden streng bewacht, und zwar auf Ebrans Befehl, der jetzt bei einer andern Abtheilung den Herzog aufsuchte, um von ihm zu hören, wohin man die Burgfrau bringen sollte. Bald kamen sie beide herbei, und der Herzog sagte, als er Margarethen erblickte: „Ha, bei Gott! ein herrliches Weib! — Geh' hin, sprich sanft mit ihr, gib ihr die Versicherung meiner Gnade." — Ebran handelte nach dieser Anweisung, und suchte Margarethen zu beruhigen. Doch mit Verachtung blickte sie auf ihn, und dann wieder voll tiefen Schmerzes auf ihren Sohn. Ebran fuhr fort in seiner Bemühung, und sagte jetzt: „Edle Frau, Ihr müßt Euch nun doch beruhigen. Euer Schicksal steht beim Herzog."

Margarethe. (deutet gen Himmel) Dort ist mein Schicksal bestimmt. — O mein Kind, mein schmerzenvolles Kind!

Ebran. Armer Knabe! Er wird's wohl nicht ausstehen. Denkt jetzt nur an Euch; bedenkt, daß ihr das gefangene Weib eines Rebellen seyd, und selbst große Vergehen begingt durch Euern tollkühnen Widerstand. Drum fleht des Herzogs Gnade an; dort steht er!

Margarethe. (wild aufblickend) Ha, dort! (rennt außer sich zu Heinrich, und ruft affektvoll:) Mörder meines Vaters, meines Mannes, meines Kindes! warte, bis dieser da ganz todt ist; dann lege noch meinen Kopf in die Schaale Deiner Verbrechen, daß sie sinke — sinke in die tiefsten Schlünde der Hölle. Danke Gott, wenn er dafür war, daß ich nicht fiel auf diesen Wällen, nicht stürzte mit Thorings Mauern! (zu Georg gewendet) stirb armer Knabe, es ist Zeit! Stirb glücklich, sterbe als des Herzogs Feind, und frei. Dafür hat dich Kaspar gezeugt, — Ach, ich kann nicht mehr! Tödtet mich! — — Ach! Georg — Kaspar!

Heinrich. (heftig) Helft ihr, sie stirbt! — Das ist ein fürchterlicher Anblick! Ebran, dieses Weib, sie schlug Wunden in mein Gewissen, sie —

Jetzt vernahm man ein wildes Getöse in der Ferne. Eilig kamen einige von des Herzogs Leuten herbei und riefen: »Der Thoringer naht mit seinem Heerzuge, seine Trompeten rufen auf allen Seiten zur Schlacht auf.“ Margaretha vernahm diese Aussage, und rief mit hoher Begeisterung: »Er kommt! Er wird mich retten!« Erschrocken rief der Herzog einem Trupp der Seinigen zu, der sich eben nahte: »Bringt sie weg; schnell!“ »Und,“ setzte Ebran hinzu, „bewacht sie genau. Schlagt die Straße nach Landshut mit ihr ein.“ Mit einiger Gewalt mußten die Knechte die laut nach Hilfe rufende Margarethe hinweg bringen. Der Allarm wurde nun immer ärger, und Heinrich rief: „Wer hätte das gedacht, daß der Rasende so einen jähen Anfall beginnen würde. Mir bangt für den Erfolg.“ „Nur Muth!“ entgegnete Ebran, „wir müssen nun schon mit größter Anstrengung fechten; Kaspar wird das Aeußerste wagen. (um sich blickend.) Dort liegt noch der verwundete Knabe; auch dieser muß fortgeschafft werden.» — Er winkte einigen Knechten, und diese brachten den Knaben weiter. Immer stärker wurde die Anzahl der Ritter und bewaffneten Mannen, die in die Nähe des Herzogs herbeikamen. Hörbar wurde schon das Waffengeklirr der Gegner. Bald erschallte ihr gräßliches Feldgeschrei «Wehe!“ und die beiderseitigen Heerzüge geriethen hart aneinander. Mit furchtbarem Grimm focht der Thoringer, seine rauchende Veste gab ihm eine Kraft zum Schwertschwunge, die ungeheuer war. Er tödtete rechts und links, und mit scharfen Blicke suchte er den Ort zu erspähen, wo der Herzog sich befand. Endlich erblickte er ihn, und mit verdoppelter Wuth sauste nun sein Schwert. Ebran erkann-

te die Gefahr seines Herrn, und traf schnell zweckmäßige Vorkehrungen dagegen. Eine Anzahl der tapfersten Krieger umringten den Herzog, und sollten nach Ebrans Anweisung mir ihm sich zu entfernen sucheu. Er selbst warf sich mit einem Trupp der Geharnischten dem Wüthenden entgegen. Kaspar durchbrach mit dem Ruf: „Und wenn die Hölle sich entgegenstellte, ich muß in die Nähe des Herzogs!« Ebrans Schaar, und erreichte jetzt diejenige, die schützend ihren Gebieter umgab. Aber in diesem entscheidenden Augenblicke sammelte Ebran auch wieder einen Trupp Schlachtfertiger um sich, und eilte zu des Herzogs Hilfe herbei. Ein Kampf begann, worin von beiden Seiten eine seltene Kraft gezeigt wurde. Kaspar, den der heftige Widerstand seiner Feinde immer mehr erbitterte, zuckte allgewaltig sein Schwert, verwundete Ebran, und spaltete an der Seite des Herzogs einem der tapfersten Ritter mit einem entsetzlichen Hiebe das Haupt. Aber ein unvermutheter Vorfall vernichtete nun des Thoringers Absicht, und brachte eine schnelle Aenderung der ganzen Sache herbei. Hans Laininger sprengte heran und rief: „Zurück! Die Feinde haben große Unterstützung erhalten, ein ganzes Heer ihrer Bundesgenossen von München und andern Orten, ist von den Seefelder Anhöhen herab den Unsrigen in den Rücken gekommen, die eine Abtheilung unsers Heeres ist in der der größten Gefahr. Eine rückgängige Bewegung ist durchaus nothwendig.“ — Kaspar knirschte mit den Zähnen über den verwünschten Vorfall, der ihn zu einem Rückzuge nöthigte, für den er zu jeder Zeit die stärkste Abneigung hatte. Noch zauderte er damit, und sagte zu Hans Laininger: „Vielleicht kommt noch ein günstiger Augenblick herbei, und die drohende Gefahr für unsere Heerabtheilung wird vermieden.“ »Dieß wäre zu wünschen,« entgegnete Laininger, „allein es ist nicht wahrscheinlich.“ Und setzte

er hinzu: „Ihr seyd im raschen Eifer mit einer zu kleinen Abtheilung vorgedrungen, und befindet Euch, wenn der linke Flügel unsers Heeres noch geschlagen werden sollte, in einer mißlichen Lage.“ Jetzt kam ein neuer Bote herbei, und sein Bericht lautete, daß der linke Flügel des Heers geschlagen sey, und der rechte sich gegen den Wald hin bewege. »Sammelt Euch um mich,“ rief Kaspar nun den Seinen zu, »wir schließen uns an den rechten Flügel an, und wollen alles aufbieten, um das schwankende Glück noch für uns zu gewinnen.« — Fechtend zogen sie sich zurück, und Kaspar sagte zu seiner Umgebung: „Jetzt sehe ich es selbst ein, daß ich mit meinen Tapfern zu weit vorgedrungen bin. Die Begierde, mein Weib, mein Kind zu retten, bestimmte mich zu dem Wagstücke! daß es mißlang, schmerzt mich auf eine qualvolle Art.“ — Auch der Herzog Heinrich erhielt jetzt die angenehme Nachricht, daß durch die Erscheinung eines Hilfscorps der günstige Stand der Dinge für ihn herbeigekommen sey. Auf Ebrans Rath wurde nun von ihm der Befehl ertheilt, auf allen Seiten mit frohem Muth vorzudringen, und mit den Bundesgenossen sich rasch zu vereinen. Dieser Plan wurde ausgeführt, und des Thoringers Lage dadurch sehr gefährdet. Er kam wirklich in Gefahr, mit seinem Haufen von dem übrigen Heer abgeschnitten zu werden. Nur die außerordentlichste Tapferkeit, die sowohl er, als auch seine Waffengenossen zeigten, bahnte den Weg zur Vereinigung mit den andern Brüdern. Aber mit sehr schmerzlichem Verluste mußte dieser Vortheil erkauft werden; Pienzenauer und Maxelreiner fielen an Kaspars Seite, und wie sehr das Sinken dieser treuen Freunde ihn schmerzte, schildern keine Worte. Die endliche Entscheidung der Schlacht fiel zum Vortheil des Herzogs aus. Eine Wunde, die Kaspar am Haupt erhielt, und die ihm in den wichtigsten

Augenblicken die Besinnung nahm, Rathschläge ertheilen zu können, vollendete das Unglück dieses Tages, und raubte ihm den Lorbeer, auf den er so sicher gerechnet hatte. Als er kraftlos vom Pferde herabsank, da lief auf einmal das Gerücht durch alle Reihen: „Kaspar ist todt!“ Diese Nachricht wirkte sehr schlimm auf einen großen Theil der Krieger. Viele Ritter flohen nun muthlos von dannen, und Wilhelm mußte alles aufbieten, um mit dem geschlagenen Heer den Rückzug zu bewerkstelligen.

Nichts war erwünschter, als daß die Veste Stein in der Nähe war. Dorthin zog eilig Wilhelm mit dem verwundeten Kaspar und den übrigen Kriegern. Der Ort war sehr fest, und man konnte ruhig einer starken Macht von Außen mannhaften Wiederstand leisten. — Schon auf dem Wege hatte der verwundete Kaspar sich etwas erhollt. Auf Stein wurde sogleich alles gethan, um Kaspars Lage nach Kräften zu verbessern. Zweckmäßige Mittel wurden angewendet, um die, zum Glück nicht gefährliche Wunde, bald zur Heilung zu bringen. Bald sah man den besten Erfolg, und Kaspar konnte schon am zweiten Tage seiner Ankunft in Stein ohne merklicher Anstrengung im Gemache herum gehen. Er war schon wieder muthvoller, als sein Bruder Wilhelm, der immer den traurigsten Ausgang fürchtete, und einst, als er bei Kaspar eintrat, unmuthig ausrief: „Man sollte wünschen, zu sterben, damit wir nicht überlebten unsern Ruhm, unser Vaterland und die Freiheit.«

Kaspar. Bei Gott! Ich würde ihn wünschen den Tod, wenn's so verzweifelt mit uns stände, wie Du glaubst.

Wilhelm. Wie ich glaube? Wollt' es wäre nicht! Es sieht schlimm genug aus. Der Verlust in der Schlacht war zu stark. Und dann, ist Thoring nicht ein Schutt-

haufen? Bist du nicht verwundet, und kann es nicht noch einige Zeit anstehen, bis Du die vorige Kraft wieder bekommst? Wo die mächtigen Freunde? Stein ist wohl sehr fest, aber unsere Gegner sind zu zahlreich, und man hat schon öfters feste Burgen eingenommen.

Kaspar. Nein, ich fürchte nicht so viel wie Du. Wäre nur mein Weib, mein Knabe frei, das Uebrige sollte schon wieder in Ordnung kommen. Die Wehenrichter, die ich angerufen habe, werden meine gerechte Sache auch würdigen. Und dann, gibt's keinen Kaiser, kein Reich, keine Gesetze, keinen Gott mehr? Noch mehr, meine Wunde gibt nicht Anlaß, an ihrer baldigen Heilung zu zweifeln — das Schwert wieder in meiner gestärkten Faust, und Kaspar fürchtet nichts mehr!

Wilhelm. Bruder! mir scheint's, als wenn Du beim Wehengericht keine Gerechtigkeit finden würdest. Vielleicht, wenn's gut geht, mußt Du in fremden Gegenden als ein Bettler, und als ein Ritter, den das „Rebell" brandmarkt, herumirren.

Kaspar. Wenn's gut geht, sagst Du? So weit läß'ts Gott mit mir nicht kommen, er weiß, daß ich mich eher morden würde.

Wilhelm. Bruder, ich wiederrieth den Krieg, und mein Rath war besser als der Deinige.

Kaspar. Klüger, nicht besser; sonst müßte er auch edler gewesen seyn. Mein Entschluß — er war billig, möglich, leicht, der Wunsch der Stände; mein Verlust — das war Schicksal, ein heilloses Schicksal, das mitten auf dem Weg zum Siege so einen Querstrich machte. Hast Du das Nähere erfahren, woher Heinrich so mächtigen Beistand bekam?

Wilhelm. Dieß geschah auf Betrieb der schlimmen Viala. Als Heinrich mit seinen Mannen ins Feld gezogen war, da eilte sie selbst an den Hof des Herzogs von

München. Mit Geschenken und Versprechungen vermochte sie es, daß er im Verein mit seinem Freunde, dem Kurfürsten von Brandenburg, schnell ein paar stattliche Heerhaufen absandte, mit der Weisung, Heinrichs Macht zu verstärken. Sie kamen in einem kritischen Augenblick uns in die Seite, und das Unglück war geschehen. Aber was willst Du nun thun? Denkst Du nicht an eine Versöhnung?

Kaspar. Versöhnung? Bruder, noch ist nicht einmal Zeit, von einem Frieden zu sprechen.

Wilhelm. Und du kannst noch einen Frieden hoffen? Es wäre viel, wenn du mit Versöhnung dein Geschlecht rettetest.

Kaspar. Wer spricht vom Retten? Was liegt Bayern daran, daß es Thoringer gebe? — Es ist nur ein Name, und verlischt er, so wird's doch noch gute Bayern geben. So lang es aber Leute gibt, die so heißen, soll der Name edel, verehrlich bleiben; soll keiner, der ihn trägt, das Knie vor einem Tyrannen beugen; soll keiner widerrufen, was sein Eid bekräftigt hat, und keiner um Verzeihung betteln, weil er ritterlich gehandelt.

Wilhelm. Aber so — was geschieht? — was soll daraus werden?

Kaspar. Wird Heinrich beim Wehengericht verdammt, so lebt unsere Macht schnell wieder auf, und mein Entwurf steht vollendet da. Ich kann nie verdammt werden, mein Recht ist zu klar: und da gibt's doch auf alle Fälle immer Unterhandlungen, dann aus Mangel der Bedürfnisse Friede.

Er gab nun seinem Bruder den Auftrag, einen Ritter mit einem Trupp Knechte hinauszusenden. Sie sollten genau erforschen, wie der Stand der Dinge in der Gegend sey, und baldige Auskunft geben. Wilhelm eilte ab. Hans Laininger erhielt das schwierige Geschäft,

in der von Feinden besetzten Gegend Erkundigungen einzuziehen. Er vollzog seinen Auftrag sehr gut, und kam am dritten Tage mit seinen Knechten wieder wohlbehalten auf der Burg an. Er machte Kasparn folgende Schilderung: „Heinrich ist mit seinem Bundesgenossen, dem Herzog von München, über ein Stück Land an der Grenze, daß dieser zum Eigenthum begehrte, in Uneinigkeit gerathen, und hat den Kurfürsten von Brandenburg mit in den Streit gezogen. Der Münchner Herzog hat schon seinem Feldhauptmann den Befehl zugesandt, mit seinen Mannen Heinrichs Heerhaufen zu verlassen, und mit den Brandenburgern so bald wie möglich sich zu entfernen. Auch hat der Erzbischof von Salzburg Leute an den Herzog Heinrich abgeschickt, und in starken Ausdrücken sich über den Frevel beschwert, den des Herzogs Kriegsknechte in seinen Landen sich erlaubten. So ist der Landshuter Fürst überall in Spaltungen mit seinen Nachbarn und Freunden gekommen.“ Diese Darstellung gefiel dem Thoringer sehr. Er sagte zu Wilhelm, der sie auch mit angehört hatte: »Sieh, das Verworrene löst sich wieder gut auf. Heinrich muß auch nicht gar zu gut stehen, weil der Salzburgerbischof ihm so dreist sein Unrecht vorhält. Jetzt warte ich noch den Spruch des Wehengerichts hier ab, und dann sollt ihr Kasparn wieder handeln sehen.“ Noch erfuhr Kaspar, daß der Herzog Heinrich eilig nach Landshut abgegangen sey, indem dort wieder bedenkliche Spuren von Unzufriedenheit sich zeigten. „Gut, sehr gut,“ sagte der Thoringer, „lauter Dinge, die uns Hoffnung geben, bald wieder in freiem Feld erscheinen zu können. Wird meine, durch die Verwundung gehemmte Kraft mir wieder, dann soll es bald über die Steinerzugbrücke hinaus gehen.“ „Vorjetzt,“ meinte Laininger, „wäre aber dieser Versuch nicht zu rathen, indem noch immer das herzogliche Heer vor der Veste

sehr zahlreich sey, und der schlimme Ebran, der es befehligte, mit scharfer Umsicht alles beobachtete.“ Auf heimlichen Wegen kam nach einigen Tagen der Ritter Gaißkircher auf Stein an. Seine Miene verkündete nichts Gutes, und er sagte, indem er auf Kaspar blickte: »Werdet mir nicht gram, wenn ich rede.“

Kaspar. Redet, redet immer! Sind meine Güter eingezogen? — meiner Freunde noch mehr todt? — Längst schon sandte ich an Heinrich Boten, um wegen meiner theuren Gattin Nachfrage zu halten, und wegen ihrer Freiheit zu unterhandeln. Verwirft vielleicht übermüthig der Herzog diese Punkte? oder spottet er meiner gar? — Ha! wenn ich an Margarethens Geschick denke, dann möchte ich nach gewohnter Weise mein Schwert schwingen, und in Heinrichs Nähe Rache! Rache! rufen. — Noch immer verzieht ihr mit Eurer Nachricht. Redet, ich bin auf Alles gefaßt.

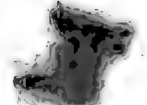
Gaißkircher. Gut. Ich gehorche. — Das Gericht —

Kaspar. Ha, ihr sprecht vom Wehengericht? Nun — nun?

Gaißkircher. Es hat Euch verdammt zum Tode. Wo man Euch findet, darf ein Freischöffe seinen Dolch Euch in die Brust stoßen. Das ganze Geschlecht der Thoringer ist entehrt worden.

Kaspar. Entehrt? — Ha, ihr bübischen Richter, ich werde noch einst eure verborgenen Schlupfwinkeln aufsuchen, und furchtbare Rechnung mit Euch halten! — Edler Gaißkircher, sucht jetzt im Gesellschaftssaale die andern Ritter auf; mich laßt allein.

Gaißkircher. (indem er geht) Beruhigt Euch, edler Ritter; Ihr habt noch viele treue Freunde, die im Nothfall Blut und Leben für Euch wagen.



Im dumpfen Nachsinnen stand Kaspar lange im einsamen Gemach. Endlich brach er aus in die Worte: „Dieser Schlag trifft hart; mich und meine gute Gattin. Wie furchtbar wird sie diese Nachricht erschüttern! Und wenn ich denke, daß gegen das Weib eines Verurtheilten Rachsucht und Bosheit sich Viel erlauben können, daß die Gute nun jeden Tag gequält wird, und Keiner — Keiner sich der Verlassenen annimmt! — O! ich möchte rasend werden bei dem Gedanken, daß ich eingeschlossen bin, und der bedrängten Gattin nicht schützend beistehen kann. — Wie wäre es, wenn ich in den Kreis meiner ritterlichen Freunde träte, ihnen meine quälende Vermuthungen mittheilte, und in Begleitung einiger ein großes Wagstück unternähme? — Ich eile zu ihr, und wenn es mitten durch Todesgefahren ginge!" —

Er ging nun nach dem großen Saale der Burg, und erfuhr dort, daß man unruhige Bewegungen bei den feindlichen Schaaren wahrnehme. Kaspar gab Befehl, die Posten zu verdoppeln, und empfahl die größte Wachsamkeit. Bald machte ein Ritter mit einigen Knechten sich bereit, vorsichtig in der Gegend Erkundigungen einzuziehen. Ehe aber dieß noch geschah, ertönten in weiter Ferne Trompeten; bald sah man Waffen blinken, und das Nahen kriegerischer Haufen ward auf Kaspars Burg zur Gewißheit. Die Abtheilung des herzoglichen Heers, die zunächst an der Veste Stein stand, zog sich beim Anmarsch der fremden Krieger gegen den Wald zurück, und diesen Umstand benützten sogleich Thoringers Genossen. Einige eilten zum Burgthore hinaus, und Kaspar harrte mit Verlangen auf nähere Nachricht. Bald erhielten sie solche. Die Ausgesendeten kamen zurück, und in ihrer Begleitung befand sich Ortolph Laininger und Georg von Gundelfingen. Mit frohem Gefühl vernahm Kaspar vom Letztern, daß der edle Fürst Ludwig von

Ingolstadt des Thoringers Vernichtung nicht mit gleichgiltigen Augen ansehen könne. Er habe schon wegen dieser Sache dem Herzog Heinrich Vorstellungen gemacht, sey aber mit Hohn abgewiesen worden. Er habe jetzt ein anderes Auskunftsmittel ergriffen, und sende dem Thoringer 1000 Mann, sie für seine Sache zu brauchen. Ortolphs Bericht war auch gut. Er sagte aus, daß viele der befreundeten Ritter in Kienberg sich gesammelt hätten, und schon eine Anzahl von ihnen mit Gundelfingers Heer gekommen sey. Auch der Bischof von Salzburg, hieß es weiter, rüstet sich, und will Kaspars treuer Bundesgenosse seyn. Jubel erschallte auf Stein ob diesen frohen Ereignissen. Alles rief: »Jetzt geht es wieder in's freie Feld!« „Ja," sagte Kaspar, „ihr wackern Männer, wir wollen uns neuen Ruhm erkämpfen, und die Feinde sollen erfahren, daß der Thoringer noch Freunde hat, und das Schwert wieder kräftig schwingen kann. — Er verabredete nun mit Gundelfinger und den andern Rittern, rasch in der Gegend vorzudringen. Wollte Ebran dieß vielleicht verhindern, so sollte eine neue Schlacht ihn dazu zwingen.

Mit Eile wurden nun die gehörigen Verfügungen zum Fortzuge aus der Veste getroffen. Alles bemerkte mit freudigem Empfinden, daß ächter Heldengeist noch immer den Thoringer umschwebe. Wie ein Kriegsgott saß er voll hohen Anstandes bald wieder auf seinem schnaubenden Rosse, und eilte unter Trompetengeschmetter den neuen Feldern des Ruhms entgegen. Ebran zog sich zurück, und gab seinem Herrn schnelle Nachricht von dem neuen Stande der Dinge. Ergrimmt rief Heinrich: „Wie, der Mann, dessen Macht schon ganz vernichtet war, wagte auf's Neue drohend vorzudringen? — Er soll es abermals bereuen müssen. Alles werde aufgeboten, den Tollkühnen zu bezwingen." Er gab jetzt die nöthigen

Digitized by Google

Befehle, und im ganzen Land ward wieder kriegerischer Lärm an der Tagesordnung.

Viala hatte eine ernste Unterredung mit dem Herzog. Sie ermahnte ihn, sich wieder an die Spitze der Krieger zu stellen, und mit einem entscheidenden Streich den ganzen Handel zu enden. Heinrich versprach, nach diesem Vorschlag zu handeln, und Viala versicherte ihm, daß Kaspar noch zu seinen Füßen um Gnade flehen würde. —

Aber schon nach ein paar Tagen schien Vialens Rechnung sich als falsch zu bewähren. Neue Botschaft kam herbei. Der Thoringer hatte Ebran geschlagen, und drang nun mit voller Macht gegen den herzoglichen Sitz an. Alles floh vor Kaspar, und dießmal schien es, als wenn er nach Landshut kommen würde. „Wie nun?“ rief Heinrich Vialen zu. — „Laßt Euch nicht bange seyn,» tröstete diese, „wir haben ja Kaspars Weib und seinen Knaben in unserer Gewalt. Sie sind uns Bürgen daß er seinen Trotz nicht zu weit treiben kann. Sie sollen beide von der Burg Aicha hierher nach dem Schlosse Traußnitz gebracht werden.“ Auf ihren Betrieb gab Heinrich Befehle, auch er meinte, daß dieß das rechte Mittel wäre, Kasparn am Ende noch zur Nachgiebigkeit zu bringen. Er eilte in Begleitung einiger Knechte nach Aicha. Dort machte er sogleich bei seiner Ankunft Margarethen bekannt, daß eine Veränderung ihres Aufenthaltes erfolgen müsse. Seufzend sagte sie: „Ich muß dulden, was Heinrich in übermüthigem Gefühl über mich verfügt. Mondenlang traure ich schon in einem dunklen Gemache dieser Burg um meine verlorne Freiheit; ein neuer Kerker erwartet mich, vielleicht noch schlimmer als der, den ich verlasse. (Mit einem Blick zum Himmel.) Sendest du mir nicht den Retter, dann wird der Gram fortwährend die Stunden meines Lebens trüben.« —

Einige Worte, die Filshofer sprach, zeigten, daß er Gefühl für fremde Leiden habe. Ermuthigt durch diese Bemerkung, fragte nun Margarethe Manches, was ihren Gemahl betraf, klagend über den harten, menschenfeindlichen Burgvogt auf Aicha, der ihr durchaus nichts wissen lasse von den Begebenheiten des Tages. Welch ein frohes Empfinden wurde ihr daher, als sie erfuhr, daß Kaspar wieder eine Siegeslaufbahn begönne, und daß dieß die Ursache sey, weßwegen sie von Aicha entfernt würde, weil Kaspars Genossen dieser Gegend schon ziemlich nahe wären. Jetzt fragte sie auch nach ihrem Georg. Staunend vernahm sie, daß der Knabe in einem andern Gemache derzeit auch auf Aicha seinen Aufenthalt hatte. Seufzend rief Margarethe: „Die fühllosen Menschen! die der Mutter nicht einmal vergönnen, ihr Kind in die Arme zu schließen!« Etwas beruhigte sie, als ihr Filshofer sagte, daß Georg auf dem Wege nach Landshut ihr zur Seite bleiben sollte. Auf seinen Befehl brachte man ihn herbei, und mit einem gemischten Gefühl der Trauer und des Entzückens umschlang sie ihr Kind. „Darf ich nun wieder bei Dir bleiben?“ fragte Georg, indem er sich zärtlich an seine Mutter anschmiegte, und hinzusetzte: „Wird der böse Mann auf der Burg mir nicht mehr befehlen dürfen?« „Vorjetzt,« antwortete Margarethe leise, »bleibst Du an meiner Seite. Was ich sehnlich wünsche, wird vielleicht noch erfüllt. O guter Knabe, bitte mit mir den Himmel, daß er uns bald den Retter sende!«

Filshofer hatte schleunig Anstalt gemacht, um den Aufbruch aus der Feste sogleich beginnen zu können. Auf sein Verlangen wurde ein Wagen herbeigeschafft, und Margarethe mit dem Knaben erhielten auf ihm ihre Sitze. Der Burgvogt gab noch einige seiner Knechte zu Filshofers Truppe, und rasch begann nun der Zug

aus der Veste Aicha. — Wilhelm, Kaspars Bruder, war mit einer Abtheilung des Heers bereits in dieser Gegend vorgedrungen, und erhielt von einigen Gefangenen Winke, daß man Margarethen nach Landshut schaffen wolle. Diese Nachricht machte, daß er alle Kräfte in Bewegung setzte, um ihre Befreiung herbei zu führen. Der Gedanke, seinem Bruder so einen wichtigen Dienst zu leisten, begeisterte ihn, und er machte seinen Untergebenen große Versprechungen, wenn sie zu diesem Entzweck gehörig mitwirkten. Alle waren dazu bereit, und versprachen das Aeußerste zu wagen. Aber auch in Landshut hatte man die Nachricht erhalten, das feindliche Abtheilungen sich immer mehr näherten. Besorgt um Filshofers Trupp und die Gefangenen, die solcher herbeibringen sollte, sandte Herzog Heinrich noch einen Haufen Bewaffneter ab. Der wilde Ritter Thurwald hatte den Befehl über denselben erhalten, und eilte, Filshofers Trupp zu erreichen. Bald vereinigte er sich mit selbigem und nichts mehr fürchtend, zogen die beiden Anführer mit frohem Muth der Hauptstadt zu. Aber jetzt, als es eine waldige Anhöhe hinaufging, zeigten sich bedenkliche Dinge. Von zwei Seiten kamen Bewaffnete herbei, und Thurwald sagte zu Vilshofer:« Wir werden einen Strauß zu bestehen haben, denn die nahenden Krieger sind ganz bestimmt von des Thoringers Heer.«

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 13tes Stück.

Kaspar der Thoringer.

(Fortsetzung.)

Seine Vermuthung zeigte sich bald als Wahrheit. Es war Wilhelm und Ortolph Laininger, die mit ihren Kriegern herbei eilten, und nach kurzem Verlauf den Angriff auf die Herzoglichen begannen. Nicht lange stand es an, so wurde mit äußerster Wuth gefochten. Da Wilhelm bemerkte, daß die Gegner vorzüglich alles thaten, um den Wagen zu schützen, der bei ihrem Haufen sich befand, so machte er seinen Kumpan Laininger darauf aufmerksam und Beide richteten nun ihr Hauptaugenmerk auf diesen Punkt. Im wilden Andrang umringten Wilhelms Mannen den Wagen. Eines der daran befindlichen Pferde wurde getödtet. Nun gab Thurwald den Befehl, schnell die Frau und den Knaben, jedes auf das Roß eines Knappen zu bringen, und so mit ihnen in Sicherheit zu kommen. Mit Georg gelang dieß, doch als man Margarethen eben so fortschaffen wollte, brachte der wilde Andrang von Thoringers Kriegern die Gegner in Unordnung, Filshofer, der herbeieilte, wurde gefährlich verwundet, und mitten im heftigsten Tumult gelang es Wilhelm,

Margarethen zu befreien. Der wilde Thurwald bot alles auf, sie wieder in seine Gewalt zu bringen. Doch vergebens waren alle Anstrengungen seiner Leute, sie mußten fliehen vor den gewaltigen Schwerthieben der Thoringer. Wilhelm gab Befehl, die Flüchtenden nicht zu verfolgen. „Wir wollen," sagte er, „mit dem erhaltenen Vortheil uns begnügen, und froh seyn, Margarethen befreit zu haben." Er eilte nun zur Schaar, in deren Mitte Margarethe sich befand. Welch ein Anblick wurde ihm, als er näher trat! Kaspars Weib lag im ohnmächtigen Zustand am Fuß eines Hügels. Einige Knechte waren mit ihr beschäftigt. Einer sagte zu Wilhelm: „Mit der edlen Frau sieht es schlimm aus. Ein Pfeilschuß hat ihr eine bedeutende Wunde am Halse beigebracht. Der Knabe Gotthold, der so etwas versteht, meint, daß nur ein Wunder ihr Leben retten könne.« „Du erschreckst mich!" sagte Wilhelm, trat nun an die Seite der Verwundeten, und sah leider, daß ihr Zustand sehr gefährlich war. Eben als er Befehl gab, sie auf die nahe liegende befreundete Burg Florheim zu bringen, kam eine neue Schaar Gepanzerter aus dem Walde hervor. Man erkannte sie sogleich als Freunde, und welche Ueberraschung! Kaspar der Thoringer war an ihrer Spitze. Er eilte zur ohnmächtigen Gattin, und vernahm von den Umstehenden, daß, während Wilhelm den wilden Thurwald zurückdrängte, einer seiner Bogenschützen den unheilbringenden Pfeil sandte. In starrer Verzweiflung stand Kaspar, denn er sah die theure Gattin im hoffnungslosen Zustande. Mehrere ritterliche Freunde kamen herbei, und von ihnen erfuhr Wilhelm, daß sie im Siegesflug vorrückten, und das Hauptheer unter Befehl des ältern Laininger dem flüchtigen Ebran auf der Ferse folge, und bald in der Gegend von Landshut eintreffen würde. Kaspar erfuhr auf dem Wege, daß im Schlosse

Aicha seine Gattin schmachte, er wollte einen schnellen Versuch zu ihrer Rettung machen, nahm einen Theil seiner Getreuen mit, und eilte zur That. Er fand die Theure nicht mehr in feindlicher Gewalt, doch ein unseliges Geschick gab ihm aufs Neue verzweiflungsvolle Qual.

Auf Wilhelms Befehl wurde Anstalt getroffen, Margarethen, die zum unaussprechlichem Entzücken Aller sich wieder etwas zu erholen schien, auf die schon genannte Burg Florheim zu bringen. Kaspar war es zufrieden, und machte seinen Entschluß kund, vorjetzt in seiner Gattin Nähe zu bleiben. Sein Bruder erhielt den Auftrag, indessen mit den beiden Lainingern die Leitung der großen Angelegenheiten zu besorgen, und das weichende Herr des Herzogs vollends in die schlimmste Lage zu bringen.

Eben als Margarethe fortgebracht wurde, kam Ortolph Laininger zurück, und gab Wilhelm die Nachricht, daß die feindliche Schaar, die den Knaben Georg fortschleppte, nicht mehr eingeholt werden könne. Kaspar vernahm auch diese üble Nachricht, und mit tiefem Schmerz rief er: „Zu welchen Scenen kam ich! Mein geliebtes Weib in Todesnoth, mein einziger Knabe in der Gewalt arglistiger Feinde! Brüder, Freunde! bietet alles auf zur Rettung meines Knabens. Beim Himmel! ist das Leben meiner Theuern der Preis, wofür ich siegen soll, dann erst werde der Name Thoringer dem Herzog Heinrich furchtbar, und vor seinen Augen soll ein Feuermeer sich erheben, als käme das Weltgericht herbei.“

Wilhelm und die andern ritterlichen Freunde gaben ihm die heiligsten Versprechungen, für sein Wohl kräftig zu kämpfen. Sie entfernten sich, und Kaspar folgte dem Zuge, der langsam hin nach Burg Florheim sich bewegte.

Auf dem Wege gab Hoffnung dem trauernden Thoringer einige tröstende Augenblicke. Seine Gattin erkannte ihn, und ihr matter Händedruck gab ihm hohe Wonne.

Man kam auf Florheim an. Der Burgherr war abwesend, aber Agnes, seine Gattin, gab sogleich die nöthigen Befehle zur Pflege der Verwundeten. Ein erfahrner Arzt kam herbei. Seine bedenkliche Miene beim Erblicken der Wunde erschreckte Kasparn äußerst heftig. „Was ist zu hoffen?“ fragte er den Arzt, als er vom Lager der Kranken ging. „Nicht zu viel!“ antwortete dieser. „Ich will das Mögliche thun; aber — aber —“ In Schmerz versunken, eilte Kaspar wieder zum Lager seiner Gattin. Zärtlich und leise sprach sie Manches, und ihr Georg war fortwährend der Gegenstand ihrer Rede. Kaspar gab ihr die tröstendsten Versicherungen, und öfters hob sie ihre Hände auf zum Himmel und seufzte matt: „Möge alles noch gut werden!“

So in zagenden Gefühlen verging der Tag, und der herbeikommende Abend brachte neue Besorgnisse. Margarethens Schwäche wurde wieder gefahrdrohender, und die Klagen der Umstehenden tönten heftiger. Kaspar verfügte sich öfter in ein Nebengemach, um dort seinem Schmerze freien Lauf zu lassen. Nach Mitternacht war er wieder dort. Agnes, die Burgfrau, eilte herein, und rief schluchzend: »Ritter! Eure Frau ist sehr schwach. — Vielleicht — o vielleicht — Sie will Euch sprechen!“ »O!“ sagte Kaspar, indem er seine Hände faltete, „ihr Verlust würde mich zum Bettler machen!«

Er eilte zum Lager Margarethens. Alles stand tief trauernd dort, denn man sah, daß eine Sterbende darauf lag. Eben fragte eine Frau Margarethen. die immer noch ihre volle Besinnung hatte: „Wie fühlt ihr Euch?“ „Ich fühle die Nähe des Grabes; das Licht will

verlöschen. Kommt Kaspar?“ »Ja!“ war die Antwort, „hier kommt er.« Langsam trat Kaspar herzu. Männlich unterdrückte er seinen großen Schmerz. Nur da sie die Hand nach ihm ausstreckte, da rief er mit erstickter Stimme: „Margarethe!“ und wandte sich etwas zur Seite, seine Thränen zu verbergen.

Margarethe. Kaspar! Deine Hand; Deinen Kuß! Dein Lebewohl!

Kaspar. Und dann —

Margarethe. Sterben. Fasse Dich! der Himmel wollte es so; wir müssen scheiden.

Kaspar. Margarethe, Margarethe! Mußt Du?

Margarethe. Ich muß — ich fühl's, er ist nahe der entscheidende Augenblick. — Sage einst meinem Knaben, daß ich mit Segensempfindung für ihn sterbe! — Kaspar, leb wohl! (sie streckt mühsam die beiden Arme nach ihm aus:) Es sind nicht mehr die Arme einer jugendlichen Braut — kalte Arme, vom Tode starr, umfangen Dich! — Lebe wohl — ach, scheiden von Dir ist schwer! — Gott! Gott! — In der bessern Welt — sehe ich dich wieder. — Georg! Kaspar!

Kaspar. Weh! sie stirbt! ihr letzter Odemzug ist erfolgt. (Er starrt eine Weile auf sie hin, dann ruft er fragend: »Todt? sicher todt?

Schluchzend bejahten es die Umstehenden, und er fuhr fort: »Todt? sie — das einzige Weib, daß je meine Brust mit Liebe füllte? — Todt! die Theure? — O welch ein Opfer für meine Siege!

Agnes. Laßt immer Eure Thränen fließen, Ihr habt's wohl Ursache.

Kaspar. Es sind die ersten Thränen, die seit meinen Kinderjahren über dieß narbige Gesicht rollen; — es sind die letzten, denn was habe ich noch zu verlieren?

Agnes. Der Anblick der Verblichenen gibt Euch zu herbe Empfindungen. Laßt den Leichnam hinweg bringen! (Einige wollen Anstalt dazu machen.)

Kaspar. Noch nicht! noch nicht! — Dieser Anblick stähle meinen Muth, wetze die Schneide meiner Rache. Noch lebt Heinrich, und ich muß viel noch enden, bis auch ich sinke.

In stummen Schmerz versunken, stand Kaspar noch einige Augenblicke vor dem Leichnam. Da meldete man einen befreundeten Ritter, der ihm eilig etwas mittheilen wollte. „Nur hierher!« rief Kaspar, und bald trat hastig Erasmus Gaißkircher ein. Erschrocken fuhr er zurück, als er die Trauerscene erblickte. „O edler Unglücklicher," rief er, „das fehlte noch zu Euern vielen Jammer!"

Kaspar. Ritter, sucht Ihr den Tod, daß Ihr hierher kommt?

Kaißkircher. Ein schlimmes Gestirn waltet über mir ich muß Euch immer übles verkünden. Ich habe Euch viel Wichtiges mitzutheilen. Ich bitte Euch dringend, edler Kaspar, um eine einsame Unterredung, diese Umgebung paßt nicht dazu.

Sie gingen in ein Nebengemach. Dort machte Gaißkircher folgende Schilderungen:

„Dem erhaltenen Befehle gemäß, drang Euer Bruder Wilhelm mit den tapfern Schaaren unserer Krieger rasch in die Gegend von Landshut vor. Das Uebel, welches Eure Feinde schon über Euch brachten, bestimmte Eure Mannen, ihnen mit gleicher Münze zu zahlen. Rings um den herzoglichen Sitz sah man Rauchwolken aufsteigen. Heinrich konnte von der Traußnitz herab sehen, wie furchtbar das Nahen der Krieger des Thoringer sey. Alles wurde nun von Ebran und den andern herzoglichen Anführern aufgeboten, die Gefahr zu entfer-

nen, womit Landshut bedrohet worden ward. Sie sammelten ein zahlreiches Heer, und drangen wuthentbrannt gegen Wilhelms Streithaufen vor. Dieser hatte den schnellen Andrang nicht vermuthet, und keine Zeit mehr, die verschiedenen Abtheilungen der Verbündeten zu sammeln. Er mußte mit einer zu schwachen Macht gegen die zahlreichen Haufen der Feinde kämpfen. Sein Heldenmuth hemmte wohl lange die Fortschritte der Feinde, aber endlich mußte es doch noch schlimm für ihn enden. Ein Theil seiner Krieger wich zurück, und Euer edler Bruder kam mit einigen seiner Getreuen in eine verzweifelte Lage. Sie wurden umringt von feindlichen Schwertern und Lanzen, und höhnisch aufgefordert, sich nun in Landshut als Gefangene zu zeigen. Ergrimmt durch den Uebermuth der Feinde, schlug Wilhelm wüthend um sich, allein seine Tapferkeit reichte nicht aus gegen die Uebermacht der Gegner. »Ein Thoringer ergibt sich nicht!« rief öfters Wilhelm; aber leider wurde er in diesem entscheidenden Augenblicke verwundet, und mit so einer starken Anzahl der Seinigen, von den Feinden zu Gefangenen gemacht.

Kaspar. Gefangen? Mein Bruder gefangen? — Ja, Ihr habt recht, Gaißkircher, Ihr seyd ein wahrer Unglücksbote.

Gaißkircher. O glaubt mir, es schmerzt mich sehr, Euch Trauriges zu verkünden.

Kaspar. Diese Nachricht erschüttert mich, und fordert dennoch auf zum raschen Handeln. Ich bin Feldherr, das darf ich nicht vergessen, ich muß gewaltsam meinen Schmerz unterdrücken, und meine Schaaren überzeugen, daß den wahren Heldenmuth nichts beugen kann. Nun fort aus dieser Burg, fort vom Leichnam meiner Gattin! Noch einmal will ich ihn sehen, und auf ihm Rache geloben.

Sie gingen beide ab, und noch in der Nacht wurden Anstalten getroffen, um zu den kriegerischen Schaaren abzugehen.

Die Gefangennehmung Wilhelms und der bedeutende Verlust so vieler andern wackern Krieger, hatte Muthlosigkeit in den ersten Augenblicken bei den andern Abtheilungen des thoringischen Heers zur Folge. Die Herzoglichen benützten diese Stimmung, und mit rascher Kühnheit drangen sie vorwärts. Aber bald stand wieder Kaspar an der Spitze seiner Tapfern, und der Ausruf: Unter seiner Anführung sind wir unüberwindlich! tönte schon wieder in den Reihen der Krieger. Doch das Geschick schien es darauf angelegt zu haben, ganz eigene Störungen auf seiner Thatenlaufbahn zu bereiten. Wieder kam ein Ereigniß herbei, das Schmerz und Grimm in seiner Brust erweckte. Um es gehörig darzustellen, wird es nöthig seyn, einen Rückblick zu machen, und was in Landshut geschah, grdrängt darzustellen.

Während der kriegerischen Ereignisse schwelgte der Herzog Heinrich auf seinem Schlosse in weichlichen Genüssen, die in dieser Lage sich durchaus nicht für ihn geziemten. Vorzüglich zog das schöne Geschlecht seine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Doch immer noch gelang es Vialen, nach solchen kleinen Abweichungen, ihn wieder in das Netz zu bringen: das sie so oft schon mit Vortheil um ihn geschlungen hatte. Die Stolze dachte: „Es wird nie anders kommen; ich muß doch die vollste Gewalt über sein Herz behalten.“ Viala irrte sich sehr; es kam ein Augenblick, wo ihre vermessene Hoheit in den Staub sank. Der Herzog faßte für die Tochter eines Landshuter Edeln die heftigste Leidenschaft. Bertha, so hieß solche, war listig genug, Heinrichen ganz für sich zu gewinnen. Sein Wankelmuth gab Anlaß zu mancher ernsthaften Scene mit Vialen, doch so sehr sie auch

alles aufbot, sie konnte die Nebenbuhlerin nicht mehr besiegen. Heinrich bot ihr eine Summe Geldes an: so sollte sie von Landshut fortziehen, und in der Stille der einstigen Freuden gedenken. Viala empfand die Wuth der Hölle in ihrem Herzen, als ihr dieser Antrag gemacht wurde. Berthas Triumph sollte so vollständig seyn? — Das war mehr, als sie ertragen konnte. Durch scheinbare Unterwürfigkeit machte sie den Herzog sicher, und vermöge listiger Beweggründe erlangte sie die Erlaubniß, noch einige Zeit im Schlosse Traußnitz bleiben zu dürfen, und an den politischen Handlungen des Herzogs Theil zu nehmen. Aber ihr Hauptaugenmerk ging dahin, Berthen zu verderben, und sie hatte fürchterlich geschworen, dieß selbst mit Gefahr ihres Lebens zu thun. Es gelang ihr mit reichen Geschenken die Kammerzofe Berthens zu gewinnen. Schon hatte sie ihr daß Gift gegeben, um selbiges bei schicklicher Gelegenheit in den Frühtrank zu bringen, den Bertha genoß. Das unheilbringende Pulver war schon im Glase, und nur das unwillkürliche Zittern der Zofe, als sie es Berthen reichte, machte diese aufmerksam. Mit leichter Mühe brachte sie das Geheimniß heraus. Der Herzog wurde sogleich in Kenntniß davon gesetzt. Dieser war im höchsten Grade aufgebracht, als er Bericht von dem vermessenen Unternehmen Vialens erhielt. Schnell wurde von ihm verordnet, das rachsüchtige Weib zur Bestrafung in einen Kerker zu beingen. Es wurden sogleich einige seiner Diener abgesandt, mit dem Befehl, alles aufzubieten, um sich ihrer zu versichern. Doch Viala hatte nicht gesäumt, und rasch Anstalt getroffen, um den üblen Folgen ihrer That gehörig vorzubeugen. Mit großer Eile raffte sie einen Theil der Schätze zusammen und wollte, begünstigt vom nächtlichen Dunkel, Landshut eilig verlassen. Zu ihrem Schrecken fand sie aber, daß schon Vorkehrungen getrof-

fen waren, um diesen Vorsatz zu hintertreiben. Ueberzeugt daß dringende Gefahr sie überall umgebe, beschloß sie nun, das Haus einer Freundin aufzusuchen, und dort den günstigen Augenblick zur Flucht abzuwarten. Sie kam dort an, und erhielt von der Freundin die beste Zusicherungen, für ihre Absicht alle mögliche Unterstützung zu erhalten. Doch noch am nämlichen Tage wurde in Landshut auf des Herzogs Befehl verkündet: daß, wer Vialens verborgenen Aufenthalt angeben würde, sollte eine ansehnliche Summe Geldes erhalten. Zugleich wurde Demjenigen, der sie absichtlich verbergen wolle, im Entdeckungsfalle scharfe Strafe gedrohet, ihn sollte auf immer ein finsterer Kerker aufnehmen. Vialens Freundin besaß geringe Seelenstärke. Sie wurde von der Drohung erschreckt, und gab einem fürstlichen Diener Nachricht, daß man in ihrem Hause keine vergebliche Nachforschung halten würde. Auf diesen Wink wurden sogleich einige Männer abgesendet, um die ränkevolle Viala in's Gefängniß abzuführen. Doch sie merkte bald, welchen Plan man mit ihr ausführen wollte. Als die Beordneten in das Haus eindrangen, da fand sie noch Mittel, in ein Gemach zu kommen, und dort durch schnelle Verschließung sich einige Augenblicke noch vor dem Andrange der Gefahr zu schützen. Jetzt, als man mit Gewalt die Thüre sprengen wollte, und sie vernahm, daß man sie, gleich einer gemeinen Verbrecherin, öffentlich durch die Straßen Landshuts in das Gefängniß führen wolle, jetzt wurde sie von einem rasenden Gefühl ergriffen. Außer sich rief sie: „Wie, diese Bertha, die ich so sehr immer verachtet habe, sie sollte nun so vollständig über mich triumphiren? Ha! das ist mehr, als ich ertragen kann. Hilfe muß ich haben, und wenn ich solche in der Hölle aufsuchen müßte.“ Sie hatte noch einen Theil von dem Giftpulver bei sich, das sie für Berthen angeschafft hatte. Einer

ihrer wüthenden Anfälle, denen sie öfters ausgesetzt war, kam jetzt herbei. Mit einer Verwünschung gegen den Herzog, gegen die Freundin, die sie verrieth, gegen die ganze Menschheit, verschluckte sie im Augenblick, als die Thüre aufsprang, das Gift. Mit bitterm Hohn rief sie den Eintretenden zu: »Sagt Eurem Herzog und Berthen daß ich sie beide verachte, und mit einem Fluch gegen sie aus der Welt gehe.« Die Abgeordneten ließen durch die vermessenen Ausdrücke der der Wüthenden sich nicht irre machen, und machten Anstalt, solche weiter zu schaffen. Doch in diesem Augenblick kam ein neuer Bote des Herzogs herbei, und brachte den Befehl, Vialen noch nicht ins Gefängniß abzuführen, und sie noch unter strenger Aufsicht in dem Hause zu lassen, wo sie sey. Einer von Vialens ehemaligen Freunden hatte den Herzog zu diesem Eutschlusse gebracht, als er ihm vorstellte, daß unruhige Haufen auf den Straßen Landshuts versammelt seyen, und bei Vialens Auftreten leicht schlimme Auftritte sich ereignen könnten. Erst wenn die Volkshaufen sich zerstreut hätten, sollte das Weitere verfügt werden. Aber das Gift zeigte bald fein verderbliches Wirken in Vialens Innerm. Heftige Schmerzgefühle erregten bei ihr Ausbrüche der Verzweiflung, und man war öfters genöthigt, sie mit Gewalt iu eine etwas gemäßigtere Stimmung zu bringen.

Dem Herzog wurde sogleich gemeldet, in welcher Lage man Vialen fand. Sein Mitleid wurde rege, und auf seinen Befehl mußte ein Arzt sich zu ihr begeben, um vielleicht noch Hilfe zn schaffen. Nach kurzem Verlauf erhielt Heinrich durch diesen Mann die Nachricht, daß Vialens Zustand hoffnungslos sey, und die verzehrende Wirkung des starken Gifts durch kein Mittel mehr aufzuhalten sey. Zugleich machte er dem Herzog bekannt, daß die Leidende ihm den Auftrag gegeben habe,

den erlauchten Herrscher zu bitten, es so zu ordnen, daß sie noch einige Worte mit ihm sprechen könne. Wichtiges sollte der Herzog noch erfahren, und die Augenblicke ihm unvergeßlich, seyn, die er ihr noch widmen würde.

Nach kurzem Bedenken entschloß sich Heinrich, ihrem Verlangen nach zu kommen. Bald trat er in ihr Gemach, und bebte, als er das heftige Zucken wahrnahm, das in ihrern Gliedern auffallend sich zeigte. Als sie ihn erblickte, da sah man deutlich, daß sie ihre ganze Kraft aufbot, um mit ihm zu sprechen. Mit großem Nachdruck rief sie: »Ich fühle den Tod in mir, und Herzog Heinrich ist mein Mörder!“ Noch mehrere heftige Ausdrücke folgten, und Heinrich starrte sie an, ohne ein Wort zu sagen. »Ich stehe,« fuhr sie fort, „am entscheidenden Rande der Ewigkeit, und vor meinen Blicken zeigt sich nun manches anders, als seither. Ohne Scheu sage ich nun, daß ihr die Pflicht eines Herrschers immer freventlich verletzt habt, und daß ihr nicht glänzen werdet in der Reihe der Herzoge von Landshut. Ihr habt mit frechem Leichtsinn schon viel unschuldiges Blut vergossen, und die Schätze des Landes auf eine beispiellose Art vergeudet. Manches unschuldige Geschöpf wurde durch Euch unglücklich: und auch mir wurde durch Euch mein ganzes Glück geraubt. — Ich rufe Verwünschungen mit vielen andern Unterthanen über Euch aus! — So wie jetzt der starre Tod die Arme nach mir ausstreckt, und ein qualvolles Gefühl in meinem Innern herrscht: diesem gleiche auch noch Euer letzter Augenblick; die Verzweiflung fasse Euch mit scharfen Krallen, und bringe den Verführer zur verdienten Strafe.

Heinrich stand vernichtet da; Violens heftige Vorwürfe verfehlten ihre Wirkung nicht. Er wollte sich entfernen, da rief einer der Umstehenden: »Sie stirbt: das ist der Todeskampf in ihren Gesichte.“ Der Mann war

kein falscher Beobachter. Die heftige Anstrengung hatte für Vialen den letzten Augenblick schneller herbeigeführt, als es ohne Anregung geschehen seyn würde. Ein heftiger Krampf zwang den Schlag ihres Herzens zum Stillstand, sie heftete ihr brechendes Auge noch auf den Herzog, und mit einem bangen Seufzer endete ihr irdisches Daseyn. In der aufgeregtesten Stimmung verließ Heinrich das Haus, und eilte seinem Schlosse zu.

Dieser Tag schien dazu bestimmt zu seyn, dem Fürsten üble Empfindungen zu schaffen. Sein Heerführer Ebran sandte einen Eilboten mit der Nachricht, daß der Thoringer unaufhaltsam vordringe, und daß der Herzog von Ingolstadt seinem Heerführer Gundelfinger den Befehl gegeben habe, zur Eroberung Landshuts aus allen Kräften mitzuwirken, und daß auf diese Art Heinrich selbst auf seinem festen Schloß Traußnitz nicht sicher sey. Am andern Tage kamen viele Flüchtende in Landshut an. Ihre Aussagen setzten alles in die größte Bestürzung, und auf allen Plätzen der Stadt zeigten sich reizbare Volkshaufen.

Die meisten der aus den kriegerischen Gegenden Kommenden sagten aus, daß Kaspars Krieger auf sein Geheiß mit jedem Tage härtere Maßregeln im Herzogthume Landshut ausübten. „Der Thoringer,“ so meldeten sie ferner, »erwiedert auf jede Vorstellung, die man ihm macht: »So lange Euer Herzog meinen edlen Bruder und meinen unschuldigen Knaben nicht freigibt, und ich jeden Tag für Beider Leben bangen muß, kann ich keine Schonung euerm Lande gewähren, und bin genöthigt, mich als Euern erbittersten Feind zu zeigen.““ — Beim Volke wurde nun der Wunsch immer lauter, daß Kaspars Knabe freigegeben, und überhaupt der Thoringer und seine edlen Freunde glimpflicher behandelt werden sollten. Man tadelte ohne Scheu viele Handlungen

des Regenten, und sagte laut, daß sein verkehrtes Benehmen den Ruin des ganzen Herzogthums zur Folge haben werde. Solche Räthe, wie Frauenberg und seine Freunde, seyen eine Pest für's ganze Land, und wenn Heinrich nur immer ihren Vorschlägen folgte, so würde der Engel des Gerichts bald furchtbar in die Posaune stoßen. Aber so sehr auch die Nachrichten am andern Tage gleichlautend mit den vernommenen waren, so war doch der Herzog zu keiner Nachgiebigkeit zu bewegen. Er gab fortwährend Befehl, streitbare Mannschaft zu sammeln, und sobald ein Trupp beisammen sey, ihn zu Ebrans Heer zu senden.

In banger Erwartung waren wieder einige Tage verflossen. Von der Traußnitz sah man schon des Nachts hin und wieder helle Streifen am Himmel, es war das Zeichen, das der Thoringer nicht mehr ferne sey, und immer stärker wurde das Murren der Landshuter Bürger. Heinrichs Brust selbst war voll banger Unruhe. In mitternächtlicher Stille stand er oft noch in dumpfes Nachdenken versunken in seinem einsamen Gemache. Er konnte sich's nicht verhehlen, daß er schon arge Mißgriffe während seiner Regierung gemacht, und Jammer und Elend über einen großen Theil seiner getreuen Bayern gebracht habe. Das Nachdenken über sich selbst ging eines Abends in Worte über, und er sagte laut: Beim Himmel! mein Ende wird so nicht in Segen kommen. Vorübergehen werden die einstigen Bayern vor meiner Martersäule, und lesen, daß hier ein schlimmer Regent im Blüthenalter seines Lebens von seinem Volke gemordet wurde, weil er das Wohl des Vaterlandes leichtsinnig seinen frevelnden Neigungen geopfert. Die Meisten werden dann die Stätte verlassen mit einer Verwünschung meines Andenkens. — Furchtbares Bild! — Verdammniß über Euch, schlechte Rathgeber, die ihr meine

frühe Jugend vergiftet, und meinen Scepter zur Feuerruthe gemacht habt. Viala — Viala! deine Verwünschungen haben zuerst mein Nachdenken geweckt, und noch immer peinigt mich der Ausruf: Mörder! — Wo ist Rettung für mich? Viele Stimmen riefen: „Im Frieden mit dem Thoringer!“ Aber ich müßte mich beugen vor dem Stolzen, und dieser Gedanke ist mir zuwider. Mag auch mein Herzogthum vernichtet werden, nur keine Nachgiebigkeit.« Aber schon am andern Tage gestalteten sich die Dinge so, daß es schien, als wolle das Geschick Heinrichen mit Gewalt zum Nachgeben zwingen.

Ebran kam mit seinen Streitgenossen in Landshut an, verfügte sich sogleich zum Herzog, und sagte ihm, daß er vorletzt nur auf die Vertheidigung der Stadt beschränken müsse. Staunend vernahm der Regent, daß alles dem Thoringer zuströme, und stündlich bei ihm Macht und Ansehen sich mehrten. Noch war die Unterredung des Fürsten mit Ebran nicht geendigt, als einige Edle Landshuts dringend mit ihrem erlauchten Herrn zu sprechen verlangten. Sie traten ein in's fürstliche Gemach. Der Anblick Ebrans machte sie nicht irre, im Gegentheil war es ihnen lieb, ihn hier zu sehen, und bei ihren Schilderungen des unglückseligen Zustandes des Landes sich auf ihn berufen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Habt's gespielt in Eurer Kindheit
Sicher auch das lust'ge Ganze;
Denn es gilt da nur Geschwindheit
Zu den frischen Siegerkranze.
In vier Sylben könnt Ihr's fassen
Was ich Euch will rathen laßen.

Meine beiden Ersten nennen
Einen wackern Chronickschreiber!
Von den beiden letztern trennen
Schwer sich manche alte Weiber,
Und das Ganze wird befohlen,
Die entlaufnen einzuholen.

Sylben-Räthsel.

Willst Du zu einem Götzen,
Durch grausame Opfer bekannt,
Einen floßreichen Strom noch setzen,
Im südlichen deutschen Land,
Dann hast du mit Ehren zu melden,
Den Titel sowohl als den Helden
Von einem Trauerspiele,
Das in den neuesten Zeiten
Trotz manches Schelten und Streiten,
Uns allen gar wohl gefiel."
Am Fluße, da liegt eine Königsstadt,
Worin seinen Wohnsitz der Dichter hat.

Charade.

Die Erste kündet dir die heimlichen Gedanken,
Die still der Busen hegt;
Doch sie verletzt auch leicht, sobald sie aus den Schranken
Der Ehrfurcht und der Sitte sich bewegt.

Die zweite biethet sich auf mannigfache Weise
Dir oft im Leben dar,
Doch hüte Dich, sie zieht oft fest, sanft lockend, leise,
Zum Abgrund hin, nicht siehst du die Gefahr.

Vereinst Du Beide klug, wird dir im heitern Kreise
Das Ganze oft die zweyte seyn.
Doch üb es mit Verstand, und halt auf jede Weise
Den Doppelsinn des Ganzen zart und rein.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 14tes Stück.

Kaspar der Thoringer.

(Fortsetzung.)

Es waren die drei Edlen Fust der Rabenecker, Veit von Lohburg, und der von seiner Verwundung wieder hergestellte Georg von Filshofer. Fust nahm, auf Geheiß des Herzogs, frei und offenherzig zu reden, das Wort, und begann folgendermaßen: »Gnädigster Fürst und Herr! Es zeigen sich schlimme Dinge bei Eurem Volke. Die ganze Stadt ist in einer Art Gährung, und es ist leicht abzusehen, zu welchen furchtbaren Excessen diese Spannung noch führen kann. Der größte Theil der Krieger, die mit dem edlen Ebran in die Stadt gekommen sind, haben die Stimmung der Bürger vollends in eine gefährliche Richtung gebracht. Ungescheut sagen nämlich die Krieger, daß der Thoringer ein edler Mann sey, und die vorzüglichsten Ritter des Reichs seinem Panier folgen. Offenbar ist das Recht auf seiner Seite, und so können Heinrichs Fahnen nicht siegreich vor uns herwehen.« Ebran nahm jetzt das Wort und sagte: »So sehr ich auch befürchte, den Unwillen meines Herrn auf mich zu bringen, so muß ich dennoch des Rabeneckers

Worte als wahr bekräftigen. Im Heere herrscht ein übler Geist, und die Sage, daß der mit dem Thoringer verbündete mächtige Erzbischof von Salzburg auch noch den Bannstrahl gegen den Herzog Heinrich von Landshut schleudern würde, hat bei dem größten Theil Muthlosigkeit hervorgebracht.“ Veit von Lohburg sagte jetzt: „die neuesten Nachrichten bekräftigen es, daß der Erzbischof den Bannstrahl geschleudert, und die Sache unsers erlauchten Herrn um ein Merkliches verschlimmert habe.“ Die Landshuter Edlen wagten nun vereint, demüthig den Herzog zu bitten, den üblen Zustand des Landes, die bedenkliche Stimmung des Heers gnädigst zu berücksichtigen und mit Weisheit alles zum Besten zu lenken. „Aber wie?“ fragte Heinrich mit unwilligem Tone. »Kann ich um Frieden betteln? bin ich nicht Herzog? bin ich nicht Herrscher von edlen Bayern? und darf sich dieser je erniedrigen?“ — »Erlaubt, erlauchter Herr!« begann jetzt Filshofer: „Euch Anträge zu machen, die in der Ausführung erniedrigen könnten, die wird wohl kein ächter Bayer Euch zumuthen. Aber es gibt noch ein Mittel, das Hilfe schaffen wird.“ „Nun,“ fragte der Herzog gespannt, „und das ist?“ „Kaspars Knabe,“ erwiederte Filshofer. „Ich müßte mich sehr irren,“ fuhr er fort, „wenn dieß nicht das rechte Mittel wäre, um bei dem Thoringer den Punkt zu treffen, der ihn zum Frieden geneigt macht. Sendet einen vertrauten Mann an ihn ab und laßt über diesen Gegenstand mit ihm unterhandeln.“

Die Anwesenden fanden Filshofers Vorschlag als den besten, den man unter den gegenwärtigen Umständen machen könnte. Heinrich schwankte, und war auf dem Punkte einzuwilligen, als eine wilde Bewegung im Schlosse dem Auftritt plötzlich eine andere Wendung gab. Ein Hofherr stürzte mit der Miene des Schreckens in das Ge-

mach, und rief: „Empörung ist in allen Straßen Landshuts ausgebrochen. Volkshaufen wogen gegen das Schloß heran, und man hört wiederholt den Ruf: „Es lebe der Thoringer! nieder mit des Herzogs Räthen!“ Mit dem heftigsten Unwillen vernahm der Herzog diese Nachricht. „Jetzt,“ sagte er mit gereizter Empfindung, „da ich im Begriff war, mit dem Thoringer einen billigen Vergleich zu treffen, jetzt will man mit Aufruhr mir begegnen. Aber bei Gott! dieß ist nicht das Mittel, meinen Sinn zu ändern. Vorjetzt keinen Schritt zur Versöhnung mit Kaspar, und die Zahl Köpfe, die in meiner Residenz Unruhe erregen, sollen mit Gewalt zur Ordnung gebracht werden.« Ebran meinte, daß bei der Nähe des Thoringers der Aufruhr allerdings eine gefährliche Wendung bekommen könnte. Er eilte ab, um durch zweckmäßige Gegenanstalten den Aufruhr dämpfen zu suchen. — Auch die andern Edeln entfernten sich, mit dem Versprechen, Alles anzuwenden, um in ihren Bezirken das bewegte Volk wieder in eine ruhige Stimmung zu bringen. Aber die vereinten Bemühungen der herzoglichen Diener hatten keinen günstigen Erfolg. Mit großer Unruhe vernahm Heinrich nach einiger Zeit, daß der Aufruhr immer bedenklicher würde, und daß das Volk in den Wohnungen einiger fürstlicher Räthe schon sehr übel gehaust habe. Zornig gab Heinrich nun Befehl, die größte Strenge gegen die Unsinnigen anzuwenden, die so im tollen Wahn verbrecherisch ihrem Fürsten entgegen träten. Ebran, der jetzt zurück kam, machte durch seine Mittheilung Heinrichs Stimmung noch schlimmer. Er rief mit sehr bestürzter Miene dem Herzog zu: »Erlauchter Herr, die Gefahr wächst mit jeder Minute. Schon haben die Anführer das eine Thor besetzt, und einige aus ihrer Mitte zu dem Thoringer abgesendet, um mit ihm Abrede zu treffen. Leider stehen dessen Streithaufen Landshuts Wäl-

len schon ziemlich nahe, und ihre Einwirkung in den allgemeinen Tumult könnte gefährlich werden.“ »Sammle,« rief Heinrich, „eilig so viele Bewaffnete als möglich. Ich selbst will mich an ihre Spitze stellen, und kühn mit ihnen der Empörung in den Weg treten.« Des Fürsten Befehl zu erfüllen, traf Ebran sogleich mit einigen Hauptleuten der Besatzung des Schlosses zweckmäßige Anstalten. Eben sollten Abtheiluugen fortgesendet werden, da kam in größter Hast Filshofer herbei und berichtete, daß ein bewaffneter Haufen des Thoringers bereits in Landshut eingedrungen sey, und daß man mit jedem Augenblick Kasparn selbst erwarte. Unbeschreiblicher Mißmuth erfüllte bei dieser Nachricht die Brust des Herzogs. Noch vermehrt wurde dieses peinliche Gefühl, als nach einiger Zeit eine tobende Menge Volks in die Nähe des Schlosses kam, und der wiederholte Ausruf: „Kaspar!“ die Vermuthung gab, daß der Gefürchtete nicht weit mehr entfernt sey.

Es war auch so. Kaum eine Stunde Weges von Landshut entfernt, hielt der Thoringer auf einem freien Platze, umgeben von einem Haufen seiner Waffengenossen. Eben berathschlagte er sich mit den Anführern, auf welche Art Landshut schnell genommen werden könne; da kam aus einem Waldgebüsche Hans Laininger mit einer Schaar Gepanzerter hervor, und machte durch seine Mittheilungen jede fernere Berathung überflüssig. Er berichtet nämlich, daß er schon lange vorbereitete Aufstand der Einwohner der Hauptstadt nun zur Reife gekommen sey, und sein Bruder Ortolph, auf Begehr der Unzufriedenen, schon durch den Vortrab des Heers mit ihnen sich in Verbindung gesetzt habe. »Alles,« setzte er hinzu, »verlangt in Landshut nach Euch, edler Kaspar! Euer Erscheinen würde gewiß von großen Folgen seyn.« Kaspar sagte jetzt zu seinen Getreuen: »Lainingers Nachricht kommt

nicht unerwartet. Schon seit einiger Zeit deuteten manche Begebenheiten dieß Ereigniß an. Die stolze Willkühr der Regierung Heinrichs, die ungeheuern Bedrückungen, die seine Räthe gegen das Volk ausübten, fortdauernde Verschwendungen, die auf die üppigste Weise manche Günstlinge mit frechem Uebermuth ausführten, haben endlich dieß Resultat gebracht. Hinein nach Landshut, meine edlen Waffenbrüder und Freunde, wir wollen jetzt Heinrichen und seinen stolzen Höflingen zeigen, daß wir für Bayerns Wohl auch noch eine Stimme haben. Eilet! Ich bin entschlossen, im Namen der Stände den Bürgern von Landshut volle Unterstützung zu gewähren.« Mit lautem Jubelrufe gaben Kaspars Waffengenossen ihre Zustimmung. Die verschiedenen Haufen ordneten sich, und unter lautem Schall der kriegerischen Trompeteen ging es mit raschen Schritten den Thoren von Landshut zu.

Der Herzog war äußerst bestürzt, als er vom Andringen des gefürchteten Thoringers die sichere Kunde erhielt. Er wollte im ersten Augenblick Friedensvorschläge machen, aber Ebran, Frauenhofer und noch einige Räthe widersetzten sich diesem Beginnen, und der Feldhauptmann that alles Mögliche, den Fürsten zur ernsten Gegenwehr zu bewegen. Er schlug vor, rasch alle streitbare Mannschaft zu versammeln, und Kaspars gewaltigem Andrang kräftig entgegen zu treten. »Es sey!« rief der Herzog. »Alles werde geordnet, um zu siegen oder zu sterben!« Jetzt kamen einige von Heinrichs nächster Umgebung herbei, und die Nachricht, welche sie brachten, machte die Lage des Fürsten noch bedenklicher. Sie riefen: „Gnädiger Herr, es ist die höchste Zeit, Euch in diesem kritischen Moment noch einige Hilfe zu verschaffen. Des Thoringers Panier dringt unaufhaltsam vorwärts; nur sein Knabe wird sein rasches Vordringen hemmen können.«

Furchtbarer Tumult, Waffengeräusch und Stimmen des Aufruhrs setzten nun die Stimmung Heinrichs in eine immer größere Spannung. „Ich will das Aeußerste versuchen," so rief er nun entschlossen. „Kaspars Knabe soll im Nothfall seinem Vater mildere Gesinnung lehren." Er gab Befehl, den kleinen Georg herbei zu bringen. Es geschah. In eben dem Augenblick, da er vor dem Herzog erschien, drang Kaspar mit seinen Schaaren rasch gegen das Schloß vor. Ein wilder Angriff begann, und furchtbar schwang der Thoringer sein Schlachtschwert gegen die Traußnitz. In wüthender Stimmung wogten seine Krieger den felsigen Gang hinauf, nicht achtend der gefährlichen Vorkehrungen, die von den herzoglichen dagegen getroffen wurden. Im stärksten Getümmel entsandte Heinrich an Kaspar einen Boten, und ließ ihm eröffnen, daß sein Sohn Georg für sein tollkühnes Vordringen geopfert werden solle. «Augenblicklich,« so war des Fürsten Befehl, „sollte er sich zurückziehen, oder es würde ihm der Anblick werden, seinen Liebling mitten unter tödtenden Waffen zu erblicken." Der Thoringer stutzte, als ihm diese Botschaft wurde, aber mit feurigen Blicken sah er auf seine tapfern Gefährten, und stark rief er: „Ich kann nicht anders handeln! das allgemeine Wohl fordert mich zum raschen Angriff der Traußnitz auf. Mag auch kommen, was mir schmerzlich ist, der Würfel fällt, und das Geschick bestimme mein Loos!"

Ein rascher Andrang erfolgte nun. Der Thoringer bot alles auf, den Herzog zur Uebergabe des Schlosses zu bewegen. Mit kluger Umsicht benützte er den rechten Augenblick. Heinrichs Gefährten fingen an zu fliehen, der Besitz der Brücke des Schlosses war erreicht, und mit Ungestüm drangen Thoringers Schaaren auf dieser Bahn vorwärts. Heinrich, auf's Heftigste bedrängt, zog sich nun auf die Seite der Burg, wo noch einige

Mittel zur längern Vertheidigung sich befanden. In seiner Nähe befand sich noch immer Kaspars Knabe, mitten im Geschwirre tobender Pfeile und rasselnder Lanzen. Als dieser jedoch durch ein Geschoß eine Wunde bekam, gab der Herzog Befehl, ihn in das Innere des Schlosses zu bringen. Aber ein unseliges Ereigniß brachte für ihn erst dort die größte Gefahr herbei, und sein Leben wurde dadurch auf's Gefährlichste bedroht. Auf Betrieb einiger fühllosen Krieger wurden Feuerbrände an einen der gefährlichsten Orte der Burg geschleudert. Nach kurzem Verlauf schlug verheerend die Flamme auf, und dem uralten Schlosse drohte die Vernichtung. Während die Rauchsäulen empor stiegen, waren des Herzogs und Kaspars Krieger im wüthendsten Handgemenge, und die frohe Hoffnung des Sieges begeisterte die Letztern zur Ueberwindung aller Gefahren. Die Gegner wurden überall zurückgeschlagen, und Kaspar errang einen vollständigen Sieg über die Herzoglichen.

Für Kaspar kam jetzt eine frohe Ueberraschung herbei. Mit jubelnden Ungestüm brachten einige Ritter seinen Bruder Wilhelm vor ihn, der in einem festen Gemache der Traußnitz gefangen saß, und befreit wurde. „Dank dem Geschicke," rief Kaspar, „daß ich die Fesseln des geliebten Bruders lösen konnte." Wilhelm erwiederte: „Es ist ein hohes Entzücken, im Kreise edler Waffengenossen wieder frei zu athmen. Nun gebt mir ein Schwert und laßt mich Theil nehmen an der Bestrafung des übermüthigen Herzogs." Der Auftritt mit Wilhelm brachte einige Unterbrechung in Kaspars rascher Verfahrungsart hervor. Des Herzogs Diener benützten den günstigen Augenblick. Schnell gaben einige den Rath, mit dem noch übrigen Theil der Mannen den heimlichen Ausgang zu gewinnen zu suchen, der zwischen felsigen Gründen nach einiger Zeit erst in's Freie führte. Kaspars Knabe

war noch immer in des Herzogs Nähe, und Ritter Ebran rief, indem er auf ihn zeigte: »Dieß ist ein Pfand, daß einst noch gute Dienste leisten wird.« „So denke ich auch,“ war Heinrichs Antwort, »drum sorgt gut für den Verletzten; denn ich will noch Abrechnung mit dessen Vater halten.“

Während nun der Zug des Herzogs mit aller Anstrengung in das Weite zu kommen suchte, bereitete ein günstiger Zufall auf der Traußnitz dazu alles auf's Beste vor. Mit Mißmuth erfuhr der siegende Thoringer bald, daß sein Knabe noch in feindlicher Gewalt sey. Die flüchtenden Gegner noch einzuholen, war nun sein einziger Wunsch. Aber ein mächtiges Hinderniß trat jetzt dagegen hervor. Der Brand im Schlosse, den wider Kaspars Willen ein paar Unbesonnene veranlaßt hatten, und zwar auf seinen Befehl durch eine Abtheilung von seinen Reisigen wieder gelöscht worden, doch ein beträchtlicher Theil von einer Seitenmauer stürzte jetzt krachend nieder. Der Unfall fand gerade in der Nähe des Ortes statt, wo der heimliche Ausgang sich befand. Verschüttet war solcher jetzt in dem Augenblick, als Kaspar den Befehl ertheilte, den fliehenden Herzog mit eiligem Ungestüm zu verfolgen.

An der Seite seines Bruders trat der Thoringer herbei. Wilhelm verwünschte das Geschick, das wieder verhindernd sich Kaspars Plan entgegen stellte. Dieser sagte mit ernster Miene: „Ich sah schon öfters Ruinen auf meinem Wege; aber noch hat der Thoringer Kraft, sich Bahn hindurch zu machen,“

Eine Abtheilung der Knechte erhielt jetzt die Anweisung, eilig den Schutt hinweg zu räumen. Es geschah sogleich mit großer Hast. Während dieser Arbeit brachten einige von des Thoringers Leuten einen herzoglichen Ritter herbey, der in einem entfernten Gemache der Burg

zum Gefangenen gemacht worden war. Die Aussage dieses Mannes minderte sehr bedeutend die Gluth des Zorns, die gegen den Herzog in Kaspars Brust loderte. Sein Bericht lautete folgendermaßen: »Ich befand mich an Heinrichs Seite, als der unvermuthete Brand ausbrach. Bezeugen kann ich es, daß der Herzog mitten im Gewühle, das durch die ernste Katastrophe erzeugt wurde, mit großer Umsicht für den Gefangenen Knaben Georg sorgte. Mit eigner Gefahr schützte er ihn im brennenden Gemache, das auf der Flucht durchschritten werden mußte. Dort wurde ich vom Herzog getrennt, indem ich mit einigen der Unserigen gegen eine Abtheilung Eurer Leute vordrang, um Heinrichen etwas freie Bahn zu machen. Mit mildem Tone sagte jetzt Kaspar zu seinen Waffenbrüdern: „Diese Handlung des Herzogs zeigt doch an, daß gute Gefühle ihm noch nicht ganz fremd sind; ich will um dieses Zuges willen manche seiner Unbilden vergessen." Indessen waren die Hindernisse gehoben, die durch die eingesunkene Wand dem nachsetzenden Haufen des Thoringers verursacht worden. „Den Herzoglichen!" rief Wilhelm: »rasch nach!« Eben war auf seine Veranstaltung zu diesem Vorhaben alles geordnet, als der ältere Lainninger herbei eilte, und durch seinen Bericht in Kaspars Plan eine Abänderung verursachte. Er sagte aus, daß Eilboten von der Heerabtheilung des linken Flügels, der im Walde aufgestellt sey, eingetroffen wären. Einstimmig lauteten ihre Aussagen, daß der wankelmüthige Herzog von Ingolstadt, auf Betrieb seiner jungen Gemahlin, die vordem auf der Traußnitz lebte, seinen Sinn plötzlich geändert habe. Sein Panier wehe nicht mehr freundschaftlich für den Thoringer, ja, eine seiner Heerabtheilungen habe sogar schon eine feindlichdrohende Stellung angenommen. Kaum hatten diese geendet, als Erasmus Gaißkircher herbeikam, und ausrief: „Kaspar,

seyd auf Eurer Hut! Man bemerkt ein unruhiges Treiben in verschiedenen Straßen der Stadt. Der Abfall des Ingolstädters hat bei Vielen eine andere Stimmung geschaffen.“ Ernst sagte jetzt Kaspar zu seinem Bruder: „Das waren also Luftschlösser, die wir auf Ingolstädters Rechnung bauten. Geduld, wankelmüthiger Herzog, mein Schwert soll auch dir noch strafend entgegen blitzen.“ „Und das nach allem Rechte!“ sagte Wilhelm. Fragend setzte er hinzu: „Aber mit dem Nachsetzen gegen die Herzoglichen? — wie ist es? Hier ist Eile nothwendig.“ Kaspar erwiederte: „Die beiden Berichte verändern viel, in dem, was ich mir dachte. Vorjetzt kann die Verfolgung eines feindlichen Haufens keiner unserer Endzwecke seyn. Jeder Anführer verfüge sich zu seiner Abtheilung Bewaffneter, und spüre mit Scharfsinn auf die Stimmung der nächsten Umgebung. Ich und Wilhelm, wir bleiben vorjetzt noch mit einer Schaar Getreuer auf dem eroberten Schloße.“ Die Hauptleute verfügten sich eilig zu ihren Haufen. Kaspar, voll Unwillen, machte noch immer an Wilhelms Seite scharfe Bemerkungen gegen Ludwigen. Beide Thoringer waren jetzt in einem Gemache der Burg. Nach kurzem Verlauf trat Kaspar an ein großes Bogenfenster. Seine Blicke hefteten einige Minuten sich aufmerksam in die Tiefe. Laut rief er nun: „Was ist das? — Dort sehe ich in der Ferne ein starkes Gewühl von Volkshaufen. Man sende sogleich einige Getreue hinab, um mir Aufklärung der Bewegung zu schaffen.“ Dieser Befehl sollte eben vollzogen werden, als ein Hauptmann des Thoringers herbeikam, und dessen Bericht alles abänderte. „Der Hochwürdige Herr Erzbischof von Salzburg,“ so sagte derselbe, „sey so eben angekommen, und der Anblick des großen respektabeln geistlichen Herrn habe das ganze Volk in ein frohes Staunen versetzt. Seine Eminenz richten den Zug gerade

hierher, und wollen nach ihrer Anordnung mit Euch, edler Thoringer, selbst sprechen.« »Hm!« sagte Kaspar, „der hochwürdige Herr wird doch in guter Absicht kommen, und nicht auch die Fahne ändern, wie der Ingolstädter?“ »Auf jeden Fall,« so fiel Wilhelm ein, „kommt der Besuch ungelegen. Die geistlichen Herrn bringen gewöhnlich etwas Langes and Breites mit. Glaub' immer, daß es darauf abgesehen ist, dem flüchtenden Heinrich frischen Odem zu schaffen.“

Jetzt wurde Kasparn gemeldet, daß der Erzbischof im Schlosse angelangt sey, uud dringend mit ihm sprechen wolle. »Sein Begehren werde erfüllt!« so sagte der Thoringer, und gab zugleich Anweisung, den vorzüglichen Gast mit aller Ehrfurcht zu empfangen.

Nach wenigen Augenblicken trat der Erzbischof ein. Freundlich begrüßte man sich gegenseitig. Bald war Kaspar überzeugt, daß der geistliche Herr in guter Absicht zu ihm gekommen sey. Unverstellt äußerte er seinen Unwillen, daß der Ingolstädter Herzog dem Thoringer so einen schlimmen Streich spiele. Mit starken Ausdrücken erklärte nun auch Kaspar seine Meinung. Am Schlusse seiner Darstellung sagte er: „Ich hoffe von Euch, hochwürd'ger Herr, daß Ihr immer mit unverstellter Redlichkeit mir in der großen Fehde beistehen werdet. Nicht für meinen eigenen Vortheil, für die Stände wage ich mit meinen edlen Freunden Blut und Leben.“ »Gott segne Euch, edler Kaspar,« so nahm der Erzbischof das Wort, „in Euerem fernern Beginnen. Aber nun muß ich Euch noch auf eine leicht mögliche Wendung der Dinge aufmerksam machen, die am kaiserlichen Hofe sich in kurzer Zeit ereignen kann. Das Oberhaupt der Deutschen will sich eine Gemahlin erkiesen. Die schlaue Herzogin von Ingolstadt, die nie Eure Freundin war, hat ihre jüngste Schwester aufgefordert, diese hohe

Stellung sicher sich zu erringen. — Die schöne listige Prinzessin hat die aufgetragene Rolle bei der jüngsten Anwesenheit des Kaisers in Ingolstadt schon angefangen zu spielen. Jetzt ist solche am kaiserlichen Hoflager, und man glaubt allgemein, daß sie ihren großen Endzweck nicht verfehlen wird. Edler Kaspar, dieß ist die Hauptursache meines jetzigen Erscheinens, Euch auf diese Sache vorzubereiten. Meines Erachtens wäre es am besten, unter einer schicklichen Gelegenheit mit den Herzögen Heinrich und Ludwig einen ehrenvollen Frieden zu schließen. Wenn diese Meinung mit der Eurigen nur etwas im Einklange stände, so bin ich bereit, mit dem Herzoge Heinrich über diesen Gegenstand ernst zu sprechen.“ Kaspar erwiederte: »Wenn es mit meiner und der Stände Ehre nur irgend vereinbar ist, Frieden mit dem Herzoge Heinrich zu machen, so bin ich zu diesem guten Werke nicht abgeneigt. Blut ist schon geflossen, und wie schön wäre es allerdings, wenn von unsern vaterländischen Fluren recht bald das häßliche Schauspiel, daß Bayern gegen Bayern kämpfen, vertilgt würde.“ Bald kamen mehrere von Kaspars Waffenbrüdern herbei. Des Erzbischofs Friedensvorschlag wurde von den Meisten als sehr zweckmäßig anerkannt. Es wurde ausgemacht, daß der hochwürdige Herr schon am folgenden Tage Anstalt treffen solle, um mit dem Herzoge Heinrich über die Grundlagen zum segensvollen Frieden sich zu vereinen.

Am folgenden Morgen, als sich der Erzbischof eben zur Abreise anschickte, kam ein Ritter des Thoringers eilends auf dem Schlosse an. Seine Nachricht war von der Art, daß Kaspar mit seinen Waffenbrüdern sich zu neuen Gefechten bereit machen sollten. Von einer schnellen Vereinigung der beiden Herzoge sprach man allgemein. „Auf den feldnitzer Höhen,“ hieß es: „hat Lud-

wigs Panier sich schon mit dem des wieder neubelebten Heinrichs vereinigt.“ »Wir müssen also wieder zum Schwert greifen,“ so sagte Kaspar zum Erzbischof, der seufzend über den neuen Zustand der Diuge sprach. Entschlossen sagte dieser nach einiger Zeit: „Ich will meinen erstgefaßten Entschluß dennoch ausführen! Ich suche Heinrichen auf; bald sollt Ihr das Nähere vernehmen.« Während der Erzbischof sich auf den Weg machte, ging in Landshut eine große Veränderung vor. Eine starke Anzahl von Heinrichs Freunden gewann in der Stadt die Oberhand, und gegen den Thoringer und seinen Auhang sollte ein ernstlicher Angriff beginnen. In Kaspars Plan lag es nicht, sich auf der Traußnitz einschließen zu lassen. Er berieth sich mit seinen Freunden, und kurz darauf sah man die verbündeten Heerhaufen in voller Bewegung gegen die seldlitzer Anhöhen hin. »Dort,« so rief der Thoringer, „wollen wir einen raschen Entschluß ausführen. Entweder mein Glücksstern erbleiche dort, oder die herzoglichen Paniere sollen eilends vor unsern Schwertern dahin fliehen.“

Mit Wetterschnelle führte Kaspar seinen Entschluß aus. Er traf bei Anbruch der Morgenröthe des folgenden Tages auf einen Theil des Heerhaufens, der unter Ludwigs Anführung sich rasch Landshut nähern wollte. Bald ward das Treffen sehr ernstlich, denn auch Herzog Heinrich nahm mit seinen Bayern daran Theil. Den ganzen Tag dauerte die Schlacht. Hartnäckig wurde von beiden Seiten gefochten. Da schien es auf einmal, als ob des Thoringers Streiter weichen wollten. Dieß zu verhüten, sprengte Kaspar rasch unter sie, und entflammte ihre Thatkraft durch feurige Worte auf's Neue. Muthig drangen sie wieder an gegen die Herzoglichen. Diese, schon trunken vor Freude über den wahrscheinlichen Sieg, hatten ihre Reihen verlassen, den Feind zu verfol-

gen. Daher kam es daß die Neuermuthigten leichtes Spiel fanden. Der Abendsonne goldene Strahlen beleuchteten köstlich des Thoringers und seiner tapfern Genossen siegreiche Waffen. Es kamen mehrere Tage, wo scharf gekämpft wurde. Beinahe immer war der Vortheil auf des Thoringers Seite. „Ist's doch," sagte eines Tages nach einem solchen Gefechte Herzog Ludwig zu einem seiner Hauptleute, „als wenn Kaspar alle seine Streifgenossen aus der Hölle bekäme. Denn diese Männer kämpfen mit einer teuflischen Kraft." Es war auch in der That so; die Erbitterung nahm bei des Thoringers Heerhaufen einen sehr gefährlichen Charakter an. Die Ursache, weßwegen dieß Gefühl so überhand nahm, war, daß Herzog Heinrich mit großer Hartnäckigkeit stets die Anträge Kaspars verwarf, die dieser machte um seinen Knaben Georg zu befreien, den Heinrich mit großer Sorgfalt bald da und dort verwahrte. Oefters sagte er zu Herzog Ludwig, wenn eine ihrer Schaaren flüchtend daher kam: »So lange der Knabe in unserer Gewalt ist, kann Kaspar sich nicht Sieger nennen; er muß noch das Mittel werden, um des Vaters Starrsinn zu beugen.« Er hatte Recht, Georg brachte die Palme des Friedens noch herbei, aber auf eine andere Weise, als wie der Herzog sich dachte.

Unablässig war der edle Erzbischof von Salzburg derzeit schon bemüht gewesen, des Kampfes Ende herbeizuführen. Aber leider waren die Unterredungen, die er ein paarmal mit dem Herzog und Kaspar dem Thoringer hatte, stets fruchtlos. Doch jetzt kam ein Umstand herbei, der für den Endzweck des geistlichen Herrn sehr günstig war. Eines Tages kämpfte man scharf in der Gegend der Veste Stein. Kaspars Mannen waren wie gewöhnlich siegreich, und er nahm mit einer auserlesenen Schaar seiner Kampfgenossen das Nachtquartier auf der

Veste Stein. Mancherlei Vorstellungen traten vor Kaspars Seele, als die Stunde der Mitternacht herbei kam, und er träumend auf seinem Lager sich befand. Da schien es ihm als öffne sich auf einmal eine Gruft. Eine Gestalt, täuschend ähnlich seiner verblichenen Margarethe, schwebte herbei, breitete wie zum Umfangen die Arme nach ihm aus, und rief sanft bittend: „Friede!“ „Meine Margarethe! meine Theuere!“ rief Kaspar, und wollte, wie oft im Leben, in ihre Arme eilen. Doch jetzt trat Alwig der Ahnherr dazwischen, und rief mit ernster Stimme: »Friede!« — Verschwunden war die ganze Erscheinung.

(Schluß folgt.)

Der Gänsebraten.

Ein reicher Jude zu Augsburg schickte einst einem Kaufmanne, mit welchem er große Geschäfte trieb, eine herrlich gebratene Gans zum Geschenke, deren Füllung aber noch besser war; denn der Jude hatte sie statt mit Aepfeln oder mit Beifuß, mit schönen vollwichtigen Dukaten angefüllt. Der Kaufmann trug, wahrscheinlich aus Vorurtheil, weil die Gans in einer Judenküche zubereitet worden war, kein Verlangen, sie zu verzehren, sondern verschenkte sie an einen armen Schuhmacher, der aus Mangel an Kundschaft Handarbeiten bei ihm verrichtete. Dieser nahm sie, hoch erfreut über einen seit langer Zeit entbehrten Genuß, mit nach Hause, und machte sich sogleich mit den Seinigen darüber her. Wie groß aber war das Erstaunen und die Freude der armen Familie, als beim Zerlegen die blanken Dukaten herauspurzelten. Die lange gefühlte Noth hatte nun auf einmal ein

Ende; frisches Leder und neues Handwerksgeräthe wurde angeschafft, und der bürgerliche Wohlstand trat nun an die Stelle der vorigen Armuth.

Unterdessen verwunderte sich der Jude nicht wenig, daß ihm der Kaufmann für ein so ansehnliches Geschenk nicht einmal seinen Dank abgestattet habe. Er ließ ihn daher wiederholt fragen, wie ihm das Eingeweide der Gans geschmeckt hätte. Dieser erwiederte aber immer nicht das darauf, was den Juden hätte befriedigen können, bis er endlich dem Kaufmann eine hinlängliche Erklärung darüber gab.

Der Kaufmann war eben so verwundert als betroffen über den Aufschluß, den ihm der Jude gab. Jetzt konnte er es sich erst erklären, warum der arme Schuhmacher die Arbeit bei ihm aufgegeben hatte, und woher dessen schneller Wohlstand gekommen sey. Er verklagte daher den Schuhmacher, und bestand auf der Wiederherausgabe der verschenkten Dukaten. Die Richter sprachen aber dem Kaufmann seine Anforderung gänzlich ab, und er mußte, wie man zu sagen pflegt, mit einer langen Nase abziehen, vorzüglich, da er ein sehr reicher Mann war, und dieser Vermehrung seiner Reichthümer nicht bedurfte.

Charade.

Ach! die erste Sylbe war
Ich wohl manches liebe Jahr,
Als mich an den beyden andern
Hielt gekötert Thorismunde.
Endlich kommt der Rettung Stunde,
Und des Ganzen rasches Dreh'n
Ließ mich frey von dannen geh'n.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 15tes Stück.

Kaspar der Thoringer.

(Schluß.)

Dieses Traumgesicht machte Kaspar geneigt für die Vorstellungen des Erzbischofs, als dieser am andern Tage neue Vorschläge machte.

Jetzt kam noch ein Umstand herbei, der für die Absicht des edlen Friedenstifters sehr ersprießlich war. Der Kaiser, der seit einiger Zeit dem Herzog Heinrich öfters die Versicherung gab, mit mächtiger Hilfe ihm beizustehen, starb plötzlich, und der neue Herrscher der Deutschen war aus verschiedenen Gründen der Sache des edlen Thoringers günstig. Diese mißlichen Verhältnisse erregten in der Brust des Ingolstädter Herzogs sein altes Uebel, den Wankelmuth, und er ließ nicht undeutlich merken, daß er für seinen Theil mit Kasparn Frieden schließen wolle. — Diese verschiedenen Punkte beugten Heinrichs Starrsinn. Er verlieh den Vorschlägen des Erzbischofs ein willig Ohr, und mit Entzücken sah dieser, daß der Augenblick nicht mehr fern sey, der die schöne Palme des Friedens dem theuern Vaterlande verleihen würde. Es kam nun darauf an, einen der stärksten An-

lässe des Unfriedens zu heben. „Könnte,“ so dachte der hochwürdige Herr, »könnte man den Herzog bewegen, den Knaben Georg unversehrt in die Arme des Vaters zu bringen; so wäre ein großer Schritt zur Versöhnung gemacht. Ich kenne den edlen Kaspar; das Entzücken, seinen Liebling wieder zu umarmen, würde ihn nachgiebig für alle die andern Forderungen Heinrichs machen. Ich will meine ganze Ueberredungskunst aufbieten, um den Herzog für diese Idee zu stimmen.“ Mit unermüdeter Standhaftigkeit arbeitete der würdige Erzbischof für das große Werk des Friedens. Sehr erfreut kam er eines Tages in das Feldlager des Thoringers. „Edler Kaspar,« hob er an, „ich habe Euch eine angenehme Nachricht zu ertheilen. Gelungen ist es mir, den Herzog Heinrich für Versöhnung und Frieden empfänglich zu machen. Er will auf der benachbarten Burg Aicha mit Euch eine Unterredung halten. Dort sollen vorläufig die Punkte berührt werden, die eine Ausgleichung erfordern. Für sicheres Geleite hat Heinrich mir in meine Hand sein fürstliches Wort gegeben. Säumt nicht, zu kommen! Ich verspreche Euch die herrlichste Wirkung von diesem Schritte; die Zukunft wird dadurch reich an Freuden für Euch werden.“

Diese Worte fanden Eingang in Kaspars Herzen. Nach kurzem Bedenken gab er seine Zustimmung zur Unterredung mit dem Herzog. Nachdem er insgeheim mit einigen seiner vertrautesten Freunde sich besprochen hatte, ging er bald darauf mit einem kleinen Gefolge nach Aicha ab. Als er dort angekommen war, empfing ihn der schon anwesende Erzbischof mit der herzlichsten Freude. Mit biederm Händedruck sagte er: „Kaspar, ich danke Euch im Namen des Vaterlandes für diesen Beweis Eures friedliebenden Herzens. Erscheinen wird nach wenig Augenblicken Herzog Heinrich. Er gab mir

den Auftrag, Euch einstweilen ein Pfand seiner aufrichtigen Neigung zur Versöhnung zu übergeben.“ Er ging jezt mit zufriedenem Lächeln in eines der Nebengemächer. Erwartungsvoll stand mit seinen Freunden der Thoringer. Jezt öffnete sich die Thüre, und welche Ueberraschung für Kaspar! an der Hand des geistlichen Herrn trat sein Knabe Georg herein. „Vater, mein lieber Vater!“ so rief der Kleine, und streckte ihm sein Händchen zärtlich entgegen. »Mein Georg — mein Liebling!“ so tönte es aus Kaspars Munde, indem er seine Arme öffnete, und mit süßer Vaterempfindung den Knaben an die Brust drückte. In diesem Augenblick trat Herzog Heinrich in das Gemach. Er sah das Entzücken in den Augen von Vater und Kind. Lächelnd trat er auf Kasparn zu, und fragte: „Hab' ich's so recht gemacht? — Bist Du mit dem Pfand zufrieden, das ich vorläufig als Zeichen meiner aufrichtigen Neigung zum Frieden gab?“ „Mein Herzog,“ so nahm Kaspar das Wort, »Ihr habt mit dieser That viel in meinem Herzen gewonnen. Ich bin zur Vergeltung bereit; und aufrichtig rufe ich Euch die Worte entgegen: »Versöhnung und Frieden!“ “

Mit herzlichem Gefühl erwiederte der Fürst diese Worte. Bald nahm der würdige Erzbischof an der Un- Unterredung Antheil. Ueber manche Punkte kam man überein, die die Grundlage zum Frieden bilden sollten. Es wurde ausgemacht, daß nächster Tagen der Fürst und der edle Thoringer mit großem Gefolge auf einem noch zu bestimmenden Platze eintreffen, und alles Uebrige in Ordnung machen sollten. Man trennte sich mit allen Zeichen aufrichtiger Gefühle. Der Fürst gab noch, ehe er abging, Kasparn die Vollmacht, den Ort zu bestimmen, der geeignet wäre zur großen Zusammenkunft aller Waffengenossen und Freunde. Der Thoringer ver-

sprach, seinen Entschluß schnell zu fassen, und durch den Erzbischof die Einladung an den Herzog gelangen zu lassen.

Bald langte im Kreise seiner Freunde der edle Kaspar wieder an. Ernstlich wurde jetzt über die bevorstehende Zusammenkunft gesprochen. »Ja,« sagte der Thoringer, „es gibt noch manche Sache aufzulösen, die schlimm verwickelt ist. Für meinen Theil hat die herzliche Aufnahme des Herzogs mir wohl sehr gefallen, aber mein Gefühl darf bei der nächsten Zusammenkunft nicht eigenmächtig entscheiden; ich darf nicht vergessen, daß ich für die Stände verpflichtet bin, und in dieser Eigenschaft noch manches ernste Wort mit den Fürsten sprechen werde.“ Verschiedene Orte wurden genannt, wo man die Zusammenkunft halten könne, aber keiner ward von Kaspar gebilligt. Endlich rief er nach kurzem Nachdenken: »Freunde, wir sind ja nicht fern von Thorings Ruinen; dort soll alles bereitet werden zur Zusammenkunft mit dem Fürsten. Ordnet die Heerhaufen! Thorings Ruinen sollen mir das rechte Gefühl geben, um mit dem Herzog ernstlich sprechen zu können.« Ein Ritter des Thoringers wurde abgesendet, um dem Herzog die schuldige Einladung zu machen. »Also dort?« sagte mit etwas finsterer Miene Heinrich. »Doch,« setzte er sogleich hinzu, »ich habe mein Wort gegeben; ich werde also mit Herzog Ludwig und meinem Gefolge dort erscheinen.«

Es war ein imposanter Anblick, als am folgenden Tage die Heerhaufen der beiden Herzoge, und auch der Thoringer mit den Seinigen bei den Ruinen der einst'gen stolzen Veste ankamen, und auf beiden Seiten sich gehörig ordneten. Nach einigen Augenblicken sagte der Erzbischof zu Kasparn gewendet: »Euer Herzog ist nun auf den Ruinen Thorings erschienen, um da zu hören, in

welchen Punkten Eure Klage besteht, und Euch in allen billigen Dingen Euer Recht zukommen zu lassen.«

Kaspar. Nicht so. Zum Klagen ist's zu spät, wenn wir überwunden sind; und sind wir Ueberwinder, so wäre es niederträchtig. Mein Herzog bemerke es wohl, ich spreche hier im Namen der Stände. Diese wollen Friedensvorschläge hören und keinen Bescheid erwarten.

Heinrich. Euer Verlangen, Thoringer, war vor einiger Zeit, daß ich meine Räthe entfernen sollte. — Nun, das ist vorbei, Ihr habt sie in Landshut selbst gemordet.

Kaspar. Gemordet? — Hingerichtet hat sie Gottes Schwert, das ich führte. Aber Frauenhofer ist noch da; der muß weg.

Heinrich. Es sey!

Kaspar. Dann fordere ich Gnade für die in Landshut. Aber diese sind gemordet!

Erzbischof. Das ist auch vorbei.

Kaspar. Aber was weckt den Preisinger auf?

Heinrich. Kaspar — mein Gewissen!

Erzbischof. Und Gottes Barmherzigkeit!

Heinrich. Eine andere Eurer Forderungen war, die Steuern aufzuheben, und deren ich nicht entrathen kann.

Erzbischof. Darüber, Ihr Ritter, müßt Ihr billig seyn. Es ist wahr, daß man Euch darum hätte befragen sollen. Des Herzogs Kammergüter sind schlecht, seine Kassen erschöpft. Die Haushaltung seiner Räthe war nicht gut. Ihr müßt denken, daß die Pracht seiner Würde und der Kredit seines fürstlichen Worts Pflichtschulden, nicht Bürden des Landes sind.

Kaspar. Wenn der Fürst zu des Landes Besten seine künftige Haushaltung ordnet, dann werden die Stände thun für ihn, was ein Sohn für seinen Vater thut.

Aber das sag' ich Euch im Voraus: Keine neue Beschwerung unserer Freiheiten und Vorrechte!

Heinrich. Friede also!

Er winkte, und seine Heerhaufen riefen mit frohem Getümmel: „Friede! Friede!“ Bald geschah bei des Thoringers Heer das Gleiche; und rauschende Musik stimmte in den allgemeinen Jubel ein. Der Herzog nahm jetzt Kaspars Hand und rief begeistert: „So schwöre ich denn in Eure Hände, edler Thoringer, Vergebung und Vergessenheit alles Vergangenen, Aufrechthaltung Eurer städtischen Freiheiten. Alles, was meines Landes gute Regierung erheischt, soll von mir nun ausgeführt werden. Könnt' ich nur Euch, edler Kaspar, Euern schweren Verlust ersetzen! Nehmt, ich bitte Euch, einen Theil der Beute, die meine Kriegsknechte in Euerm Lande machten.“

Kaspar. Gnädiger Herr, Laßt sie Euern Leuten, sie haben's sauer verdienen müssen. Ich will und brauche keinen Ersatz. — Gott ließ meine Waffen zu einem glücklichen Ende gedeihen; er erhielt mir meinen Knaben: das ist mir Lohnes und Ersatzes genug.

Heinrich. Aber die Veste soll auf meine Kosten wieder gebaut werden, und die Stände helfen dazu.

Viele Stimmen. Mit all' unserer Habe!

Kaspar. Nimmermehr! Ein Schutthaufen soll Thoring bleiben, und zeugen der Nachwelt von mir. Das will ich — das ist mein Stolz. (zu den Anführern.) Ordnet die Schaaren zum Abmarsch. Alles rufe: Einigkeit und Friede! — Heil Baierns Fürsten! Ewigen Segen unserm theuern Vaterlande!

Rauschende Musikchöre ertönten von einer Seite zur andern. Tausend Stimmen riefen: »Es lebe Kaspar der Thoringer, der muthige Kämpfer für Wahrheit und Recht!« „Ewig möge blühen,“ so sagte mit bewegter

Stimme der hochwürdige Erzbischof, „diese herrliche Blume auf heimischer Erde!“ Er richtete nun seinen Blick zum Himmel, und rief mit gefalteten Händen: „Dank Dir, Allmächtiger, für diesen Frieden!“ — Unter unaussprechlichem Jubel zogen nun die verschiedenen Heerhaufen von dannen.

Der Mathematiker Lambert.

Zu Mühlhausen im Elsaß lebte ein armer Schneider, dessen Voreltern sich dahin geflüchtet hatten, um den Religionsbedrückungen zu entgehen, die Ludwig der Vierzehnte über seine evangelischen Unterthanen verhängt hatte. Diesem Schneider wurde am neun und zwanzigsten August 1728 ein Sohn, Johann Heinrich geboren, der am fünf und zwanzigsten September 1777 als königl. preußischer Oberbaurath, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften, starb. Er gehörte zu der kleinen Anzahl von Gelehrten, die man, so wie Leibnitz, allgemeine Köpfe nennen kann. Denn er mochte seine Untersuchungen und Betrachtungen richten, auf welche Wissenschaft er wollte, so leistete er bewunderungswürdig viel. Seinen Erfindungsgeist, seine tiefen Einsichten in die mathematischen und philosophischen Wissenschaften, beurkunden viele Schriften und Abhandlungen, die einen bleibenden Werth haben.

Der Erziehung hatte Lambert wenig zu danken. Zwar verrieth sich sein seltenes Genie schon zu der Zeit, da er an seinem Geburtsorte die Elementarschulen besuchte; allein die Armuth seines Vaters bestimmte ihn zur Schneiderprofession. Er fügte sich zwar in die harte Noth-

wendigkeit, aber seine brennende Wißbegierde besiegte alle Hindernisse und Schwierigkeiten, die ihm die äußern Verhältnisse entgegenstellten. Um die auf der Schule erlangte Kenntniß der lateinischen Sprache nicht zu verlieren, las er alle lateinischen Bücher, welche er bekommen konnte. Die ihm den Tag über obliegenden Geschäfte nöthigten ihn, einen Theil der Nacht hierzu anzuwenden; und das, zur Anschaffung der Lichter nöthige Geld, welches er von seinen Eltern nicht erwarten durfte, verschaffte er sich durch kleine Handzeichnungen, die er, während er seine jüngern Geschwister mit dem Fuße wiegte, verfertigte, und an seine Spielgenossen verkaufte. Ein mathematisches Buch, welches ihm zufällig in die Hände fiel, weckte seine Neigung für diese Wissenschaft, und ohne mündlichen Unterricht lernte er Arithmetik und Geometrie. Sein Fleiß erregte Aufmerksamkeit, und da er eine gute Hand schrieb, so gab man ihm eine Stelle in der Kanzlei. Dieß dauerte indessen nicht lange, denn schon in seinem fünfzehnten Jahre kam er als Buchhalter in ein Eisenwerk unfern Mühlhausen, und nach zwei Jahren wurde er Sekretär eines Zeitungsschreibers in Basel. Hier fand er eine erwünschte Gelegenheit, sich in Sprachen, Philosophie und Mathematik weiter auszubilden. Noch mehr kam ihm die Hofmeisterstelle bei einem Herrn von Sallis in Graubündten zu statten, die er in seinem zwanzigsten Jahre erhielt, da er nicht nur die zahlreiche Bibliothek seines Principals benutzen, sondern auch durch den Umgang mit fremden Gelehrten sich noch weiter ausbilden konnte.

Das Beispiel Pascals reizte Lamberten, eine Rechenmaschine zu erfinden, und das Bedürfniß einer genauen Abmessung der Zeit bei seinen Versuchen führte ihn auf die Verfertigung einer Quecksilberuhr, die sieben und zwanzig Minuten lang gieng. Auch zu andern Erfindungen, die er später vervollkommnete, legte er damals

den Grund. Er ward Mitglied einer gelehrten Gesellschaft in Chur, und zu den Akten der helvetischen Gesellschaft, die ihn ebenfalls unter ihre Mitglieder aufnahm, lieferte er viele mathematische und physikalische Abhandlungen.

Acht Jahre hatte Lambert zu Chur verlebt, als er im Oktober 1756 mit seinen Zöglingen auf die Hochschule zu Göttingen reiste. Von da aus besuchte er Hannover und den Harz, und reiste im Herbst 1757, nachdem er zum Korrespondenten der göttingischen Societät der Wissenschaften ernannt worden war, nach Utrecht. Hier hielt er sich mit seinen Zöglingen ein Jahr lang auf, und kehrte dann mit ihnen über Paris und Marseille nach Chur zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt begab er sich nach Augsburg zu dem berühmten Mechaniker Brander, der ihm in der Folge bei der Ausführung seiner Ideen gute Dienste leistete, und ließ eine Photometrie (Lichtmaßwissenschaft) drucken, worin er ganz neue Grundsätze über diesen, bis dahin fast noch gar nicht bearbeiteten, Gegenstand aufstellte. Während seines Aufenthaltes in Augsburg wurde er besoldetes Mitglied der damals errichteten Akademie der Wissenschaften in München. Er erhielt den Auftrag, Statuten für diese Akademie zu entwerfen, allein da Neid und Eifersucht ihr elendes Spiel zu treiben begannen, so begab er sich von da nach Erlangen, und von da 1763 nach Valtelin und Cluven, wo er bei einer Grenzberichtigungs-Kommission gebraucht wurde.

Da Lambert in seinem Vaterlande keine Anstellung fand, die seinen Wünschen entsprach, so beschloß er sein Heil in Rußland zu versuchen. Auf der Reise dahin kam er 1764 nach Berlin, wo er mit dem Philosophen Sulzer Bekanntschaft machte. Dieser wünschte einen Gelehrten von so seltenen Talenten, von dem man noch so Vieles erwarten konnte, seinem Vaterlande zu erhalten,

und ihm eine Stelle bei der Akademie der Wissenschaften zu Berlin zu verschaffen. In dieser Absicht wurde Lambert den Berliner Gelehrten vorgestellt, und da diese Sulzers Wunsche beitraten, so wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, ihn dem König Friederich dem Zweiten zu empfehlen. Die gelehrten Freunde des Monarchen, der Mylord Marechall d'Argens, le Catt und Quintus Icilius übernahm es, die nöthigen Einleitungen zu treffen. Auf ihre wiederholte dringende Empfehlung äußerte Friederich endlich, er wolle den Mann sehen und sprechen.

So sehr sich Lambert durch seine Gelehrsamkeit empfahl, so wenig war er im Stande, durch sein äußeres Benehmen sich zu empfehlen, besonders bei einem Könige, der an den Umgang der urbansten und witzigsten Franzosen gewöhnt war. Man suchte daher eine Zusammenkunft des Königes mit dem Empfohlenen zu verhindern, weil mit Recht zu befürchten war, das linkische und unbeholfene Benehmen des Letztern werde auf Friedrich einen so ungünstigen Eindruck machen, daß keine Anstellung zu erwarten seyn möchte. Allein der König bestand auf einer Unterredung, und so sehr man sich auch sperrte, und so viele Ausflüchte auch gemacht wurden: es half nichts, Lambert mußte mit seiner dreieckigen Unbehilflichkeit vor ihm erscheinen. „Guten Abend," redete ihn der König an, so wie er in das Zimmer trat; sagen Sie mir doch, welcher Wissenschaft Sie sich am meisten gewidmet haben?«

Lambert. Allen, Ew. Majestät.

König. Sie sind also auch ein großer Mathematiker?

Lambert. Ja, Sire.

König. Was haben Sie für einen Lehrer darin gehabt?

Lambert. Mich selbst.

König. Demnach sind Sie ein zweiter Paskal?

Lambert. Ja, Sire.

Jetzt konnte sich der König nicht länger des Lächelns enthalten, er drehte Lambert den Rücken und ging in sein Kabinet: denselben Abend aber sagte er noch so seinen Tischgenossen: »Heute hab' ich einen der eingebildetsten Narren gesehen, die es geben kann; der Mann soll aber ein großer Gelehrter seyn, und man will, daß ich ihn in meine Akademie aufnehmen soll.“ — In der That schien Friedrich Anfangs wenig Lust hierzu zu haben, endlich gab er doch den Zuredungen von allen Seiten nach, und Lambert wurde mit einem Jahrgehalt von fünf hundert Reichsthalern in die Liste eingetragen.

Der neue Akademiker, der den König übrigens nie sah, begann sogleich mit der Rede zu seiner Aufnahme sich zu beschäftigen, und beschloß hierzu die Lösung einer wichtigen Frage über die Zurückwerfung der Lichtstrahlen zu nehmen. Hierzu mußte er jedoch noch einige Experimente machen, und es fehlte ihm an einem dazu benöthigten großen Spiegel; denn er selbst besaß nur ein Taschenspiegelchen, kaum groß genug, um seine Perücke aufsetzen zu können. Sein Entschluß war indeß bald gefaßt: an einem hellen Tage ging er auf ein Kaffeehaus an der Ecke der breiten Straße, dem Schlosse gegenüber, wo gerade einige Offiziere und andere Personen eine Partie Tarok spielten. Als er eintrat, grüßte er nach seiner Art, d. h. ohne sie weiter anzusehen, und indem er den Kopf in einer Diagonallinie von einer Seite zur andern bewegte. Nach dieser wunderlichen Höflichkeitsbezeugung schritt er aber, ohne sich aufzuhalten, einem großen, für seine Absichten wohl placirten Spiegel zu, hieb in die Kreuz und in die Quere, trat bald vor und bald zurück, stand dann wieder einige Augenblicke nach-

denkend still, begann hierauf das Spiel von Neuem, und trieb es wohl eine halbe Stunde lang zur ungemeinen Verwunderung der Anwesenden, die ihre Karten hingelegt hatten, ihn in einem weiten Kreise umstanden, und einen Wahnsinnigen in ihm zu sehen glaubten. Nachdem er aber seinen Versuch gehörig gemacht hatte, steckte Lambert seinen Degen ruhig wieder ein, sah die ihn Umstehenden mit einem gleichgültigen Blicke an, und ging nun, eine Denkschrift zu verfassen, welche die Bewunderung aller Gelehrten erregte.

Der Ideengang dieses seltsamen Mannes war so fest und unerschütterlich, daß nichts in der Welt ihn von einem einmal aufgenommenen Faden abzubringen vermochte. Sehr oft machte einer seiner gelehrten Freunde den Versuch, ihn zu unterbrechen und von dem gerade begonnenen Thema abzubringen. Vergebens! Man konnte eine halbe Stunde und länger von den heterogensten Dingen reden; er hörte schweigend zu und fing dann mit dem unterbrochenen Worte wieder an. Einst fragte ihn ein Mitglied der Berliner Akademie: welche Männer er für die ersten Geometer der Zeit hielt? »Der erste,« erwiederte er, »ist d'Alembert und Euler, denn beide kann man nur neben einander nennen, da sie, obschon verschieden, doch einander vollkommen gleich sind: der zweite ist de la Grange, der dritte bin ich. Weiter will ich keine nennen, da Niemand mit uns verglichen werden kann.«

Solche Aeußerungen entsprangen bey Lambert nicht aus Eitelkeit und Einbildung, denn er war im Grunde einer der bescheidensten Menschen. Allein die Gewohnheit, sich als ein äußeres Subject zu behandeln, und von seinen eigenen Verdiensten, wie von seinen Fehlern, eben so entscheidend und unbefangen, als von fremden zu sprechen, gab ihm oft den Schein einer unverzeihlichen

Prahlerey bey denen, die ihn nicht kannten. Auch hing er fest an seinen Urtheilen, und war nicht leicht davon abzubringen. Zwar in seiner Sphäre, wo er alles mit der größten Deutlichkeit und Gewißheit einsah, urtheilte er meistens richtig; aber außer derselben, und wo von Menschen und Geschäften die Rede war, waren seine Urtheile oft unglaublich schief, und so, daß man darin zuweilen das gemeinste Urtheil erblickte. Dieß kam daher, weil er sich entweder nicht die Mühe nahm, den Menschen in seinen Handlungen, und den Gang der Geschäfte in ihrer wahren Lage zu beobachten, oder weil es ihm, der bloß zu analysiren gewohnt war, an dem Vermögen durch Anschauung zu erkennen fehlte.

Die Spuren, welche Lamberts erste Erziehung und sein ursprünglich niedriger Stand zurückgelassen hatten, waren unauslöschlich. Diese Spuren zeigten sich in seinem schüchtern genirten Wesen, in seinem unharmonischen, und bisweilen possierlichen Anzuge, in dem elenden Ameublement seiner Wohnung, in seinem lauten Lachen, oft plattem Scherz und in seinen komischen Geberden, in dem Geschmacke an hohen ungebrochenen Farben und in dem Genusse grober Speisen und schlechten Weins. Bisweilen besuchte er die Gesellschaften gemeiner Bürger, nahm an ihren Kannegießereien Theil und belachte ihre Einfälle aus vollem Halse. Aber unter dieser seltsamen Hülle lagen die schönsten Eigenschaften des Herzens und Verstandes verborgen. Eine wahrhaft jungfräuliche Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, und die vollkommenste Reinigkeit von dem so weit verbreiteten Laster der Liederlichkeit; eine redliche, gerade, von allem Scheine schiefer Abwege, von allem Schatten einer Falschheit oder Unwahrheit entfernte Denkungsart; ein lebhafter Abscheu gegen alle Arten von Ungerechtigkeit; Friedfertigkeit in einem so hohen Grade, daß er auch der entferntesten

Veranlassung zu einer Streitigkeit auswich. Nie sah man ihn mürrisch oder übellaunig, und nicht zu ermüden war seine Geduld und Gelassenheit. Stets war er bereit, Jedem mit zeinem Unterricht zu dienen, der ihn suchte. Wo er Elend sah, da empfand er das thätigste Mitleid.

Von früher Jugend an empfand er die tiefste Ehrfurcht gegen das höchste Wesen, und seine Andacht stieg oft bis zu einer stillen Begeisterung. Mit Verachtung sah er Werke an, welche die Religion bestritten, und mit Entzücken las und empfahl er wohlgerathene Widerlegungen derselben. Er war ohne alle Einschränkung Weltbürger und Menschenfreund; aber eigentliche Freundschaft hat man an ihm so wenig, als vorzügliche Liebe gegen irgend einen Ort, sein Vaterland selbst nicht ausgenommen, bemerkt. Doch nahm er Antheil an den Schicksalen derer, die er schätzte. Als Sulzer tödtlich krank war, weinte er die einzigen Thränen, die man ihn hat vergießen sehen. Nichts machte ihm größeres Vergnügen, als wenn er talentvollen Jünglingen durch Rath und Belehrung nützlich werden konnte.

Den höchsten Genuß fand Lambert in wissenschaftlichen Beschäftigungen, denen er mit einer nie zu ermüdenden Thätigkeit und dem unverdrossensten Fleiße oblag. Gewöhnlich arbeitete er von fünf Uhr des Morgens bis zu Mittag, und von zwei Uhr Nachmittags bis zur Mitternacht ohne eine andere Zerstreuung oder Erholung, als an schönen Tagen einen Spaziergang von ein Paar Stunden. Seine Ideen waren aber überall seine unzertrennlichen Begleiter, er mochte lustwandeln oder eine Gesellschaft besuchen, oder eine Mahlzeit genießen. Kein Wunder, daß sie auch mit ihm zu Bette gingen; ja selbst im Schlaf war seine Seele mit dem beschäftigt, was im Wachen ihre ganze Aufmerksamkeit gefesselt hatte. —

Manches Problem wurde zur Auflösung vorbereitet, während er schlief. Der geringste Vorfall führte ihn auf mathematische oder philosophische Analysen, welchen er sich überließ, ohne durch irgend etwas gestört zu werden, was um ihn her vorgiug. Bey einem Spaziergange, wo er vom Regen übereilt wurde, kalkulirte er im Laufen den kürzesten und trockensten Weg aus. Bey dem Besuch eines Freundes auf seinem Landgute, welchem die ganze anwesende Gesellschaft, da er eben ein Stück Landes umzäunen ließ, im Scherz die Pfähle dazu einschlagen half, stand Lambert allein, den Prügel hoch in die Luft haltend, uud rechnete vor dem Schlage dessen höchste Kraft aus. Verschiedene seiner Abhandlungen haben solchen Anlässen ihr Daseyn zu danken, und selbst in seiner Wirthschaft war alles auf's Genaueste abgemessen.

Da Lambert alle seine Kenntnisse gleichsam aus sich selbst geschöpft hatte, so war es schwer, ihm eine Sache deutlich zu machen, auf die er nicht von selbst fiel. Er mußte alles auf seine eigenthümliche Art durchdenken, und sich eigen machen. Eben deßwegen wurde es ihm leichter, zu erfinden, als zu beurtheilen. Oft sah er eine Sache von einer ganz unrechten Seite an, und dann war es schwer, ihn eines Bessern zu belehren. Er selber nannte sein Genie bisweilen eine Maschine, und muß also zwischen beiden viel Aehnlichkeit gefunden haben.

Es währte lange, ehe König Friedrich von der ungünstigen Meinung zurück kam, die er gegen Lambert gefaßt hatte. Als er endlich zu der Ueberzeugung gekommen war, daß dieser Akademiker, trotz seiner Unbeholfenheit im Gespräch und seinen seltsamen Manieren, ein Mann von ausgezeichneten Verdiensten sey, so beschloß er dieß öffentlich anzuerkennen. Aus diesem Grunde ernannte er ihn zum Rath beim Generaldirektorium, im Fache des Bauwesens, mit einer Gehaltszulage von fünf hundert Reichsthalern. An dem Tage, da diese Ernennung durch die Zeitungen bekannt gemacht wurde,

besuchte Lamberten einer seiner Kollegen bei der Akademie der Wissenschaften, um ihm seine Glückwünsche darzubringen. „Es ist sehr seltsam," erwiederte er, »daß der König dieß gethan hat, ohne mich zu befragen, denn er kann ja nicht wissen, ob ich die Stelle annehmen will, und ich habe in der That Lust, sie abzulehnen, denn ich brauche die Zulage nicht.« Nur mit vieler Mühe gelang es seinen Kollegen, ihn von diesem Entschusse abzubringen. Als er sich endlich nach dem Generaldirektorium begab, um sich hier installiren zu lassen, sprach er ganz unumwunden zu den Ministern: „Meine Herrn, ich hoffe nicht, daß Sie von mir erwarten, ich werde ihre kleinlichen Berechnungen über Bausachen durchsehen; das ist eine Arbeit, die jeder Commis verrichten kann, und ich werde meine Zeit nicht damit verschwenden. Wenn Ihnen jedoch etwas vorkommt, was sie in Verlegenheit setzt, dann schicken Sie mir es nur zu, und ich will es gerne zu lösen suchen. Ich glaube Ihnen dieß voraussagen zu müssen, damit Sie nicht wähnen, ich könnte eine Stelle annehmen, deren Obliegenheiten mich zu Ihren Schreibern herabsetzen würde."

Da Lambert wenig Bedürfnisse hatte, und überhaupt sehr sparsam lebte, so sammelte er sich kein ganz unbedeutendes Vermögen. Einst brachen Diebe in seine Wohnung ein, fanden aber nicht viel, obschon sie alle Schlösser aufsprengten. Lambert erzählte dieß einem seiner Kollegen bey der Akademie mit einer fast kindischen Freude, und setzte dann mit einem triumphirenden Tone hinzu: „Die Schelme haben hundert Louisd'or nicht gefunden, die ich in meinem Zimmer liegen hatte; aber ich hatte auch einen Ort gewählt, wo ich gewiß war, daß die Spitzbuben das Geld nicht suchen würden; es lag in einem Beutelchen hinter meinen Büchern. Da kommt kein Räuber hin; es ist nichts gemein zwischen Büchern und Räubern."

Lambert schloß sein stilles und ruhiges, für die Wissenschaften und die Welt so nützliches Leben am fünf und zwanzigsten September 1777. Er starb an der Schwindsucht, die er sich durch einen vernachlässigten Schnupfen zuzog. Der König befahl, daß man seine nicht unbedeutende Hinterlassenschaft ohne Abzug seinen Verwandten zuschicken sollte, die dieß um so mehr brauchten, da sie in großer Armuth lebten.

———

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 16tes Stück.

Blätter aus dem Archive der Zeit und der Menschen.

(Mitgetheilt von Johannes Gistl.)

IV. Marquis d'Arcy.

Der Marquis d'Arcy war ein sehr gebildeter Mann, und besaß die ganze verführerische Liebenswürdigkeit der feinen französischen Galanterie. Ich glaube, das Schlechteste, wenn er dessen fähig wäre, thäte er mit einem Anstande, der ihm die freundlichen Züge des Guten leihen würde. Selbst den Widerspruch und eine abschlägige Antwort wußte er so gefällig einzukleiden, daß man ihm nicht böse werden konnte, wenn auch die Sache kränkte. Jedem wußte er etwas Angenehmes zu sagen, ohne daß es im geringsten das Ansehen einer Schmeichelei hatte. Wenn er auch manchmal plumpe Menschen auf eine etwas plumpe Art zu gewinnen suchte, weil ihnen auf eine feine nicht beizukommen war, dann verlor er selbst doch weniger dabei, als diese. In keinem Falle wagt man viel, wenn man den Leuten schmeichelt. Sie

haben eine so gute Meinung von ihrem Werthe und ihren Vorzügen, daß sie auch die stärksten poetischen Hyperbeln zu ihrem Lobe für einfache, schlichte Prosa halten.

Sonst war der innere nnd äußere Marquis schöne Manier; und ich glaube, bei einem Falle, wo es den Hals gegolten hätte, würde er noch auf seine Haltung Rücksicht genommen haben. Mannigfaltige Kenntnisse konnte man ihm nicht absprechen; und selbst in seinem aufgeklärten Vaterlande hatte er, in der glänzendsten Epoche der Philosophie für einen Philosophen gegolten.

Dieser so fein geschliffene Mann, an dem keine schneidende Ecke hervorsprang, an der man sich in der Berührung hätte verletzen können, dessen glatte Oberfläche aber auch keinen Punkt zum Ergreifen und Festhalten darbot, wußte sich bei Jedermann bald beliebt zu machen.

Was mich betrifft, so mag ich es nicht einmal verbergen, daß er mir zuwider ist; und ich wende mich von der wohlriechenden, in Rauschgold glänzenden Mumie lieber zu seiner Gemahlin.

Sie ist eine hohe, in allen Reizen einer kräftigen Jugend prangende Gestalt von schönem Ebenmaße und üppiger Fülle. Gleich den fröhlichen Kindern der wärmern glücklichen Klimate, die ein freundlicher Himmel zugleich mit Blumen und Früchten schmückt, vereinigt sie die lieblichen Blüthen des Frühlings mit der reichen Fülle des Sommers. In ihrem großen blauen Auge glänzte ein sanftes Feuer; und ihr seelenvoller Blick nud der stille Ernst auf ihrer schöngewölbten Stirne scheinen zur vertraulichen Annäherung aufzumuntern und zugleich eine ehrfurchtsvolle Entfernung zu gebieten.

Sie ist eine Juno, die den geheimnißvollen Gürtel der Venus trägt, um den die Grazien spielen.

Für d'Arcy gab es nur einen Staat in der Welt, nämlich Frankreich; nur eine Stadt, Paris; nur eine Sprache, die französische. Die ganze übrige Erde war ihm nichts als eine magere Zugabe, und diente nur dazu, die Vorzüge seines gelobten Landes durch den auffallenden Kontrast zu verherrlichen.

Ich sah, sagte er, seit der unglücklichen Epoche, wo in unserm Vaterlande der Wahnsinn, die Barbarey, der Blutdurst, die zügellose Frechheit, die Brutalität und alle scheußlichen Gestalten von Verbrechen und Lastern den gesunden Verstand, die Civilisation, die Gefälligkeit, die gesetzmäßige Unterwürfigkeit, die Humanität, die alte Sitten und Gebräuche abgelößt haben, Italien und Deutschland. Hier fand ich gute Menschen, und dort angenehme Unterhaltung, eine herrliche Natur und Kunstwerke.

Allenthalben blickte ich mit Sehnsucht nach dem schönen Lande zurück, das allen übrigen in Kunst und Wissenschaft, und besonders in der edlen Bildung, die unser Daseyn verschönert, mit Recht, Vorbild und Muster ist. In dem übrigen Europa kann man seyn, aber nur in Frankreich leben. Einige andere Staaten hatten in ihrer Literatur eine gewisse nicht unrühmliche Periode; da aber die Bildung nur von wenigen bessern Köpfen ausging, und auch nur wieder auf wenige gute Köpfe zurück wirkte, so kam in das gesellschaftliche Leben nie jener gefällige Anstand, jene freundliche Convenienz, welche die ungleichartigsten Wesen zu dem Genusse des Lebens gesellig verbindet. Dazu that freilich die Natur, der wir überhaupt den besten Theil unserer praktischen Philosophie verdanken müssen, das meiste. Den Franzosen hat sie leicht, beweglich, gesellig, und theilnehmend, wie den Deutschen schwerfällig, ernst und gutmüthig geschaffen. Das Unterscheidende in dem Charakter beider Nationen

ist, daß die Thätigkeit des Ersten nach außen, die des Andern aber in sich zurückgeht. Daher das Talent des Franzosen für jede Kunstfertigkeit, seine geräuschvolle Art zu seyn, seine Aufmerksamkeit für äußern Anstand, Würde, Schicklichkeit und Haltung, und der stille Ernst, die Unbeholfenheit, die Gründlichkeit und das tiefe Gefühl des Deutschen.

D'Arcy ist doch wirklich ein Mann von vielem Geiste. Die Meinung, welche er von dem Menschen hat, ist freilich nicht die vortheilhafteste; aber wer hätte sie auch im Allgemeinen von diesem Wesen, dem schlechtesten oder besten in der ganzen menschlichen Natur, je nachdem es ausfällt? Ich wüßte wirklich wenig Erhebliches gegen seine Behauptungen einzuwenden; aber doch, ich hasse diese Lehre von ganzem Herzen, die den Menschen zum klugen Thiere macht. Nicht der Geist bringt hervor, was in uns das Edelste und Höchste ist. Auch der Teufel hat, nach der Dichtung aller Völker, Verstand, und übertrifft an Klugheit sogar den klügsten Weltmann. Dieser Vorzug ward dem bösen Prinzipe von jeher zugestanden; und das ist eben keine besondere Empfehlung für die Lehre, welche den Werth und die Würde des Menschen allein in der Ueberlegenheit seines Geistes findet. Neu ist sie übrigens nicht. Als eine treue Begleiterin verdorbener Sitten in allen verfeinerten Staaten, kündigte sie ihnen nahen Verfall an. Aus der Schule Aristipps wurde sie, nur in einer andern Gestalt in die Gärten Epikurs verpflanzt, und ward die herrschende Philosophie des schlechten Roms unter den Kaisern. Mir kömmt es indessen vor, als seyen die Alten nicht so tief gefallen, als wir wirklich schon fielen, oder noch fallen werden. Ihre Lehren scheinen mir wenigstens nicht so verderblich, als die des Marquis, der seinen Helvetius, Voltaire und Diderot nach seiner Art recht gut gefaßt und erläutert hat.

Unsere moralische Würde, die Stärke unsers Willens; die Größe und Reinheit unserer Gefühle erheben uns mehr über das thierische Leben als Scharfsinn, Witz und Kenntnisse. Aber gerade, weil das höchste menschlich-Große aus dem Gefühle und nicht aus dem Begriffe hervorgeht, fassen es die nicht, welchen die Natur jene Begeisterung des Gemüthes versagt hat, die in dem entscheidenden Augenblicke den Menschen zum Helden weiht. Nicht durch ihr Wissen ragen jene höhern Wesen über das gemeine Geschlecht hervor, sondern durch die Stärke der Seele, die Festigkeit des Willens, und die Aufopferung ihrer selbst, wo das Vaterland, die Wahrheit oder Tugend dieses Opfer fordert. Wir sind weit gelehrter, als es die Alten waren, unter denen wir doch so tief stehen. Ein unbärtiger Kandidat, der von der Schule kömmt, mag leicht mehr wissen als Moses, Sokrates und Pythagoras wußten. In dem Hörsaale eines deutschen Professors findet man mehr Wissenschaft beisammen, als zu Lykurgs Zeiten vielleicht in der ganzen Welt zerstreut war; und doch, was haben wir gewonnen? Wie Kinder stehen wir neben Männern. Alles Große, was geschehen ist, lag außer dem Probabilitätenkalkul selbst einer vorzüglichen Klugheit, sonst wäre es nicht groß gewesen. Der göttliche Scipio, noch ein Jüngling, erhält und rettet, einzig durch die Macht seines Charakters, Rom, da auch die Muthigsten, an seiner Erhaltung verzweifelnd, sich zur Flucht bereiten. Als Vasco de Gama sich einschiffte, um über den Ozean einen Weg nach Ostindien zu suchen, beweinte ganz Lissabon den gewissen Untergang des Tollkühnen und seiner Gefährten. Columb fand nirgends Gehör, als er eine neue Welt versprach, und ward mit seinen Anträgen allenthalben abgewiesen. Nicht die Wissenschaft führte sie, sondern der Geist, der sie beseelte, der Genius der

in ihnen wohnte, und den nur der gütige Himmel oder der Mensch sich selbst, aber keine Schule geben kann. Wo berechnet der Bessere je seinen Vortheil, wenn es die Tugend, die Freundschaft, das Vaterland, Liebe oder Wahrheit gilt? Phocion, den die undankbaren und ungerechten Athenienser, welche er so oft zum Siege geführt, für die er so oft sein Leben gewagt hatte, zum schmählichen Tod des Verbrechers verdammten, Phocion, der Held und Weise, befiehlt, noch sterbend, seinem Sohn das Unrecht an seinen Mitbürgern zu rächen. Was führt den heldenmüthigen Las Casas über gefahrvolle Meere durch die schrecklichsten Einöden einer fremden Welt, um nakten Wilden den Trost einer himmlischen Religion und Schutz gegen seine räuberischen Landsleute zu bringen? Wahrlich der Geist nicht, der d'Arcy's Mark belebt. Ist nicht jede große Tugend eine uneigennützige Aufopferung unserer selbst? Ist sie nicht mit einem Kampfe verbunden, den wir mit unsern Neigungen und Leidenschaften zu kämpfen haben? Woher käme denn der Widerstand, denn wir den Eingebungen unserer Eigenliebe oder unseres Eigennutzes, den lokenden Versuchungen des Verbrechens entgegensetzen, wenn wir in allem doch nur unserm Vortheil folgten, und auf dem großen Markte des französischen Philosophen unsere Waare um den höchsten Preis anzubringen suchten? Woher käme die Zufriedenheit mit uns selbst, wenn wir uns besiegt, tugendhaft entbehrt, großmüthig geschenkt haben, wo wir durch ein Vergehen hätten genießen, oder unedel nehmen können? O! glaube diesen gefallenen Menschen nicht, die den angebornen Adel unsers Geschlechtes läugnen, weil sie ihn verwirket haben; die allenthalben nur das Schlechte sehen wollen, um ihre eigene Schlechtigkeit zu rechtfertigen; die sich weigern, sogar die Möglichkeit der Tugend zuzugeben, um sich die Mühe zu er-

sparen, sie zu üben! Wo wäre Eigennutz in der reinen Liebe, die alles, sogar ihre Genüsse, dem geliebten Gegenstande opfert; die, auch unbemerkt, jede Last des Lebens gern auf sich nimmt, um sie allein zu tragen? Giebt der Freund dem Freunde nicht alles hin, ohne irgend eine Hoffnung, sich ja dafür belohnt zu sehen? Wie erklären die feilen Menschen, die ihre Pflichten im Taglohn üben, für welche jedes Gefühl, jede Empfindung, jeder Gedanke zum wuchernden Kapital wird, die Eltern- und Kindesliebe, die ihre Seligkeit im Geben findet? — Doch jeder vermag nur zu fassen, für was er einen Sinn hat; und vergebens sprächest du dem Blinden von dem himmlischen Lichte, in dem das Leben sich vor unsern Blicken in tausend freundlichen Gestalten bewegt; vergebens dem Tauben von den süßen Melodien, die unsere Seele bald mit stiller Wehmuth ergreifen, bald mit fröhlichem Entzücken berauschen. Gerne lasse ich andern ihren Glauben, lassen sie mir auch nur den meinigen. Sey jeder, zu was er sich berufen fühlt! Aus der bittern Eichel zieht auch der freundliche Himmel des Südens nicht die Rebe, welche die süße Frucht der Traube trägt. Den Tiger wird die Kunst so wenig zum Lamme zähmen, als sie den Granit zum Diamante schleift. Zur Sonne trägt den Adler seine Natur, wenn die Raupe sich, nach der ihrigen, in das Blatt eines Baumes spinnt.

Auch wenn du nur träumen solltest, ist es immer ein schöner Traum. Besser könnte deine Ansicht der Welt die Menschen ohne Zweifel machen, wenn sie allgemein wäre. Aber in dem Lande der Hinkenden höhnt man ein Wesen mit zwey geraden Beinen als einen Krüppel aus. Ist die Tugend auch kein Phantom, wie schon Brutus klagte, dann war der wenigstens, der sie in ihrer ganzen Strenge üben wollte, immer zu beklagen. Er ist der einzige Ehrliche unter den Gaunern, der ewig

Betrogene unter Betrügern, der Entbehrende unter Menschen, die nichts suchen als Genuß. Schön ist dein Glauben; aber er gehört in eine schönere Welt. Wolltest du allein Pflichten übernehmen, wo alles nur Rechte zu haben glaubt? Was Hände hat, greift nach den Gütern des Lebens, und trägt als seine Beute davon, was es nehmen kann. Wolltest du die frommen Hände müßig in den Schoos legen, weil du fürchtest, sie durch einen Raub zu besudeln, der aber schon darum keiner mehr ist, weil, was Alle thun, rechtmäßig wird? Niemand weiß dir Dank für deine Enthaltsamkeit; und da du eine beleidigende Ausnahme von der herrschenden Regel machen willst, wirst du unter fröhlichen Gesichtern ein grämlicher Sonderling.

V. Bericht des ostindischen Groß-Botschafters von Multan.

Während dem gelehrte Herrn sich über die Genüsse des Lebens stritten, genossen es die Musikanten in einem Seitenzimmer bei den Erfrischungen. Sie hatten der Unterredung aufmerksam zugehört, und sich wechselseitig im Stillen ihre Bemerkungen mitgetheilt. Endlich stund der Kapellmeister auf, und näherte sich mit großer Feierlichkeit der Thüre, machte gegen die Gesellschaft eine tiefe unbeholfene Verbeugung, und sprach:

Es mag verwegen seyn, daß ein gemeines Wesen von einem Musikanten sich in herrschaftliche Gespräche mischt. Aber ich erinnere mich noch einer Anekdote, die sich auf den Gegenstand Ihres Streites bezieht; und wann die Herrschaften befehlen, will ich sie vortragen, so gut ich es vermag. —

»Das ist ein Schwank, rief T., laß hören! Je drolliger, desto besser.“

„Ja, sagte A., schon des Styls und Vortrag's wegen wollen wir hören. Erzähl er Musikus!

Der Kapellmeister machte abermals eine tiefe linkische Verbeugung, dankte für das gnädige Vertrauen der hohen Herrschaften und begann:

Ich bin der Sohn eines englischen Pairs, und werde selbst einmal Pair des Reiches, nach dem Ableben meines alsdann hochseligen Vaters. In dem Senate des Seebeherrschenden Volkes, das es auch verdiente das Land zu beherrschen, als Vormünder des unmündigen Kontinents, bis zu seiner Emanzipation, werde ich dereinst als gebornes Parlementsglied sitzen. Darum vergeben Sie meiner Erzählung die brittische regellose Form und eine etwas breitgeschlagene Umständlichkeit. Die Britten sind noch eine Nation; uud keine ist es ohne gewisse Nationaleigenheiten, die Fremde Gebrechen nennen. —

Pst! rief A. lachend in französischer Sprache: der Musiker nimmt einen hohen Flug, wahrscheinlich damit, der Antithese wegen, der Fall desto tiefer und rascher wird. —

Das fürchten Sie nicht, Ew. hochgräfliche Exzellenz, antwortete der Kapellmeister ebenfalls französisch. Ich halte es für das Zeichen einer ziemlich reifen Bildung, wenn man in seinem Leben, es sey handelnd, redend oder schreibend, sich das horazische humano capiti cervicem jungere equinam, nicht zu Schulden kommen läßt. —

Also: es war unter der Regierung König Ludwigs XIV. französisch-glorreichen Andenkens, wo Abgeordnete aus allen Theilen der Welt nach der Hauptstadt des guten Geschmackes kamen, um die Huldigungen ihrer Fürsten vor die Stufen des französischen niederzulegen. Dieser Ludwig, der wahre Repräsentant der französischen aufgeputzten und schimmernden Größe, baute an dem po-

litischen Kartenhaus einer Universalmonarchie, das seinem Einsturz um so näher ist, je mehr Stockwerke es dem Baumeister gelang übereinander aufzuführen. Er sah es gern, wenn die Opferer aus allen Theilen der Welt nach dem Tempel strömten, in dem er sich zur Anbetung auf dem Altar gesetzt hatte, und den Weihrauch der Schmeicheley in dichten Wolken vor ihm aufdampfen ließen. Aber nur die Himmlischen vertragen ihn, und er betäubt die Götter der Erde, daß sie schwindelnd sich nicht mehr in der Höhe halten können, auf der sie stehen. Unter den Gesandten, die wie Sterne an dem Himmel von Versailles glänzten, befand sich auch ein Großbotschafter aus dem nördlichen Theile Ostindiens, der seinen Monarchen in folgendem Berichte seine Ansichten der Herrlichkeiten unserer europäischen Welt mittheilte:

„Ich soll dir, mächtigster Gebieter! alles Merkwürdige aufzeichnen, das ich in diesem Lande finde. Um deinem Befehle nachzukommen, müßte ich weniger sehen, als ein Schriftsteller in Europa, und eben so viel schreiben. Seltsamere, widersprechendere Wesen sind wohl in der Welt nicht mehr zu finden, als diese Menschen. Nur in zwei Punkten bleiben sie sich gleich, in dem brennenden Durste nach den schlechtesten, unbrauchbarsten Metallen, Gold und Silber, und in der unbefangenen Schamlosigkeit, mit der sie sich belügen. Gleichen die übrigen Länder diesem Frankreich, dann ist der ganze gepriesene Welttheil eine große Gauner- und Komödiantenbande, an der wir Unrecht haben, unsere Achtung zu verschwenden. Doch du verstehst mich nicht, wenn ich in solchen Ausdrücken zu dir spreche. Die Sachen sind, wie die Worte, dir unbekannt, und ich muß erzählen.“

„Die Menschen, bei denen ich mich gegenwärtig aufhalte, und die nicht größer sind als wir, haben doch Zungen, die weiter von dem Herzen liegen, als Multan von

Paris; und du weißt, daß die Einwohner von der einen dieser Städte nicht wissen, was in der andern vorgeht. Hier nennt man dich und deine Unterthanen Barbaren, weil wir reden, was wir denken, und sich halten diese Europäer für civilisirt, weil Wort und Gedanke bei ihnen in der größten Feindschaft leben. Wahrhaftigkeit heißen sie Barbarey, Falschheit aber feine Lebensart. Sagen sie einem die unverschämteste Unwahrheit in's Gesicht, dann nennen sie das Artigkeit; und wollen sie gegen einen Vornehmen, besonders aber gegen Fürsten höflich seyn, dann täuschen sie ihn mit den abscheulichsten Lügen, daß du, mein mächtigster Gebieter, deinem schlechtesten Knechte hundert Schläge dafür auf die Fußsohlen würdest geben lassen. Die Größe der Lügen, die man angesehenen Personen sagt, steht mit ihrer Liebe im Verhältnisse, so daß bei großen Häuptern diese Artigkeiten riesenmäßig wachsen. Ich glaube, daß es einige Ueberwindung kosten muß, diese ewigen Lügen anzuhören; deswegen werden die Kinder der Großen auch frühe daran gewöhnt, und manche haben wohl in ihrem ganzem Leben kein wahres Wort gehört. Gegen Geringere besteht diese Pflicht der Höflichkeit nicht, und die Wahrheit tritt in den vollen Genuß ihrer Rechte. Mit den Leuten von den untern Klassen spricht man ohne Umstände, wie man denkt, warum sie denn auch im Durchschnitt etwas grob behandelt werden."

„In ihren Kirchen sprechen diese Menschen von nichts als Liebe, Barmherzigkeit, Großmuth und Weisheit; wie sie aber wieder über die Schwelle dieser Gebäude kommen, thun sie von allem, was dort gesagt wurde, gerade das Gegentheil, so daß man eigentlich nicht weiß, ob Scherz oder Ernst ist, was sie lehren und predigen. Es ist überhaupt ein eigner Schlag Leute, in die ich mich durchaus nicht finden kann. Sie bitten einen höflich zum

Essen; und setzt man sich zu Tische, dann nehmen sie es als eine Grobheit übel. Sie wünschen sich einander alles Gute, und thun sich so viel Böses, als sie nur können. Gar viel halten sie auf eine Wissenschaft, die man das Recht nennt; nach diesem Rechte aber muß es nicht Unrecht seyn, daß ein großer Theil des Volkes hungert, damit sich Einige den Magen überladen können.«

„Man sollte glauben, das ganze Reich bewohnten nur Aerzte; denn die erste Frage die ein Mensch an den andern thut, wenn sie sich begegnen, ist die, wie er sich befinde. Diese Frage muß ich in einem Tage wenigstens hundertmal beantworten. Sie begnügen sich aber nicht einmal damit, daß sie sich so häufig um meine Gesundheit erkundigen, sondern sie wünschen mir dieselbe auf eine feyerliche Art mit einem vollen Glase in der Hand, wenn ich mit ihnen zu Tische sitze; und da diese seltsamen Menschen nichts widersprechendes in den größten Widersprüchen finden, so nöthigen sie sich oft mit lauter Gesundheittrinken, ihre Gesundheit zu verderben. Zu Zeiten wünschen sie auch dir auf dieselbe Art Gesundheit; ich habe aber mehr Ursache, dieselbe von deiner guten Leibesbeschaffenheit als von der Aufrichtigkeit ihrer Wünsche zu hoffen. Barbaren, wie sie uns nennen, taugen zu diesen civilisirten Menschen nicht. Gott erhalte sie bei dieser Civilisation, und lasse sie rasche Fortschritte in derselben machen, und gewiß, sie rächen das Elend, das sie über vier Welttheile gebracht haben, schwer genug an sich selbst!“

Ueber meine erste feyerliche Vorstellung bei dem Könige habe ich dir schon Rechenschaft abgelegt. Seitdem bin ich noch einmal bei Hofe gewesen. In einem großen Vorsaale warteten an zwanzig vornehme Herrn, die alle Knechte des Fürsten sind, und unter die ich mich auch mischte. Wir lagen ordentlich auf dem Grunde, bis uns

ein günstiger Hofwind flott machte, und in den erwünschten Hafen des königlichen Audienzzimmers führte. Während dem man sich mit den Angelegenheiten des Tages, mit wem der König nämlich den letzten Abend gelächelt und gespielt habe; wer bei der alten Freundin Seiner Majestät, nach dem Schooßhunde besonders in Gunst zu stehen scheine; wem vom Minister vertraulich auf die Schulter geklopft worden sey, und andern solchen wichtigen Ereignissen unterhielt, trat ein Mann ein, den ich mich schon gesehen zu haben erinnerte. Alle Anwesenden neigten sich ihm entgegen, wie durstige Pflanzen dem erfrischenden Thau des Himmels, und der, mit dem er sprach, bückte sich tiefer nieder, als ein schlanker Halm vor dem wüthenden Orkan. Die vornehme Nachlässigkeit, mit welcher der Eingetretene die meisten Anwesenden behandelte, kündigte einen Mann vom höchsten Range an. Auf die Frage, wie es im Reiche gehe, rief alles wie aus Einem Munde: Vortrefflich! ganz vortrefflich! Wie kann es auch, bemerkte der Freimüthigste, unter einer so musterhaften Verwaltung anders seyn? die Franzosen, betheuerte er, erkennten mit dankbaren Herzen die edlen Bemühungen Sr. Excellenz, und Dero glorreiches Andenken würde noch von der spätesten Nachwelt gesegnet; mit dem größten Rechte gebühre dem Manne, der nur für den Ruhm und das Glück des Volkes lebe, der Name Vater des Vaterlandes. Der gefeyerte Held nahm die Lobeserhebungen mit einem verbindlichen Lächeln an, und ging durch die weitgeöffnete Reihe, die sich vor ihm, wie schlanke Pappeln im Sturme, bog, unangemeldet in das Gemach des Königs."

„Was! sagte ich zu meinem Begleiter, den Mann kenne ich noch nicht, den Frankreich seinen Wohlthäter nennt, den Stolz und die Freude eines zahlreichen Volkes! Wie heißt er denn, der Vater des Vaterlandes? —

Der so eben zum König gegangen ist? fragte dieser mit einem spöttischen Lächeln. Er ist Minister, ein eitler, aufgeblasener, insolenter Mensch, der kein Verdienst hat, als die verschwenderische Gnade seines Herrn, ohne die man seine lächerliche Anmassung in Gassenhauern besingen würde. Er denkt an nichts, als wie er sich und seine Familie bereichern kann. Ich wollte wetten, daß keiner hier ist, der ihn nicht in die tiefste Hölle wünscht; denn er ist von seiner eignen Wichtigkeit so furchtbar eingenommen, daß er an fremdes Verdienst nicht denkt. — Dieser letzten Aeußerung stimmten alle Anwesenden bei, indem sie sich selbst gefällig in einem langen Spiegel betrachteten. Sein Fall ist nahe, fügte ein anderer frohlockend hinzu. Ein größerer Spitzbube hat ihm geschickt ein Bein untergestellt, und den Monarchen an seiner schwachen Seite, der Religion angegriffen. Seit einiger Zeit ist der König kränklich, und einer Frau zu gefallen, fromm geworden, der eigensinnige Minister aber ist ein Freigeist — geblieben; denn als solcher hatte ihn sein Herr, da er noch jung und gesund war, lieb gewonnen.

Diese Bemerkungen, welche mit dem Benehmen gegen den anwesenden Minister in einem so auffallenden Widerspruche stunden, mißfielen mir sehr. — Man darf nicht vergessen, daß die Europäer ganze Palläste mit Büchern angefüllt, und weitschichtige Gebäude haben, in denen die Früchte des menschlichen Geistes aus allen Jahrhunderten, wie Bedürfnisse des Lebens in Magazinen, aufgezeichnet sind. Sie besuchen sehr eifrig Schulen und Kirchen; und daraus sollte man schließen, sie müßten sehr vernünftig, gut und gottesfürchtig seyn. Aber wer darauf zählt, findet sich in seiner Erwartung schrecklich betrogen.

(Schluß folgt.)

Weiblicher Heldenmuth.

In dem Freiheitskampfe der Griechen gegen ihre Unterdrücker zeichneten sich besonders die Bewohner der kleinen Insel Ipsara, durch außerordentlichen Heldenmuth und Todesverachtung aus. In beider Hinsicht wetteiferten die Frauen mit den Männern.

Als die türkischen Horden die Insel stürmten, floh eine Schaar Frauen, welche mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit gekämpft hatten, nach dem Gestade des Meeres. Von der Menge überwältigt, vertheidigten sie sich noch immer, und die Barbaren, über die Kühnheit eines Geschlechts, welches sie verachteten, in Erstaunen gesetzt, trauten kaum ihren eignen Augen. Unterdessen verdoppelten sie ihre Anstrengung; die Frauen von Ipsara, keine Hülfe mehr erwartend und kraftlos, dem Feinde länger zu widerstehen, fassen den großherzigen Entschluß, sich durch einen freiwilligen Tod einer barbarischen Mißhandlung zu entziehen. Sie drängen sich am Ufer zusammen; die Wogen schäumen um den Felsen, auf welchem sie vereinigt sind. Die Muselmänner dringen vor und haben nur noch einen Schritt zu thun, um ihre Beute zu fassen. Da werfen die Ipsariotinnen ihre Waffen weg, zeigen den lüsternen Türken ihren Schmuck und Reichthum; in der einen Hand diesen, in der andern ihre Kinder, stürzen sie sich mit dem Kostbarsten und Theuersten in die Tiefe des Meeres.

Während dieser Schreckensscene floh eine andere Schaar Männer und Frauen mit ihren Kindern nach einer andern Richtung, von den Barbaren verfolgt. Die Frauen waren in der Mitte des Zuges, die Greise und Jünglinge deckten ihn; aber verloren war, wer dem Zuge nicht folgen konnte. Eine Dame, mit den ersten Familien von Ipsara verwandt, sah sich von den Ihrigen in der Mitte dieser flüchtigen Schaar getrennt, ihr Gemahl kämpfte auf

einem andern Punkte; ihre Brüder waren schon gefallen; ihr Vater befehligte ein Schiff. Sie hatte keine unnöthige Last; ihre Reichthümer waren schon die Beute des Feindes geworden, aber sie hatte vier kleine Kinder bei sich. Sie trug sie abwechselnd und sah sich vergeblich nach einer Unterstützung um. Alle Mütter unterlagen unter derselben Bürde; die Krieger hatten ihre Waffen und vollauf zu thun, den Feind etwas aufzuhalten. Die Unglückliche, von der Anstrengung erschöpft, sieht sich genöthigt, zwei ihrer Kinder im Stich zu lassen, um sich mit den beiden übrigen zu retten; doch sie kann sich nicht dazu entschließen; sie nimmt alle ihre Kräfte zusammen, läuft noch weiter und schleppt den ältesten Sohn nach, den die Felsenspitzen schon ganz verwundet haben; endlich fällt sie fast leblos zu Boden. Man hebt sie auf und ermuntert sie, zu folgen; sie schleppt sich einen Augenblick fort, und fällt von Neuem nieder. Er ist um sie geschehen; der Hauptzug ist schon vorüber; ihre Kinder stürzen sich auf ihre Brust, die Krieger ziehen vorüber: es sind nur noch zwanzig, kaum hinreichend, den Rückzug zu decken. Die unglückliche Mutter verlangt keine Hülfe von ihnen, sie bittet sie nur um den Tod für sich und ihre Kinder. »O meine Brüder,« ruft sie aus, »gebt mich der Wuth der Feinde nicht preis! tödtet mich; ich kann noch glücklich sterben!« Die Krieger schaudern zurück. Sie wollen sie in ihren Armen wegtragen. Die Türken nahen; zwei Krieger fallen ihr zur Seite, die übrigen suchen die Barbaren zurückzudrängen; bald umringt die Unglückliche eine wüthende Schaar. Sie sieht die Türken noch einige Schritte entfernt, und dieser Anblick gibt ihr einen Theil ihrer Kräfte wieder: die Verzweiflung nimmt ihr die Besinnung. Sie stürzt auf die Waffe des Christen, der noch in Zuckungen neben ihr liegt. »Gott, ruft sie aus, nimm die Kinder und verzeihe der Mutter!« Bei diesen Worten erschlägt sie dieselben, und ganz mit ihrem Blute benetzt, stürzt sie sich auf die Barbaren; diese suchen vergeblich ihren Hieben auszuweichen; sie wollen dieselbe lebendig gefangen nehmen; aber die Ipsariotin ist nicht mehr: so viele und so große Anstrengungen haben sie erschöpft; sie fällt ohne Wunden mitten in ihrem Laufe, die Türken werfen sich über sie her, ergreifen aber nur einen Leichnam.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 17tes Stück.

Blätter aus dem Archive der Zeit und der Menschen.

(Mitgetheilt von Johannes Gistl.)

(Schluß.)

Da ich unlängst mit einem Freunde einen solchen Bücherspeicher besuchte, in welchem so viele Schriften, gleich einem unüberschaubarem Heere in Schlachtordnung aufgestellt sind, daß die Bewohner deines Landes, mein mächtiger Gebieter! in einem ganzen Menschenalter sie nicht lesen würden, sagte ich zu demselben: da Euch das natürliche Gefühl nicht genug ist, welches in unserer Brust lebt, uns zum Guten mahnt und vor dem Bösen warnet, sondern ihr die Kunst, Andern wohl zu thun und tugendhaft zu seyn, in ein System gebracht und zur förmlichen Wissenschaft erhoben habt, so muß ich euch als eine Art höherer Wesen, und nicht wie gewöhnliche Sterbliche betrachten. Ich sollte indessen glauben, es sey nicht so schwer, ein redlicher Mensch, ein guter Bürger und treuer Freund, gegen andere gefällig und wohlthätig und gegen

sich selbst streng zu seyn. Wir in unserm Lande brauchen keine Wissenschaft, um den Armen zu geben, die Leidenden zu trösten, und den zu unterstützen, der unserer Hilfe bedarf. Ihr habt es aber ohne Zweifel durch euere Wissenschaft so weit gebracht, daß ihr, auch in zweifelhaften Fällen, wo das Gute an das Böse, das Erlaubte an das Verbotene grenzt, die zarte Linie, die es scheidet, genau erkennt. Darum mögt ihr auch mit Recht uns unwissende Barbaren oder Wilde nennen. — So ist es nicht gemeint, erwiederte mein Freund lachend. Was geht die Wissenschaften das Leben, was geht dieses die Wissenschaften an? Wir bearbeiten sie, um den Kreis unserer Kenntnisse zu erweitern, und Gelehrte schreiben über dieselbe vortreffliche Werke, welche die Bewunderung der Welt erregen, ohne daß sie weiter an die Sache denken, wenn sie einmal vor ihrem Pulte sind. Alle unsere guten Bücher hindern uns nicht zu handeln, und die Künste und Wissenschaften geben uns oft nur die Mittel, gewandter zu stehlen, giftiger zu verläumden, verschlagener zu lügen und einschmeichelnder zu verführen.

„Du wirst dich wohl wundern, mein erhabener Gebieter, daß ich unter solchen Menschen einen wahren Freund gefunden habe. Aber der schlechteste Boden trägt, bei vielem Unkraut, auch nützliche Pflanzen. Mein Freund ist mir sehr ergeben, und dabei frei von allem Eigennutz; er selbst hat es mir mehr als tausendmal betheuert. Obgleich wir uns noch nicht lange kennen, so ist er doch bei mir wie zu Hause, speiset an meinem Tische, theilt jedes Vergnügen mit mir, und läßt sich zu Zeiten sogar ein kleines Geschenk von meiner Hand gefallen. So ungünstig aber auch die Meinung ist, die er von den Gelehrten zu haben scheint, so war ich doch höchst neugierig, einen Mann persönlich kennen zu lernen,

der als Schriftsteller einen großen Ruf genießt. Dieser seltene Mensch hat in seinen Werken die schwere Kunst gelehrt, einen Staat glücklich und blühend im Innern, und im Auslande geachtet und beliebt zu machen. Es kann noch nicht lange seyn, bemerkte ich meinem Freunde, daß die Entdeckung, die größte und wichtigste von allen, gemacht worden ist! — Warum meinen Sie das? fragte er lächelnd. Gewöhnlich lacht er mit einer herzlichen Gutmüthigkeit zu meinen Fragen und Bemerkungen, welches doch, denke ich, offenbar beweiset, daß sie ihm gefallen. — Weil, erwiederte ich, sie in diesem Lande noch nicht angewendet worden ist. Was kann es denn Dringenderes für einen Fürsten geben, als das beglückende System des Weisen, zum Heil seiner getreuen Unterthanen, sogleich in Ausübung zu bringen; den Gelehrten würde ich vorläufig zum ersten Minister machen? — Das hat wahrscheinlich keine Eile, war seine Antwort. Ihr seyd doch wirklich, zürnte ich, die eigensinnigsten, sorglosesten und undankbarsten Menschen von der Welt. In meinem Lande sollte einer das Geheimniß erfinden, alle Bewohner desselben glücklich zu machen, und der Nation bei fremden Völkern Liebe und Achtung zu verschaffen, ich bin gewiß, unser großmüthiger Beherrscher würde sehr gern die Regierung mit ihm theilen. — Mein Freund lachte unmässig.

Endlich kamen wir bei dem Gelehrten an. Wahrlich, Herr! der Mann weiß so viel, daß mir jetzt noch schwindelt, wenn ich an alle die Völker und Länder denke, derer Verfassung, Wohlstand, Einnahme und Ausgabe, Bündnisse, Friedensschlüsse, Handel und Gewerbfleiß, von Erschaffung der Welt an bis auf den heutigen Tag, kennt, wie ich kaum mein eigenes Hauswesen kenne. Mein Freund wollte finden, er sehe nicht so heiter als gewöhnlich aus. Dies mag wohl seyn, erwiederte der

Gelehrte seufzend; wer hätte aber auch mehr Recht als ich, untröstlich zu seyn! — Sie haben doch meine Frau gekannt? — Wer sollte sie nicht kennen, antwortete mein Freund, sich zum Zeichen der tiefsten Verehrung bis zur Erde beugend, die hochverehrte Frau, die schön ist, wie die Göttin der Liebe und wie die Tugend? — Daß dich der Satan! rief der ergrimmte Mann, auf einmal wie von Sinnen; eine Furie, eine Bestie ist der Tugendspiegel. Seit Jahren schon hielt sie es mit einem jungen Menschen, den ich aus Barmherzigkeit aufgenommen hatte, weil er wirklich vorzügliche Anlagen zeigte. Ich selbst habe ihn in der Moral und den Wissenschaften unterrichtet, deren höchste Vollendung nur die gelehrte Welt verdankt. Aus Erkenntlichkeit entführt der Bösewicht mir nun meine Frau. Jahre schon währte das strafbare Einverständniß, das ich vor wenigen Tagen erst entdeckte.

„Ich konnte mich von meinem Erstaunen kaum erholen. Wie! sagte ich, verehrenswerther Herr, Sie kennen alle Staaten der Welt wie Ihren Hosensack, und Jahre lang konnte Ihnen entgehen, was sich in Ihrem Hause zutrug! Sie haben das unfehlbare Mittel erfunden, ganze Reiche in den größten Wohlstand zu setzen und glücklich zu machen; und wer könnte Ihnen näher seyn, als Sie selbst? Wollten Sie entbehren, was Sie andern geben? Rächen sie sich an der undankbaren Mitwelt, die Ihre Verdienste mit nichts weniger als einer Stelle im Ministerium belohnen sollte, und nehmen Sie wenigstens für sich, Ihre Familie, Freunde und Bekannte das Glück und den Wohlstand, die Nationen Ihnen verdanken würden, wenn sie das von Ihnen aufgestellte System befolgten! Der Mann sah mich mit großen Augen an, als schiene ihm der Zustand meines Kopfes verdächtig. Was soll ich von allem dem halten? Aus diesen Menschen mag ein anderer kommen; ich verstehe sie nicht.

Von allen Vergnügen ist mir das des Schauspiels am angenehmsten. Man versammelt sich nämlich jeden Abend in einem weitschichtigen Saale, der mehrere tausend Menschen faßt. Ein großer Vorhang wird vor einer Bühne aufgerollt, auf welcher Leute, die man bezahlt, Fürsten, Könige, Prinzessinen, Kammermädchen, Diebe, Helden, Mörder, Giftmischer, Mönche und Philosophen vorstellen. Anfangs wäre ich beinahe irre geworden, weil ich die Thränen und Flüche, die Hiebe und Klagen, die Begnadigungen und Geschenke für baaren Ernst nahm. Ich weinte wie ein Kind, und war mehr als einmal im Begriffe, aufzuspringen, um den Unglücklichen vor der drohenden Gefahr zu retten, oder den Großmüthigen für sein hochherziges Benehmen voll Bewunderung zu danken. Zur rechten Zeit erklärte man mir, das alles sey bloßer Scherz und nur ein Spiel, welches mit seinem Schmucke und Pomp, mit dem Glanze und Lärm, den Kronen, Diademen, Sceptern und Purpurmänteln in drei Stunden zu Ende sey, worauf die wüthigen Helden mit den leidenden Fürstentöchtern und Königinen ganz zahm und gemein zum Abendessen in die Schenke gingen. Du wirst es kaum glauben, mein mächtiger Gebieter, wie sonderbar hier die Menschen sind; aber dein Knecht berichtet dir die reine Wahrheit. Das schlechteste Weibsbild sieht hier wie die leibhafte Tugend und der feigste Hasenfuß wie ein Weltenstürmer aus. Sogar die Gesichter wissen sie so künstlich zu übertünchen, daß eine alte Matrone zur frischesten Jungfrau wird. In einem dieser Spiele muß ein ziemlich wohlgenährter Mann mit vollem Magen Hungers sterben. Den Jammer hättest du sehen sollen, wie die mitleidigen Zuschauer sich in Thränen auflößten! — Was ihr aber für närrische Leute seyd, sagte ich zu meinem Freunde, hier weint ihr über das geheuchelte Unglück eines Gauklers, und

dort, unter den Menschen, läßt euch das wirkliche ungerührt. Wisset ihr denn nicht, daß jeden Tag in eurer prächtigen Hauptstadt Dürftige vor Elend sterben? Ihr gehet gefühllos an Leidenden vorüber, die ihr mit einigen Sous erquicken könntet, und gebt einen sechs Liverthaler, um euch eine augenblickliche Rührung über ein eingebildetes Unglück zu verkünsteln. Ja, jetzt fange ich an, euch Enropäer zu verstehen. Alles ist nur Spiel bei euch, eure Moral, euer Recht, euere Tugend, euere Liebe, Freundschaft und Weisheit. Ihr spielet deu Aufrichtigen, Gehorsamen, den Andächtigen und den Freigeist, den Sklaven und den Herrn, je nachdem es eure Rolle fordert. Bei euch ist das Leben zur Komödie geworden; und was man an den Menschen sieht, ist nicht wahre Gestalt und Farbe, sondern Putz und Schminke. — Ich wollte, Herr, ich wäre weit von diesen Wesen, in meinem einfachen, lieben Vaterland! Gott erhalte dich mir und deinem Volke!" —

So weit ber Bericht des ostindischen Großbotschafters.

Der Kapellmeister schwieg, machte eine Verbeugung und trat bescheiden in den Kreis seiner Kunstgenossen zurück. Die Gesellschaft, welche die Sprache des seltsamen Menschen mit seiner Figur verglich, schwieg nun entschieden zwischen Ernst und Lachen.

Schicksale der Sophienkirche in Konstantinopel.

Die berühmteste Kirche in den Morgenländern, und eines der prächtigsten und denkwürdigsten architektonischen Denkmäler der Vorzeit, ist die Sophienkirche in Konstantinopel. Sie steht auf einem der schönsten Hügel der

Stadt, dessen sanfter anmuthiger Abhang nach Osten hin die Serailsspitze bildet. Wer nicht Muselmann ist, muß eine besondere Erlaubniß des Sultans haben, um die Hazia Sophia, als die Hauptmoschee der Residenz, von innen zu betrachten.

Zu diesem herrlichen Gebäude wurde vom Kaiser Konstantin dem Großen, in dessen zwanzigstem Regierungsjahre (325 Jahre nach Christi Geburt), der Grund gelegt. Im Jahr 404, während der Regierung des Arkadius, wurde der Tempel durch eine Feuersbrunst zerstört. Der Kaiser Theodosius baute ihn im Jahr 415 wieder auf. In dem fünften Regierungsjahre des Kaisers Justinian, oder 532, brannte die Kirche, während eines Aufruhrs, zum zweiten Mal ab, sie wurde von demselben Kaiser nach einem grösseren Maßstabe, und so wie sie jetzt dasteht, wieder errichtet. Der Bau dauerte sieben Jahre. Die Baumeister waren: Anthemius von Tralles, und nach ihm Isidorus von Milet. Zu Baumaterialien wurden phrygischer weißer Marmor mit rosenfarbigen Adern, grüner von Labonien, blauer von Lydien, schwarzer weiß gesprenkelter celtischer, molossischer, thesialischer und präconischer, so wie ägyptischer Granit und salitischer Porphyr genommen. Am meisten zeichneten sich durch Schönheit und Größe die acht Porphyrsäulen aus dem Sonnentempel zu Baalbek, so wie darnach die acht grünen von Marmor aus dem Tempel der Diana zu Ephesus, die von Troja, Cycicus, Athen und Delos aus. So erhob sich Sophia, der ewigen Weisheit Tempel, auf Splittern der Altäre der Isis und der Osiris, der Sonne und des Mondes, der Pallas und des Apollo, der Cybele und des Cycicus. Statt der Götzenbilder dieser Gottheiten prunkten an den Wänden in Mosaikarbeit von gefärbtem und vergoldetem Glase, die Bilder der Jungfrau Maria, der Evangelisten, der Apostel

und der Heiligen. Auf einer Säule stand das Kreuz, mit der Inschrift: „Unter diesem Zeichen wirst du siegen.“ Die Glasquadrate, deren Farbe unveränderlich ist, wurden mit einer Art Leim, der bloß mit kochend heißem Wasser abgewaschen werden kann, festgesetzt.

In den Jahren 987 und 1371 stürzte ein Theil der Kuppel ein, wurde aber unter den Kaisern Basilicus und Konstantin wieder hergestellt. Als Sultan Mahomed der Zweite 1453 Konstantinopel eroberte und zum Wohnsitz der osmanischen Kaiser machte, verwandelte er die christliche Sophienkirche in eine türkische Moschee, und ließ an derselben zwei Spitzsäulen uud einen Minaret *) errichten. Der Sultan Selim der Zweite setzte einen zweiten hinzu, und Murad der Dritte die beiden andern Minaret's, die sich auf der entgegengesetzten Nordostseite befinden.

Der Aufseher der Pallastwache und erster Geheimschreiber des Kaisers Justinian, Paul Silentiarius, hat in einem besondern Werke den Bau dieses unsterblichen Denkmals des gennanten Kaisers beschrieben. Hundert Baumeister, heißt es darin, leiteten die Arbeit, und jeder hatte hundert Maurer unter sich. Fünftausend von ihnen arbeiteten auf dem rechten Flügel, fünftausend auf dem linken Flügel, nach dem Plan, den ein Engel dem Kaiser angab. Dieser Engel offenbarte sich häufig, und einmal in der Gestalt eines Eunuchen in einem glänzenden weißen Gewande, an einem Sonnabend Abends

*) So heißt der runde hohe Thurm der türkischen Moscheen, worin ein Muessim (Gebetsverkündiger) auf einer Wendeltreppe hinauf steigen kann, um fünfmal täglich die Gläubigen zum Gebet aufzurufen. Die Spitze hat eine etwas über den Rand hervorragende Gallerie.

einem Knaben, der die Geräthschaften der Maurer bewachte. Er befahl demselben, sofort die Arbeitsleute zurückzurufen, damit das Werk gefördert werde. Als der Knabe sich weigerte, schwur der Engel bei der heiligen Weisheit, er wolle während der Abwesenheit des Knaben die Geräthschaften selbst bewachen, und nicht eher fortgehen, als bis er wieder gekommen sey. Der Kaiser, der mit leichter Mühe errieth, daß der neue Wächter ein Engel sey, ließ den Knaben reichlich beschenken und sofort nach einer Insel der Cykladen bringen, um den Engel-Eunuchen zur Aufsicht zu behalten.

Als das Gebäude bis zur Kuppel aufgeführt war, jedoch der Bau aus Geldmangel vor der Hand eingestellt werden mußte, offenbarte sich der himmlische Geist aufs Neue mit einem Haufen Mauelsel, welche er in ein irdisches Gewölbe führte und mit achtzig Centnern Goldes belud. Unterdessen hatte der Kaiser, zur Bestreitung der Baukosten, im ganzen Reiche alle Einkünfte der höhern Lehranstalten eingezogen. Eine silberne Statue des Theodosius von 74,000 Pfund Gewicht wurde in Gold verwandelt, und zum äußern Dache der Kuppel nahm man die Bleiröhren, welche das Wasser nach mehrern Stadtvierteln leiteten.

Der Kaiser war täglich, als Arbeiter mit einfachem Linnen bekleidet, mit einem Tuche um den Kopf und einem Stabe in der Hand, bei dem Baue zugegen. Der Mörtel ward mit Gerstenwasser durchgearbeitet, eben so auch der leimartige Kitt, womit die Grundsteine zusammengefügt wurden. Die Ziegel zu dem Dache der Kuppel, die man von Rhodos holte, waren eine Art Bimstein' so außerordentlich leicht, das zwölf solcher Steine von erforderlichen Dimensionen kaum die Schwere eines einzigen gewöhnlichen Brennziegels hatten. In jeden zwölften wurden, unter Absingen von Hymnen, Reliquien ge-

legt. Die Säulen wurden mit eisernen Schienen verstärkt und befestigt, und diese mit Marmorgyps überzogen. Nach der Angabe des Engels sollte das Licht durch drei verschiedene Fenster auf den Altar herein fallen. Ganz oben an der Kuppel erblickte man folgende Inschrift: „Gott hat sie gegründet, und Niemand soll sie aus der Stelle verrücken. Gott wird ihr seinen Schutz verleihen in der Morgenröthe.“ Der Altar wurde aus Gold, Silber und pulverisirten Perlen gegossen. Eine darin angebrachte Vertiefung (Meer genannt) war rund umher mit Edelsteinen besetzt. Darüber stand das Tabernakel (ciborium), oben kuppelförmig und umkränzt mit goldenen Lilien, zwischen denen ein mit Perlen eingefaßtes, goldenes, 75 Pfund wiegendes Kreuz befindlich war. Daneben erblickte man die sieben Priesterstühle und den Hochsitz des Patriarchen von vergoldetem Silber. Der Altar war, durch eine mit vergoldeten Heiligenbildern und zwölf Goldpfeilern verzierte hölzerne Wand, welche drei, in das Allerheiligste führende Thüren hatte, den Blicken der Menge entzogen. Die heiligen Gefäße waren von gediegenem Golde. Kelchtücher waren 42,000 da, alle mit Gold und Perlen gestickt; und 42 Evangelien, von denen jedes, vermöge der kostbaren Beschläge, zwei Centner wog. Sechs tausend goldene Leuchter fand man vor, und sieben goldene Kreuze, jedes von einem Centner Gewicht. Ein Kreuz, welches in der Sakristei stand, heilte Kranke und vertrieb die bösen Geister. Die Thüren waren theils von Elfenbein, theils von Bernstein und Cedernholz, und die gerade dem Altar gegenüber befindliche war von vergoldetem Silber. Drei Thüren in der Kirche selbst waren mit Planken der Arche Noah's beschlagen. Der Tempelbrunnen war von denselben Steinen aufgeführt, die in dem samaritanischen saßen, und die vier Posaunen, worein Engel bliesen, waren diejenigen, durch deren Schall

die Mauern Jericho's zusammen stürzten, gleichsam als hätte die heilige Sophia sich unter denselben Umständen erhoben.

Nachdem am Weihnachtsabend des Jahres 583 alles fertig war, fuhr der Kaiser in einem mit vier Pferden bespannten Wagen von seinem Pallast über das Augusteon nach dem Tempel, schlachtete tausend Ochsen, tausend Schaafe, tausend Schweine, sechshundert Hirsche, zehn tausend Hühner, und theilte dreißig tausend Maß Getreide und drei Centner Gold unter das Volk aus. Geführt vom Patriarchen Entychius, tritt er darauf in das Heiligthum ein, und geht allein auf den Altar zu, wo er mit zum Himmel emporgehobenen Händen ausruft: „Gelobt sey Gott, der mich gewürdiget hat, ein solches Werk zu vollenden. Ich habe dich übertroffen, Salomo.“ Am Weihnachtstage wurde der Tempel dem allgemeinen Gottesdienste geöffnet, worauf vierzehntägige Brenn- und Dankopfer folgten.

Von jetzt an war die Sophienkirche der schönste Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Sie war außerdem von der Zeit an der Schauplatz der größten und heiligsten Staatshandluugen, der Kirchenversammlungen, der Vermählungen, der Krönungen und Triumphzüge. Der letzte Triumphzug, der hier gefeiert wurde, war der über die Pannonier unter dem Kaiser Emanuel Comnenus im Jahr 1156. Die letzte Krönung war die der beiden Andronikusse am zweiten Februar 1325. Die letzte Kirchenversammlung wurde wegen Barlaam, eines calabrischen Mönchs gehalten, der hauptsächlich die Schwärmereien des morgenländischen Mysticismus bestritt. Die ganze griechische Mönchsschaar zog, angeführt von dem Bischof Palamos von Salonichi, in den Kampf gegen Barlaam, und verdammte ihn als Ketzer.

Das byzantinische Kaiserthum war um diese Zeit, besonders durch den Sultan Mahomed den Zweiten, fast nur auf die Hauptstadt Konstantinopel eingeschränkt. Im April 1453 erschien dieser kriegerische und ehrgeizige Herrscher an der Spitze einer fürchterlichen Armee, und mit einer Flotte, welche aus zweihundert Kriegsschiffen bestand, vor der Stadt, um sie zu belagern. Die Hitze, womit die theologischen Streitigkeiten in Konstantinopel geführt wurden, hatte allen kriegerischen Geist und Patriotismus geschwächt. Dieß ging so weit, daß man sogar während der Belagerung sich mehr mit der Vertheidigung seiner theologischen Meinungen, als mit der Vertheidigung der Stadt beschäftigte. Als der Eroberer bereits durch die Thore und die eingestürzten Mauern eingedrungen war, nahm man seine Zuflucht zur heiligen Sophia. Alle hierbei angestellte Priester und Beamte, eine Schaar heiliger Jungfrauen und eine außerordentliche Menge Volks von jedem Alter und Stande hatten sich hier eingeschlossen und riefen den Beistand des Himmels an. Plötzlich wurde das Thor gesprengt, und der Sieger Mahomed dringt zu Pferde durch dasselbe herein, um über Haufen von Leichen und durch Ströme von Blut sich den Weg zum Altare zu bahnen. Hier sprang er vom Pferde, und sprach mit gezogenem Schwerte das Glaubensbekenntniß aus: „Es ist kein Gott außer Gott, und Mahomed ist Gottes Prophet.“ Darauf wurde Alles der Plünderung Preis gegeben. Die heiligen Gefäße, Kelche, Heiligenbilder, des Kreuzes Vestalinnen und Lehrjüngerinnen, alles wurde dem erbitterten Feinde des Christenthums zum Raube überlassen.

Mahomed der Zweite, der Eroberer Konstantinopels, unterließ nichts, wodurch er diese wichtige Eroberung glaubte behaupten zu können. Er ließ die Festungswerke der Stadt wieder aufrichten, fügte noch zu

den alten einige neue hinzu, und ließ, weil er seine Residenz hieher verlegen wollte, einen prächtigen Pallast erbauen, der jetzt den Namen des alten Serails führt. Die christliche Sophienkirche wurde in eine Moschee umgewandelt, aber ihre alte Pracht und Herrlichkeit ist dahin. Die Thüren mit ihren schönen Mosaikbildern sind mit Farben und Sprüchen aus dem Koran überschmiert. Die Wände, welche mit Schaaren von Heiligen verziert waren, enthalten jetzt die Namen von Abubekr, Omar, Osman und Ali. Hier und dort erblickt man jedoch noch an den Gewölbbogen einige Schatten von den Sinnbildern des Christenthums, so wie die in den vier Ecken des großen Kuppelgewölbes befindlichen vier Seraphim, in Mosaik dargestellt, verschont worden sind, indem sie als glücklich machende Talismane angesehen werden. — Ganz oben stehen aus dem Koran die Worte: »Gott ist der Himmel und der Erde Licht.« Die Länge jedes aufrecht stehenden Buchstabens soll zehn Ellen betragen. Das Licht fällt durch 24 Fenster am Domgewölbe herein, welches aus neun Kuppeln besteht, wovon der Mittelpunkt der höchsten 180 Fuß über der Erde ist. Die Länge der Moschee, von Norden nach Süden gerechnet, beträgt 143, und die Breite, von Osten nach Westen, 269 Fuß. Das Gewölbe ruht auf vier größeren und vier kleineren Stützpfeilern. In den Zwischenräumen stehen acht Porphyrsäulen von der höchsten Schönheit. Es sind dieselben, welche aus dem Sonnentempel Aurelians in Baalbek genommen wurden.

Der Frauenchor wird von acht grünen Marmor- oder Serpentin-Säulen, aus dem Tempel der Diana zu Ephesus genommen, getragen. Sie sind schöner und größer wie alle übrigen. Von den andern, aus ägyptischem Granit, sind im Ganzen 24 vorhanden; sie tragen die Seitengallerien, so daß unten die heilige Zahl 40

herauskommt. Auf diesen 40 Grundpfeilern ruhen 60 obere Galleriepfeiler, welche, in Verbindung mit drey kleineren und vier größeren über den Thüren, die mystische Zahl 107 ausmachen. Diese Moschee wird bei allen Feierlichkeiten auf das Ueppigste erleuchtet.

Die chinesische Mauer.

Die chinesische Mauer wurde von den Chinesen 213 Jahre vor Christi Geburt, unter der Regierung des Kaisers Schi-Chuandi, von der Zin'schen Dynastie erbaut. Der Heerführer Müng-Tång gewann, nach Verjagung der Ssunnusen (Mongolen) Ortos, und baute die große Mauer von Lingtojo bis Låodun, die sich von Westen nach Osten auf 10,000 chinesische Li, das sind mehr als 5000 russische Werste, oder 714 deutsche Meilen, hinzieht. Die Arbeit dauerte ungefähr 10 Jahre. Ungeachtet schon so viele Jahrhunderte vorüber gegangen sind, ist das ganze Gebäude, durch die sorgsam fleißige und geschickte Bauart, noch so ferne von dem Ruin, daß es einem steinernen Walle gleicht, von der Natur selbst hervorgebracht, um die nördlichen Statthalterschaften China's, Dshili, Schaanghi und Schangsu vor den Einfällen der einst kriegerischen Söhne der nördlichen Steppe, der Mongolen, zu schützen. Die Mauer ist eigentlich aus zwei dünnen Mauern erbaut, die oben breite Auszackungen haben. Der Zwischenraum ist mit Erde ausgefüllt. Der Grund derselben ist aus viereckigen Quadern von Bruchsteinen gemacht, und alles Uebrige aus großen gebrannten Backsteinen. Vom Grunde bis zum Gipfel hat sie 26 Fuß Höhe und hält oben 14 Fuß in der Dicke. Fast jede hundert Schritte ist ein Thurm; jetzt sind viele bedeuten-

de Stellen eingestürzt, die nicht mehr ausgebessert werden.

Um genauer die außerordentlich große Masse dieses Riesenwerks begreifen zu können, dient am besten die Berechnung des Mathematikers Barrow, (Voyage en chine. Paris 1805), der im Jahr 1793 und 1794 bei dem englischen Gesandten, Lord Macartney, in China war. Er setzt die ganze Anzahl der Häuser in England und Schottland auf 1,800,000, und zieht hieraus den Schluß, daß die Mauern aller dieser Häuser zusammengenommen, wenn man auf jedes Haus im Durchschnitt 2000 Kubikfuß rechnet, nicht so viel Material enthalten, als die chinesische Mauer, welche so viel umfaßt, als hinreichend wäre, um eine Mauer zu erbauen, welche den ganzen Erdball zweimal umgeben würde.

Setzt man die untere Dicke der chinesischen Mauer auch nur, ob sie gleich mehr betragen mag, so wie die obere auf 14 Fuß und die Höhe 26 Fuß, so ist der Quadratdurchschnitt der Mauer 364 Quadratfuß. Die Länge der Mauer 700 deutsche oder geographische Meilen, jede zu 3807 Toisen, oder 22,842 Pariser Fuß angenommen, betragen 15,989,400 Fuß, welche mit 364 Quadratfuß multiplicirt 5,820,141,600 Kubikfuß geben. Dagegen machen 1,800,000 mit 2000 multiplicirt erst 3,600,000,000 Kubikfuß (die Summe des Materials aller Häuser in England und Schottland). Der Umkreis der Erde von 5400 geographischen Meilen ist in Pariser Fuß 123,364,800. Auf diese Art würde die Mauer bei einer Dicke von 1 Fuß und einer Höhe von 23 Fuß 7 Zoll noch einmal um die ganze Erde herumgehen können.

Charade.

Glücklicher! hat dir im sterblichen Leben
Eine Gefährtin der Himmel gegeben,
Wie er sie seinen Geliebten bescheert:
Jauchze zum fröhlichen Tanze der Horen!
Thu' mit der Theuren, in Wonne verloren,
Was dich das erste Sylbenpaar lehrt. —

Aber vergänglich sind irdische Freuden;
Ach, sie erscheinen — sie lächeln — sie scheiden! —
Willst du ein Bild der Entschwindenden sehn:
Folge den letzten zwey Sylben des Wortes
Hin zu dem Ganzen des einsamen Ortes
Den jetzt die Schauer des Winters durchwehn.

Nur dort, wo fern von der Endlichkeit Grenzen
Ewige Lorbern den Siegenden kränzen,
Wird dir der Becher der Lust nicht vergällt,
Stillt sich des Busens nie rastendes Sehnen; —
Frage den Liebling der holden Camönen,
Ihn, dessen Namen das Ganze enthält.

Logogryph.

»Ha, was ist das? Es liegen mir wie Bley
Die beyden Sylben lastend auf der Brust
So, daß ich kaum noch meiner selbst bewußt.«
Die letzte streich, so weißt du, was es sey.

Homonyme (Gleichname.)

Endlich sind erhört die Klagen,
Die ertönt von Ort zu Ort!
Bald wird man ein böses Wort
Mit dem Worte untersagen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 18tes Stück.

Ein Abenteuer auf dem Eismeer des Montblanc.

Der Waldgletscher (Glacier de Bois) in der Nähe der Stadt Chamouny füllt eine tiefe und enge Kluft zwischen dem Montavert und den ungeheuren nakten und schroffen Felsengipfeln des Dru- und Vertspitzes aus, die wie Nadeln in die Wolken emporschießen, und mit dem Könige der Berge selbst zu wetteifern scheinen. Die Spitze des Gletschers heißt von dem furchtbaren Anblick, den sie gewährt, das Eismeer (Mer de glace); um auf ihre Höhe zu gelangen, muß man den Montavert 3000 Fuß hoch über Thal, oder 4360 Fuß über der Fläche des Genfersee's erklimmen.

Wir verließen Chamouny um sieben Uhr eines Morgens, der uns einen heitern und schönen Tag zu versprechen schien. Mein Begleiter war ein Student der Arzneikunde, ein rüstiger beherzter junger Mann, der seit drei Monaten schon die ganze Schweiz in französischer Bauerntracht zu Fuß durchwandert hatte, und kräftig gebaut alle Reisebeschwerden gewohnt war. Ich hatte mich mit einem sechs Fuß langen Gebirgsstocke mit eiserner Spitze, um

im Eise einen festen Halt zu haben, versehen, mein Gefährte begnügte sich mit einem einfachen Wanderstocke. Unser Weg wand sich in einem steilen Zickzack an der Seite des Berges durch einen Tannenwald jäh und ermüdend, aber nicht gefährlich, empor. Auf der Hälfte des Weges holten wir eine französische Dame mit ihren beiden Töchtern ein, die auf Maulthieren ritten, und von einem Führer begleitet waren. Einholen und in Gesellschaft reisen ist bei solchen Gelegenheiten gleichbedeutend, und da sie ein und dasselbe Ziel mit uns hatten, so schlossen wir uns ihrem Zuge an, und erreichten so gemeinschaftlich in ungefähr zwey Stunden die Spitze des Berges. Während wir emporstiegen, öffneten sich uns hier und dort Aussichten auf Chamouny, den Mont Brevent und die gegenüber liegenden Gebirgsketten — Aussichten, die zwar sehr schön sind, aber in den Reisebeschreibungen mit etwas übertriebenen Farben geschildert werden.

Auf der Spitze des Berges fanden wir eine kleine Hütte, „das Hospitium" genannt, wo zwei Männer aus dem Dorfe Argentierre wohnen, bei denen man sich mit Kaffee, Brod und gebranntem Wasser erlaben kann. Von diesem Orte aus bietet sich eine äußerst reizende Aussicht dar; das Eismeer liegt uns unmittelbar zu unsern Füßen, und sieht, von dieser Entfernung aus betrachtet, wie ein gefrorner Wassersturz aus; die ungeheuren Klüfte; die in der Nähe den Wanderer so unabsehbar tief und grauenvoll angähnen, gleichen von da aus den Furchen eines gepflügten Feldes, während jenseits die Nadeln des Montblanc emporschießen — Felsenpyramiden, so spitz und kahl, daß der Adler nicht darauf fußen, der Schnee daran nicht haften kann. Das Eismeer senkt sich vom Montblanc selbst herab, und sein Raum beträgt vom Hospitium an gerechnet, vor dem es

sich jäh in die furchtbare Bergschlucht stürzt, ungefähr nicht volle 4 Stunden in die Länge, und eine Meile in die Breite, obgleich es wegen der unermeßlichen Höhe der umher emporragenden Berge weit schmäler erscheint.

Am Ende dieses Thales, das man mit Recht das Thal der Schatten des Todes nennen könnte, sind die Berge mit ewigem Schnee bedeckt, und bilden mit dem Montavert den Fuß des Montblanc, dessen Spitze man jedoch von da aus nicht sehen kann, da ungeheure Felsen (wohl von 10,000 Fuß Höhe), die den Gletscher umkränzen, ihn dem Auge verdeckt halten. Meine Feder ist zu schwach, diesen Anblick zu schildern; eine Grabesstille ist über diesem grauenvollen Gefilde gelagert, und selbst da, wo wir uns jetzt befanden, flogen die Wolken in Nebelstreifen an unserem Gesichte eilend vorüber. —

Nachdem die Damen in der Alphütte einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, begleiteten wir sie in einen schroffen schmalen Pfad hinab, der uns in einer Viertelstunde an das Eisfeld führte; der Gletscher bestand hier aus Hügelklumpen von Eis, von einander durch tiefe Spalten getrennt, die sich zuweilen zu furchtbaren Abgründen erweiterten; einige waren nur zwei oder drei Fuß breit, andere zwölf bis vierzehn, und so tief, daß das Auge schwindelnd in die unabsehbare Kluft hinabblickte; viele dieser Eisblöcke waren flach, andere stiegen schroff in Zacken und Kegeln auf, während die Seitenwände, die in die Abgründe sich verloren, durchsichtig wie Krystall, und von einem grünlichen Farbenhauche überflogen waren; — Jahrhunderte wohl haben an diesen Eisthürmen gearbeitet.

Wir befanden uns jetzt 3000 Fuß hoch über dem Fuße des Gletschers, und diese Spalten zerklüfteten ihn bis in seine innerste Tiefe. Seine Oberfläche war schmutzig, und mit kleinen Kieseln bedeckt, die von den herum-

liegenden kahlen Berggipfeln durch die wüthenden Orkane, denen diese Gegend ausgesetzt ist, herabgeschleudert werden. Wenn ein Theil des Eises von der Sonne schmilzt, so senken sich die Steine und bilden Höhlungen, die sich mit Wasser füllen; so sinken sie immer tiefer und tiefer in den festen Block ein, der dann krachend berstet, und durch das eingesunkene Gewicht sich schnell zu einem Abgrunde spaltet. An manchen Stellen konnten wir das Wasser gurgeln hören, indem es sich seine unterirdischen Kanäle höhlte, und da, wo es hinabfällt, die Klüfte vertieft. Da dies an tausend Stellen zu gleicher Zeit geschieht, so brechen diese verschiedenen Strömungen, auf dem Felsgrunde angelangt, auf dem der Gletscher ruht und in den sie nicht eindringen können, vereinigt, jedem Hinderniß zum Trotz, sich einen Ausweg, und rinnen zum Arveflusse hinab. Die Klüfte dieses Eissee's sind indessen hier am Eingange enger, als in der Mitte, wo sie am Weitesten und Tiefsten zu werden scheinen, und mit furchtbarem Krachen bersten.

Die Damen hatten ihre Neugierde befriedigt, und ihre Füße bei dem Versuche, eine kleine Strecke auf dem Eisfelde umherzuwandeln, hinlänglich naß gemacht, um die Lust zu einem weiteren Wege zu verlieren. Wir kehrten mit ihnen zur Sennhütte zurück, als mir mein Gefährte den Vorschlag machte, eine Stelle an dem fernsten Ende des Gletschers zu besuchen, die, „der Garten“ genannt, gerade auf der entgegengesetzten Seite, ungefähr vier Stunden von da, wo wir uns jetzt befanden, gelegen ist. Man legt den Weg dahin, bei schönem Wetter und von Führern geleitet, leicht zurück — wir faßten den Entschluß, uns allein dahin aufzumachen. Der Führer, als er von unserm Vorhaben hörte, suchte uns davon abzubringen, indem er uns die unüberwindlichen Hindernisse schilderte, denen wir ohne Wegweiser begegnen wür-

den; ja, es könne um uns geschehen seyn, sagte er, wenn wir von einem jener dichten Nebel überrascht würden, die nicht selten den Wanderer, selbst am heitersten Tage, einzuhüllen pflegten.

Mein Gefährte schenkte diesen Vorstellungen wenig Gehör, in der Meinung, der Führer wolle uns bloß abschrecken, aus Furcht, sein Erwerbszweig möchte, wenn ohne Wegweiser ein Versuch gelänge, hierdurch künftig beeinträchtigt werden. Ich muß gestehen, ich dachte nicht so, und war geneigt, die Folgen unsers Vorhabens näher in Erwägung zu ziehen. Wir waren im Begriff, uns von der bewohnten Welt und aller menschlichen Hülfe zu entfernen; wir konnten von einem Sturme überrascht werden, ohne uns irgend ein Obdach versprechen zu dürfen. Indeß mein Freund zeigte sich so zuversichtlich in seiner Bekanntschaft mit Gletschern, und ich traute seiner Erfahrung so sehr, daß ich mich endlich nach einigem Sträuben entschloß, ihm zu folgen.

Der Tag war heiter, und die Sonne strahlte in ihrem vollem Glanze. Wir nahmen Abschied von den Damen und dem Führer, der kopfschüttelnd über unsre Verwegenheit uns den Weg bezeichnete, den wir einzuschlagen hatten — Eine Art von Geissteig, der uns an den Rand des Eisgefildes hinab, und längs der Bergreihe hinführte, die das Thal an der Seite des Montaverts umschließt. Wir waren uns nun selbst überlassen, und wanderten am Fuße von Felsen fort, die 10,000 Fuß hoch über uns empor stiegen; unser Pfad, rauh und uneben an sich selbst, war noch mit Granitblöcken bestreut, die durch Lawinen, von ihren ursprünglichen Lagern losgerissen, hier schroff und ungefüge durcheinander lagen. Ueber einige mußten wir hinwegklimmen, bei andern zwischen, oder unter ihnen hindurchkriechen; zuweilen stiegen wir fünzig Fuß über den Gletscher empor,

um dann wieder zum Eisfelde herabzuklettern; wir gelangten deßhalb nur langsam vorwärts, da wir überdieß fast bei jedem Schritt vorsichtig Acht geben mußten, ob nicht der Fels, auf den den wir traten, unter unseren Füßen wegrollen, oder ein anderer von oben herab uns auf den Kopf stürzen werde; da die ungeheuren Trümmer nur in dürftigem Boden eingelagert waren, den noch dazu der Regen erweicht und weggespült hatte. Nicht selten ereignet es sich daher, das riesenhafte Felsblöcke aus der höhern Gegend sich losmachen, mit unberechenbarer Gewalt niederstürzen, durch ihr Gewicht im Schwung beschleunigt, in großen Bogensätzen fortspringen, und Alles, was ihnen im Wege steht, mit sich hinabreißen, bis sie mitten auf dem Eisfelde durch eine der ungeheuren Klüfte aufgehalten werden, die sie mit eisigem Rachen packt, aber wegen ihrer Größe nicht verschlingen kann, so daß sie auf diese Weise eingeklemmt, oft die einzige Brücke über die Abgründe bilden.

Auf diese Weise setzten wir eine Zeit lang unsern Weg fort, als wir auf ein abschreckendes Hinderniß stießen; ein ungeheurer Felsblock nämlich lag vor uns, und um seine glatten Wände hin mußten wir auf die andere Seite zu gelangen suchen. Wir waren an ihm allmählig hinaufgestiegen, und er erhob sich über uns noch volle 500 Fuß, während er fast senkrecht mehr als 60 tief unter uns sich absenkte. Hier verloren wir natürlich jede Spur eines Wegs, und die einzige Möglichkeit, weiter zu kommen, bot sich in einer schmalen Leiste dar, die nur wenige Zoll breit an dem Felsen fortlief, und kaum hinreichte, den einen Fuß festzustellen, während man den andern vorwärts setzte; die kahle Oberfläche bot keinen Strauch, keinen Grasbüschel, an dem man sich hätte halten können. So schoben wir uns, Fuß vor Fuß gesetzt, weiter, indem wir uns dicht gegen die etwas einwärts

geneigte Felsenwand anlehnten, aber deßhalb unter nicht geringerer Gefahr, da die geringste Unachtsamkeit uns aus dem Gleichgewicht gebracht, und rettungslos in die Tiefe hinabgestürzt haben würde. Endlich langten wir auf der andern Seite an, und fanden den Weg wieder, wenn man es so nennen kann. Hier ruhten wir einige Augenblicke aus, und erfrischten uns durch ein Glas Wein, mit dem mein Gefährte zum Glück seine Feldflasche angefüllt hatte. Dann setzten wir unsern Weg auf die angegebene Weise noch zwei Stunden weiter fort. Wir näherten uns jetzt dem obern Ende des Gletschers, wo wir das Eis glatter und weißer, als frischgefallnen Schnee fanden, und nun unsern Weg seitwärts nahmen, da der Garten auf der entgegengesetzten Seite lag. Von nun an ging unsere Wanderung ziemlich gut von Statten, nur daß wir zuweilen auf vierzehn bis fünzehn Fuß hohe Eisdämme stießen, die schmutzig und von Regen und Sonnenstrahlen ausgenagt, sich in den Weg stellten, und von uns oft mühsam genug umgangen werden mußten. Nur selten hielten wir an, um Athem zu holen, und unser Auge auf die furchtbare Umgebung um uns her zu richten.

Schon einige Zeit hatte ich bemerkt, daß das Wetter allmählig sich zu ändern angefangen habe; der Himmel bedeckte sich, Gewölk lagerte um die Bergspitzen, und wurde immer dunkler und niedriger, und färbte sich endlich mit jenem Grau, das uns nicht mit einem vorübergehenden Schauer, sondern mit einem anhaltenden Regen bedrohte. Ich machte meinen Gefährten darauf aufmerksam, und rieth zurückzukehren, indem ich die äußerst mißliche Lage schilderte, in die wir gerathen müßten, wenn meine Ahnungen in Erfüllung gingen; nur in vollen drei Stunden könnten wir ein Obdach wieder erreichen, wir müßten über den Gletscher zurück durch ein

enges Thal, wo die geringste Erschütterung, selbst lautes Sprechen hinreichte, die Schneemassen loszureißen, die nur locker an den Felsen über uns hingen, um so mehr, wenn erst der Regen und die ihn begleitenden Folgen, unsern Weg äußerst beschwerlich, wo nicht gefährlich machen würden. Meine Bedenklichkeit wurde überstimmt, und wir fuhren fort, den Schlamm zu durchwatten, als auf einmal ein lang nachhaltender Donnerschlag aus dem trüben Gewölk hervorbrach, und von Fels zu Fels fortgewälzt in zahllosen Echo's wiederhallte. Große Regentropfen fielen, und schlugen schwer auf das Eis; ein dichter dunkler Nebel verbreitete sich nach allen Seiten hin; seine furchtbare Düsterkeit erhöhte noch das Schreckliche unsrer Umgebung, und brachte selbst meinen Gefährten dahin, Halt zu machen, und nach einigem Widerstreben, sein Vorhaben aufzugeben. Zu meiner großen Freude richteten wir unser Gesicht nach dem Hospitium zurück, das leider fern unsern Augen verborgen lag.

Statt den Gletscher von da aus, wo wir uns jetzt befanden, quer zu durchschneiden, faßten wir den Entschluß, auf derselben Seite wieder zurück zu kehren, bis wir die Alphütte entdecken könnten, und dann erst einen andern Weg zu versuchen. Dieß war der Anfang zu all' unsern Leiden. Es war keine Zeit zu verlieren, der Regen nahm zu, die Blitze leuchteten, und von Zeit zu Zeit ließ der Donner sein furchtbares Gebrüll vernehmen. Wir eilten so schnell fort, als es der unsichere Grund erlaubte, indem wir eine Stunde lang an dem Rande des Gletschers und unter den Felsen unsern Weg fortsetzten. Nun beschlossen wir, in schiefer Richtung durch das Eisfeld zu gehen, um wo möglich das Hospitium schneller zu erreichen. Wir hatten, ohne es zu merken, die ganze glatte Eisdecke wieder zurückgelegt, auf der wir zuvor sicherer und leichter vorwärts gekommen, wo aber

jetzt Alles von ungeheuern Schneehaufen bedeckt lag, die fast 15 Fuß hoch, und mit den von den Berggipfeln wie Hagelschauer herabgestäubten platten Steinchen vermischt waren.

Indem wir nur langsam, und unter den größten Schwierigkeiten unsern Weg zwischen diesen Massen, fortsetzten, gelangten wir auf den eigentlichen Gletscher, der sich aber völlig verändert zu haben schien. Statt des glatten Eises, wie wir es zuvor gesehen hatten, fanden wir ihn mit einer Rinde gefrornen Schnee's überlagert, die Blöcke größer und die Eisspalten breiter, und nur äußerst schwierig zu überspringen. Es war kein Kinderspiel, auf einem schlüpfrigen Eisblock zu stehen, und auf einem eben so schlüpfrigen Klumpen über eine Kluft von unabsehbarer Tiefe hinüber zu setzen, mit Gefahr, wenn ein Fuß ausglitt, ohne alle Rettung rückwerts hinabzustürzen.

Nechdem wir einige dieser fürchterlichen Stellen zurückgelegt, war es unmöglich, wieder umzukehren, und wir mußten dennoch auf jede Gefahr hin unsern Weg fortsetzen: nun fühlten wir erst recht die Größe unsrer Thorheit; das Ungewitter nahm furchtbar zu, die Blitze flammten uns vor den Augen, der Donner brüllte, und der Wind schlug in heftigen Stößen uns den Regen in's Gesicht, während der dichte Nebel, wie ein Leichentuch über das Antlitz der sterbenden Natur verbreitet, unsre angstvolle Lage noch mehr verdüsterte. Natürlich wurden wir in Kurzem durch und durch naß, setzten aber unsern Weg, so gut es gehen wollte, fort.

Die Eisberge vereinzelnten sich mehr und mehr, die Spalten erweiterten sich zu gähnenden Klüften; oft mußten wir mehr als ein Mal einen Block umwandern, um ein Mittel zu finden, wie man auf einen andern hinüber

gelangen sollte; manche waren nur durch eine schmale Eisbrücke verbunden, die einen gefährlichen und unsichern Uebergang bot, während jede andere Seite mit Abgründen umgeben war; viele derselben zu weit, als daß man daran denken konnte, darüber wegzuspringen. Die Ränder der Klüfte waren durch den beständigen Regen abgerundet, und die Eisfläche durch den jetzt fallenden Schnee überaus schlüpfrig. Auf diese Art bald vor- bald rückwärts gehend, gelangten wir endlich auf die Mitte des Gletschers; — unsre Lage war grauenvoll, der Regen goß in Strömen, unsre Kleider klebten uns auf der Haut, Hände und Füße waren erstarrt, und durch das Gehen auf dem nassen scharfkantigen Eis meine Schuhe, an sich schon dünn, hinten niedergetreten, und an den Seiten aufgeschlitzt. Das Wasser schwabbelte darin, und ich konnte sie nur mit größter Mühe am Fuß behalten. Zum Glück waren sie nicht dick und stark, sonst würde ich keinen sichern Tritt auf dem Eis gehabt haben, und gezwungen worden seyn, sie weg zu werfen, und baarfuß zu gehen, was auf einem solchen Wege fünf Stunden lang etwas mehr als unbequem gewesen wäre. Endlich geriethen wir durch einen Sprung hinab auf einen Eisblock, der, wie wir zu unserm großen Schrecken bemerkten, von allen andern durch eine weite Kluft getrennt war, in die sich ein ungeheurer Felsblock eingeklemmt hatte; über diesen mußten wir wegzukommen suchen, er hing hoch über dem entsetzlichen Abgrunde, dessen glatte Krystallwände in unabsehbare Tiefen hinabschossen. Der Fels war schmal, und das Eisstück, das wir erreichen wollten, lag viel tiefer, als das, worauf wir standen; so daß es ein vollkommener Thorbogen war, über den wir uns hinablassen mußten. Deßhalb konnten wir auch nicht sehen, wie die andere Seite beschaffen war, so daß wir, war der Weg auf der andern Hälfte des Bogens nicht fortzusetzen, nicht

mehr rückwärts gekonnt haben würden, da wieder empor zu klettern eine reine Unmöglichkeit gewesen wäre. Allein wir mußten Alles wagen. Einige Augenblicke sahen wir uns sprachlos an. Es blieb keine Wahl. Mein Freund begann die schreckliche Fahrt zuerst; mit auseinander gespreiteten Beinen, und mit den Händen auf den Felsbogen gestemmt, schob er sich fort, bis er die Mitte erreichte; hier mußte er sich umwenden, was mit der größten Gefahr verbunden war, um an der andern Seite auf dem Bauch hinab zu gleiten. Allein es ging glücklich von Statten, und nun kam an mich die Reihe. Ich klomm gewiß nicht mit sehr fröhlichen Gedanken aufwärts; und als ich mich umkehrte, und den nassen kalten Stein umklammerte, schien sein Frost mir bis an's Herz zu dringen. Doch ich ließ mich hinunter gleiten, und mein Gefährte stand mir bei, festen Fuß zu fassen.

Wir setzten unsern Weg immer in derselben Richtung in dumpfem Schweigen fort; unsre Seelen waren in die Gefahren versunken, denen wir offenbar noch entgegen gingen. Ueber einem andern Abgrund wurde auf einem ähnlichen Felsblock auf ähnliche Weise übergesetzt; aber unten angelangt, fanden wir uns auf einem unermeßlichen Eisberg, der, ringsum schroff abgeschnitten, nur an einer Stelle einen Uebergang darbot, der jedoch zu gefährlich schien, als daß wir nicht bei diesem Wagestück an jedem Erfolg hätten verzweifeln sollen. Die Brücke bildet hier ein schmaler Eisrücken, der sich wie eine Mauer in die Tiefe senkte, und von den Elementen scharfkantig ausgezackt, und so dünn gewaschen war, daß er am obersten Rande kaum breiter als ein Pferderücken schien, wiewohl er sich nach unten zu wieder etwas verdickte; er mochte in der Breite einige zwanzig Fuß haben. Mein Gefährte erklärte, es sey unmöglich, hinüber zu kommen, und wir setzten uns in stummer Verzweiflung

nieder, ohne die mindeste Hoffnung auf irgend eine menschliche Hülfe; keine menschliche Seele konnte uns hören oder sehen. Ich ließ einen Halloruf durch die stürmische Wüste erschallen; aber fühlte auch in demselben Augenblick seine völlige Fruchtlosigkeit.

Wie mancherlei Gedanken durchkreuzten meine Seele in dieser Lage; ich dachte nach Hause zurück und an die fernen Freunde, wie sie manchen Abend am behaglichen Kminfeuer mit Schauer überlaufenem Rücken von unserm Abenteuer künftig sich unterhalten würden, wenn anders je eine Kunde davon ihnen zu Ohren käme; denn selbst dieß war nicht einmal wahrscheinlich; — man fand uns vielleicht, aber gewiß nicht mehr am Leben, da wir diese Nacht unmöglich überleben konnten. Und was für ein Tod, durch Hunger und Kälte umkommen in dieser grauenvollen unwirthbarn Einöde! Wir saßen eine Zeitlang da, den starren Blick in die entsetzliche Tiefe gerichtet. Endlich erhob sich mein Gefährte; er war entschlossen, das verzweifelte Wagestück zu unternehmen. „Hier ist keine Wahl," sagte er; „zu bleiben, wo wir sind, ist unvermeidliches Verderben; verunglücken wir bei dem Versuch, so haben wir wenigstens unsere Leiden verkürzt." Es war keine Zeit zu verlieren, und wir bereiteten uns, auf die Eisrippe hinabzusteigen, die schmal wie Mohammeds Brücke in das Paradies, und mit eben so wenig Aussicht hinüber zu kommen, vor uns lag. Mein Gefährte ging voraus. Die Eiswand war auf unsrer Seite etwas tiefer, als der Block, auf dem wir standen, nnd senkte sich gegen die Mitte hin noch mehr, in einem halbmondförmigen Ausschnitt; jenseits lief sie wieder gegen vier Fuß noch aufwärts. Mein Freund setzte sich auf den schmalen Rand, die Füße zu beiden Seiten hinabhängend über die gähnende Schlucht, und mit den Händen vorwärts aufgestemmt, rückkte er von Stelle zu Stelle, wie

man oft Knaben über die Balken eines Gerüstes hinrutschen sieht; der einzige Vortheil, den wir hierbei hatten, bestand darin, daß wir unsere Schenkel an die Eiswand drücken und uns so fest halten konnten. Nachdem er auf diese Weise fast hinüber gekommen war, mußte er an der Stelle, wo die Wand wieder emporstieg, mit der größten Vorsicht die Füße heraufzubringen suchen, um vollends auf den höher gelegenen Elsblock hinan zu klettern.

Mit starrem Entsetzen im Auge folgte ich seinen Bewegungen, und nun kam an mich die Reihe. Alles Blut in mir flüchtete sich in namenloser Angst nach dem Herzen, mein Gefährte stand jenseits auf der Höhe und sprach mir Muth zu. Ich warf meinen Gebirgsstock ihm hinüber, .und ließ mich dann auf den Rand, der zwei entsetzliche Abgründe schied, hinabgleiten. Meine Gefühle waren schauderhaft, nur die äußerste Verzweiflung konnte mich aufrecht halten. Ich spreitete m/ine Beine über den Eissattel aus; Regengüsse peitschten meinen Rücken, der unebene ausgezahnte Eisbogen verwundete meinen Schenkel, meine Kleider waren steif gefroren, Hände und Füße erstarrt, und meine Finger an den Eiskanten und kleinen Steinen, die über den Gletscher ausgestreut waren, wund gerissen. Ich rückte langsam hinüber; zu beiden Seiten sah ich hinab in die schwarze Tiefe des Abgrundes, ich fühlte, daß ich alle Geisteskraft aufbieten müsse — es war die stumpfsinnige Ruhe der Verzweiflung. Kein Laut kam über meine Lippen, im genau abgewogenem Gleichgewicht, wie ich saß, brauchte es nur den geringsten Ruck oder Schwindel, um mich unrettbar in den Rachen des Todes hinabzustürzen. Ich schleppte mich allmählig weiter, die Beine fest an die Eiswand geklammert, und endlich, als ich fast hinüber gekommen, mußte ich mir wieder auf die Füße helfen

um die Anhöhe hinanzuklettern, was bei dem ganzen Wagestück das Gefährlichste war. Ich klomm einen Fuß hoch empor, und mit Hülfe des Gebirgsstockes, den mir mein Gefährte entgegen reichte, richtete ich mich auf, und gelangte auf dem schmalen schlüpfrigen Rande glücklich auf dem festen Eisblock. Aber noch eine solche Gefahr, und was dann zu thun? Reichten unsere Kräfte hin, noch eine dieser Art zu bestehen?

Der Sturm rasete in unverminderter Wuth, die Sonne neigte sich, in der Gegend, wo wir uns rings von Berghöhen umschlossen befanden, mußte das Tageslicht schnell vergehen, die Nacht konnte uns überraschen, jede Hilfe fern, neue Gefahren drohten uns vielleicht bei'm nächsten Schritte — unsere Lage wurde mit jedem Augenblicke entsetzlicher.

Begenete meinem Gefährten oder mir ein Unglück, so konnten wir einander, wie ich wohl fühlte, unmöglich beistehen; ohne Seil und Leitern war hier an keine Hülfe zu denken. So wenig tröstliche Betrachtungen, wie diese, spornten uns freilich zu den verzweifeltsten Wagnissen. Die eiserne Seele meines Gefährten überließ sich einem wilden Grimm.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

[Das Jagdbuch Karls X.] Als im Juli v. J. die Tuillerien gestürmt wurden, fand man daselbst ein merkwürdiges Document für die Regierungswürdigkeit der von Europa's Bajonneten restaurirten Bourbons. Es war das mit größerer Pünktlichkeit, als die Staatsbücher, geführte Jagdbuch Karls X., welches seitdem auf

511 Quartseiten im Druck erschien. Vor der ersten Revolution nahm der Jagdetat einen bedeutenden Platz in der Liste der Hausbedienten des Königs ein; mit der Restauration ward die gute alte Zeit nach Kräften zurückgeführt; die alte Etiquette kam wieder an die Tagesordnung, mit ihr das Jagdunwesen, besonders unter Karl X., der lieber Hasen todtschoß, als sich um sein Volk bekümmerte, und wahrhaft seine Zeit zwischen jesuitischen Andächteleien und dem Weidwerke theilte. Nach diesem Buche, welches die Jagdereignisse des einzigen Jahres 1829 schildert, widmete der legitime König in diesem Jahre ausschließlich 87 Tage dem erhabenen Vergnügen der Jagd, wofür das Land nahe an eine Million zu zahlen hatte. Nichts ist in diesem Buche vergessen, sogar über die königlichen Hunde gibt es erfreuliche Aufschlüsse. Einst verlief sich das gute Vieh Pelote; 5 Monate beklagte man dessen Verlust, ehe es gelang, die Stelle genügend wieder zu besetzen. Unter den Personen, welche die beglückende Erlaubniß hatten, das Jagdhabit an Karls X. Hofe tragen zu dürfen, befand sich auch Se. Herrlichkeit, der edle Lord Wellington. 569 titulirte Hofwolfsjäger paradiren in der Liste des königlichen Jagdgefolges; wie viele Wölfe besagte Personen zur Freude der armen Bauern vertilgen, ist nicht angegeben. Im J. 1828 erlegte Se. Majestät höchst eigenhändig nicht weniger als 7404 Stücke Wild, vom Hirsch und wilden Schweine an bis zum kleinsten Vogel herab. Das Gewehr des Dauphins und Siegers von Trocadero war nicht so ganz glücklich; es brachte nur die Zahl 7025 zusammen, doch übertrafen die beiden königlichen Flinten bei Weitem die aller andern betitelten Hofjäger, denn diese Alle zusammen erlegten nur 5847 Stücke. Vielleicht geschah es aus schuldigem Respect, daß sie sich so mäßig hielten.

Dreysylbige Charade.

Die zwey ersten Sylben.

Es zieht den Geist aus höhrer Himmels-Sphäre,
Wohin die Phantasie ihn spielend trug,
Die Hülle wieder, der die eigne Schwere
Die Kraft versagt zu gleichem Aderflug.
Sie zieht ihn abwärts wieder zu dem Schoose,
Der Wiege unsrer Leiden, unsrer Freud',
Der wie der Königs-Eiche, so dem Moose
Dem Löwen wie dem Wurm, ein Lager beut.

Kennst du den Schoos? Wo seine Kinder blühen,
Entzücken sie, umstrahlt vom Sonnenlicht.
Wie dort Orangen, die im Lande glühen,
So hier die Rose, das Vergißmeinnicht
Im Frühlingsschmucke ihrer bunten Auen.
Im Gletscher selbst winkt freundlich die Natur,
Doch nirgends weilt, wohin wir immer schauen
Der Blick so gern, als auf der heim'schen Flur.

Die dritte Sylbe.

Aus einem tiefen, blau azurnen Grunde
Steigt unverfälscht hervor das ernste Bild
Des Lebens, das jetzt sanft in nächster Stunde
Gewaltsam hinströmmt, aufgeregt und wild.
Kennst du den Grund? Stets strahlt aus seinem Spiegel
Dir deines Lebens heitres Bild zurück!
Nie sey's umwölkt, der Liebe heilges Siegel,
Ihr Segen sichre dir dein Erdenglück.

Das Ganze.

In leichtem Kahne ward auf ruh'gen Wogen
Ich hochbeglückt einst an der Freundschaft Hand,
Bey frohem Scherz und Freude fortgezogen
Zu einer Feen-Insel Blumenstrand.
Doch Muse! still, längst liegt wohl unumwunden
Der Sinn des Räthsels, vor dir, Freundin! da,
Und hättest du ihn jetzt noch nicht gefunden,
Schau nur um dich, das Ganze ist dir nah.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 19tes Stück.

Ein Abenteuer auf dem Eismeer des Montblanc.

(Schluß.)

So schnell als möglich setzten wir unsern Weg fort; eine Zeit lang ohne bedeutende Hindernisse, wiewohl wir oft hundert Schritte weit wieder zurückgehen und eine andere Richtung einschlagen mußten, da wir meistens die Schwierigkeiten nicht sahen, bevor wir auf sie stießen. Manchmal [illegible] wir auf einen Eisblock hinab, und über eine [illegible] hinweg springen, ohne wieder umkehren zu können, theils wegen der Schlüpfrigkeit des Bodens, theils weil es unmöglich war, über einen Abgrund hinweg und zugleich mehrere Fuß auf den höher emporragenden Rand der andern Seite hinauf zu springen. Endlich sprangen wir wirklich auf einen breiten Eisberg dieser Art hinab, und fanden ihn zu unserm größten Schrecken rings von Abgründen abgeschnitten, gegen über hohe Eismauern, davon die uns zu nächst gelegene durch eine sechs Fuß breite Kluft von uns getrennt war. Nicht sowohl die Weite des Sprunges, als die Höhe gegenüber, auf der man nicht festen Fußes aufspringen, sondern nur

mit den Händen, und vielleicht dem halben Leibe angelangt, sich fest zu klammern suchen mußte, was bei dem schlüpfrigen Eisboden unmöglich schien, setzte uns in Verzweiflung. Mein Gefährte gab alle Hoffnung auf; aber seit ich der letzten Gefahr entronnen, war ich gleichgültig gegen Alles, was uns noch begegnen konnte. Ich warf meinen Gebirgsstock hinüber, trat einige Schritte zurück, sprang und kam mit Nase und Knieen zugleich auf dem Boden jenseits an; es lag mir wenig daran, daß ich durch das gewaltige Aufprallen bis ins innerste Mark durchschüttert wurde, und Nase und Mund auf den scharfen Eiskanten blutig schlug, war doch »gerettet die lebende Seele.“ Mein Gefährte folgte, und glücklicher Weise war dies die letzte bedeutende Gefahr; die gewaltsame Aufregung, in die wir seit drei Stunden versetzt waren, ließ uns von jetzt an geringere Schwierigkeiten kaum bemerken. Der nun durchwanderte Theil des Gletschers kam uns fast eben und unzerklüftet vor, nnd nachdem wir noch eine Zeit lang fortgeeilt, sahen wir uns zu unserer größten Freude auf festem Grund und Boden angelangt; wir befanden uns am Fuß der Felsen, nahe der Stelle, wo wir am Morgen durch einen Schluck Wein uns erlabt hatten.

So schnell, als es der rauhe Pfad erlaubte, ging es nun weiter; Hände und Schenkl schmerzten mich von den erhaltenen Wunden; und obgleich unsere Lage nichts weniger als erfreulich war (der Regen goß in Strömen), so beseelte uns doch nach so vielen überwundenen Gefahren ein unbeschreiblich freudiges Gefühl des Dankes, und nur ein Wunder, schien es uns, konnte einem ringsum lauernden entsetzlichen Tode uns entrissen haben. Die zweite Empfindung, die hierauf folgte, war die des Hungers; seit sechs Uhr des Morgens hatten wir Nichts zu uns genommen, es war gegenwärtig vier Uhr Nachmit-

tags, und noch eine gute Strecke zurückzulegen. Mein Freund hatte noch ein wenig Wein übrig behalten, den wir jetzt theilten. Unser Weg führte uns am Rande des Gletschers hin, und wir gelangten endlich an den kahlen Fels, den wir am Morgen umklettert hatten. Dies war in der That noch ein mühsames, ja gefährliches Stück Arbeit, aber mit keiner der bestandenen zu vergleichen; auch gab uns die Aussicht Kraft, daß, dies Letzte überwunden, Alles geschehen sey. Der schmale Saum, an dem wir uns vorbei schmiegen mußten, war sehr schlüpfrig geworden; mein Gefährte ging voran, und mit seiner Hilfe gelangte ich glücklich hinüber. Mein Freund stürzte nun eiligen Laufes nach der Sennhütte, die bald darauf sich unsern Augen zeigte. Ich folgte, so schnell ich konnte, und um fünf Uhr trat ich unter dem gastlichen Dache ein.

Nur wer so, wie wir, solche Leib und Seele abspannende Todesangst und Mühseligkeit ausgestanden hat, kann den Werth der wohlthätigen Erquickung schätzen, der uns in dieser armseligen Hütte zu Theil wurde. Frische Scheite wurden in's Feuer gelegt; ich zog mich bis auf die Haut aus, wickelte mich in eine wollene Decke, und thaute allmählig unter Strömen gewärmten Branntweins wieder auf, während meine Kleider am Feuer trockneten. Mein Gefährte machte nach kurzer Rast sich auf den Weg, um nach Chamouny vorauszueilen, Essen und trockene Kleider zu bestellen, und überließ es mir, ihm später zu folgen. Der Regen dauerte noch immer fort, und so oft die Thüre sich öffnete, sah man die gießenden Wolken in furchtbarer Schnelligket vorüberziehen; wir befanden uns mitten in dem Ungewitter. Bald darauf kamen fünf oder sechs Männner in die Hütte; es waren Hirten von den gegenüber liegenden Bergen, um eine Heerde von sechzig Schafen zusammenzusuchen, die Tags

zuvor ein Wolf, der aus den Schluchten des Montblanc herabkam, zerstreut hatte. Die Leute waren früh am Morgen von Argentiere heraufgestiegen, und hatten gleich uns die Wuth der Elemente erfahren, ohne jedoch gleichen Gefahren ausgesetzt zu seyn, da sie in der Gegend wohl bekannt waren. Sie waren gleichfalls durch und durch geweicht, und von Kälte erstarrt, doch hatten sie ihre ganze Heerde bis auf vier Stücke wieder gefunden. Einer brachte die Ueberreste eines Schafes mit sich, die der Wolf übrig gelassen hatte. Die Schäfer sagten, sie hätten diesen Morgen zwei Menschen auf dem Eismeere gesehen, aber hielten es für eine baare Unmöglichkeit, da, wo wir hergekommen, durchzudringen. Alle betrachteten unsere Rettung als ein Wunder.

Nachdem ich noch einige Zeit verweilt hatte, zog ich meine halbgetrokneten Kleider wieder an, und machte mich auf den Weg nach Chamouny: es regnete noch heftig, und in zehn Minuten war ich so naß als zuvor. Theilweise rutschend und springend und an Baumwurzeln mich festhaltend, gelangte ich den schlüpfrigen Pfad in drei Viertelstunden hinab, an den Fuß des Berges, und in einer halben Stunde später befand ich mich in dem Wirthshause von Chamouny.

Einige Zeilen in dem Fremdenbuche der Sennhütte auf dem Waldgletscher hinterließ ich, die Wanderer vor einer ähnlichen Fahrt zu warnen.

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka).

Ein russisches Sittengemälde.

Ich hielt mich vor mehrerer Jahren auf einer Reise zu Petrosawodsk, der Hauptstadt des Olonezkischen

Gouvernements am Onegasee, einige Zeit auf. Eines Tags, während eines Mittagsmahles bei dem hiesigen Hauptarzte, ward viel über die Unerträglichkeit und Prozeßsucht der olonezkischen Bauern untereinander gesprochen, und ein jeder der Anwesenden hatte mehrere Beispiele davon aufzuzählen. „Das mag wohl seyn," sagte der Doctor, „aber dagegen hat unser Städtchen ein Beispiel von Familieneintracht aufzuweisen, wie wohl selten eins irgendwo zu finden seyn möchte. Die drey Brüder G**, hiesige Kaufleute, bewohnen schon seit vielen Jahren Ein Haus, und zwar so, daß ihre Schlafzimmer an einander stossen, und daß ihr Gastzimmer, ihr Speisesaal, ihre Küche und die ganze Wirthschaft gemeinschaftlich sind. Obgleich in ihrem Alter, ihrer Kleidung, ihren Sitten u. s. w. eine große Verschiedenheit stattfindet, so herrscht doch unter den Brüdern, und was wohl noch mehr sagen will, unter den drey Schwägerinen, eine wirklich musterhafte Freundschaft und Eintracht. Die beiden ältern Brüder, alte, ächte Russen, haben den jüngern im hiesigen Gymnasium Allerlei lernen lassen, was wohl sonst unter dieser Klasse, hier zu Lande, nicht gewöhnlich ist, haben ihn dann auf einige Zeit nach Petersburg geschickt, damit er sich etwas in der feinern Welt umsehe, und nach seiner Rückkehr vor einem Jahre verheirathet. Heute ist der Namenstag der jungen Frau, der Abends durch eine Wetscherinka gefeiert wird; ich bin dazu eingeladen, es wird dort nach hiesiger Weise hoch hergehen, und Mancherlei zu beobachten geben. Sie sollten auch mit hingehen." Ich fand es doch sonderbar, so in ein mir ganz unbekanntes Haus hinein zu fallen, ohne eingeladen zu seyn; doch der Doctor erinnerte mich an die hier noch nicht entartete, ächte altrussische Gastfreundschaft, nach deren Grundsätzen ich als Fremder und Reisender, von ihm eingeführt, gewiß ein willkommener Gast seyn würde.

Ich ließ mich gern überreden, prägte meinem Gedächtnisse die sechs Doppelnamen der drei Wirthspaare sorgfältig ein, und um 6 Uhr (hier die bon ton Stunde) machten wir uns auf den Weg.

Gleich in der Vorstube, wo um eine blank gescheuerte große Theemaschine einige junge Mädchen, Verwandte des Hauses, mit Theebrauen beschäftigt waren, empfing mich die hübsche junge Hausfrau, und bot mir zum Willkommen ein großes Glas Wein an, wobei sie sowohl als ihr Mann mich ganz geläufig bei meinem Vor- und Zunamen nannten, und mich freundlich einluden, näher zu treten, und an ihrer Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

Ich trat in den Saal, und wurde dort eben so freundlich von den beiden ältern Brüdern und ihren Frauen empfangen; nur fügten sie, nach altem Brauch, zu den gewöhnlichen Bewillkommungsreden noch große Danksagungen für die Freude und die Ehre hinzu, die ich ihnen durch meinen Besuch erwiesen hätte. Die beiden Damen begleiteten dies mit einer zahllosen Menge Bücklinge, bei denen ich nicht genug die in's Unendliche gehende Biegsamkeit ihrer Rückenwirbel bewundern konnte. Während dieser Operation, die ziemlich lange dauerte, hatte ich Zeit, das Kustüm meiner drei gastfreundlichen Ehepaare etwas zu betrachten, welches eine recht anschauliche Stufenleiter der seit den letzten 30 oder 40 Jahren mit der Nationalkleidung vorgenommenen Modernisirungen darstellte. — Der heutige Festgeber und seine junge Frau waren in russischer Zwittertracht; er zwar noch im Kaftan und (wie mir schien, der eleganten Form wegen, etwas gestutztem) Barte; aber der Rock hatte zwei Reihen besponnener flacher Knöpfe nebst einem stehenden Kragen, und um den Hals bauschten ein Paar Arschinen feinen Nesseltuchs; von dem stark parfümirten, dünnen

gelbseidenen Schnupftuche guckte ein Zipfel neugirig aus der Tasche hinten im Rockschooße hervor, um anzuzeigen, daß sein Herr wohl wisse, wo man in Petersburg die Schnupftücher hinsteckt; die junge Frau im sauber ausgenähten rosenrothen Musselinkleide, und mit einem blauseidenen, goldgewirchten Tuche um den Kopfe; dabei schön roth und weiß geschminkt, und mit einem Paar gewaltig großer brillanter Ohrgehänge geziert; in den mit citronengelben Handschuhen bekleideten Händen wurde ein battistenes Tüchelchen geknetet. — Der zweite Bruder hatte zwar auch einen schon verdeutschten Rock, doch ohne Kragen und nur mit einer Reihe seidner Knöpfe an der rechten Seite herab; statt der luftigen Kravatte, umgab den Hals ein derbes rothseidenes Tuch, mit einem tüchtigem Knoten vorne. Auch stack das blau und roth qadrirte baumwollne Schnupftuch noch nach der Väter Sitte im Busen. Seine Hausehre war in ziemlich reinem Nationalkostüme, an der mir der aus unzähligen kleinen Perlen zusammengereihte Kopfputz, mit der über die Stirn herabhängenden, aus solchen geklöppelten, beinahe handbreiten Kante, besonders gefiel; ein Paar atlassene, reich gestickte Petersburger Schuhe ohne Absätze, und ein gewaltig großer neapolitanischer Fächer mit einem feuerspeienden Vesuv darauf deuteten schon auf eine kleine Anwandlung zum Modernisiren. — Endlich das dritte Paar; er, ein ehrwürdiger Alter mit kahlem Kopfe, greisem Barte und bloßem Halse; im ächt russischen Hemde mit dem kugelförmigen Knöpfchen und einem seidenen Kuschak, der ihm den lang heruntergehenden Kaftan fest um den Leib hielt; sie, eine mit tausend kleinen Runzeln im Gesichte gezierte Matrone, in dem zu steifen runden Falten bauschenden Rocke aus schwerem, großblumigen Stoffe, mit großen goldenen Tressen und dem ganz niedrig und dicht um den Kopf gebunde-

nen seidenen Tuche; statt der Schuhe hatte sie, wie sich's gebührt, Pantoffeln ohne Hinterstücke. aber dagegen mit recht hohen spitzigen Absätzen, und trotz der Hitze in den Zimmern, ein kleines Müffchen, welches durchaus zum völligen Staate gehört.

So verschieden diese drei Ehepaare in Kleidung und Kenntniß des Welttones u. s. w. waren, eben so verschieden war auch die Einrichtung und das Ameublement ihrer drei Schlafzimmer, aus denen man ziemlich genau die Epoche der Verheirathung eines jeden herausrechnen konnte. — Das Schlafzimmer der jungen Eheleute, welches zunächst an das gemeinschaftliche Gastzimmer stößt, ist im neuesten Geschmack; ein stark geschweiftes Mahagoni-Ehebett von der neuesten Form, mit geschnitzten und vergoldeten Verzierungen und Füßen; ein großer goldener Vogel an der Decke hält die mit breiten goldgelben Franzen eingefaßte hochrothe seidene Gardine, die, in ihrem zierlichen Wurfe, nichts von der Eleganz der mit Spitzen reich besetzten Mousselindecke und Kissen verbirgt. Ein großer Toilettspiegel à la Psyche, mit ein Paar Bronzearmleuchtern, bietet der Besitzerin bei'm Auflegen der weißen und rothen Schminke seinen guten Rath dar, und ein kleines vergoldetes Heiligenbild ist, als Barometer der steigenden Aufklärung und sinkenden Religiosität, hoch oben in den Winkel hinter der Thüre verwiesen, um den Effekt der in zierlichen Rahmen an den Wänden herumhängenden bunten englischen Kupferstiche nicht zu stören.

In dem anstoßenden Schlafzimmer des seit etwa fünfzehn Jahren verheiratheten Bruders steht ein hohes, viereckiges, schon ganz dunkelbraun gewordenes Bettgestell, mit Pfosten und Himmel. Die schweren grünstoffenen Vorhänge sind mit einem sogenannten Agrement besetzt, und sorgfältig mit Schnüren und Troddeln an

die Pfosten angedrückt, damit die quadrirt gesteppte, steife atlassene Decke sichtbar werde. — Zwischen den Fenstern steht ein sogenannter Putztisch, ubòrnoj stol, mit feinem Nesseltuche überzogen, und einer ähnlichen Gardine über dem, in einen schweren silbernen Rahmen eingefaßten ovalen Spiegel; vor demselben ein silbernes Wachbecken, ein Paar dergleichen Leuchter und allerlei ehemalige Toilettengeräthschaften, die aber, allem Anscheine nach, jetzt nur noch Schaugerichte sind. — Dem Bette gerade gegenüber hängt ein sehr großes Heiligenbild, dessen steife alte Malerei ganz seltsam gegen den Reichthum der aus Silber, Gold und allerlei funkelnten Steinen bestehenden Einfassung absticht. Die davor hängende Krystalllampe war, vielleicht wegen des Balles *) halber, nicht angezündet, aber ein großer Oelfleck auf dem Fußboden, gerade unter derselben, bewies klar, daß hier gewöhnlich Ueberfluß an Oel herrschen muß.

Das dritte und letzte Schlafzimmer endlich hat sich ziemlich rein russisch erhalten; dicht neben der les'hànka **) steht ein spitz nach oben zulaufendes Zeltbette, mit dicken steifen Vorhängen von dunkelgrünem, gewässertem, wollenem Moor, welche durch kleine, eiergelbe Schleifchen von oben bis unten zusammengezogen, weder Luft noch Licht in dieses vierzigjährige Ehstandsfutteral hineinlassen. Neben dem Bette lag, über die Lehne des

*) Ball nennen die Russen jede Gesellschaft, wo ein Paar Lichter mehr als gewöhnlich angezündet sind, und wo einige Tassen Thee mehr getrunken werden als sonst.

**) Die les'hànka, eine Art von Ofenbank aus Kacheln oder Ziegeln, in der Länge eines Menschen, und an dem einen Ende mit einer schrägen Erhöhung für den Kopf, darf in dem Wohnzimmer eines alten russischen Kaufmanns nicht fehlen. Da die Heizung in der Leshanka selbst ist, so wird diese beinahe glühend heiß; das hindert aber die Leutchen nicht, mit großem Wohlbehagen darauf zu liegen oder zu sitzen.

hohen alten Stuhles geworfen, der mit leichtem Pelzwerk gefütterte Schlafrock (tulùp) des Alten, und an der andern Seite zeigten sich, bescheiden unter der Bettgardine hervorguckend, ein Paar antike, reichgestückte sammtene Pantoffeln seiner Ehehälfte, vielleicht noch ihre Brautpantoffeln, die zu diesem Ehrentage hervorgeholt waren. Ein kleiner erblindeter Spiegel, in der dunkelsten Ecke aufgehängt, beweist, daß die Bewohner des Zimmers seiner nicht mehr viel bedürfen; dagegen aber stehr in der obern Ecke ein großer Mahagoni Kiwo, von oben bis unten mit den reichsten Heiligbildern angefüllt, vor denen, troß dem Balle, eine Lampe brennt.

Die Frauen halten sich, wie gewöhnlich, abgesondert von den Männern, in den Gastzimmer um einen großen runden Tisch gelagert, der mit einen ungeheuren Menge in Zucker eingekochter Beeren*), getrockneter Feigen, Datteln, Rosinen, Mandeln, allerlei Pfefferkuchen, in Wasser geweichten Brußnika und Moroshka, allerlei Zuckerbackwerk und hauptsächlich mit Nüssen verschiedener Gattung besetzt war. Diese letztern sind ein ganz unerläßliches Requisit jeder Gesellschaft, jeder Lustbakeit der Russen, und dürfen dabei nicht fehlen. Auf allen Jahrmärkten, bei den Eisbergen in der Mäßlàniza (Butterwoche, Karneval), und um die Schaukeln zu Ostern sieht man ganze Berge von Nüssen, die immer Abnehmer finden, und wo nur eine Volksversammlung Statt gehabt hat, da ist gewiß der ganze Platz mit Nußschaalen dicht bedeckt. Die Nüsse sind eben so national als der Brantwein. Die Erwachsenen fordern für irgend eine Dienstleistung ein Trinkgeld, na wódku, und die kleinen

---

*) Warênja, Eingekochtes, mit welchem großer Luxus getrieben wird. Es giebt dieser Confitüren wohl an vierzig verschiedene Gattungen, von welchen viele mit drey, vier und fünf Rubel bezahlt werden.

Bursche und Mädchen bitten sich statt dessen etwas na orèchi, zu Nüssen aus.

Die Unterhaltung in dem Cirkel der ältern Damen war sehr belebt, aber nicht allgemein, denn immer unterhielten sich nur die nächsten Nachbarinen halb laut mit einander, so daß das Knaken der Nüsse durchaus vorherrschend war, und nur von Zeit zu Zeit durch das mit vielen Bücklingen begleitete Nöthigen einer der drey Wirthinen unterbrochen wurde, die unaufhörlich mit den Tellern und Schaalen herumgingen, aus welchen mit dem gemeinschaftlichen, auf jeder Schaale befindlichen Löffel gegessen wurde. Das Nußknacken bei'm traulichen Plaudern ist so sehr eingewurzeltes Bedürfniß, daß mehrere alte Matronen, die zwar der äußern Figur nach sich ganz füglich zu Nußknackern eigneten, aber leider schon längst die dazu erforderlichen Zähne eingebüßt hatten, sich doch die unschuldige, freundliche Reminiscenz aus der Jugendzeit erlaubten, ein Nüßchen in den Mund zu nehmen, als könnte es dort noch geknackert werden.

In dem ersten Schlafzimmer saß längs den Wänden eine Reihe von achtzehn jungen Mädchen, größtentheils in Sarafane gekleidet, die man, aus einer kleinen Entfernung angesehen, für ein Wachsfigurenkabinet hätte hal ten halten können. Schön geputzt und gemalt saßen sie, wie leblos, jede mit einem Tuche in der Hand, stumm und starr da; selten nur wisperte hier und da eine ihrer Nachbarin gleichsam verstohlen etwas zu, und nur wenn irgend ein neuer Gast in's Zimmer trat, zeigte sich unter ihnen eine Art von Leben; wie durch einen elektrischen Schlag geweckt, erhoben sich dann alle achtzehn Wachsbilder, um mit dem Obertheile ihres Körpers herabwärts einen rechten Winkel gegen den Untertheil zu bilden; diese geometrische Uebung heißt poklòn, der Gruß. Gewöhnlich folgen auf den ersten tiefen Bückling noch ein

paar leichtere bückende Bewegungen, gleichsam um allmählig wieder in die vorige Steifheit zurück zu gelangen. Auch hier gab es wohl Nüsse, aber weit weniger als in dem vorigen Zimmer, da die Sittsamkeit von den jungen Mädchen fordert, daß sie nur nach langem und vielen Nöthigen etwas von Eßwaare mit den Fingerspitzen und mit dem Lippenrande berühren.

Es ist jammerschade, daß Steifheit hier zum guten Ton unter den jungen Mädchen zu gehären scheint, und daß die heillose weiße und rothe Schminke so allgemein ist, selbst unter den jüngsten, die ohne dieselbe gewiß liebenswürdiger wären. Ein hochrother oder himmelblauer Sarafan, mit gefalteten Musselinärmeln, und das prächtige, aus lauter feinen Perlen und allerlei Steinen bestehende Stirnband müßten bei einem lebendigem Wesen einen allerliebsten Effekt machen, besonders, wenn die jungen Mädchen mit etwas Grazie den, leider fast ganz aus der Mode gekommenen herrlichen Nationaltanz ausführten. Da würden sich Kleidung und Figur ausnehmen; jetzt sieht man nur hölzerne und roth gemalte Drahtpuppen, über welche die schönen Sachen gehängt sind. Uebrigens ist diese Steifheit, wie es scheint, nur conventionell in großen Gesellschaften, denn ich habe mehrere derselben Frauenzimmer im kleinen häuslichen Cirkel gesehen, wo sie, sich ihrem Charakter überlassend, lebendig, unterhaltend und liebenswürdig waren.

(Schluß folgt.)

Das Gastmahl.

Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode wollte der alte französische Dichter Delille noch einmal bei einem in Paris berühmten Traiteur auf dem Boulevard du Temple,

zum blauen Zifferblatte, speisen, wo er sonst mit so vielem Vergnügen das Volk beisammen gesehen hatte. Er bat daher seine Frau dringend, ihn doch einmal dahin zu führen, und ihm die Freude genießen zu lassen, das Pariser Volk in seiner ganzen Fröhlichkeit, wo nicht zu sehen, doch zu behorchen.

Madam Delille war willig, dem heißen Wunsche ihres Mannes Genüge zu leisten; jedoch fürchtete sie, der weite Weg, das Gedränge, der Lärm u. s. w. möchten dem schwächlichen Greise schaden; sie sann daher auf ein Mittel, ihm seine fast kindische Freude zu verschaffen, ohne ihn der geringsten Unbequemlichkeit auszusetzen. Sie traf mit Delille's Freunden die Uebereinkunft, daß sie den alten Dichter zu Einem unter ihnen führen wollte, als ob sie ihn zum blauen Zifferblatt führten, und daß sie gewisse Rollen untereinander vertheilen würden, damit der Greis in dem Irrthume bleibe, er befinde sich mitten unter dem Volke am blauen Zifferblatte. Dieß geschah; das Haus des Theater-Dichters Picart ward zum Schauplatz gewählt. Es wurden viele Herrn und Damen eingeladen, und verschiedene kleine Tische in einem großen Saale vertheilt. Unter den Gästen befanden sich mehrere Schauspieler des Theaters françois, mehrere große Künstler und Schriftsteller.

An dem bestimmten Tage trat Madame Delille mit ihrem Manne die Reise nach dem vorgeblichen Traiteurhause an, und erschien mit ihm in dem Saale, wo die glänzendste Gesellschaft sie erwartete. Der blinde Delille, der nichts sehen konnte, und nur ein verworrenes Geräusch von allerhand Stimmen hörte, gab schon seiner Gefährtin seine Freude über die große Volksmenge zu erkennen, und bat sie, ein Tischchen in einer Ecke des Saales auszusuchen, damit sie ungestört alles anhören könnten. Delille forderte dann von einem vorgeblichen

Aufwärter, dessen Rolle der Schauspieler Baptiste übernommen hatte, seine Lieblings-Speisen, gerade als ob er bei einem Traiteur speisete, ließ es sich wohl schmecken, und ergötzte sich herzlich über die sonderbaren Gespräche, die an den Tischen um ihn her geführt wurden. An dem einen wurde ein langes und ein Breites über Handelsgeschäfte gesprochen; an einem andern überließen sich drey junge Weiber, die Delille für Frucht- und Fischweiber hielt, der Unbändigkeit ihrer Zungen, fielen mit den sonderbarsten Redensarten über ihre Nachbarn und Nachbarinnen her, und schonten keines ihrer Bekannten. An einem andern Tische war das Gespräch für Delille weit anziehender. Mehrere sehr gebildete Menschen stritten um den Vorzug in Betreff von Delille's Werken. Der Eine zog sein Gedicht, l'homme des champs, der Andere seine l'imagination, ein Dritter sein Pitié, ein Vierter seine Uebersetzung der Aeneide vor. Ein Jeder gab seine Gründe an, und es entspann sich ein gelehrter Streit, der Delille auf's Innigste rührte. Zuletzt stand einer von den Gelehrten auf, nahm sein Glas und sagte: „Mit dem Vorzug sey es, wie es wolle: genug, Delille ist einer der größten französischen Dichter. Laßt uns auf seine Gesundheit trinken, als ob er hier zugegen wäre." — „Nun, riefen Alle, die Gläser an einander stoßend: Es lebe hoch unser großer Dichter Delille!"

Der Greis konnte es nicht mehr aushalten im Saale. Ach, wenn sie mich nur nicht erkennen, sagte er leise zu seiner Frau, und bat sie, da die Mahlzeit vorbei war, sachte mit ihm davon zu schleichen. Doch ehe er fortging, drückte er dem vermeintlichen Aufwärter ein Stück Geldes in die Hand, und sagte dabei: dies wäre ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit für die gute Aufwartung. Er wollte seine Zeche bezahlen; allein es erschien die vorgebliche Gastwirthin und erklärte, sie könne nichts

annehmen. Die Ehre, Delille bewirthet zu haben, sey hinlängliche Vergütung für sie. Delille gab nach, zumal da seine Frau ihm dazu rieth. Diese schlug ihm nun vor, im türkischen Garten auf dem Boulevard Kaffe zu trinken. Der Greis nahm es willig an; man führte ihn in den Garten am Hause, hier glaubte er wieder an den verwornen Stimmen die Gegenwart des Volkes zu erkennen, und schob seinen Hut in die Augen, damit ihn Niemand erkennen möchte. Ein neuer Aufwärter frug ihn, was er verlange, und nannte ihm allerhand Leckereien her; unter andern eine Crême à la Jacques Delille. „Wie? rief Delille, Crême à la Jacques Delille! Was ist denn das?« „O, antwortete der falsche Aufwärter, das ist eine köstliche Crême, welche von dem berühmten Dichter Delile ihren Namen bekommen hat. Schon dieser Name allein verschafft uns einen großen Absatz davon.« Als er noch sprach, ließ sich eine Harfe hören, und dabey eine Stimme, die ein Lied von Jacques le maseur sang. Dieser Geburtsname Delille's machte den guten Greis auf's Neue stutzig; er horchte hin, und hörte nun auf die schmeichelhafteste Art sein glänzendes Dichterleben hersingen. Er ward bis zum Weinen gerührt, vermurhete aber, dieß müsse zuvor veranstaltet worden seyn. Man wollte ihm nichts mehr verhehlen, und entdeckte ihm, daß er sich nicht in einem öffentlichen Garten, sondern im Garten seines Freundes Picard mitten unter seinen Bekanten befinde, und mit ihm gespeist habe. Jeder nahm seine natürliche Stimme wieder an, und gab sich ihm zu erkennen.

„Ach Gott! sagte der bewegte Greis: so viele Leute, um einen armen Greis zu vergnügen! Wie soll ich Ihnen das vergüten!“ Nun ward das Gespräch allgemein. Delille ward fröhlich, und erst als der Abend heran nahte, trennte er sich von der liebenswürdigen Gesellschaft, nachdem er ihr herzlich für die ihm gemachte Freude ged ankt hatte.

Charaden.

I.

Zweysilbig.

Ha! welch' Gewoge, welch' Gedränge!
Was zieht des regen Volkes Menge
So eilig nach der ersten hin? — —
Doch wehe! mit verkehrtem Sinn,
Gedankenlos und ohne Streben,
Nach dem, was groß und edel ist,
Vertändelst du das kurze Leben,
Wenn du das Erste selber bist.

An Aemtern und in Kanzeleyen
Sieht man die beyden nächsten reihen
Buchstab an Buchstab, Wort an Wort,
Ohn' eignes Denken fort und fort. —
Doch halt! dem edlen Sänger Ehre,
Der mit dem hohen Sinne euch
Durch hehres Beyspiel und durch Lehre,
Hinleitet in des Schönen Reich.

Das Ganze stört euch auf der Reise,
Und fragt nach alter Weiber Weise
Ganz indiskret und ohne Scheu;
Ich rathe, bleibt der Wahrheit treu;
Nah an der ersten Sylbe stehet
Ihr Lauerndes, nach seiner Pflicht; —
Eh' ihr dem Ganzen Rede stehet
Passirt ihr durch die erste nicht.

II.

Dreysilbig.

Die Erste, die der Schöpfer mild erschuf,
Die huldvoll er zur Nahrung uns verleiht,
Die zu dem großen, heiligen Beruf
Des Kaisers, wie des Priesters Haupt geweiht,
Ist Balsam in des Kranken Schmerzenswunde,
Und bringet Licht und Glanz in düstre Nacht.
Die Zweyte mehret noch des Frühlings Pracht,
Wenn holdes Grün und Blätter sie dann schmücken
Und unter ihrem Schirm wir uns erquicken.
Wo früh das Ganze grünt, da wohnet Heil,
Da wird nach Kummer, Sorgen, Angst und Mühen
Den Völkern Ruh und stilles Glück zu Theil,
Da werden Wissenschaft und Wohlstand blühen. —

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 20tes Stück.

Die Einsiedler der Wüste Thebens in den ersten Jahrhunderten des Christenthums.

Eine Erzählung, getreu aus dem Griechischen entnommen.

Nebst einigen Momenten aus dem Leben des Herzog Heinrich des Löwen, woraus sich das Daseyn der colossalen Abbildung des Einsiedlers Onuphrius an einem Hause des ehemaligen Eyer-Marktes zu München erklärt.

Alle Brüder der Eremiten-Versammlung waren aus dem Betrachtungsgewölbe fortgeschlichen, um sich vor dem brennenden Strahl der Morgensonne in ihre kühlen, umlaubten Zellen zu verkriechen; Paphnutius der Vorsteher (Abt) blieb schweigend zurück.

Oft schon regte sich die Begierde in ihm, die Wüste zu durchstreifen, in welcher viele Einsiedler, von einander abgeschieden, ihre Wohnstätten aufgeschlagen hatten.

Lebendiger als je stand dieses Verlangen nun vor seiner Seele, und er entschloß sich, die Wanderung stracks anzutreten.

Mit diesem Entschluße ging er, und suchte den Speismeister auf, zu dem er sprach: „Ich werde euch vielleicht mehrere Tage nicht sprechen; in dieser Zeit handelt immer auf gleiche Weise, wie bisher; die Brüder sind genügsam und zufrieden mit dem, wie ihr's ordnet. — Forscht nicht weiter; ich entlaß euch mit den Frieden des Herrn.“ „Euer Wille ist der meine“, antwortete der Speismeister, bückte sich vor dem Abt zur Erde, seine Demuth zu bezeigen und gieng.

Der Abt gürtete sich, nahm ein paar Brode und eine Kürbisflasche mit Wasser zu sich, um den ersten Beschwerlichkeiten der Wanderung nicht zu unterliegen, und trat aus der Pforte des Klosters, indem er Gott um Beistand anrief.

Der Sonnenstrahl ward heißer und heißer; der Abt eilte daher, die kühlen Schatten der Wüsteney zu erreichen; und bald waren seinem Zurückblicke, den er mit Segnungen für der Brüder Heil begleitete, die niedern Umzäunungen ihrer einsamen Wohnung entschwunden.

Freundlich nahmen die nah gelegenen Büsche, Klüfte und Höhlungen den bekannten Gast auf; denn er kam oft zwischen die Vorgeländer der Einöde, wenn er sich den Sorgen für weltliche Dinge des Klostes entziehen wollte.

Nach dem ersten Nachtlager aber mußte sich der Wanderer dem Ohngefähr überlassen; denn keines Pfades Spur leitete ihn; er empfahl sich daher der Führung Gottes. Wo die Natur selbst eine karge Oeffnung darbot, brach er vollends durch, und mühsam setzte er seine Schritte vorwärts, die, oft durch dorniges Buschwerk gehemmt, die Wanderung langsam und beschwerlich machten. Wo die Abenddämmerung und die Ermattung dem frommen Pilger Halt geboten, entschlummerte er, bedeckt von Gottes Hand, und die Morgendämmerung rief ihn zum Gebeth und zur Wanderungs-Fortsetzung.

Der Kampf mit verwickeltem Buschwerk und mit Schwärmen von Insekten aller Art war fast unaufhörlich, und die schwüle, bewegungslose Luft vermehrte den beständig hervorquellenden Schweiß des Pilgers; dessen ungeachtet ließ er sich nicht abschrecken, fürder zu trachten, ob er schon am Abend der dritten Tagreise weder die Spur eines menschlichen, noch eines thierischen Wesens traf.

Endlich aber, nach der vierten Tagereise, als der Lebensmittel Vorrath auf der Neige war, schien die Natur aufgehört zu haben, sich in ihrer gänzlichen unfruchtbaren Wildniß zu gefallen; denn die Büsche waren nicht mehr so sehr verwachsen, und die Schatten nicht mehr so schauerlich; und ob zwar noch immer keine Spur von dem Wandeln eines Menschen zu entdecken war, drang doch schon manchmal eines Vogels Laut zu des Wandrers Ohr.

Wo die Vögel des Himmels nisten, sprach der Abt jetzt bey sich selbst, können auch Menschen wohnen; durch diese Hoffnung neu belebt, schritt er muthig vorwärts; — plötzlich lud ihn ein üppiger Rasenplatz, den er durch eine lange Gesträuch-Wölbung erblickte, zum Verweilen ein; mit Buschwerk umgürtet bothen sich an dessen Zweigen dem Gaumen dunkelbraune Beeren, den Datteln ähnlich, dar. Die Betastung überzeugte den Wanderer zwar von ihrer Reifheit, aber unbekannt mit dieser Frucht, unterdrückte er die Lüsternheit, und wallte weiter.

Immer geräumiger wurden jetzt die Felsengefilde, immer freundlicher die Gebüsche und gangbarer die Pfade, und der mannichfaltige Gesang der befiederten Waldbewohner machte die Pilgerschaft erträglicher; — jetzt war der Abt durch ein dichtes Gestrüppe gedrungen, und in einiger Entfernung erblickte er eine ansehnliche Höhle.

Mit eilenden Schritten an den Eingang der Höhle gelangt, klopfte der Wanderer an; aber nichts regte sich im Innern; er pochte und pochte abermal, denn er hoffte, daß endlich doch nach Sitte und Gebrauch einer der Brüder herauskommen würde, ihn zu begrüssen; doch endlich des Pochens müde, öffnete er selber die Thüre, und rief, indem er eintrat: Benedicite! — Kein Laut scholl zurück.

Scheu sah sich der Alt in der Höhle um, da entdeckte er mühsam in einem Winkel einen unbeweglich Sitzenden. Nach kurzer Fassung gieng er näher, legte die Hand auf die Schulter des Sitzenden, nnd es kam ihm vor, als fühle er auf Pflaumfedern; dieß bewog ihn, auch andere Theile des Körpers zu betasten, wodurch er die Ueberzeugung gewann, daß dieser Mensch schon seit geraumer Zeit todt seyn müsse.

Nicht ferne von dem Leblosen hieng der Rest eines Ordens-Oberkleides; der Abt griff darnach, und alsbald ward es in seiner Hand zu Staub; da besann er sich nicht lange, sondern entkleidete sich, grub in die sandige Erde mit Hülfe eines hölzernen Grabscheides ein Grab, und legte unter Gebeth die Reste dieses Einsiedlers in dasselbe nieder.

Schon wollte Paphnutius die Grotte wieder verlassen, als es ihm mahnte, sich in derselben nach Lebensmitteln umzusehen; und sieh da, er fand, was er suchte; zwar keine frischen Naturerzeugniße, sondern gedörrte Früchte in Menge, welche so genießbar waren, daß der Abt sich sattsam daran laben konnte.

Nach vollbrachtem Imbiß rafte sich der Pilger auf, schloß die Einsiedeley und setzte den Stab fort, des Eifers voll, Männer zu finden, die so einsam lebten, wie der Begrabene.

In wenigen Stunden stellte sich seinem Auge eine andere Spelunke dar, um welche er Menschentritte entdeckte; da fühlte er eine kleine Gemüthsbewegung, doch gieng er vorwärts, und pochte; und als keine Stimme zu vernehmen war, gieng er, sich fassend, in die Spelunke ein; doch nicht eine lebendige Seele fand er da. Es ist möglich, dachte der Abt bey sich selbst, daß der Diener Gottes in irgend einem andern Orte einer geistlichen Uebung obzuliegen pflegt, deßwegen ging er heraus, und untersuchte die Umgebungen der Spelunke, und fand bald eine andere Zelle, hinter dem Gesträuche versteckt, die deßwegen des Ankömmlings Blicken sich nicht auf der Stelle darboth. Gleichfalls befand sich da Niemand. Was nun zu machen, erwog er bey sich. Sein Wille neigte sich auf den Entschluß, diesen Tag über, hier dem Dienste Gottes sich zu widmen; diese Zelle, so lieblich und anmuthig, lud ihn freundlich ein; daher ließ er sich auf die geflochtene Matte nieder, und erwartete also, psalmirend, den ankommenden Abend. Die hinabgesunkene Sonne verkündete ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka.)

(Schluß.)

Der Saal, den die Männer einnahmen, bot auch ein seltenes Gemische von alter und neuer Zeit dar. Da hingen an der Wand ein paar große steife und schon schwarz gewordene Porträts Peters I. und seiner Gemahlin, in antiken geschnirkelten Rahmen, an denen noch hin und wieder etwas von der ehemaligen Vergoldung hervorblinkte, neben ein paar schönen Spiegeln in Mahagonirahmen mit Bronzeleisten; in der einen Ecke stand

in hohem, schwarz lackirtem Kasten mit chinesischen Figuren eine alte Wanduhr, die mit ihrem knarrenden Pendel und ihrem heisern Glockenspiel ein ächter Repräsentant der alten Zeit war. In der zweiten Ecke war eine Büste Kaiser Alexanders auf einem zierlichen marmornen Fußgestelle befindlich, und dieser gegenüber ein dunkelbrauner, inwendig hellbraun angestrichener Eckschrank mit Glasthüren, hinter welchen allerlei Tassen, Gläser, bunte kleine Porzellanpuppen und einiges altes Silbergeräth zu sehen war. Die Einschnitte vorne in den Brettern, welche sonst immer dazu dienen, die silbernen Löffel hinein zu hängen, waren leer, so wie überhaupt der Schrank, wie es schien, einen großen Theil seines Inhalts zum heutigen Fest hergegeben hatte.

Nicht weit von dem beschriebenen Eckschrank stand ein großer viereckiger Tisch, mit einer rothen Serviette bedeckt, auf welcher die Stadt Jaroslaw abgebildet war. Dieser Tisch, der reichlich mit allen zum Punschbrauen erforderlichen Materialien besetzt war, ist hier für die Männer eine eben so unerläßliche Bedingung einer jeden Abendversammlung, als es die Näschereien für die Frauen sind; er wird überall gleich nach eingenommenem Thee herbeigetragen, und ist der Hauptsammelplatz der Gäste, die theils sitzend, theils stehend und ab- und zugehend, sich mit allerlei Gesprächen über ihre Angelegenheiten unterhalten. Endlich stand ein Bostontisch da, an welchem der Vicegouverneur mit zwey der hier dienenden Beamten und einem Petersburger Kaufmanne eine Parthie machte. Die hiesigen Kaufleute, wie überhaupt die Russen aus der niedern Klasse, halten nicht viel auf das Kartenspiel: außer Petersburg, und vielleicht Moskau, sieht man selten einen ächten Russen am Kartentisch, und ein kartès'hnik, Spieler, steht bei ihnen in üblem

Ruſe. Dagegen ſpielen ſie gern und leidenſchaftlich auf dem Damenbrette, mit welchem man auch in der Reſidenz die Kaufleute vor ihren Buden immer beſchäftigt ſieht.

Obgleich in dem Saale wohl vierzig Menſchen beiſammen ſeyn mochten, und obgleich die geleerten Rum- und Arrakflaſchen fleißig durch friſche erſetzt wurden, ſo ging doch alles ſehr ſtill und ruhig her; das Geſpräch war faſt durchgehends nur halblaut, auch wurde es nie allgemein, ſondern beſchränkte ſich immer nur auf die nächſten Nachbarn, ſo daß ich, als Fremder, nicht füglich Theil daran nehmen konnte. Mir fiel ein alter Graukopf auf, der ziemlich verlaſſen da ſaß, und weder an den Geſprächen noch an den Punſch Antheil zu nehmen ſchien; ich erkundigte mich nach ihm und erfuhr von meinem Mentor, dem Doctor, er ſey ein Abkömmling der Obel'nye krestjane, **Freibauern**, deren es mehrere in dieſem Gouvernement gibt, und ein ſehr wohlhabender Kaufmann. „Plaudern ſie mit dem alten Manne,“ ſetzte der Doctor hinzu, „es wird Sie nicht reuen; es iſt ein geſcheidter Kopf und rein ruſſiſch, aber verſtecken Sie Ihre Tabaksdoſe, denn er iſt ein Altgläubiger *).“

---

*) Alle Altgläubigen insgeſammt haben einen Abſcheu vor dem Taback, den ſie Bogomérska Travá, ruchloſes, Gott mißfälliges Gras, und Wawilònskoje Sèlje, Babyloniſches Kraut, nennen. Wenn ein Durchreiſender, dem ſie es nicht füglich verbieten können, in ihrer Stube geraucht hat, ſo wird dieſelbe drei Tage nach einander gewaſchen, und unaufhörlich mit Weihrauch geräuchert; die Gefäße, deren er ſich bedient hat, werden vernichtet, oder wenigſtens ganz abgeſondert weggeſtellt, um vielleicht ein andersmal in ähnlichem Falle gebraucht zu werden.

Ich setzte mich zu ihm, und um ihm eine Rede abzugewinnen, that ich, als wüßte ich nichts von ihm, und so brachte ich die Muthmaßung vor, er müsse auch wohl wie ich, kein Hiesiger seyn, weil er so wenig Antheil an der Gesellschaft nehme. „O nein, lieber Herr," war die Antwort, „ich bin nie von hier fort gewesen, aber eben dadurch bin ich hier den Menschen fremd; die Leutchen sind alle Petersburger geworden, und dünken sich Wunder wie klug und aufgeklärt, weil sie aus des Vaters Kaftan einen Sertuck (Oberrock) gemacht haben, und sich seiner Sitten und seines Bartes schämen. Sieh' sie nur an, besonders das junge Volk; statt in die Badstube zu gehen und sich ordentlich zu baden, salben und waschen sie sich mit Gott weiß was für französischen Spiritus, daß man sie schon von Weitem riecht, wie unsere Apotheke, wenn im Sommer die Fenster offen sind; in die Stube treten sie, ohne sich zu kreuzen, scharren mit den Füßen, statt einen ordentlichen Poklòn (Gruß) zu machen, wissen nur von Petersburg und dem dortigen ausländischen Wesen zu schwatzen, und blähen sich in ihrer Dummheit wie ein Knecht, der sich einmal auf des Herrn Stuhl gesetzt hat, und meint, nun sey er was recht's geworden. Unsere Väter machten's nicht so, die waren und blieben Russen." — „Aber Väterchen," unterbrach ich ihn, „die Ausländer haben uns doch manches Gute gelehrt, das unsere Väter nicht kannten, und vieles Nützliche." — „Ja, das ist nicht zu läugnen, die Deutschen sind unsere Lehrmeister gewesen, lohn's ihnen Gott! und geben uns immer noch mit gutem Beispiele vor; 's ist nicht ihre Schuld, daß wir's leichter finden, ihnen im nutzlosen Aeußern, im Plunder nachzuahmen, statt das gründliche Gute von ihnen zu lernen. Wenn unser junges Volk den Deutschen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Pflichten, Ordnung in seiner Wirthschaft, Zuverlässigkeit in seinen Geschäften

ablernen wollte, so wär's gewiß gut, denn darin können die Deutschen wohl unsere Meister seyn; aber gerade das ist uns zu schwer, wir mögen immer gern nur die obern Spitzen von Allem abnehmen, uns nur an die Außenseite halten, und meinen, es sey genug, wenn's nur so aussieht, als hätten wir unsere Pflicht gethan, ohne in das Innere, in den wahren Geist der Sache einzudringen."

„Nun," meinte ich, „das wird nach und nach auch schon kommen." — „Nein lieber Herr, das wird nicht kommen; daran denkt Keiner. 'S ist gerade mit heutigen jungen Burschen, wie mit den jetzigen neumodischen Meubeln. Sieh' nur den Unterschied von sonst und jetzt: der alte Tisch da in der Ecke stammt noch vom Großvater her; er ist freilich wohl etwas schwer und plump, aber er ist derb und zuverläßig, wackelt nicht und dient treu; dagegen das Ding hier, das erst vor acht Tagen aus Petersburg gebracht wurde — ja, es sieht wohl auch wie ein Tischchen aus, ist fein und von neumodischer Form, und glänzt von Firniß und vergoldeten Schnirkeln, aber zum Gebrauch taugt's nicht, weil das innere Holz feucht und wurmstichig ist; es knackert hier, es platzt da, und wenn man einmal etwas Schweres darauf stellt, und meint, es steht, so fällt der ganze Plunder zusammen. Gerade so ist's mit unserm jetzigen jungen Volk; das sieht von fern aus, als ob's Gott weiß wie gebildet und klug sey, aber wenn's einmal gilt, wenn man einen zuverläßigen Arbeiter braucht, so ist Keiner zu Hause."

Hier wurde der Alte, zu meinem großen Leidwesen, in seiner Philippika, die freilich wohl etwas Galle, aber auch viel Wahres enthielt, durch die junge Hauswirthin gestört, welche uns freundlich einlud, ihr Salz und Brod nicht zu verschmähen. Sie führte mich in ein anstossendes Zimmer, wo zwei lange schmale Tische ge-

deckt, und so sehr mit Speisen, Kuchenwerk, Schaalen mit Eingemachtem, Weinflaschen und Gläsern beladen waren, daß die Teller der Gäste kaum mehr Platz darauf hatten. Man setzte sich, sehr gedrängt, an die Tische, zwischen denen die Aufwartenden sich mit Mühe und mit Gefahr für das, was sie trugen, durchdrängen mußten. Dieses Amt versahen, außer den drey Ehepaaren, einige junge Mädchen und Söhne, Verwandte des Hauses. — Den Anfang des Mahls machten mehrere kalte Fleisch- und Fischspeisen, mit Gallert übergossen; dann erschienen zweierlei Suppen, und darauf folgte eine endlose Menge Gerichte aller Art. Jede Schüssel wurde von einer der drey Wirthinnen begleitet, die jeden Gast einzeln und mit vielen Bücklingen ermahnte, doch wenigstens etwas davon zu kosten; ihnen unmittelbar auf dem Fuße folgte einer der Hausherrn mit einer neuen Gattung Wein, dem sie allerlei auf das Abenteuerlichste verstümmelte Diminutivnamen *) gaben, und der, wie mir nach Farbe und Geruch schien, eben nicht immer von der besten Gattung sein mochte. Ich hatte dieß vorausgesehen und daher bestimmt erklärt, ich dürfe, meiner Gesundheit wegen, gar keinen Wein trinken und nie zu Abend essen; dadurch hatte ich gehofft, von dem Nöthigen und Sitzen befreit zu seyn, und als ruhiger Beobachter herum gehen zu können; aber da half nichts, ich mußte mich zwischen zwey alte dicke Herrn einzwängen lassen, und trotz meiner vorausgeschickten Erklärung, bei jeder Schüssel und Flasche die ganze Litanei von Nöthigungsphrasen aushalten und abwehren. In letztern sind sie unerschöpflich, und wenn ich nicht mitspielende Person gewesen wäre, hätte es mir wohl Spaß gemacht, so aber war es beinahe unerträg-

---

*) Wie z. B. Renwénskoje Winzò, Rheinwein-Weinchen; Maderuschka, Maderachen.

lich. Mein Nachbar rechts hingegen sagte ein Paar Mal ganz ernsthaft und im vollen Dankbarkeitsgefühle, indem er sich mit der Serviette den Schweiß von der Stirne wischte: „Na, daß muß man sagen, unsre Wirthe verstehen ihre Gäste aufzunehmen, mir perlt der Schweiß auf dem Gesichte.“ Meine beiden Nachbarn, so wie überhaupt sämmtliche männliche Gäste (die Frauen saßen abgesondert an einem Ende des Tisches beisammen), thaten aber auch ein Aehnliches in Essen und Trinken, und schienen völlig Rabelais Meinung zu seyn, welcher behauptet, man müsse über Tische nie plaudern, weil dadurch viele Zeit für's Essen verloren gehe. Außer den, eben nicht sehr aufrichtig gemeinten Versicherungen an die nöthigenden Wirthe, daß man schon vollkommen genug habe, wirklich nicht mehr könne u. s. w. habe ich von den mir zunächst Sitzenden durchaus nichts gehört, als dann und wann eine Bemerkung über das letzte Glas Wein. So sagte z. B. mein Nachbar links, als er eben ein Glas weißen französischen Weines verschluckt hatte, der ihm auf den vorhergegangenen brennenden Madera etwas wässerig schmecken mochte: „das Weinchen ist wohl in Wasser gebadet und nicht abgetrocknet worden, man fühlt's gar nicht auf der Zunge.“

Endlich, nach mehr als zwey tödtlich langen Stunden, brach die Gesellschaft auf; alle Gäste bedankten sich, einer nach dem andern, für die gute Aufnahme bei den Wirthsleuten, die zu diesem Behufe an der Thüre standen. An diese ziemlich langweilige Ceremonie knüpfte sich unmittelbar eine zweite, das Abschiednehmen, welches auch nicht wenig Zeit und Bücklinge erforderte, wobei ich aber mit Erstaunen bemerkte, daß, trotz der Menge geleerter Flaschen, die Gäste größtentheils noch ihres Kopfes und ihrer Beine mächtig waren. Nachdem sämmtliche Danksagungen, Entschuldigungen, Beurlau-

bungen und Bitten, bald wieder zu kommen, gegenseitig ausgetauscht waren, begann die letzte Operation, das sogenannte Mützensuchen (schápotschnoj rasbòr), von der man sich ungefähr einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß bei uns Nordländern jeder der Gäste einen großen Pelz, eine Mütze, ein Paar Pelzstiefeln oder rauhe Schuhe (kengi) und warme Handschuhe haben muß, und daß also bei einer etwas zahlreichen Gesellschaft im Winter ein ungeheurer Berg von Kleidungsstücken entsteht, besonders wenn, wie hier, die Gäste keine Bediente bei sich haben, die den Pelz u. s. w. ihres Herrn bewahren. Hier lagen alle diese Sachen in einem verschlossenen Stübchen *) neben dem Vorzimmer kreuz und quer durch einander, und aus diesem Pelzchaos mußte ein Jeder das Seinige hervorsuchen. Da geschah es nun oft, daß die Frau ihre Hülle gefunden hatte, der Mann aber die seinige noch nicht, und wenn es diesem endlich geglückt war, so fehlte noch der Pelz des Töchterchens. Die junge Dienerschaft des Hauses gab sich unsägliche Mühe, um Jedem zu seinem Eigenthume zu verhelfen, aber das Chaos war zu groß, und wurde durch das Hin- und Herwühlen und Werfen der einzelnen Stücke immer noch vermehrt. Nach Verlauf einer halben Stunde war ich so glücklich, meinen Pelz zu erwischen, und konnte mich gegen ein Uhr nach Mitternacht davon machen; aber ich bin überzeugt, daß viele der Gäste, besonders die mit Frauen und Töchtern, wenigstens noch ein paar Stunden länger haben aushalten müssen.

---

*) Es gehört durchaus zu einer guten Aufnahme, daß die Pelze der Gäste in Beschlag genommen und verschlossen werden, damit kein Gast entwischen könne, ehe das ganze Fest zu Ende ist.

Der Räuber Angiolino.

Ein armer Bauer im Neapolitanischen, der Angiolino hieß, hatte fast nichts Eigenes, sondern alles, womit er sich nährte, gehörte dem Gutshern seines Dorfes. Besonders war ihm ein Maulesel sehr wichtig, den er bei seinen Arbeiten brauchte. Es war daher für ihn ein großes Unglück, als dieses Thier starb. Das Schicksal war aber mit dieser Prüfung nicht zufrieden, denn sein Gutsherr, dem der Esel gehört hatte, war ein harter strenger Mann, der das Thier durchaus bezahlt haben wollte. Keine Vorstellungen, keine Bitten, kein Flehen half etwas; der arme Angiolino wurde genöthiget, die wenigen Sachen, welche er noch in seinem Hause besaß, zu verkaufen, um die Summe zu erlegen. Dieß brachte ihn zur Verzweiflung, und erfüllte ihn, der sich bisher stets als einen stillen ruhigen Unterthan gezeigt hatte, mit dem wüthendsten, unauslöschlichsten Hasse gegen alle Edelleute und Gutsbesitzer, die den armen Landmann, besonders in diesem Königreiche, so drückten, daß er fast nichts als sein Leben für sich übrig behielt.

Angiolino besaß dabei einen sehr guten natürlichen Verstand. Er sah, daß das Volk absichtlich in Unwissenheit, Trägheit und Sclaverei erhalten wurde, und auch besonders diese Herabwürdigung des Menschenwohls konnte er den Vornehmen nicht vergessen. Er selbst war schlecht unterrichtet, und da er nachher seinen Bauernstand verließ, lernte er bald lesen und schreiben, und erwarb sich hierin noch eine so große Fertigkeit, daß er einen vortrefflichen männlichen fließenden Ausdruck in seine Gewalt bekam.

Als sein Hausgeräthe verkauft war, verließ er voll Verzweiflung sein Dorf, und, angetrieben von Wuth und

Rachsucht, die aus dem Gefühl der Unterdückung entsprang, gesellte er sich zu einigen Straßenräubern, die bald seine Talente, besonders seinen unerschütterlichen Muth anerkannten, ihn zu ihrem Anführer wählten, und ihm strengen Gehorsam versprachen. Er sammelte nach und nach mehrere Leute unter seinem Befehle, die sich aber unter seiner Gewalt sehr von gewöhnlichen Räubern unterschieden. Es waren zuletzt hundert und zwanzig Mann, die er im strengsten Gehorsam zu erhalten wußte. Nie durften sie einen gewaltsamen Einbruch machen, noch weniger gestattete er, daß einer seiner Leute einen Mord beging; sondern wenn er von einem Pächter, Beamten, Geistlichen oder Edelmann Geld haben wollte, so schrieb er sehr höflich an ihn, und bestimmte die Summe, versprach dann auch oft, nie oder in einer gewissen Zeit nicht einzusprechen. Nie brach er sein Wort. Konnte oder wollte man die ganze Zahlung nicht leisten, so nahm er sie terminweise, und wenn die Hälfte oder ein Drittheil abgetragen war, so schenkte er oft das Uebrige. Wurde Jemand auf der Landstraße beraubt, so nahm er ihm nie alles, gewöhnlich nur die Hälfte seiner Baarschaft ab. Als er z. B. einst einen Bischof anhielt, so fragte er ihn, wie viel Seine Gnaden Geld bei sich hätten? Auf seine Antwort: „Tausend Goldmünzen,“ antwortete er: „Sie brauchen während Ihres Aufenthaltes in Neapel (wohin der Bischof wollte) und zur Rückreise in Ihre Diöcese nur die Hälfte von diesem Gelde. Geben Sie mir fünfhundert Unzen, und Gott begleite Sie.“

Als ihm ein andermal ein reicher Benediktinerabt in die Hände fiel, der zweitausend fünfhundert Unzen in Gold in seinem Felleisen bei sich führte, nahm er ebenfalls nur die Hälfte, und sagte: „Ich brauche einen Theil dieses Geldes zur Ausstattung eines armen Mädchens, einen andern zur Unterstützung gewisser dürftiger Land-

leute, und das Uebrige zu den Bedürfnissen meiner Gesellschaft.“ Oefters stahl er den reichen, um den Niedrigen aufzuhelfen. Arme ließ er ungehindert ihre Straße ziehen, auch andere Reisende, besonders Ausländer. Den Letztern gab er zuweilen sogar Bedeckung mit, damit sie von keiner andern Bande angegriffen werden möchten.

Ueber alle Einnahmen und Ausgaben führte Angiolino eine sehr genaue Rechnung, und er verlangte, daß Jeder seiner Leute sie nachsehen und untersuchen möchte, um die Richtigkeit derselben und den Zustand der Kasse zu kennen. Zu seiner Zeit unterblieben, aus Furcht vor ihm sehr viele Gewaltthätigkeiten, Bedrückungen und Mißhandlungen, weil er nach allen Kräften das Unrecht strafte, und züchtigte. Auf diese Art erwarb er sich die Achtung und das Zutrauen besonders der niedern Volksklassen, und konnte es wagen, sich mit seinem kleinen Haufen dreist in jedes Dorf oder in kleine Städte zu begeben. Mit Jubel eilten ihm sogar viele Menschen entgegen, und beeiferten sich, ihm Ehre zu erweisen; denn sobald er an einem solchen Ort hinkam, errichtete er einen Gerichtshof, ließ sich die Klagen der Gedrückten vortragen, und verrichtete das alte Geschäft des Magistrats. Seine Aussprüche und Urtheile sollen immer, wenn er sich nicht durch seinen Haß gegen die Vornehmen und Edelleute hinreißen ließ, sehr billig und gerecht gewesen seyn. Dabei hatte man auch den Vortheil, daß man alle Kosten und Sporteln vor seinem Richterstuhle sparte. Alle diese Umstände erwarben ihm allgemeine gute Aufnahme, und den Titel: König des platten Landes.

Angiolino war so wenig ehrgeizig, als eigennützig. Er erbot sich gegen den König von Neapel in einer förmlichen Unterhandlung: alles Rauben zu unterlassen, und bloß nach den Befehlen des Königs für die Innere Ruhe des Landes zu sorgen, wenn man ihm und seinen Leuten

nur irgend einen nicht ehrlosen Rang verstattete; dabei wolle er, so wie diese, mit einen geringen Solde zufrieden seyn. Aber sein Vorschlag wurde verworfen, und endlich bekam man ihn wirklich gefangen. Er ward in Ketten gelegt, wie ein gemeiner Räuber behandelt, und zum Tode verurtheilt. Auch hier verlor er die Würde, die Fassung und den Muth seines Geistes nicht. Ganz Neapel nahm Antheil an seinem Schicksale und beklagte ihn. Noch lange sprachen viele Neapolitaner mit enthusiastischem Feuer von ihm.

Zweysylbige Charade.

Zwey Sylben fordr' ich nur. — Der ersten Grauen
Hält uns gar oft mit Bangigkeit umfangen,
Weil Bösewichter hoffend sie verlangen,
Um ihr der Bosheit Werke zu vertrauen.

Die zweite ist gar lieblich anzuschauen,
Wenn mit Ermüdung wir und Schwäche rangen.
Sie stärkt den Leib, sie röthet schnell die Wangen,
Und läßt in's Herz der Freude Tropfen thauen.

Das Ganze — mit der Ehrfurcht heil'gem Schauer
Nennt es der Gläub'ge Christ; denn Schmerz und Trauer
Vereint es ihm, und Seligkeitsentzücken.
Dem Tode nah', hat es der Herr gegeben,
Um uns zu stärken für ein himmlisch Leben,
Und hier dem Sündenpfuhle zu entrücken.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 21tes Stück.

Die Einsiedler der Wüste Thebens in den ersten Jahrhunderten des Christenthums.

Eine Erzählung, getreu aus dem Griechischen entnommen.

(Fortsetzung.)

Eine Heerde Büffelochsen zog den kleinen Abhang herauf, der ohnfern der Zelle sich wieder hinab zog. O! Himmel! mitten unter den Thieren wandelte ein Mensch; nach dieser Erscheinung starrte Paphnutius hin, als ob er außer sich gebracht sey.

Als die Heerde näher kam, erkannte der Abt, daß der Mensch zwar ganz nackt, aber über den ganzen Leib mit Haaren bedeckt sey. Die wilden Ochsen zogen an ihm vorüber, als ob sie zahm wären, und der wilde Mann, hingetreten, wo der Freund stand, glaubte einen Geist an ihm zu sehen, wurzelte an derselben Stelle und betete.

Paphnutius. Du Diener unsers Gottes, was fürchtest du? sieh! und betrachte meine Schritte, damit du dich beredest, ich sey ein Mensch, wie du; berühre mich, daß du dich überzeugst.

Der Abt näherte sich dem Einsiedler, und faßte dessen Hand; dieser, als er den Fremden starr und lange betrachtet hatte, hub seine Augen dankend zum Himmel und sprach „Amen“.

Paphnutius. Willst du mich wohl aufnehmen für die kommende Nacht?

Schweigend, aber mit erheiterter Stirne führte ihn der Einsiedler in die Spelunke. Ein Sitz von weichem Moos nahm sie auf.

Der Einsiedler. Fremdling! wie hast du dich bis zu mir verirrt?

Ohne Rückhalt entdeckte Paphnutius die Absicht seiner Pilgerfahrt, und den Zweck seines Unternehmens und schloß.

Paphnutius. Darf ich nun auch an dich die Frage thun, ehrwürdiger Bruder! auf welche Weise bist du in diese Einöde gekommen? wie viele Zeit wohnst du schon da? und warum ist dein Leib ganz unbedeckt?

Der Einsiedler. Macht es dir Freude, Fremdling! gern will ich dir erzählen. In einer Lebensgemeinschaft der Thebais ein Mönch, wirkte ich mit gläubigen und großvertrauenden Herzen. Aber um des größeren Lohnes willen im Jenseits, beschloß ich, auszutreten, und stille und einsam in der Einöde zu wohnen. Ausgeführt ward bald dieser Entschluß, und nicht weit von dem Kloster entfernt, baute ich eine kleine Zelle, in welcher ich außer den Stunden des Gebeths, meine Hände mit Verfertigung heiliger Dinge beschäftigte. Der Ruf von meinen Arbeiten zog Viele herbei, welche mir auftrugen, für sie meine Hände in Thätigkeit zu setzen. Der Gewinn für meine Erzeugnisse war dem Besten der Armen und Dürftigen, und der Gäste Bewirthung bestimmt; für mich selbst war der kleinste Theil derselben benützt. Der Erbfeind aber, dem Guten auf

alle Weise gehässig, und neidisch über meine Seelenruhe, war aus allen Kräften bemüht, mein heftiges Trachten nach Gottes Wohlgefallen, und mein gottgefälliges Fürnehmen zu hindern.

Eine Nonne kam einst zu mir, um eine kleine Arbeit zu bestellen. Weil sie dieser Kleinigkeit willen wieder kommen mußte, entstand zwischen uns ein etwas zu freyes Gespräch. (Hier machte ein tiefer Seufzer des Erzählers eine Pause, dann fuhr er fort.) Wie der Versucher uns beyde von Stufe zu Stufe geleitet hat, um uns der Sünde reif zu machen, darüber lieber Fremdling! laß mich hinausspringen; kurz, wir wurden einig, beysammen zu wohnen, und endlich überraschte die Sünde unsere unbewachten Herzen, und hielt uns sechs Monate in ihren ehernen Ketten gefangen.

Paphnutius. Ach! wenn der Fromme so tief fällt, wie wird sich der Schwache bewahren können?

Der Einsiedler. Der Herr verläßt nie den, der ihm einmal ergeben gewesen; — plötzlich tagte es in meiner Seele; das Eine meines Lebens, der große allgemeine Weltgerichtstag, und der Gewissenswurm, der nie zu nagen aufhörte, führten oft schauerliche Bilder vor meiner Seele vorüber, und ich sagte zu mir selber: „Weh dir, o du meine Seele! steh' auf von deinem Falle; es ist besser von der Sünde hinweg in die tiefste Wüste zu fliehen, als hier verharren.“ Und Gottes Geist stärkte mich, daß ich das Weib und alle Dinge verließ, und tief in die Einöde lief, bis ich zu dieser Spelunke kam, wo ich eine Quelle und den Dattelbaum fand, welcher bis jetzt mich nährte; denn er erzeugte regelmäßig in jedem Monat eine Erndte, die hinreichende Speise für 30 Tage liefert. — Von anderer Speise — von anderem Getränke weiß ich nichts, seit ich hier wohne. Der

Zahn der Zeit nagte an meiner Mönchskutte; nichts blieb mir übrig, zu bedecken die heimlichen Theile des Körpers, als die Haare meines Hauptes, die seit den 30 Jahren meines Aufenthaltes in dieser Zelle das Haar über die Nacktheit meines Leibes hinweg wachsen ließ.

Paphnutius. Ich staune ob dem, was du mir erzählt hast, und danke Gott, daß er dich, guter Bruder! so wundersam rettete für die Ewigkeit. Aber sprich, hat es dich viel gekostet, über alle diese Beschwerlichkeiten des einsamen Lebens zu siegen, oder war es dir leicht?

Der Einsiedler. O, geliebter Bruder! es läßt sich nicht beschreiben, was ich anfänglich am Leibe sowohl, als an der Seele litt. Vom Schmerz gepeinigt, warf ich mich oft auf die Erde; vor Beschwerden im Unterleibe konnt ich manchmal das Haupt nicht erheben; Nachdem ich unaussprechlich viel durchgerungen, und den Herrn unaufhörlich um Vergebung meiner Sünden und um Schmerzenlinderung angefleht hatte, schien ich erhört zu seyn, denn kein Schmerz fand sich mehr ein — meine Eingeweide fühlt' ich geheilt. Gelobt sey der Herr, so lange meine Seele lebt.

(Die Nacht war hereingebrochen, sie hatten während des Gespräches so viele Datteln und Wasser genossen, als für Beider Erfrischung nothwendig war. Man begab sich in's Gebeth und der Einsidler überließ dann dem Gaste den weichen Moossitz zum Nachtlager, er selbst streckte sich auf eine Matte in einem Winkel der Spelunke. Mit frühem Morgengebethe empfingen die frommen Männer den ersten Strahl der Sonne. Der Einsiedler lud seinen Gast zum Morgenmahle; bei demselben bat der Abt um den Namen des Einsiedlers.)

Der Einsiedler. Ich ward im Kloster Timotheus genannt. Dieser Name „Fürchte Gott“ sollte mich erinnern, Gott zu fürchten; aber ich beleidigte Gott,

darum will ich büßen mein Lebenlang in dieser Einöde, und leiden, so lange und so viel, als Gott will.

Paphnutius. Bruder Timothe! Der Herr gebe dir Stärke in diesem Lebenskampfe; wollte Gott! ich dürfte hier bei dir bleiben, und dich in deinem schwerem Kampfe unterstützen, aber die Pflichten des Vorsteheramtes, das ich meinen Klosterbrüdern gelobt habe, rufen mich wieder aus dieser Einöde zurück.

Der Einsiedler. Nur der Sünder meines Gleichen verdient solche Züchtigung; für den Reinen hat Gottes Barmherzigkeit andere Wege, denselben zu sich zu ziehen. Frommer Bruder! ziehe hin in Frieden, gedenke meiner im Gebethe, daß der Herr mich das Bußwerk vollbringen lasse, wodurch ich seiner Verzeihung gewürdigt werde. Eins noch erbitt ich mir zum Abschied, was du mir versprechen wollest.

Paphnutius. Sprich, theurer Bruder! was wünschest du?

Der Einsiedler. Es ist möglich, daß du auf deiner Rückkehr die Nonne findest, die ich verließ; oder daß dir sonst eine Kunde von ihr wird; in diesem Falle bitte ich dich, was ich kann und vermag, ermahne sie in meinem Namen, daß sie Thränen der Buße weine, und durch unaufhörliche Reue die Versöhnung mit dem Himmel suche.

Paphnutius. Dieser Auftrag soll das angelegenste meines Lebens seyn; bei Gott sag ich dir dieses zu, Bruder Timothe! aber unter welchem Namen kann ich das Weib auskundschaften?

Der Einsiedler. Sie ward in ihrem Kloster Anastasia genannt; am nördlichen Ende der Thebais liegt das Nonnenkloster, in dem sie mit andern Schwestern in dem Stande der Unschuld zusammen lebte, ehe sie der Verführer berückte.

Paphnutius. Ich gelobe dir, mein Bruder! so viel ich kann und vermag, deinem Auftrage zu genügen. Und nun segne mich, und laß uns scheiden.

(Der Einsiedler legte auf den vor ihm niedergeknieten Fremden die Hände, segnete ihn, hob ihn auf in seine Arme, und sie schieden von einander mit dem Kuße des Friedens. — Neuer Muth geleitete den Abt aus der Einsiedeley, und ermuntert durch das Andenken an die Hingebung des Einsiedlers setzte er, immer tiefer in die Einöde dringend, durch vielerley Abwege seine Wanderung fort. — So waren wieder mehrere Tage hingelaufen, während denen der Pilger allenthalben Früchte und Wasser zu seinem Unterhalte fand, und daher an keinen Rückweg dachte.)

Eines Abends wollte Paphnutius sich an dem Fuße eines Berges legen, da sah er aus der Ferne einen Mann kommen von schreckbarem Ansehen, überwachsen mit Haaren, die den ganzen Leib bedeckten, und ihn ähnlich machten einem wilden scheußlichen Thiere. An allen Theilen des Leibes ohne Bedeckung, waren einzig die Lenden mit Blättern umgürtet.

Das Dunkel eines Felsenüberhanges, durch den das wundersame Wesen sich langsam durchbewegte, machte seinen Anblick noch scheusamer. Der Abt starrte nach dieser auffallenden Erscheinung hin, und wußte nicht, was er beginnen sollte.

Als aber die Gestalt immer und immer näher kam, begab sich Paphnutius erschrocken auf den sehr steilen Gipfel des nah gelegenen Berges; denn es kam ihm die Furcht an, es möchte ein menschenfressendes Ungeheuer seyn.

Am Fuße des Berges warf die Gestalt, als ob Alter und Nahrungsnoth, oder Hitze und Mühseligkeit die Lebenskraft erschöpft hätten, sich in den Schatten.

(Nach einer Erholungspause den Berg hinan sich wendend, als wäre sie Willens, ihn zu besteigen, und Paphnutius wahrnehmend, raffte sie sich plötzlich auf und rief:)

Die Gestalt. Steige herab zu mir, heiligster Mann! auch ich bin ein Mensch, wie du, und wohne in dieser Einöde.

Kaum hatte Paphnutius diese Worte vernommen, stieg er stracks herab, und warf sich zu den Füßen der Gestalt; denn er war überzeugt, daß es der heiligen Mönche einer sey, wohnend in dieser Einöde.

Die Gestalt. Erhebe dich mein Sohn!

(Paphnutius gehorchte; aber erstaunt über den seltsamen Anblick dieses Wesens, konnte er nichts anders hervorbringen, als daß er oft die Bitte wiederholte, seinen Namen zu sagen.)

Die Gestalt. Mein Name ist Onuphrius, schon ist das 60ste Jahr eingegangen, welches mich zwischen den Bergen und Felsen dieser Wüsteney wandeln sieht; in dieser Zeit kam kein menschliches Wesen vor meine Augen; du bist das erste.

Paphnutius (höchst erstaunt). Sechzig Jahre! Gott! welche Zeit! und von wannen kamst du hieher, ehrwürdiger Greis?

Onuphrius. Ich wohnte ehedem in dem Kloster, welches von sich selbst gesammelten hermopolitanischen Eremiten der thebaischen Wüste den Namen führt. Hundert Brüder desselben Glaubens und desselben Geistes wohnen dort beisammen.

Paphnutius. Ich erinnere mich wohl, von dieser Brüderversammlung viel Gutes gehört zu haben. Aus den entferntesten Gegenden sollen Jünglinge dahin wallen, sich dem contemplativen Leben zu widmen.

Onuphrius. Theuer und lieb ist mir in diesen 60 hier verlebten Jahren das Andenken an jenes Klo-

ster geblieben; ja, ich schäme mich nicht, zu gestehen, ich habe mich oft nach jenem Dache wehmüthig gesehnt, worunter ich meine Heimath frühzeitig vergaß.

Paphnutius. Welcher Heimath?

Onuphrius. Die mir noch dunkel im Gedächtnisse schwebt. Damals ein Knabe von 6 Jahren kaum, sey ich von einem abyssinischen Kaufmann dem Kloster zur Verwahr übergeben worden, erzählte der Vorsteher, der sein heiliges Leben schloß, da ich ein Jüngling war. Auf der Insel Cyprus hatte der Mann Geschäfte zu machen, auf der Rückreise wollte er dem Kloster meine Versorgungskosten ersetzen, und mich in ein Land bringen, wo ich, vor den Verfolgungen eines blutgierigen Verwandten gesichert, der mit fünf Söhnen meinen Vater erschlug, um sich der Oberherrschaft eines nomadischen Völkleins zu bemächtigen, und dem er mich durch eine List aus den Augen entrückte, zur Rache erzogen werden sollte.

Paphnutius. Und dieser Kaufmann?

Onuphrius. Kam nie wieder zurück. In der Ueberfahrt zwischen Alexandria und Cyprus mag der Arme wohl Schiffbruch gelitten haben, meinte der Vorsteher, der mich von derselben Stunde als seinen eignen Sohn erzog. Gott sey gepriesen, daß der Mann nicht wieder kam. Wie würde es um mich stehen, wäre mir das Loos beschieden gewesen, Rache zu nehmen an dem Mörder des Vaters und der Brüder, und ein wildes unstätes Volk zu beherrschen.

Paphnutius. Wunderbar führt Gott die, welche er zu seinen Dienern erkiest.

Onuphrius. Lob und Preis sey ihm für die väterliche Leitung, die er an mir bewies. — Mein jugendliches Leben floß unter väterlicher Zucht und Erlernung dessen, was den reinen und standhaften Glauben — die Liebe zu Gott — die Grundsätze der Tugend, und

die Neigung zur Frömmigkeit in den Herzen der Jugend erzeugt und fortpflanzt, ruhig dahin in der Gesellschaft der Väter, welche in allen diesen Geistesvollkommenheiten voranleuchteten; und meine Seele fieng bei immer sich mehr entwickelnden Fähigkeiten an, heiß zu verlangen, zu werden wie jene Väter.

(Die Dämmerung hatte sich während dieses Gespräches über Berg und Klüfte gebreitet; der Fittig der Nacht war schon im Begriff, sie zu bedecken.)

Onuphrius. Es ist Zeit aufzubrechen, folgt mir in meine einsame Hütte.

(Sie gingen. — Onuphrius voran.)

Paphnutius. Darf ich mich erkühnen, zu fragen, heiliger Vater! was dich bewog, die Wohnstätte der frommen Gemeinschaft gegen diese Einöde umzutauschen?

Onuphrius. Unser Weg ist noch weit, so manches kann ich noch darüber reden.

(Mit gespannter Aufmerksamkeit prägte Paphnutius seinem Gedächtnisse die Worte des Onuphrius ein, denn, in sein Kloster zurückgekehrt, hatte er vor, des seltsamen Einsiedler Gespräche getreulich für die Nachwelt niederzuschreiben; — zu weitschichtig für unsere Erzählung, berühren wir nur, daß Onuphrius, entflammt durch das Beispiel des Elias und des Johannes des Täufers, von deren Ueberwindung und Beharrlichkeit in den entsetzlichsten Beschwerden und Widerwärtigkeiten der Abgeschiedenheit von Menschen ihm so viel Bewundernswürdiges erzählt worden, den Entschluß faßte, das Kloster mit der Einöde zu vertauschen, daß er in einer Nacht behend und frohen Muthes aufstand, so viel Brod zu sich nahm, als er für den Unterhalt von vier Tagen hinreichend erachtete, die Pforte des Klosters verließ, als eben der freundliche Mond die Fluren beleuchtete, und nach einer

Wanderung von sechs bis sieben Meilen an einer schön bewachs'nen Höhle ankam.

(Unter Erzählung aller besonderen Umstände seiner Einwanderung in die Einöde kam Onuphrius mit dem Gaste an seiner Wohnung an.)

Onuphrius. Wir wollen uns in die Hütte zurückziehen, denn die Nacht liegt schon über dem Felsen; tritt herein, mein Gast!

(Er schob eine Verzäunung vom Eingange hinweg, und sie traten in die Hütte; dann wurde die Verzäunung wieder vorgeschoben, den nächtlichen Besuch schädlicher Insekten abzuhalten. Man setzte sich auf einen geebneten Felsen, und eine ziemliche Zeit verging über wechselweisem Gespräche von der Güte Gottes.)

Onuphrius. Mein Sohn! es ist Zeit, daß du von dem Brode und Wasser genießest, was vor dir steht, so lange der Mondstrahl durch die obere Oeffnung helles Licht in die Hütte sendet, und ich fahre fort, dir zu erzählen, daß, als ich an jener Höhle pochte, vor der ich ankam, plötzlich ein Greis heraus trat, dessen Gestalt ausnehmend schön, dessen Angesicht voll hoher Würde war, und dessen Anblick mich so sehr mit Ehrfurcht erfüllte, daß ich zu seinen Füßen in die Kniee sank, und ihn tief verehrte. Mit Freundlichkeit richtete mich seine Hand auf, indem er sprach: Du bist Onuphrius, der vom Herrn mir zum Mitarbeiter bestimmt ist. Geh' herein, Sohn! Gott wird dir helfen, du wirst ausharren, wie du berufen bist, gute Werke zu üben in seiner Furcht. Froh über solche Einladung trat ich in die Zelle, und ich weilte kaum einige Tage um ihn, so war ich schon unterwiesen, wie der Eremit seinen Wandel vor Gott beginnen müße; und als er nach einiger Zeit wahrnahm, daß ich im Geiste erleuchtet sey, die Beängstigung der Einsamkeit zu überwinden, sagte er zu mir: „Mache dich auf, Sohn! ich

will dich tiefer in die Einöde führen, daß du versuchst, in einer andern Spelunke ohne mich zu tragen die Lasten der Einsamkeit allein.

In Demuth folgt' ich dem ehrwürdigem Greise, den ich für meinen von Gott beschiedenen Wegweiser betrachtete, in die Wüste herein, und als wir nach vier Tagen und eben so viel Nächten an einen Platz kamen, wo eine kleine Hütte, und neben selber ein Dattelbaum stand, sprach der heilige Mann: „Hier ist die Stätte, von Gottes Vorsehung dir zur Wohnung bestimmt." Er führte mich unter andachtsvollen Segnungen ein in diese Hütte, und blieb bei mir, mich eingewohnen zu sehen, und Gott gefällige Uebungen zu lehren. —

Als aber 30 Tage verflossen waren, sagte er mir ein kurzes Lebewohl und schied schnell; und von selber Zeit an besuchte er mich jährlich einmal, welches mehrere Jahre geschah, bis er eines Tages plötzlich erkrankte, und bey mir in den Herrn verschied; denn er hatte sein Ende vorher gesehen, und erwartete dieses bei seinem Freunde, dessen Hand seinen Leichnam beerdigen sollte. — Draußen neben dieser Hütte unter dem Baume ruhen seine Gebeine.

(Der fromme Erzähler erfrischte sich mit einigen Bissen und einem Trunke, wie Paphnutius bereits gethan hatte.)

Paphnutius. Guter Vater! du hattest wohl viele und große Beschwerlichkeiten zu bekämpfen in der ersten Zeit deiner Einsamkeit?

Onuphrius. Glaube mir, mein Sohn! so zahllose und so ungeheuere, daß ich oft und oft die Lebenshoffnung von mir gänzlich weichen sah; Hunger und Durst, die brennende Sonnenhitze am Tage, und die durchdringende Kälte der Nächte stürmten auf meine Gesundheit vernichtend ein, und mein Körper, durchnäßt von

dem Himmelsthaue (denn meine Hütte war lange ohne Dach) drohte den Einsturz; aber nach und nach, als der gute Vater im Himmel sah, daß ich alles ohne Murren duldete, gab er mir Kraft meinen Zustand zu verbessern, indem ich meine Hütte unter Dach brachte, von dem Dattelbaum alle Jahre von Monat zu Monat reife Früchte genieße, süße Kräuter in der Wüste sammle, und eine frische Quelle in einer Felsengrotte benutzen kann.

(Die beiden Frommen waren gesättigt, sie begaben sich in's Gebeth, und dann zur Ruhe.)

(Als der Morgen die Einöde wieder belebte, und in der Hütte alle Gegenstände deutlich zu unterscheiden waren, bemerkte Paphnutius, daß das Angesicht — das Auge und die Gesichtsfarbe seines Wirthes sich auffallend verändert hatten; er beobachtete ihn eine kleine Zeit schweigend; — Onuphrius bemerkte das Entsetzen seines Gastes.)

Onuphrius. Fürchte dich nicht, mein Bruder! Gott, der in allen seinen Verordnungen so barmherzig als weise ist, schickte dich deßwegen zu mir, daß du mein Begräbniß besorgst; denn sieh, heute werd' ich meine Haushaltung vollenden, und in meine Ruhe eingehen bis zu jenem großen Tage. — Vernimm jetzt meinen letzten Willen. — Wenn du nach Egyptens bewohntem Geländer wieder hinausgehst, Bruder Paphnutius, so verkünde mein Gedächtniß und meine Geschichte, damit aus der Mitte der Brüder und der Christen Opfer für mich aufsteigen wie ein angenehmes Rauchwerk; meinen Leichnam bringst du in den nahen Fels der einer ausgehauenen Cisterne gleicht, und verrammelst den Fels, und sprichst bei der Einsenkung die Gebethe der Kirche über mich. Ehe du aus meiner Wohnung scheidest, schreibe auf jene dortliegende Steinplatte allen Nachkömmlingen zur Wissenschaft, wer in dem Grabe rastet, und daß du mich begraben hast.

Paphnutius. Guter Vater! heftig regt sich der Wunsch in meiner Brust, da zu wohnen, wo du so lange lebtest. Bist du von hinnen, sollt' ich nicht würdig seyn, dein Nachfolger in dieser Hütte zu werden?

Onuphrius. Sohn! du bist nicht gekommen zu diesem Beruf; sondern zu erquicken seine Heiligen, hat dich Gott gesendet; und er will, daß du wieder zurückkehrst in die Mitte deiner Brüder, die um dich bekümmert sind; zieh' daher heim nach Egypten und verharre in guten Werken, Allen Alles verkündend, was du in der Wüste gesehen und erfahren hast.

Paphnutius (hinsinkend zu den Füßen des sterbenden Greises): Segne mich also, Vater! daß ich Barmherzigkeit finde vor Gott in der Ewigkeit, und Kraft für die Pflichten in dieser Zeitlichkeit.

Onuphrius (die Hände auf Paphnutius legend). Sohn Paphnutius! der Herr wolle dir gewähren, was du bittest, — mit keiner Beschwerde dich heimsuchen, wohl aber dich segnen, — deine Liebe stärken — von allen widrigen Zufällen dich befreyen, und glücklich vollbringen lassen, was du beginnst; sein Vaterauge sey über dir stets offen, und seine Hand decke dich gegen die Nachstellungen des Erbfeindes; nichts soll er finden an dir, um dich anzuklagen in der Schreckensstunde, in der dich der Herr abruft, deine Sache zu verfechten jenseits.

(Mit sichtbarer Anstrengung und großer Mühseligkeit erhob sich Onuphrius und verrichtete, in die Knie gesunken, unter vielen Thränen und tiefen Seufzern, und zum Himmel erhobenen Händen, den Blick zum Himmel geheftet, ein stilles Gebeth, und kurz nachher sank er zusammen und ward in dem Herrn vollendet, indem er mit lächelnder Miene die Seele aushauchte, von dem Arme des Abtes unterstützt.)

Wie außer sich starrte Paphnutius auf den Todten hin, und in einem Zustande von Ausserſichseyn kam es ihm vor, als vernehme er Engelsstimmen, die frohlockend die Seele des hingeschiedenen Greises in die himmlischen Regionen geleiteten. — Zu sich selbst gekommen, ließ er den Leichnam sanft zur Erde herabgleiten, kniete vor denselben hin, und bewunderte eine ungewöhnliche Helle, die weder der Sonnenstrahl, noch der Glanz des Mondes, noch das Sternenlicht hervorzubringen vermögend sind, welche sich über den Entschlafenen ergoß, daraus erkennend, wie die Gerechtigkeit dieses Heiligen verklärt ward. —

Unter häufigen Thränen zog der Abt sein Ordens-Oberkleid aus, löste die Quer-Enden desselben auf, und bedeckte mit der Hälfte desselben die Ueberbleibsel des Greises; daruf ging er hinaus, den Fels zu suchen, von dem Onuphrius gesprochen hatte; — bald fand er ihn, und daher säumte er nicht, den entseelten Körper dahin zu bringen und unter den Gebethen der Kirche zur Ruhe zu legen.

Beschäftigt, den Fels mit vielen großen Steinen zu schließen, vergieng der Tag; in der Dämmerung nahm der Abt noch etwas Speise zu sich, und verfiel dann unter heiligen Betrachtungen in einen sanften Schlaf.

Am frühen Morgen erwacht, begab sich Paphnutius zuerst an die Grabstätte des frommen Freundes, und verrichtete da ein Morgengebeth aus der Fülle des dankbarsten Herzens, und nahm dann unter Thränenopferung den wehmuthsvollsten Abschied von der Ruhestätte des Entschlafenen.

Zwey Tage lang wanderte der Abt rauhe unbekannte Wege heimwärts; Hunger und Durst — brennende Tageshitze und Nachtfröste waren seine peinigenden Begleiter, und ein verwachsenes Buschwerk, welches er durch-

brechen mußte, um nicht abzukommen von der Richtung in die Heimath, forderte seine ganze Kraftanstrengung. Als diese unwirthbaren Pfade zurückgelegt waren, stellte sich auf einer Anhöhe, an deren Fuße er eben stand, eine in den Felsen gebaute Klausur seinem Blicke dar; — er stieg hinauf, spähte in das Innere dieser Zelle, aber er entdeckte Niemand; da setzte er sich nieder, und sagte bei sich selber: „Sollte denn diese Zelle nicht bewohnt seyn;" es dauerte aber nicht lange, da trat ein Mann herein von wunderbarer zierlicher Gestalt, sein Haupt war mit grauen Haaren, sein Leib mit einem Gewande von geflochtenen Dattelblättern und Bast bedeckt.

Der Einsiedler (den Fremdling erblickend). Du bist der Vorsteher Paphnutius, der die Ueberreste des heiligen Vaters Onuphrius begrub. (Der Abt hoch erstaunt über diese Anrede, fand keine Worte, den Gruß zu erwiedern, sondern warf sich schweigend vor ihm auf die Kniee.)

Der Einsiedler. Sey getrost, Bruder! und erhebe dich, der Herr hat dich würdig geachtet, der Freund und Helfer seiner Diener zu seyn.

(Eben traten drey andere Greise ehrwürdig, wie Heilige, in die Zelle, und begrüßten den angekommenen Gast zumal.)

Der erste Einsiedler. Dein vollendetes Geschäft an dem seligen Onuphrius und deine heutige Ankunft bei uns hat uns der Herr angezeigt, daher seyst du willkommen in unserer Mitte und gebeten, einen Tag bei uns zu rasten.

Paphnutius. Ich weigere mich nicht, euerem Willen nachzuleben, weil ich unter Männer bin, die der Herr seiner Offenbarung würdigt, zumal ich auch der Erholung bedarf.

(Es spann sich hierauf zwischen den Einsiedlern und dem Abte ein langes Gespräch an; man erzählte sich wechselweise viel vom Vater Onuphrius und andern Einsiedlern, die in und außer der Wüste lebten, und unglaubliche Werke der Gerechtigkeit, der Selbstverläugnung, der Abtöodtung, der Gottesfurcht und der Beharrlichkeit zur Nachahmung zurückließen.)

(Einer der Einsiedler, der unter diesem Gespräche in eine innere Zelle gegangen war, kehrte mit Broden, mit einer andern Speise und mit einem Wassergefässe zurück.)

Der Einsiedler. Komm, Bruder! genieße mit uns das Abendbrod, und stärke dein Herz, denn du kommst weit her, und bedarfst der Erquickung.

(Man richtete dem Gaste von den Broden; er aß gierig davon; denn viele Tage gieng des Brodes kein Bissen in seinen Mund, und er erstaunte über den Wohlgeschmack der Brode.)

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Ein Meer voll Perlen wogt
In schwer erreichbarer Ferne,
Die Perlen verwandeln sich oft
In helle, gesellige Sterne.

Sie lagern sich weit und breit,
Gedrückt an einander so enge
Sie fliegen in Kugelgestalt
Herüber, hinüber, in Menge.

Sie breiten als Mantel sich aus,
Als Zaubermantel; sie tragen
In reißender Eile dahin,
Wo andere Straßen versagen.

Doch bald verschwinden, wie Trauer,
Die wandelnden Sternenheere.
Und kehren am Ende zurück
Zum Perlenwogenden Meere.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 22tes Stück.

Die Einsiedler der Wüste Thebens in den ersten Jahrhunderten des Christenthums.

Eine Erzählung, getreu aus dem Griechischen entnommen.

(Schluß.)

Einer der Einsiedler. Ich nehme deine Verwunderung gewahr, Bruder Paphnutius! wie wir zu so schönem und schmackhaftem Brode kommen? — Wisse, so lange wir hier wohnen, und drüber ist schon eine Reihe von vielen Jahren verschwunden, während denen wir alle grau geworden, kömmt an jeden Quatember Abend ein freundlicher Mann mit einem Lastthiere bei uns an, ladet so viel Brode ab, daß wir damit auslangen bis zur nächsten Quatembers Wiedererscheinung, und zieht dann stracks wieder von dannen mit der liebreichen Warnung, nicht nachzuforschen, von wannen er komme und wohin er wieder ziehe.

Ein frommes Gespräch über die Mannigfaltigkeit der Wohlthaten Gottes und über Gottesdienstliche Gegenstände würzten dieses köstliche Mahl, und nachdem

sich alle gesättigt fühlten, begaben sie sich in's Gebeth bis Mitternacht, weil der Morgen den Sonntag brachte, dann wiesen sie dem Abt eine Matte an, und alle überließen sich der Ruhe.

Der anbrechende Morgen rief die Väter zur Matutin; darnach nahmen sie ein Morgenbrod zu sich, und widmeten sich dann wieder dem Gottesdienste, bis die Sonne am Mittag stand.

Ueber dem Mittagsmahle, welches von dem Abendmahle des verwichenen Tages in nichts verschieden war, ließ Paphnutius den Wunsch verlauten, die Väter möchten ihm ihre Namen kund thun, damit er Ihrer besonders gedenken könnte in seinen Reise-Erzählungen.

Die Einsiedler weigerten geradezu die Erfüllung dieses Wunsches, und obschon der Abt sich alle Mühe gab, sie zu bewegen, ihre Namen auszusprechen, vermocht' er es dennoch nicht über sie.

Einer der Einsiedler. Der aller Menschen Namen kennt, als wären sie in ein Buch eingeschrieben, weiß uns wohl zu nennen; Gedenke unser aber nur so, Bruder! daß wir einst einander wieder sehen im Hause Gottes.

Ein anderer Einsiedler. Befleiße dich, geliebter Sohn! die Versuchungen der Welt so behutsam zu fliehen, daß du von ihnen nicht listig berückt wirst, denn die Meisten werden durch ihre Lockungen betrogen.

Noch so manche gute Lehre floß aus Aller Munde zum Andenken an Paphnutius; auch sagten sie ihm einige andere vorher, die ihm hernach aufstießen; und so schwand auch neben den gewöhnlichen Horen, die sie gemeinschaftlich durchbetheten, der Nachmittag dahin. — Der Abend brach an, die Complet wurde nach einer kleinen Collation gebethet, und frühzeitiger als gestern die

Nachtruhe gesucht, denn der Gast wollte mit der frühesten Morgendämmerung fortwandern.

Die vorgehabte Reise weckte den Abt sehr früh, und er schied, nachdem ihn die Väter herzlich umarmt und gesegnet hatten im Frieden Gottes von ihnen.

Ein Tag war vorüber; beschäftigt mit den schönen Bildern seiner zurückgelegten Reise, war er dem Wanderer ohne Beschwerden und unbemerkt dahingeschwunden; eine einladende, aus einer Felsenvertiefung sprudelnde Quelle bewog ihn, hier eine kleine Weile zu rasten, und diese Stätte schien von der Natur zur Rast gemacht zu seyn; denn rings um die Quelle warfen viele mit Früchten beladene Bäume den erquickendsten Schatten. Ueber die Massen verwunderte sich Paphnutius über die Viel- und Verschiedenheit der Früchte; denn nicht allein Datteln reiften da, sondern auch Citronen und Aepfel, Granatäpfel und Feigen, Zibet und Weintrauben. Mehr andere angenehme und fruchttragende Gesträuche wechselten zwischen den höhern Fruchtstämmen, und auch die Myrthe und solche Gewächse, welche verschiedene Wohlgerüche ausdünsteten, bemerkte der Abt. Die hervorsprudelnde Quelle bewässerte diese Bäume und Büsche so reichlich, daß das Grün derselben in schönster Ueppigkeit prangten. — Versenkt in die Betrachtungen dieser reizenden Natur weckte den Wanderer ein Geräusch, und plötzlich traten aus dem Gebüsche vier fröhliche schön gebildete Jünglinge, deren Lenden mit Schaaffellen umgeben waren, vor ihn hin.

Einer der Jünglinge (sehr freundlich). Sey gegrüßt, lieber Fremdling!

Bebend neigte Paphnutius sein Angesicht vor ihnen zur Erde; denn es ergriff ihn Ehrfurcht bei dieser Erscheinung. Die Jünglinge erhuben sich mit Muth zusprechender Zuvorkommung zu dem sie verehrendem Abte, und nöthig-

ten ihn, mit ihnen zu sitzen. Er war darüber so entzückt, daß er sich für den glücklichsten Sterblichen achtete, weil er sie, deren Ansehen so herrlich glorreich war, für Engel hielt.

Innige Ergötzung strömte durch des Abtes ganzes Wesen, als die Jünglinge ihn zum Gespräche ermunterten.

Eine gute Zeit schwand dahin, bis Paphnutius zu der Ueberzeugung gelangte, die Jünglinge seyen keine überirrdische, sondern menschliche Wesen; daher nahm Fröhlichkeit die Stelle der Verehrung in seinem Busen ein, und sie waren fröhlich untereinander. Die Jünglinge brachten Früchte von allerley Gattung und nöthigten den Fremdling, von allem zu kosten. Behagliche Wonne erfüllte das Herz des Abtes, denn die Liebe der holden Jünglinge that ihm so wohl, daß er sich von ihnen von Tag zu Tag zum längern Bleiben gerne bereden ließ; ihre Gebethe und gottesdienstlichen Verrichtungen machten einen tiefen Eindruck auf seine Seele, und ihr stilles sanftes Betragen rissen ihn zur Bewunderung hin; und so flossen ihm sieben Tage dahin, gespeist und gesättigt von den Jünglingen mit den köstlichsten Früchten ihrer Bäume.

Herzlichkeit ist die Führerin zur Vertraulichkeit, und diese machte den Pilger Paphnutius durstig, in einem Momente, in dem er die jungen Leute offen fand, zu bitten, daß sie ihn unterrichten möchten, wie und von wannen sie in diese Einöde gekommen seyen.

Einer der Jünglinge. Bruder! du scheinst von Gott zu uns gesendet, darum weg ich kein Bedenken, dich eine Skizze unseres Lebens blicken zu lassen.

Die Stadt Oxirrinchos ist unsere Wiege; unsere Väter sind angesehene Männer dort; denn die Bürger wählten sie in den Senat. Für die Wissenschaften von

ihnen bestimmt, fanden wir uns in einer und derselben Vorbereitungs-Schule, und giengen immer gleichen Schrittes nach und nach zu den höhern Lehranstalten über, da beschlossen wir einstimmig, weil Gott uns erleuchtete, die Weisheit zu erlernen, welche das ewige Heil gründet; und von selber Zeit an ermunterten wir uns wechselweise, mit Freudigkeit der Seele dem Zweck zu verfolgen, für den unsere Herzen brannten.

Paphnutius. Welchen Zweck?

Einer der Jünglinge. Einen entfernten Ort aufzusuchen, und dort wenige Tage zu verweilen, bis Gottes Fürsehung weiter über uns bestimmt haben würde.

Paphnutius. Und was geschah?

Einer der Jünglinge. Wir versorgten uns mit Brod und Wasser, um sieben Tage leben zu können, und zogen aus im Namen Gottes.

Paphnutius. Wohin?

Einer der Jünglinge. Der Wüste zu.

Ein anderer Jüngling. Die größte Angst, eingeholt zu werden, beflügelte unsere Schritte.

Ein anderer Jüngling. Die Wüste hatten wir glücklich erreicht; und nun waren wir geborgen.

Ein anderer Jüngling. Und vor übergroßer Freude war alle Angst entflohen.

Ein anderer Jüngling. Nach einem freudigem Gebethe um Gottes Rathschluß entschliefen wir sanft und ruhig unter einem Ueberhange an dem Felsenstücke.

Ein anderer Jüngling. Ein besonderes Rauschen, wie das eines Wasserfalls, weckte uns allzumal aus der lang gepflogenen Ruhe.

Ein anderer Jüngling. Und ein Mann stand vor uns mit vortrefflichen Glanze, der rief: „Macht euch auf!“

Ein anderer Jüngling. Weit entfernt, ihn zu fürchten, gewannen wir ihn bei dem ersten Blicke lieb.

Ein anderer Jüngling. Gar zu hold war ja sein Antlitz.

Ein anderer Jüngling. Und er faßte mich an der Hand, und führte mich voran.

Ein anderer Jüngling. Und wir andern folgten begierig nach.

Ein anderer Jüngling. Bis hieher.

Ein anderer Jüngling. Da saß ein Mann an der Quelle, eben so bedeckt wie wir.

Ein anderer Jüngling. Ehrwürdig, wie Johannes der Täufer; aber im Alter schon hoch vorgerückt.

Ein anderer Jüngling. Diesem Diener Gottes übergab uns der freundliche Wegweiser und wir erkannten daraus Gottes Willen und Andeutung, daß wir hier wohnen sollten.

Ein anderer Jüngling. Und sieh, Bruder! hier wohnen wir schon sechs Jahre.

Ein anderer Jüngling. Der fromme Mann nahm uns mit Liebe auf, und war unaufhörlich beschäftigt, uns Gutes zu lehren, und wie man Gott dienen müsse; wir ehrten ihn, wie unsern Vater, er liebte uns, wie seine Kinder.

Ein anderer Jüngling. Ach! noch war kein Jahr verfloßen, da nahm ihn der Herr zu sich; noch immer missen wir ihn, und trauern über seinen Verlust.

Ein anderer Jüngling. Ja, fünf Jahre sind hinüber, und noch missen wir ihn, und keiner geht den Hügel vorüber, worunter er schläft, ohne daß eine Thräne dem Auge entquillt. — Ruhe sanft lieber Vater!

Ein anderer Jüngling. Seit seinem Tode sind wir hier allein.

Paphnutius. Ich muß Gottes wunderbare Wege in euerem Schicksale neu bewundern, liebe Jünglinge! seine Gnade offenbart sich auf eine besondere Weise in der Stärke, mit der ihr in so zarter Jugend, in einem Alter, welchem das junge Blut so herrisch gebiethet, unter den Mühseligkeiten des einsamen Lebens ausharret.

Ein anderer Jüngling. Bitt' für uns, frommer Bruder! daß uns der Herr erhalte, wie wir jetzt sind, und daß der Versucher keine Gewalt über uns erlange. — Sechs Jahre entbehren wir das Brod; der Herr hat uns bei dem Genusse der Baumfrüchte gesund erhalten; dieß ist grosse Gnade von ihm. Wir fanden bisher unsere Herzen unverändert; kein Mißmuth über die Einsamkeit, keine Sehnsucht nach der Welt hat uns bisher beschlichen; dieß ist eben so grosse Gnade vom Herrn; und wenn ein jeder zurückkehrt in seine einsame Zelle, wo ein jeder für sich lebt die übrigen Tage, so findet er keine Langeweile und keinen Ueberdruß.

Ein anderer Jüngling. Denn ein jeder von uns beschäftigt sich außer den Stunden, die Gott geweiht sind, mit Erfindung oder Bearbeitung nothwendiger Dinge für unsern Haushalt; dieß ist gewiß eben so große Gnade vom Herrn. Bitt' also für uns, guter Bruder! daß Gott uns dieser Gnade ferner würdig achte.

Paphnutius. Wenn das Gebeth des Unwürdigsten vor dem Herrn Erhörung findet, will ich Euer oft gedenken; gedenket auch ihr meiner so oft, als ihr euch an die Lehren erinnert, die ich während meines Aufenthaltes bei euch in unsere Gespräche eingemischt habe, um eure unerfahrne Jugend zu warnen.

Einer der Jünglinge trug nun Früchte herbei, und sie genoßen das letzte trauliche Mahl, nach welchem Paphnutius, segnend diesen paradiesischen Aufenthalt, aufbrach der Heimath zu.

Fast fünf Stunden lang begleiteten die Jünglinge den scheidenden Gast unter Gesprächen von der Fürsehung — von der Eitelkeit der Welt — vom Tode und vom Wiedersehen. — An einer gewissen Stelle, zu Zollpa genannt, hielten sie ein, und nahmen Abschied von Paphnutius.

Paphnutius. Ihr guten, edlen Auserwählten! Gott vergelt' euch meine Aufnahme! lebet wohl! mein brechendes Herz wird mit dem letzten Schlage erst in der Liebe für euch ermatten; aber wenn euch mein Andenken theuer ist, und wenn ihr mich versichern wollet, daß ich euch nur einen Augenblick werth gewesen, so gewährt meine letzte Bitte.

Alle Vier. Sprich, geliebter Bruder und Freund!

Paphnutius. Laßt ein jeder von Euch seinen Namen mich wissen, damit ich von Euch draußen erzählen, und der Jugend zum Beyspiel euren Wandel aufstellen kann.

Der erste Jüngling. Mein Name ist Johannes.

Der Zweyte. Der meine Andreas.

Der Dritte. Ich nenne mich Heraclambon.

Der Vierte. Und ich Theophilus.

Der Erste. Wenn du unsere Namen den Brüdern und Frommen nennst, so sag' ihnen, daß sie Unser gedenken im Gebethe.

Paphnutius. So wahr mir Gott helfe! das will ich; gedenkt auch ihr meiner.

Alle Vier. Gewiß, gewiß! denn unsere Liebe für dich wird sich bis über die Verwesung fortsetzen. Mit nassen Blicken wandten sie sich um, und es hallte noch ein Lebewohl von aller Lippen dem schnell sich entfernenden Abte nach. — Mit Wehmuth zurückdenkend an all das, was er bei den seltsamen Jünglingen hörte und sah, wandelte er vorwärts, und alles kam ihm so leer,

abgestanden und unschmackhaft vor, wenn es ihm beifiel, daß er wieder in die Welt zurück mußte; nur das Verlangen, die Begebenheiten, welche seine Wanderung ihn erleben ließen, der Welt kund zu thun, und das Andenken jener Wüstenbewohner, mit denen er in Berührung kam, geschichtlich zu stiften, brachten nach und nach wieder Heiterkeit in sein Gemüth zurück, und so kam er nach drey beschwerlichen Tagereisen am nördlichen Ausgang der Wüste an.

Auf dem Wege nach seinem Kloster stieß er, wo man die Gegend Scites nennt, auf einzelne Zellen, darin er zwey Gott fürchtende und dienende Brüder fand, die ihn gastfrei aufnahmen; bei ihnen rastete er ein paar Tage, und erzählte ihnen alle seine Pilgerschafts-Begebenheiten. Als die Reihe der Erzählung auf jenem Einsiedler kam, der ihn so angelegentlich die Auskundschaftung der Nonne Anastasia empfahl, und er dann äußerte, sie finden zu können, um sich seines Auftrages entledigen zu können, beruhigte ihn einer dieser Brüder durch die Auskunft:

Der eine Bruder. Du bemühest dich vergeblich, diese Anastasia zu finden; laß ab, sie ist nicht mehr unter den Lebenden.

Der andere Bruder. Es sind nun drei Jahre hinüber, daß sie ausgelitten hat.

Der erste Bruder. Eines Tages, spät am Abend wurd' es unheimlich um unsere Zellen; aus dem nahen Gebüsche vernahmen wir ein Geächze, als wollte ein Thier verenden; uns dieses beredend, schloßen wir uns ein; aber es war noch nicht Mitternacht, da es an unsere Zelle kam, und heftig an die Thüre pochte.

Der zweite Bruder: und eine weibliche Stimme schrie immer: „Timotheus! auf! auf! die Gerichtsposaune tönt, ruft dich und mich zur Rechenschaft!“

Der erste Bruder. Es war gräßlich, dieses Geschrey so oft und in einem grächzenden Tone zu hören.

Der zweite Bruder. Wir berathschlagten, was zu thun sey;

Der erste Bruder. Der so oft wiederholte Name Timotheus, rief uns in's Gedächtniß zurück, daß wir einst gehört hatten, wie ein Einsiedler Timotheus genannt, ein heilloses und verdammliches Leben mit einer Nonne führte, die dem Kloster entsprang, und sich Anastasia nannte.

Der zweite Bruder. Wir beschlossen daher, die Zelle zu öffnen, und die Person einzulassen, zumal es uns dünkte, daß sie vom Verstande seyn müße, und unsers Beistandes als Mensch bedürfe.

Der erste Bruder. Und wirklich fanden wir sie in diesem Zustande;

Der zweite Bruder. Uns erblickend, gerieth sie in ein solches Erbeben, daß wir Mühe hatten, sie in die Zelle zu bringen.

Der erste Bruder. Und von diesem Augenblicke an drängten sich aus der stöhnenden Brust nur immer die Worte hervor: „Timotheus und Anastasia ewig verlohren — ewig verlohren!"

Der zweite Bruder. Alle Mühe, die Verzweifelnde zurück zu bringen, war vergeblich, wir betheten über sie.

Der erste Bruder. Und nach zweystündigem Toben hauchte sie die Seele aus.

Der zweite Bruder. Hundert Schritte von uns gruben wir ihr Grab. Gott sey ihrer Seele gnädig am Tage des Gerichts.

Paphnutius. Amen.

Alles, was der Abt diesen Brüdern erzählte, schrieben sie fleißig auf, und bathen ihn, daß er erlauben wolle,

das Buch in der ganzen Ländereyen Scites umher zu senden, um die einzeln wohnenden Brüder sowohl, als die Communitäten davon zu unterrichten, was er ihnen erzählt hatte. Paphnutius bewilligte dieses gerne, und bath die Brüder, sie möchten, wenn die Schrift vollendet wäre, sein Kloster besuchen, um eine Abschrift davon nehmen zu können; sie gelobten es ihm feierlich, und der Abt schied mit der Hoffnung des Wiedersehens, segnend von ihnen, den geraden nicht mehr mühseligen Weg nach dem Kloster einschlagend, wo er zum Trost seiner nach ihm sich sehnenden Brüder wohlbehalten ankam, und mit Jubel empfangen ward.

Durch welche Veranlassung ist das Andenken an den Einsiedler Onuphrius nach München gekommen, und wodurch dessen colossale Abbildung an eines der Häuser am Eiermarkte?

Die jetzt in königlicher Pracht prunkende Stadt München hat ihre erste Gründung dem unglücklichem Heinrich dem Löwen zu verdanken. Am Abhange des Hügels, auf welchem im Jahre 1176 die St. Peters Pfarrkirche erbaut ward, an jener Stelle, wo jetzt die Häuserreihe prangt, an deren einem die Abbildung des heiligen Onuphrius in colossaler Größe zu sehen ist, da stand nicht weit von dem ersten Urkirchlein die ungeräumige Burg des Herzogs. Die Aussicht über das damal noch unbewohnte Thal (nunmehr mit Wohnungen weit umher besetzt, und eingetheilt in das Thal Petri und in das Thal Mariä) bis an die am Isarstrom auf- und abwärts zerstreuten Fischerhütten (der einzigen damaligen Bevölkerung der Umgegend) machte ihm diesen Aufenthalt so lieb, daß er die kleine Burg vor allen Schlößern

seiner weitläufigen Ländereien und Besitzungen am liebsten und öftesten bewohnte.

Von dieser Burg aus machte Heinrich der Löwe mächtige Vorbereitungen zu einem Zuge nach Palästina, und bestieg im Jahre 1171 am Maria Lichtmeß Tage mit seinen Schaaren die zubereiteten Schiffe zu Regensburg, um die Reise in das heilige Land zu unternehmen.

Kaum mit tausend streitbaren Männern in Palästina angelangt, verließ ihn doch sein gewöhnlicher Muth in keiner Gefahr. „Wer ist wider uns, wenn Gott mit uns ist,“ rief er immer aus, wenn er auch mit einem unübersehbarem Heere sich in den Kampf einlassen mußte; und jeder Kampf gelang ihm; und wenn alle Heerführer mit Verlust fochten, so war auf seiner Seite der geringste.

Reich an Heldenthaten dachte Heinrich auch daran, seine Seele zu bereichern; demnach besuchte er alle geheiligten Stätte — alle Mönchsniederlassungen und alle Einsiedeleien der Wüste; verehrte das Heilige allenthalben durch reichliche Schenkungen und Opfer zu seines Namens Gedächtniß, wie er denn einmal ein kostbares, mit Gold reich gesticktes Kleid, welches ihm der Sultan zum Geschenke machte, in dem Kloster des heiligen Alexius zurückließ, und der Zierde des Altars widmete, worauf die Gebeine des Einsiedlers Onuphrius der öffentlichen Verehrung ausgestellt waren.

Hier war es, wo der fromme Fürst, ermuntert durch die Erzählung der Mönche von dem einsamen Büßerleben des heiligen Einsiedlers, und von seiner wirksamen Fürbitte bei Gott, den heiligen Onuphrius zu seinen Geleitsmann auf der Heimreise erwählte; und von da aus trat er, von den Mönchen mit einer Abbildung und der Hirnschale des Einsiedlers beschenkt, die Rückreise in sein Vaterland an, wohin er unter Gottes Schutz, gestützt auf die Fürbitte seines erwählten Geleitsmannes, sicher

und glorwürdig über Konstantinopel durch Panonien gelangte, und ruhm- und siegbekränzt mit den gesammelten Heiligthümern in München einzog.

Wahrscheinlich hatte der wiederkehrende Fürst, der selber die größte Ehrfurcht für alles Heilige hegte, um den damaligen Bewohnern seiner Residenzstadt gleiche Ehrfurcht für die Reliquien seines heiligen Geleiters einzuimpfen, es veranstaltet, daß des Onuphrius Bildniß ihm und seinen Reisigen vorgetragen wurde, als er über die Isarbrücke das Thal heranzog, um in seine Burg zu gelangen; denn es war die Sitte damaliger Kreuzzügler, sich einen heiligen Schutzpatron zu wählen, dessen Abbildung in ihren Fahnen und Panieren dem Zuge vorprangte. Daher also scheint die Volkssage, daß dieser heilige Onuphrius, den Pöbelwahn und Unwissenheit noch immer den großen Christoph zu nennen pflegt, in derselben Gestalt, wie er auf dem Eiermarkte abgebildet ist, über die Isarbrücke hereingegangen sey, in der späteren Zeit zusammengestoppelt, und bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, ihren Stoff genommen zu haben.

Daß Heinrich der Löwe der Reliquie dieses Onuphrius sammt dessen Abbildung in seiner Burgkapelle einen vorzüglichen Platz eingeräumt, und dessen Gedächtniß, als der Schutzpatron seiner Heimreise, auf eine feyerliche Weise Verehrung gewidmet habe, erhellt durch eine Mönchshandschrift, welche ausdrücklich sagt, daß er bei seiner Vertreibung aus Bayern seinem Beichtiger, einem Mönche aus dem Kloster Schäftlarn, es auf die Seele gebunden hat, das in der Burgkapelle ausgestellte Reliquien-Kästchen nach Braunschweig ihm nachzubringen, wohin er sich nach seiner ungerechten, von dem Kaiser Friedrich aus Rache über ihn verhängten Verjagung geflüchtet hatte.

Im Jahre 1327 zerstörte eine unglückliche Feuersbrunst die St. Peters-Pfarrkirche, wohin nach dem Ab-

zuge des Löwen die Abbildung des heiligen Onuphrius aus der verlassenen Burgkapelle übersetzt worden; die wüthende Flamme ergriff die ohnedieß den Einsturz schon drohende, holzreich erbaute Burg des Löwen, und verzehrte von da aus den dritten Theil der Stadt.

Bald nach diesem Unglücke munterten landesfürstliche Einladungen und Freiheitsverheißungen zu Ansiedlungen auf, und es bauten sich viele Auswärtige in der Stadt München an. Der Hügel, auf dem die Burg stand, wurde mehr eingeebnet, und neue Bürgerwohnungen erhoben sich um die St. Peterskirche, welche durch die Freigebigkeit des Landesfürsten — des damaligen Raths, und der vom Feuer verschont gebliebenen Bürgerschaft herrlicher erbaut ward, als sie vorher gewesen.

Das fromme Andenken der ehemaligen Verehrung des heiligen Onuphrius, dessen Abbildung, von Heinrich aus Palästina mitgebracht, in der niedergebrannten St. Peterskirche mit anderen heiligen Dingen eingeäschert worden, stiftete für das Gedächtniß der Nachkommenschaft jener Bürger, der an jener Stätte, wo einst die Burgkapelle stand, Haubesitzer ward, indem er einem Maler die Aufgabe machte, die Abbildung des heiligen Onuphrius, jenem vom Feuer verzehrten ähnlich, aus dem Gedächtnisse zu ersetzen, und auf die Außenseite seines Hauses überzutragen, an dem sich nun Jahrhunderte hindurch durch oft wiederholte Erneuerungen dieselbe bis zu diesem Augenblicke erhalten hat. Auf diese Weise also ist das Andenken des Einsiedlers Onuphrius aus dem Orient nach München gelangt, und wird wahrscheinlich noch fürderhin erhalten werden, weil Ludwig, der Bayern König, als eifernder Alterthums-Erhalter durch ein Gesetz beurkundet hat, daß alles, was aus der Vorzeit stammt, der größten Sorgfalt der Zeitgenossen zu em-

pfehlen sey. — Heil dem Großdenkenden Abkömmlinge der Wittelsbacher!

Des Ritters Götz von Berlichingen eiserne Hand.

Bei der Belagerung von Landshut in Bayern hatte der tapfere Ritter Götz von Berlichingen, ein Zeitgenosse Luthers, das Unglück, seine rechte Hand durch eine Haubitzkugel zu verlieren. Nachdem er genesen, ward ihm (wahrscheinlich aus Nürnberg, in dessen Nähe er im Lazareth geheilt worden war) eine Hand von starkem Eisenblech verfertiget, die an den Stumpen des Vorderarms befestiget, die Stelle der verlornen ersetzen sollte. Diese Hand war aber nicht zu den friedlichen Geschäften dieses Gliedes, sondern einzig zu demjenigen zu gebrauchen, auf welche der Ritter den größten Werth setzte, nehmlich zum Raufen. Im Gefecht, rühmt Götz von ihr, habe sie ihm bessere Dienste geleistet, als zuvor seine natürliche, aber nirgends nennt er den Künstler, der ihm dieselbe verfertigte, auch von ihrem künstlichen Mechanismus sagte er nichts Näheres.

Diese eiserne Hand ist noch in Natura vorhanden, und zwar wird sie bei den Nachkommen des tapfern Ritters von Berlichingen, deren ältester immer den Namen Götz führt, auf ihrem Stammsitze zu Jaxthausen in Franken aufbewahrt. Herr von Mechel, als Künstler und Kunstfreund rühmlich bekannt, besitzt eine genaue Zeichnung von dieser Hand, die er im Jahre 1783 zu Wien machen ließ. Die damalige Besitzerin, Frau von Berlichingen, hatte sie als eine Seltenheit mit nach Wien genommen, und dem Kaiser Joseph dem Zweiten vor-

gezeigt, der mit ihrer Bewilligung für das Museum eine Kopie davon machen ließ. Wegen der Seltenheit der Sache hat Herr von Mechel den ganzen Mechanismus zergliedert, in Kupfer stechen lassen, und mit einer Beschreibung 1811 herausgegeben.

Mit Beihülfe der linken Hand konnte Götz, mittelst der kleinen Räder, die in jedem einzelnen Gelenke angebracht waren, sie in gerade Richtung bringen, und um das Gefäß eines Degens herumbiegen, und die nun gehalgte Faust hielt den zuvor hineingebrachten Degen, mittelst einer einspringenden Feder, von jeder äußern Gewalt unabhängig, so lange unwandelbar fest, bis die nach Art eines Schlosses einspringende Feder willkührlich wieder geöffnet ward.

Logogryph.

Mein Ganzes nennt dir in drey Sylben
Ein rohes Volk aus alter Zeit,
Das seine Herrschaft sich gegründet
Durch Waffenmacht im blut'gen Streit.
Zerstörer alter Kunstgebilde,
Ist es nur gar zu wohl bekannt,
Und die Zertrümmerer des Schönen,
Die werden heut noch so genannt. —
Wenn du mein erstes Zeichen änderst
Wird was ganz Anderes aus mir,
Denn statt des Volkes nenne plötzlich
Ich dessen Fußbekleidung dir.
Wirst zwischen meinen ersten Beyden
Jedoch du noch ein C gewahr,
So wünschest du davon dich ferne,
Denn Schande bringt's nur und Gefahr.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 23tes Stück.

Die bösen Schlösser.

(Ein Mährchen.)

Es lebt' einmal ein armer Mann,
Der Woll' am morschen Rädchen spann,
Indeß sein Weib Kath'rina näht',
Auch wohl mit unter stricken thät.
Doch kamen sie dabei nicht weit,
Und nagten, bei der theuern Zeit,
Gar bitterlich am Kummerbrod,
Und litten oft auch Hungersnoth. —
Einst saßen Beid' und weinten schier;
Da klopft es draußen an die Thür
Und auf Frau Käthens Ladung tritt
Ein Mütterchen mit leisem Schritt,
Und großem Höcker freundlich ein,
Und spricht: „Soll euch geholfen seyn!
Arm seyd ihr, Kinder, das seh ich wohl,
Und Euer Mggen hängt euch hohl,
Und knurrt; doch habt nur guten Muth;
Will euch verleihen Geld und Gut!“ —
Und Beide seh'n die Alte an,
Die solch' Versprechen keck gethan,
Und denken: Sieht uns auch so aus,
Als hätt' sie nicht ein Schneckenhaus
Und kaum zwei lump'ge Kreuzerlein;
Und will uns Geld und Hof verleih'n? —

Da sinkt, daß Matz versteinert steht,
Und Käthe schier vor Schreck vergeht,
Der Alten Höcker, wie ein Ball
Zur Erde hin, und Knall und Fall
Tritt hehr, wie eine Königin,
Ein schönes Weib vor Beide hin,
Und lächelt: bin Titania,
Der Elfen Herrscherin, ich sah'
Euch weinen, und beschloß sogleich,
Zu machen vornehm Euch und reich:
Doch hütet vor der Lüg' euch sein —
Sie soll gern in Pallästen seyn! —
Denn lügt ihr je, so hängt zur Stund'
Ein großes Schloß an Eurem Mund,
Das mahnt Euch an der Wahrheit Pflicht,
Doch hindert's euch im Reden nicht!
Und lügt ihr wieder: jedesmal
Wächst dann um ein's der Schlösser Zahl. —

So sprach die Elfenkönigin —
Flugs sanken Beid' in Schlummer hin
Und schnarchten eine lange Nacht. —
Und als sie endlich aufgewacht,
Da guckte von dem goldnen Thron
Die Sonn' in volle Schüsseln schon.
„Was Kukuk? — Käthe, schönster Schatz,
Sieh' dich 'mal um!« — schrie' Vater Matz —
»Wie mir das Herz im Leibe lacht!
Noch sah ich niemals solche Pracht;
Selbst nicht bei unserm gnäd'gen Herrn,
Trug er gleich einen großen Stern.
Schau nur der schönen Stuben Zahl,
Und dort den großen, bunten Saal,
Und draußen erst das liebe Vieh,
Und dabei nicht ein Quintchen Müh,
Und Sorgen mehr! — bei meiner Treu',
Das geht dir zu mit Hexerey!
Durch sie ward ich zum Kavalier,
Und eine Edelfrau aus Dir!« —

Und Matz und Käthe fanden sich
In's Vornehmthun gar meisterlich.
Er hieß von nun an Herr von Matz
Und gnäd'ge Frau sein Eheschatz.

Auf Ehre! war nun immerfort
Ihm im Gespräch' das dritte Wort;
Doch kaum sprach er es zweimal aus,
Da hing auch schon, der Welt zum Graus,
An Matzens Maul' ein derbes Schloß,
Worauf Frau Käthens Thräne floß,
Die bald in ihrem neuen Stand
Nach Würden — nervenschwach sich fand. —

„Hm! sag' mir doch die gnäd'ge Frau!“
— Fragt' einst vertraulich Michel Klau,
Der Grobschmidt — „was dem gnäd'gen Herrn
Am Maule hängt? — ich wüßt' es gern.
Mein Junger meint', es wär' ein Schloß
Und bleibt dabei, was mich verdroß,
So daß ich straks dem dummen Wicht
Die Faust hier warf in's Angesicht!“ —

„Ein Schloß? — Was weiß ein solcher Tropf!“
— Sprach Frau von Matz und warf den Kopf
Ein wenig seitwärts, lachte Hohn,
Und fuhr dann fort in gnäd'germ Ton: —
„Ein Orden ist's pour le merite,
Den mein Gemahl im Feld' erstritt.
Er kämpfte brav — der Kampf war heiß —
Doch floh das feindliche Geschmeiß
Zuletzt; gesäubert war das Land
Durch meines Mannes tapfre Hand.
Das war dem Fürsten kund gethan,
Und er hing ihm den Orden an.“

Dem Grobschmidt stand das Maul noch auf,
Da trollte schon in raschem Lauf
Sich Frau von Matz dem Hofe zu,
Nicht achtend der verlornen Schuh',
Gleich einem Reh, auf das man schoß;
Denn ihr am Munde hing ein Schloß. —
Der böse Grobschmidt! — wär der nicht;
Sie hätte noch ihr hübsch Gesicht! —
Mit Händeringen, Aechzen, Schrei'n
Tritt sie in Matzens Zimmer ein
Und trifft, o Schreck! den Eh'kumpan
Schon mit zwei derben Schlössern an.
Der knurrt und flucht und theilt ihr Leid,
Und gibt ihr drauf noch den Bescheid:

»Kaum warst' Du fort, da pocht' es schier
Unmerkbar an des Zimmers Thür,
Ich ruf: herein! — Magister Chet
Des Dorfes kommt gebückt und fleht
In tiefster Unterthänigkeit:
Ich möcht ihm, bei so schwerer Zeit
Und bei dem Heerdchen Kinderlein
Die Gott ihm gab, doch Brod verleih'n.
Nun weiß zwar jeder, der mich kennt,
Daß Geben nicht mein Element;
Doch — um von solchen Litanei'n,
Mich schnell und vornehm zu befrei'n,
Dacht ich: ein Wort ist ja kein Pfeil,
Verhieß ihm das erflehte Heil,
Und fügte übergnädig bei,
Daß ich ein Freund der Schulen sey.
Und eh' dieß ganz der Lipp' entfloß,
Fühlt' ich schon das verdammte Schloß." —

„Ei!" — rief mit heuchlerischem Ton
Frau Käthe — „Deiner Sünden Lohn!
Dem Armen hülf in seiner Noth:
Wer hungrig ist, dem brich Dein Brod;
Der Kirch' und Schule nimm dich an,
Dann hast du Christenpflicht gethan.
Ich gäb', so war ich ehrlich bin!
Den schönsten Schmuck mit Freuden hin." —

„Den Schmuck du? — Nimm dich ja in Acht,
Das nicht die Fee ihr Stückchen macht!"
Fiel lachend ein ihr Eh'gemahl —
Und schneller, als ein Wetterstrahl,
Flog an den zugespitzten Mund,
Ein zweites Schloß ihr derb, und rund,

„Wie? — was? — als ob ich eitel wär?"
— Schrie die Gemahlin — „Danke sehr
Für das charmante Compliment,
Das nenn' ich doch impertinent! —
Selbst in der Jugend Blüthenzeit
Nährt ich kein Fünkchen Eitelkeit!" —

„Verzeih', mein anspruchloses Weib!«
Bat Matz und hielt sich hier den Leib

Vor Lachen, weil ein böses Ding,
Ein drittes Schloß, am Mund ihr hing. —
Und kurz und gut! — Geraume Zeit
Ward noch das Spiel der Fee erneu't,
So daß nach wenig Jahren schon
Herr Adam, Riesens weiser Sohn,
Der Grobschmied Klau, die Schlößerschaar
Zu zählen nicht im Stande war. —
Nun, Leser! sag': ist's nicht gescheidt,
Daß unsre liebe neue Zeit
Die bösen Feen all' verjagt,
Und keine mehr die Leute plagt? —
Fürwahr! das Schlosserhandwerk wär'
Nicht fähig, solch ein Schlösserheer
Zu liefern, flöge noch zur Stund'
Ein Schloß an jeden Lügenmund,
Und rekrutiren müßte man
Zur Schlößerzunft durch Gold und Bann,
Durch List und Orden, Fluch und Schmach,
Was nur den Hammer heben mag.

Malkin, der Wunderknabe.

Die Natur des menschlichen Geistes geht ihren gemessenen Schritt fort, und ihre Ausbildung läßt sich nicht ungestraft übereilen. Der Körper muß einige Stärke und Festigkeit erlangt haben, wenn der Geist sich Kenntnisse erwerben soll, und der wahre wissenschaftliche Unterricht kann nicht eher eintreten, als bis der Körper beinahe ausgewachsen ist, Energie erlangt und die Vernunft erwacht ist. Dieß geschieht erst spät und die Erfahrung lehrt, daß frühzeitige Genies ihr Leben selten hoch bringen, wovon auch Malkin zum Beweise dient. Dieser Knabe besaß eine große Kenntniß seiner Muttersprache, sein Ausdruck sowohl im Sprechen als im Schreiben zeichnete sich eben so sehr durch Fruchtbarkeit als Auswahl aus. Im Lateinischen hatte er es so weit gebracht, daß er

mit Leichtigkeit die nicht allzu schweren Stellen in Cicero's Schriften verstand. Auch hatte er einige Fortschritte im Französischen gemacht, und war nicht allein in der Geographie so bewandert, daß er, wenn man ihn fragte, die Länder, Städte, Flüsse, u. s. w. angeben, sondern auch die Land-Charten davon aus dem Kopfe entwerfen konnte. Diese waren so richtig und genau, daß man es kaum glauben würde, wenn nicht mehrere Personen solche Charten besäßen. Ohne Anweisung eines Lehrers hatte er es im Zeichnen sehr weit gebracht, und einige seiner Copien von Raphaels Köpfen verriethen, ob es ihnen schon an der Genauigkeit derjenigen gebrach, welche die Akademie besuchen, eine Aehnlichkeit mit dem Style und dem Ausdrucke der Originale, die ihn in der Folge zu einem der berühmtesten Künstler gemacht haben würden.

Dasjenige aber, was ihn am meisten auszeichnete, war eine Stärke des Verstandes und eine Leichtigkeit im Begreifen aller Gegenstände, selbst solcher, die mit seinem Studium nicht in Verbindung standen, die, wenn sie mit seinem Wachsthume zugenommen hätte, ihn weit über die meisten Sterblichen erhoben haben würde. Auf eine wunderbare Art vereinigte er das Solide mit dem Glänzenden: sein Gedächtniß hielt mit seinem Verstande und mit seiner Einbildungskraft gleichen Schritt, er konnte sich Alles dessen erinnern, was er einmal gelernt hatte, und er konnte Alles nachahmen, was er einmal hatte machen sehen.

Es wird nunmehr nicht uninteressant seyn, die verschiedenen Perioden seines kurzen Lebens genauer zu bezeichnen, in denen sich sein Geist entwickelte, und wo seine verschiedenen Fähigkeiten zum Vorscheine kamen. Er war lange vorher mit den Buchstaben bekannt, ehe er sprechen konnte; und zwar nicht allein mit solchen, wie sie auf Rechenpfennigen, sondern auch wie sie in Büchern vorkamen; da er diese beständig um sich sah.

Digitized by Google

so hatte er von der frühesten Jugend an eine große Vorliebe zu ihnen eingesogen. An seinem dritten Geburtstage schrieb er den ersten Brief an seine Mutter, und ob er schon nichts weiter als kurze Aeußerungen von kindlicher Liebe enthielt, so dauerte es doch nicht laug und er konnte Briefe in einem Style und über allerlei Gegenstände, mit denen Kinder gewöhnlich gänzlich unbekannt sind. Die Gewohnheit, seine Gedanken über allerley Gegenstände niederzuschreiben, behielt er beständig bei, und vervollkommnete dadurch nicht allein seinen Ausdruck, sondern vermehrte auch seine Kenntnisse außerordentlich In einem Alter von 3 Jahren konnte er ebenfalls ohne Fehler lesen und sprechen; selbst die Griechischen Buchstaben konnte er schon, allein von der Erlernung dieser Sprache suchten ihn seine Eltern abzuhalten. Als er 6 Jahre alt war, hatte er beträchtliche Fortschritte sowohl im Lateinischen, als in allen übrigen Wissenschaften, gemacht, welche er beinahe noch 2 Jahre lang mit immer gleichem Glücke fortsetzte. Die Art, wie er das Lateinische lernte, wich gänzlich von der gewöhnlichen Art ab, diese Sprache zu erlernen. Er verglich die lateinischen Redensarten und ihren Bau mit jenem seiner Muttersprache und des Französischen, suchte mit großem Scharfsinne die Etymologie auf, und entdeckte die Bestandtheile der Wörter, verfolgte sie im Engländischen und Französischen, und suchte die Formen auf, die sie im Griechischen und Italienischen annehmen, mit welchen er ebenfalls bekannt war. Seine Aufmerksamkeit aber beschränkte sich nicht bloß auf die Wörter; er fuhr nie über eine Stelle hinweg, deren Ausdrücke oder Gegenstand ihm dunkel oder schwierig vorkam, ohne eine solche Erklärung zu versuchen, die ihm keinen Zweifel übrig ließ; nie entwischten ihm Druckfehler, selbst die Fehler in der Punctation entgingen ihm nicht; er hatte beim Lesen beständig eine Feder in der Hand und verbesserte sie. Allein bei dieser außerordent-

lichen Lernbegierde war sein Körper dennoch gesund, und sein Geist besaß eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Thätigkeit. Seine Geistesstimmung war nichts weniger als ernsthaft, ausgenommen beim Studiren, von dem ihn blos Vergnügen losreissen konnten, welche eine besondere Thätigkeit erfodarten; um solche Zeitvertreibe hingegen, die diese Eigenschaften nicht hatten, bekümmerte er sich gar nicht. Als einen Beweis seines denkenden Geistes wollen wir hier ein Paar Beispiele von seinen Bemerkungen mittheilen.

Als einst ein Dame zu ihm sagte, sie wolle ihn am Morgen holen lassen, da könne er so viel zeichnen, als er wolle, so erwiederte er: „Ich wünschte, morgen wäre gleich jetzt." Nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „Wo kann morgen jetzt seyn? es muß doch irgend wo seyn: denn Alles, was ist, ist an irgend einem Orte." Nach einem weitern kurzen Nachdenken fügte er hinzu: „Vielleicht ist morgen an der Sonne."

Als er einst auf folgende Gedanken stieß: „Die Gelehrsamkeit wird von weisen Männern nicht so innig geachtet, als sie von Thoren und Narren verachtet wird," so sagte er: ich glaube, der Schriftsteller, der diesen Gedanken niederschrieb, war selbst ein Narr: denn weise Männer schätzen die Gelehrsamkeit so viel als möglich, und Narren können sie nicht verachten." Am fruchtbarsten aber bewies sich seine Einbildungskraft darin, daß er sich ein Land erdachte, das er Allestone nannte, und von dem er sich als König betrachtete. Es glich Utopia, ob er schon niemals von diesem berühmten politischen Romane hatte sprechen hören. Er schrieb die Geschichte dieses Landes und entwarf eine Charte von demselben, machte Städte, Dörfer, Berge und Flüsse darauf, und legte ihnen Namen bei, die er selbst ersann, und da das Studiren seine Hauptleidenschaft war, so legte er darin

eine Menge Universitäten an, die er reichlich dotirte. Durch das viele Studiren war seine Gesundheit untergraben worden: er verfiel in eine Krankheit, deren Leiden er mit einer fast beispiellosen Standhaftigkeit und Geduld ertrug. Während derselben konnte er sich dessen, was er gelernt hatte, mit einer außerordentlichen Leichtigkeit wieder erinnern. Seine Krankheit dauerte vom 1ten bis 31ten Juli, wo er im siebenten Jahre seines Alters starb. Sein Kopf zeichnete sich durch eine sonderbare Gestalt und Bildung aus: das Gehirn war ungewöhnlich groß und vollkommen gesund; die Ursache der Krankheit, an welcher er starb, schien in dem Magen gelegen zu haben.

Vom Menschen.

1.

Der Mensch, vor dessen Wort sich soll die Erde bücken,
Ist ein Zusammenhang von lautet Meisterstücken,
In ihm vereinigt sich der Körper Kunst und Pracht,
Kein Glied ist, das ihn nicht zum größten Wunder macht,

Der Mensch ist die Zierde und das Haupt der sichtbaren Schöpfung — das edelste Geschöpf. Man nahm seit geraumer Zeit tausend Millionen Menschen an, jetzt aber bei 840 Millionen. Davon sind die größten Menschen, die man als Nation hat kennen lernen, beinahe 7, und die kleinsten 4 Fuß hoch.

2.

In Rücksicht der Religion zählt man auf der Erde 2,500,000 Juden; 200 Millionen Christen (nämlich 90 Millionen Katholische, 35 Millionen Griechische, 75 Millionen Evangelische), 140 Millionen Muhamedaner. Die Uebrigen sind Heiden, die sich zu jenen Religionen nicht bekennen, und im Abnehmen sind.

3.

Die Grundlagen, d. i. die Grundpfeiler und Stützen des menschlichen Körpers, sind die **Knochen** welche gemeiniglich den dritten Theil von dem ganzen Körper wiegen. — Durch Zergliederung des menschlichen Körpers hat man gefunden, daß der Mensch am Kopfe 63, am Rumpfe 53, an den Armen und Händen 68, an den Schenkeln und Füßen 64 Knochen zähle.

4.

Unsere **Rippen** sind am Rückgrate befestigt, welcher aus 24 beweglichen Wirbelbeinen besteht. Die **wahren** und **ächten** Rippen, auf jeder Seite 7, krümmen sich in einem Bogen und vereinigen sich vorne mit dem Brustbeine; die 5 falschen Rippen gehen nicht so weit nach vorn herum und hängen bloß am Rückgrate.

5.

Ein völlig ausgewachsener Mensch hat im Munde 8 Schneidezähne, 16 Backen- oder Stockzähne, 4 Augen- oder Spitzzähne, welche zu allerest zum Vorscheine kommen. — Alle Knochen des Körpers sind mit einer Haut bedeckt; warum nicht auch die Zähne? Warum haben sie eine Glasur? Warum stehen die stärksten Zähne hinten im Munde?

Ein guter Zahn ist eine schöne Zier,
Hast du ihn noch, o so erhalt ihn Dir!

6.

Ein Mensch, der 100 Pfund wiegt, hat gewöhnlich 3 Pfund Gehirn, und ein Ochs von 900 Pfund nur 1 Pfund Gehirn. — Das Gehirn ist das eigentliche Organ der Empfindung oder der Seelenkraft, welche gleichsam auf der Gränze zwischen Seele und Kraft schwebt, und beiden zur Verbindung dient.

7.

Der ganze menschliche Körper ist mit einer **Haut**

Digitized by Google

umgeben, welche aus dem Oberhäutchen, der Schleimhaut und der Lederhaut besteht. Die Menschenhaut besteht aus lauter Schuppen, die wie Fischschuppen übereinander liegen. Diese Schuppen sind so klein, daß 200 derselben von einem Sandkörnchen bedeckt werden können, und unter jedem Schuppen sollen 500 Pori, oder Schweißlöcher, liegen. Demnach kann ein erwachsener Mensch an 2160 Millionen Schweißlöcher haben.

8.

In dem Oberleibe des Menschen liegt zwischen den zwei Lungen das Herz, das bei einem erwachsenen Menschen 5 Pfund wiegt, und sich in einer Stunde 400mal zusammenzieht, quer in der Mitte. Durch das abwechselnde Erweitern und Zusammenziehen des Herzens wird das Blut vermittelst der Puls- und Blutadern durch alle Theile des Körpers verbreitet. Der Weg, den das Blut, deren schwere Masse man auf 30 Pfund anschlägt, in seinem Umlaufe zu machen hat, beträgt ungefähr 150 Fuß. Diesen Weg legt es in der kurzen Zeit von 5 Minuten zurück.

9.

Die Wärme ist nicht in allen Theilen des Körpers gleich. Sie ist am Unterleibe die stärkste; alsdann die der Brust, und die unter den Achseln, und zuletzt die der Hände und Füße. — Von einem Pfunde Speisen, welche e n Mensch genießt, gehen $\frac{5}{8}$ durch die unmerkliche Ausdünstung, und $\frac{3}{8}$ auf anderm Weg ab.

10.

Die Lungen sind weiche, schwammige Körper, welche viele Luftgefäße oder Luftbehälter enthalten und zum Athemholen dienen. Sie sind das künstliche Laboratorium, worin der Nahrungssaft in's Blut verwandelt und umgeschaffen wird. Man hat gefunden, daß ein erwachsener Mensch von gewöhnlicher Größe 18 mal

in jeder Minute athmet, und jedesmal 40 englische Cubikzoll Luft einzieht. Könnte man die Luftzellen einer Menschenlunge auf einer Fläche ausbreiten: so würde dazu ein Raum von 1500 □ Fuß erforderlich seyn.

11.

Im Unterleibe liegt der Magen und die daran hängenden Gedärme, zur rechten Seite des Magens die Leber, zur Linken die Milz, und unter der Leber und Milz die zwei Nieren und die Urinblase. — Die Gedärme sind weiche Röhren, und sechsmal länger, als der ganze Mensch.

12.

Die Muskeln dienen zur Bewegung des Körpers und machen das Fleisch desselben aus. Jeder Muskel besteht aus einzelnen Fasern, die oft dünner als Zwirnsfäden, von einer eignen Haut umgeben, und an einer Sehne oder Flechse geheftet sind. Man zählt am Kopfe 81, am Halse 59, am Rumpfe 266, an den obern Gliedmassen 96, und an den untern Gliedmassen 112 Muskeln.

13.

Die Nerven, welche die Ursache der Bewegung der Muskeln und der Empfindung sind, bestehen aus weichen und markigen, aber inwendig nicht hohlen Fäden. — Die Nervenfasern in der Netzhaut des Augea sind so außerordentlich fein, daß sie bei dem Menschen um 32,400 mal dünner als ein Kopfhaar sind.

14.

Das Sehen durch die Augen geschieht dadurch, daß die Lichtstrahlen von den äußern Dingen in das Auge kommen, und in demselben durch die Feuchtigkeiten und die Linse so gebogen werden, daß sie auf der Netzhaut ein kleines Bild machen. Der Eindruck von diesem Bilde wird durch die Sehnerven dem Gehirne zugeführt und daselbst empfunden.

15.

Das Hören geschieht auf folgende Weise: Durch die Erschütterung der Körper und der Luft entsteht der Schall, und kommt mittelst der letzteren in das äußere Ohr; von diesem dringt er sogleich durch den Gehörgang zu den innern Werkzeugen, erschüttert auch diese, und wird von ihnen durch die Gehörnerven in das Gehirn und zur Empfindung gebracht.

16.

Das Gesicht und Gehör nennt man die edleren, feineren, auch höheren Sinne, weil ihre Werkzeuge nicht von den Gegenständen selbst berührt werden, und wir durch sie von weit mehreren Gegenständen Vorstellungen erhalten, als durch die übrigen Sinnenwerkzeuge.

17.

Das Riechen geschieht auf folgende Art: Die ganz einen und unsichtbaren Theilchen, welche von den riechenden Körpern ausdünsten, kommen in den Gängen der Nase auf die Schleimhaut, welche voller Nerven ist; durch diese wird der Geruch in das Gehirn fortgepflanzt und daselbst empfunden.

18.

Die Zunge ist besonders deßwegen merkwürdig, weil sie das Werkzeug des Geschmackes ist, und auch zum Sprechen dient. Sie besteht aus verschiedenen Muskeln, und die zarte Haut, mit welcher sie überzogen ist, hat sehr viele Nerven uud Drüsen. Die Art des Eindrucks, welchen aufgelöste Dinge auf die Zungennerven machen, pflanzt sich durch diese ebenfalls in das Gehirn fort, wodurch die Empfindung des Geschmackes entsteht.

19.

Der Sinn des Gefühles ist durch die Nerven in alle Theile des Körpers verbreitet, daher wir die kleinste Berührung an unserm Körper fühlen; nur die Knochen

Haare und Nägel sind davon ausgenommen, weil sie mit keinem Nerven versehen sind.

20.

Deutlich zeigt uns die Betrachtung des menschlichen Körpers, seines Baues und seiner Verrichtungen die Allmacht, die Weisheit und Güte des Unsichtbaren; anbetend staunen wir ob der Wunder, die wir erblicken; dankbar segnen wir den Geist, der Leben und Wohlthat auch an uns gethan; ernst geloben wir, den Leib, den seine Hand gebaut, als den Tempel seines heil. Geistes zu bebewahren und in Ehren zu halten.

Gott hat mit einer bewunderungswürdigen Weisheit eine Harmonie, ein so außerordentliches Band und eine Scheidewand zugleich zwischen den Gewässern oben und unten eingeführt, daß sie sich einander ersetzen, gegen einander dienstfertig sind, und in ihrer Entfernung einen Zusammenhang finden. Gott hat unserm Leibe das Gefühl des Hungers gegeben, daß wir eben eine solche Nothwendigkeit in unserm Geiste voraussetzen sollen.

Welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne den Geist des Menschen, der in ihm ist? — Unser Leben besteht in einer Vereinigung des sichtbaren Theiles mit einem höhern Wesen, daß wir bloß aus seinen Wirkungen schließen können.

Nur für dieses Leben sorgen:
Das bringt keinen guten Morgen,
Aber manche böse Nacht.
Für das künft'ge Leben sorgen,
Bringt einst einen frohen Morgen,
Wenn man aus dem Grab' erwacht.

Das unglückliche Weib.

Ausgelitten hat sie, ausgerungen,
Die Vollendete, die Dulderin.
Von des Todes kaltem Arm umschlungen,
Liegt sie da, und all ihr Leid ist hin.

Hört nun ihre traurige Geschichte,
Laßt ihr Schicksal euch zu Herzen geh'n,
Und ihr werdet dann in vollem Lichte
Ihre selt'ne Tugend glänzen seh'n.

Jung und schön und fähig, zu erfüllen,
Was nur ihr Geschlecht veredeln kann:|
Wurde sie durch einen höhern Willen
Gattin, — Gott, von was für einem Mann!

Zwar gebrach's ihm nicht an Reiz und Jugend,
Aber nichts hatt' er gelernt;
Pflicht, Moral, Religion und Tugend
War von ihm entfernt. —

Essen, Trinken, eh' es kaum noch tagte,
Seine arme Gattin zu bemüh'n,
War sein einziges Geschäft; doch klagte
Nie die sanfte Schöne über ihn.

Und, ob sie gleich keinen rothen Heller
Eingebracht, (woran das Schicksal Schuld)
Schafft' er doch nichts in Küch' und Keller,
Uud auch — das ertrug sie mit Gedult.

Während ihres ganzen Ehestandes
Ließ er ihren Anzug nie erneu'n.
Keiner Haube, Blümchens oder Bandes
Konnte sich das arme Weib erfreu'n.

Mit sonst nichts geschmückt' als mit eignem Reize,
Sah man sie spatziren geh'n vor's Thor;
Doch warf sie dem unerhörten Geize
Ihres Gatten nicht das Mind'ste vor.

Für die Kinder, die er mit ihr zeugte,
Sorgte dieser Raben-Vater nie,
Ohne daß er ihren Nacken beugte,
Wuchsen alle auf, als wie — das Vieh.

Wenn ein Schmerz der Gattin Wohlseyn störte,
Sah' er voller Kaltsinn drüber hin,
Und bei allem diesen Jammer hörte
Man von ihr nie klagen über ihn.

Ihren alten Vater, der ihr theuer
War, und einstens nnr in's Haus
Auf Besuch kam, jagt' das Ungheuer
Mit zerrauftem blutigem Kopf hinaus.

Endlich, um die Prüfung zu vollenden,
Drinnen sie so standhaft ausgeharrt;
Starb sie unter mörderischen Händen
In des saubern Gatten Gegenwart. —

Welch' ein Zug von einer schwarzen Seele!
Fühllos stand der kalte Bösewicht,
Sah den Mordstahl an der Gattin Kehle,
Sah sie morden, und doch — half er nicht.

Welch' ein Zug von einer sanften Seele!
Auch im Tode blickt die Dulderin
Liebevoll, bei schon durchschnittner Kehle,
Ohne Vorwurf nach dem Gatteu hin.

Also starb die Heldin, die hienieden
Ihres Gleichen ein Exempel gab.
Ihre Asche ruh' in Frieden,
Junge Schönen, weinet auf ihr Grab!

Doch ihr wollt auch, daß ich ench sie nenne;]
So vernehmet und erstaunet dann,
Dieses Weib war — eine Henne,
Und der Herr von Kikriki ihr Mann.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 24tes Stück.

Der Goldmacher.

Noel Picard, genannt Dubois, gebürtig aus Colommiers=en=Brie, war der Sohn eines Chirurgen. In seiner Jugend hatte er etwas Latein erlernt; er widmete sich daher der Chirurgie, um in der Folge seines Vaters Erwerb zu betreiben. Er war aber von Jugend auf sehr wankelmüthig, und bald machte ihm seine Wahl Langeweile. Er ging als Kammerdiener zu einem Mann von Stande, mit Namen Dufay, der ihn mit nach der Levante nahm. Drei bis vier Jahr war er mit solchem auf Reisen. Dubois zeigte sich bald als ein unruhiger Kopf, und voll Begierde, in die geheimen Wissenschaften der Chyromantie, Astrologie, Magie und Alchymie einzudringen. Nach seiner Rückkehr von seinen Reisen, ließ er sich in Paris nieder, und suchte die Bekanntschaft von Adepten und Geheimnißkrämern. Sechs Jahre verlebte er mit ihnen, sich allen Ausschweifungen ergebend. Darüber Gewissensbisse fühlend, und in einem Anfall von Zerknirschung, begab er sich zu den Kapuzinern in der Straße St. Honore. Doch nach Verlauf von sieben bis acht Monaten ward ihm diese Lebensweise recht sehr zuwider; er warf die Kutte ab, und entwischte über die

Mauern der Tuilerien. Da er noch nicht Profeß gethan, so ließ man ihn unangefochten. Drei Jahre darauf trieb ihn sein unruhiger Geist zu dem Orden der seraphischen Brüder. Nach zurückgelegtem Noviziat leistete er das Gelübde. Er erhielt sogar die Priesterweihe, und hieß der Pater Simon. So verflossen zehn Jahre. Er hatte noch immer grossen Hang zu den Zerstreuungen seiner frühern lustigen Brüder; sein Geschmack zu solchen erwachte lebendig, er legte auf's neue das Brüdergewand ab, und flüchtete sich nach Deutschland. Hier wurde er erkannt; um allen Nachstellungen zu entgehen, bekannte er sich zum Lutherthum, und widmete sich nun ganz der Goldmacherkunst. Er lernte zwar nicht Gold machen, aber doch das Geheimniß, Schwachköpfen, die den Stein der Weisen suchten, einzubilden, daß er ein Adept sey. Mit diesem Geheimniß versehen, kehrte er nach Paris zurück, wo er darauf rechnete, daß es ihm nicht an Leichtgläubigen fehlen würde, die er zu seinem Vortheil täuschen könne, und er glaubte, die Kapuziner hätten, nach einer Abwesenheit von sieben bis acht Jahren, seiner vergessen. Er schwur seine Abtrünnigkeit wieder ab, und ob er gleich die Priesterweihe erhalten hatte, so trug er doch kein Bedenken, sich in der Kirche zu St. Sulpice trauen zu lassen, und Susanna le Clerc, die Tochter eines Gefangenwärters der Conciergerie, zu heirathen. In dem dießfalls von dem Notarius Capetin aufgesetzten Ehekontrakt ließ er sich auch noch, nebst seinem wahren Namen, als Johann von Mailly, Herr de la Maillerie und Dubois aufführen.

Dubois, ein großer Schwätzer und Charlatan, fand bald Gelegenheit, den Zutritt zu Personen von Stande zu erhalten, und erwarb sich bei Vielen Zutrauen. Unter andern war dieß auch der Fall bei dem Abbé Blondeau, dem Oheim einer Frau von Chavigny Bou-

thilliere. Der Abbé war beschränkt und leichtgläubig; er hielt Dubois für einen ausserordentlichen Mann, der in dem Besitze großer Geheimnisse und vorzüglich in denen eingeweiht sey, ohne alle Mühe Gold machen zu können.

Der Abbé erbot sich gegen Dubois, ihn mit dem berüchtigten Pater Joseph bekannt zu machen; dieser wollte sich aber dazu nur unter der Bedingung verstehen, wenn ihm der Pater dafür Bürgschaft leiste, daß keine Untersuchungen über seinen frühern Lebenswandel angestellt würden. Der Pater Joseph versprach Alles, was man von ihm begehrte, in der Hoffnung, dem Kardinal von Richelieu, seinem Beschützer, einen Adepten zu verschaffen, der die Allmacht des Kardinals und die Schätze Frankreichs vermehren könnte, damit dadurch das Volk von drückenden Abgaben befreit, und man in den Stand gesetzt würde, die verderblichen Kriege fortsetzen und noch mehr, wie bisher, einer üppigen Verschwendung fröhnen zu können.

Der Kardinal wurde daher von dem Pater Joseph unverzüglich von dieser glücklichen Entdeckung unterrichtet, und da Letzterer alles bei Richelieu galt, so zweifelte dieser auch nicht im Geringsten an der Wahrheit seiner Aussagen.

Man beschloß, daß der Goldmacher seine Kunst in Gegenwart des Königs, der Königin, des Kardinals, des Pater Joseph, des Abbé Blondeau, des Surintendanten der Finanzen und Anderer zeigen sollte, denen sehr viel daran liegen mußte, daß das große Werk gelänge.

Der Tag dazu wurde anberaumt. Dubois begab sich in das Louvre, brachte einen Schmelztiegel und eine Pulverschaufel zu seinem Experimente mit, zündete ein Feuer an, und um allen Verdacht eines Betruges zu beseitigen, bat er um einen Gehülfen zu seinen Arbeiten;

ihm sey es gleich, wen man dazu bestimmen würde. Der König selbst wählte dazu einen Garde du Corps, mit Namen St. Amour. Als alle Vorkehrungen getroffen waren, fragte Dubois den König mit lauter Stimme: ob Seine Majestät geruhen wollten, zu befehlen, daß einer der Soldaten zehn oder zwölf bleierne Kugeln hergebe, damit er sie in Gold verwandle. Dieß geschoh sehr feierlich, und mit mysteriösen Ceremonien.

Die Kugeln wurden in den Schmelztiegel geworfen, das Feuer um solchen verstärkt, um die so sehnlich gewünschte Wirkung hervorzubringen. Dubois schüttete nun, so daß es Jeder sehen konnte, aus seiner Schaufel einen Gran von seinem Verwandlungspulver auf die Kugeln und bedeckte diese darauf mit Asche, weil dieses Verfahren, seiner Angabe nach, unerläßlich sey, wenn sein Werk gelingen solle; ohne Zweifel aber, um dadurch seine Spiegelfechterei desto besser zu verbergen.

Die bestimmte Zeit war verflossen, wo sich der Erfolg seiner Kunst bewähren sollte. Unter dem Vorwande, den Schmelztiegel von dem Feuer zu nehmen, brachte er, ohne daß es Jemand gewahr wurde, Gold unter die Asche, wie er nachmals selbst eingestanden hat.

Als ihm dieß geglückt war, bat er den König unterthänigst, er möchte selbst die Gnade haben, nach und nach die Asche mit einem Blasebalg fortzuschaffen, oder einem Andern, nach seinem gnädigen Ermessen, den Auftrag dazu geben.

Der König ungeduldig, die erste Probe von den Schätzen zu sehen, die man ihm versprochen hatte, unterzog sich selbst dem Geschäfte, die Asche wegzuräumen. Er handhabte den Blasebalg so eifrig und hastig, daß alle Umstehende, nicht minder neugierig gespannt, und nur die Augen auf den Schmelztiegel geheftet, mit Asche bedeckt wurden, und selbst die Königin blieb nicht verschont.

Digitized by Google

Als aber das Gold zum Vorschein kam, so ertönte ein einstimmiger Freudenruf und eine freudige Ueberraschung bemeisterte sich Aller. Der König und der Kardinal umarmten Dubois, bezeigten ihm ihre Zufriedenheit, und versicherten ihm ihren lebhoftesten Dank. Der König erhob den Goldmacher, in seinem Enthusiasmus, in den Adelstand, und machte ihn zum Ritter. Er ernannte ihn zugleich zum Großschatzmeister von Frankreich, und verlieh ihm das Recht, überall nach seinem Gefallen jagen zu dürfen.

Der Kardinal war der Meinung, man müsse nun alle Auflagen, sie möchten Namen haben, wie sie wollten, einstellen, und der König brauche nur sich die Einkünfte seiner Domänen, einige Verpachtungen und Rechte, als einen Beweis der Souveränität und der Oberherrschaft, vorzubehalten. Er versprach sich schon die Erneuerung des goldenen Zeitalters, und daß Frankreich dadurch das Uebergewicht über alle Mächte Europa's erlangen müsse; er gab dem Pater Joseph das Versprechen, daß ihm der Kardinalshut zu Theil werden solle. Der Abbé Blondeau wurde zum Staatsrath ernannt, erhielt schon am nämlichen Tage die ausgefertigte Bestallung darüber, mit dem Versprechen, daß ihm das erste erledigte Bisthum verliehen werden solle. Der Garde du Corps St. Amour bekam achttausend Franken für seine bei diesem ersten Versuch geleistete Hülfe, und der ganze Hof war trunken vor Freude über ein so unerwartetes, glückliches Ereigniß.

Dubois machte eine neue Probe, und da er dabei die nämlichen Kunstgriffe anwandte, so wurden alle Zuschauer in ihrem Glauben bestärkt und ihr Enthusiasmns gesteigert. Der König zog den Schmelztiegel selbst mit einer Zange aus der Gluth. Der Anblick des Goldes erneuerte die erste Freude, obgleich es geringer an Werth

war, als das erstemal; bei dem ersten Versuche hatte es neun Unzen gewogen, jetzt wog es nur vier. Es wurde ein Goldschmidt herbeigerufen, um den Gehalt des Goldes zu probiren. Er erklärte, daß das Gold, welches bei den beiden Versuchen zu Tage gefördert worden, nur den Gehalt des Pistolengoldes habe, und zweiundzwanzig karatig sey. Dubois fürchtete, daß die genaue Uebereinstimmung seines gemachten Goldes mit dem der cursirenden Goldmünzen Argwohn erregen könnte, und er erklärte daher, daß er bei solchen Proben nur zweiundzwanzig karatiges mache, wenn er aber im Großen arbeite, so sey es vierundzwanzig karatig. Alle Anwesende, die ihre Verblendung so glücklich machte, beruhigten sich bei dieser Erklärung, mit Ausnahme des Goldschmidts, dem sie sehr verdächtig vorkam.

Die Experimente waren gemacht und ließen nichts zu wünschen übrig. Der Kardinal ließ sich mit Dubois zu vertraulichen Mittheilungen unter vier Augen herab. Er machte ihm bekannt, wie viel Gold er in der Folge fortdauernd machen müsse, und erklärte ihm: der König bedürfe in der Regel wöchentlich sechsmalhunderttausend Franken. Dubois versprach unbedenklich, diese Summe herbeizuschaffen, wenn man ihm nur zehn Tage Zeit vergönne, um Zeit zu gewinnen, dem Verwandlungspulver den vollständigen Grad der erfoderlichen Wirksamkeit geben zu können, weil es, durch unvorherzusehenden unglücklichen Vorfall, unreif geblieben sey; dann setzte er hinzu, ich muß es noch sehr läutern, wenn ich damit reines Gold hervorbringen will.

Der Kardinal hatte nichts dawider, sondern äußerte sich gegen Dubois, wie er ihm statt der zehn, recht gern zwanzig bewillige, wenn er solche zu seinen Vorkehrungen nöthig haben sollte.

Dubois nahm diese Vergünstigung dankbar an, aber statt sich mit einer Arbeit zu beschäftigen, deren Nutzlosigkeit er am besten wußte, ging er auf die Jagd, lebte herrlich und in Freuden, bewirthete alle Goldmacher, die er kannte, bei sich auf das Köstlichste und prahlte gegen sie von seinen Geheimnissen und den großen Fortschritten, die er in der Alchymie gemacht habe. Er wurde überall für einen ausserordentlichen Menschen gehalten, ja fast vergöttert.

Die ihm bewilligte Frist war vorüber, und Dubois traf keine Anstalten, sein Versprechen zu erfüllen. Der Kardinal schickte den Pater Joseph zu dem Goldmacher, um ihn anzutreiben, sich nun an das Werk zu machen. Er bat noch um einige Tage Aufschub, die man ihm auch zugestand, die er aber eben so verbrachte wie die frühern. Der König wurde sehr ungeduldig, die großen Goldklumpen zu sehen, zu sehen, wodurch er wöchentlich sechsmalhunderttausend Franken erhalten sollte, die ihm Dubois so bestimmt versprochen hatte.

Da man nichts davon zu sehen bekam, so schöpfte man endlich Verdacht, und fürchtete, gefoppt zu seyn. Diese Furcht war nur zu gegründet. Der Kardinal befahl nun, den Charlatan genau zu beobachten, und ihn nicht aus den Augen zu verlieren, damit er sich nicht heimlich davon mache, was er auch wirklich beabsichtigte. Richelieu ließ ihn endlich in einem seiner Wagen abholen. Als Dubois in Ruel angekommen war, wollte ihn der Kardinal nicht sehen und sprechen, sondern befahl, ihn einzusperren, damit er sich an seine Arbeit machen möge. Dubois machte zum Schein mehrere Versuche, aber ohne Erfolg. Er wurde darauf nach dem Schlosse von Vincennes gebracht, und, nachdem er auch dort viele vergebliche Proben gemacht, blieb es keinem Zweifel weiter unterworfen, daß er ein grober Be-

trüger sey. Ein Herr de la Fermas mußte sich nun mit Dubois in einen Wagen setzen und Letztern in die Bastille abliefern.

Richelieu war gegen ihn wüthend, daß er ihn so öffentlich und so auffallend angeführt hatte. Er ernannte eine Commission, um dem Betrüger den Prozeß zu machen, und um sich vor der Welt über seine Leichtgläubigkeit zu rechtfertigen, bestand er darauf, daß man Dubois der Magie und eines Bündnisses mit dem Teufel beschuldigen solle, denn in diesem Fall sey er durch eine übernatürliche Weise getäuscht worden, wo alle menschliche Klugheit keinen Schutz vor Verirrungen gewähre.

Ehe der Prozeß instruirt wurde, ließ der Chef der Untersuchungs-Commission, de la Fermas, alle Werkzeuge und Geräthschaften des Alchymisten in Beschlag nehmen; er las zuvor mehrere Schriften über die Goldmacherkunst, um sich von der thörichsten aller Künste einige Kenntnisse zu verschaffen, und nun schritt er zu einem Verhör mit Dubois. Er befragte ihn sehr ausführlich und zwar in der Kunstsprache der Adepten über Hermetik und Magie, und endlich auch über das Beschneiden von Goldmünzen, das Dubois, als einen betrügerischen Erwerbzweig, meisterhaft verstand, ob er es gleich nicht einräumen wollte. Nach zehn Verhören wurde er zur Folter verurtheilt, um die Wahrheit zu bekennen und einzugestehen, daß er die Absicht gehabt habe, den König und den Kardinal zu betrügen. Dubois behauptete fest das Gegentheil, und erbot sich, um zu beweisen, daß er weit davon entfernt sey, sich eines solchen Frevels zu Schulden kommen zu lassen, zu neuen Versuchen, bei welchen er wirklich Gold zu machen versprach. Die Sache war zu erheblich, um nicht darauf einzugehen; man ließ ihn daher los, und da man das, was man wünscht, nur gar zu leicht glaubt, so mußte er am folgenden Tage alle Vor-

kehrungen zu seinen alchymistischen Kunststücken treffen. Es wurden ihm jedoch zwei der geschicktesten und praktischen Goldschmiede aus Paris zugesellt, um seiner Arbeit beizuwohnen und ihm genau auf die Finger zu sehen, damit er keine Taschenspielerkünste dabei mache. Dubois zündete wieder, wie gewöhnlich, ein Feuer an. Fremde Menschen mußten ihm alles pünktlich befolgen, was er anordnete; er berührte fast nichts mit eigenen Händen, und immer von beiden Goldschmieden scharf ins Auge gefaßt, und da es ihm überdieß an dem Goldpulver fehlte, das er sich in dem Gefängnisse nicht hatte verschaffen können, so zog er seine Experimente so in die Länge, bis die Nacht einbrach. Jetzt erklärte er, daß er nicht weiter arbeiten würde, denn er sey nicht frei und nicht Willens, sein Geheimniß Leuten zu lehren, die er nicht kenne. Da er aber sah, daß man Anstalten traf, ihn aufs neue zur Folter zu führen, so versprach er: alle seine Betrügereien offen zu bekennen, und er entdeckte die Art und Weise, wie er den König, den Kardinal und die Uebrigen getäuscht hatte. Als er dieß erste Verbrechen bekannt hatte, verhörte man ihn nun auch über die Zauberkünste, deren man ihm Schuld gab, und an die man damals noch steif und fest glaubte. Man behauptete demnächst, er sey ihrer überwiesen worden und habe sie selbst eingestanden.

Den Grund zu dieser Inquisition schöpfte man aus einem angeblichen Ereignisse, daß sich in Ruel mit einer der Wache stehenden Soldaten im Schlosse des Kardinals in der Nacht zugetragen hatte. Dieser Soldat sollte nämlich zwei Stunden nach Mitternacht gewaltsam mißhandelt worden seyn, ohne daß er denjenigen, der ihn geschlagen, gesehen, noch erfassen können. Es hieß nun, ein Teufel sey dieß gewesen, Dubois habe solchen dem Soldaten auf dem Hals geschickt, um sich wegen schlech-

ter Behandlung zu rächen. Diese Thatsache und ähnliche wurden in dem Prozeß wider Dubois niedergeschrieben, um ihn der Zauberei zu beschuldigen.

De la Fermas befragte ihn über diese Zaubereien, und man fand seine Vertheidigung keineswegs genügend. Man fragte ihn: warum er denn die Teufel, die ihm zu Gebote ständen, nicht dazu benützt habe, ihn aus dem Gefängniß zu entführen, oder ihn das köstliche Geheimniß, Gold zu machen, zu lehren, dessen er sich doch so dreist gerühmt habe? Dieß wären doch zwei Dinge, die in seiner jetzigen Lage für ihn den größten Vortheil hätten haben müssen. Er schwieg auf diese Fragen, die er auch, unter der Voraussetzung, daß er ein Zauberer sey, der mit dem Teufel in einem Bündnisse stehe, nicht beantworten konnte. Nach dieser Anklage wieder ihn, ging man zu einer dritten über, die allerdings mehr für sich hatte. Sie betraf Falschmünzerei und das Beschneiden von Goldmünzen. Man hatte bei Dubois viele zu solchem Zweck erforderliche Werkzeuge gefunden, die wider ihn zeugten. Sein Goldpulver bestand aus abgefeiltem Golde von Goldmünzen; es war die Lockspeise, die dieser schlaue Betrüger dazu anwendete, um Leichtgläubige in sein Netz zu ziehen. Denn aus dem Werthe von 8 oder 10 Pistolen machte er die kleinen Goldklumpen, die bei seinen Proben zum Vorschein kamen, und die zum Beweise dienen sollten, was er bei Arbeiten im Großen zu leisten im Stande sey. So hatte er Menschen, denen er dadurch Vertrauen eingeflößt, sechs, sieben bis achthundert Thaler abgenommen. Der Abbé Blondeau, den er ganz für sich eingenommen, hatte ihm schon achttausend Franken geliehen, ehe er ihn mit dem Pater Joseph bekannt machte.

Dubois hatte auch ein kleines Buch geschrieben, in welchem er das Geheimniß, wie man Gold machen könne,

ausführlich erklärt haben wollte. Er verkaufte diese Handschrift wohlfeiler oder theurer, je nachdem er leichtgläubige oder geldgierige Käufer dazu fand. Er hatte sogar Anhänger, die ihm vollen Glauben schenkten und zu seinem Besten seiner Handschrift Abnehmer zu verschaffen suchten, zu diesen gehörte ein Maître des Comptes zu Nantes, mit Namen de la Jaille.

Dubois, so vieler todtverwirkten Strafen überwiesen und geständig, wurde von einer Commission gerichtet und zum Strange verurtheilt. Er behauptete nun auf's neue, daß er wirklich Gold gemacht, und ihn nur die Folter ein dieser Behauptung widersprechendes Geständniß erpreßt habe. Aber dießmal wurde solches nicht weiter beachtet, und da man ihn zum Tode führte, bestürmte ihn der Geistliche, der ihn begleitete, ein Carmeliter, sein Verbrechen einzugestehen. Er wurde daher zu einem Notarius geführt, und dort gestand er, daß er, da er in Begriff sey, hingerichtet zu werden, und vor dem Richterstuhl Gottes zu erscheinen, daß er den König, die Königin und den Kardinal durch seine vorgebliche Goldmacherkunst absichtlich betrogen habe, und daß er sie deßhalb um Verzeihung bäte. Alles, was er gemacht, sey Spiegelfechterei gewesen; er hätte nie Jemand gekannt, noch gesehen, der Gold hätte machen können; Alle, die sich dessen gerühmt, wären Betrüger gewesen. Er hätte diese Vorspiegelungen dazu benutzt, um ein angenehmes Leben zu führen, denn dieß sey, wegen der thörichten Leichtgläubigkeit der meisten Menschen, sehr leicht. Diese Aussage wurde zu Protokoll genommen, er unterschrieb sie in Gegenwart des Chefs der Untersuchungs-Commission de la Fermas.

Er bestieg nun wieder den Karren, wurde zum Richtplatz gefahren und am 25sten Juni 1657 aufgeknüpft.

Kampf eines Tigers und einer Riesenschlange.

Edwyn bewohnte ein Landhaus, von welchem ein Hügel mit drei oder vier Palmbäumen bepflanzt, weit entfernt lag. — Eines Morgens schien ihm ein dicker Zweig wunderliche Bewegungen zu machen (an eigentliche Zweige ist freilich nicht zu denken! aber die großen oft an zehn Ellen langen und starken Blätter mancher Palmarten kann Hr. Edwyn gar wohl Zweige genannt haben). Er drehte sich von einer Seite zur andern, bog sich zur Erde, zog sich wieder zurück, und verlor sich unter den übrigen Zweigen (Blättern). Ein Zingalese (Eingeborner in Ceylon) wurde blaß vor Schrecken, als ihm Edwyn das zeigte, und bat denselben, stracks seine Thüre und Fenster zu verriegeln, denn das sey eine fürchterliche Schlange, welche der Hunger aus dem Walde vertrieben habe. — Edwyn fand die Angabe des Menschens bestätigt. Denn bald kam die Schlange hervor, ergriff ein kleines Thier, und nahm es mit sich in die Zweige des Baumes. — Edwyn, mit noch eilf andern wohlberittenen Männern, und mit geladenen Gewehren versehen, zogen in der Absicht aus, dieselbe zu erlegen. Als sie aber die Schlange in ihrer Nähe beobachteten, unterstand sich keiner, nur einen Schuß nach ihr zu thun, aus Furcht zu fehlen. Mit dem Schweife hing dieses Ungeheuer an einem der obersten Zweige des Baumes und ihr Kopf berührte die Erde. Die Wendungen, welche es machte, waren überaus schnell und behende. Es kam herab, wickelte den Schweif um den Stamm des Baumes, legte sich, so lang sie war, auf die Erde, und verlor sich dann im Augenblick wieder unter den Zweigen. Auf einmal zog sie sich, mitten unter diesen lebhaftesten Bewegungen, eiligst zurück und hielt sich ganz

still. Es hatte nämlich einen kleinen Fuchs gesehen, der vor dem Baume vorbei wollte, schoß auf ihn herab, und in wenigen Minuten, sog es ihn aus, oder leckte ihm vielmehr mit einer breiten schwärzlichen Zunge das Fleisch ab, wobei es sich gemächlich auf die Erde niederlegte, indessen der Schweif um den Stamm gewickelt blieb.

Nachdem alle die Schlange genug betrachtet, und einen vergeblichen Schuß nach ihr gethan hatten, gingen sie fort, um in stärkerer Anzahl am folgenden Tage wieder zu kommen. — Sie fanden die Schlange wieder, und in kurzer Zeit ging ein Tiger vorbei, der nicht viel kleiner war, als eine junge Kuh. Augenblicklich hörten sie ein schreckliches Geräusch in den Zweigen des Baumes — die Schlange schoß auf den Tiger herab, in die Gegend hinter den Schultern, und packte mit ihrem Maule ein großes Stück des Rückens, welches größer war, als ein Menschenkopf. Der Tiger brüllte fürchterlich, und wollte mit seinem überlegenen Feinde davon laufen, dieser aber umwickelte ihn drei oder viermal, und legte sich so fest um ihn herum, daß er in Todesängsten niedersank. Jetzt, da sie ihren Raub gefällt hatte, ließ die Schlange den Rücken fahren, zog sich weiter nach dem Kopfe hin, öffnete ihren ungeheuern Rachen, so weit sie nur konnte, und umfaßte damit das Gesicht des Tigers, welches sie entsetzlich zerfleischte. Dieser, welcher sich einigermassen wieder erholt hatte, erhob sich wieder, suchte sich dadurch loszumachen, daß er sich hin und her wand, und brüllte kläglich und schrecklich dazu im Rachen der Schlange. — Es half ihm nichts, wiewohl er der Schlange genug zu schaffen machte. Er richtete sich einigemale auf, und lief auch einige Schritte fort, aber das Gewicht der Schlange sowohl als ihre Umwindungen, warfen ihn wieder nieder.

Nach Verlauf von einigen Stunden schien er ganz entkräftet, und fast todt zu seyn, und die Schlange ver-

suchte nun seine Rippen ihm dadurch zu zerbrechen, daß sie sich immer enger und fester um ihn herumwand; allein es ging nicht. Sie wickelte sich daher wieder los, umwand mit ihrem Schweife seinen Hals, und schleppte ihn an den Baum, welches ihr aber sehr sauer wurde. Jetzt sah man, was ihr der Baum für Dienste that. Sie faßte den, nun beinahe wirklich todten, Tiger an, und stellte ihn aufrecht an den Stamm des Baumes, umschlang dann Tiger und Baum, und nun zog sie sich so enge zusammen, daß die Knochen und Rippen — eine nach der andern mit lautem Krachen zerbrachen. Wie sie mit dem Leibe fertig war, machte sie sich auch über die Beine auf gleiche Weise, und zerbrach dieselben an vier oder fünf Orten; dann versuchte sie ihre Kräfte auch am Hirnschädel, aber hier waren alle ihre Anstrengungen vergebens. Da ihr der todte Tiger nicht mehr entlaufen konnte, und sie wohl sehr ermüdet seyn mochte, — denn über dem Knochenbrechen waren einige Stunden vergangen — so zog sie sich unter die Blätter des Baumes zurück.

Den dritten Morgen — sahe man keinen Tiger mehr, sondern ein rothes Aas, ohne bestimmte Gestalt, mit einem gelben Kleister überzogen, um es desto schlüpfriger zum Verschlingen zu machen. Erst verschlang sie den Hirnschädel — dann nach und nach den übrigen Körper, welches ihr aber viele Mühe machte. — Es wurde Abend, ehe sie völlig mit dem Tiger fertig war. Am vierten Morgen gingen Weiber und Kinder zu der Schlange hin, denn sie wußten aus Erfahrung, daß nun keine Gefahr zu fürchten sey, nachdem dieselbe so dick war. Sie hatte sich so überladen, daß sie weder sich zur Wehre setzen, noch auch durch Flucht sich retten konnte. Sie suchte sich zwar auf den Baum zu begeben, allein auch da war sie zu unbehülflich, und die Zingalesen schlugen sie todt.

denn sie hatten sich schon gleich anfangs auf das Fleisch (es sahe weißer aus als Kalbfleisch) gefreuet, welches sie als einen zarten Leckerbissen rühmten. — Diese Schlange war 33 Fuß und vier Zoll lang. —

Anekdoten.

Es gingen einige Schüler zu ihrer Lust auf den Kaninchenfang, und ein Neuling ging mit ihnen, den sie sehr ermahnten, ja nicht laut zu sprechen, oder sonst Geräusch zu machen, damit die Kaninchen nicht davon liefen. Sie kamen an einen Ort, wo sich viele dieser kleinen Thiere zeigten. „Oh! Oh! Ecce cuniculi multi!" (O seht da, wie viele Kaninchen!) schrie unser Neuling auf Latein. Die schüchternen Thiere entfernten sich und schlüpften in ihre Höhlen. Als ihm nun einige Mitschüler bittere Vorwürfe über seine Einfalt machten, entschuldigte er sich: „Wie konnte ich denn denken, daß diese kleinen unvernünftigen Geschöpfe Latein verstehen?"

Eine Großmutter zeigte ihrer Enkelin, einem siebenjährigen Mädchen, einen buntilluminirten Kupferstich, den Apostel Petrus vorstellend, und auf die Frage des Kindes: „Was ist das für ein Schlüssel?« erhielt es zur Antwort: „Es ist der Himmelsschlüssel.« — Das kleine Mädchen stand am Fenster und blickte immer starr den Himmel an. „Was hast Du denn da zu sehen?" fragte die Großmutter. — »Liebes Großmütterchen," versetzte die Kleine, „ich suche das Schlüsselloch.«

In einer Familie war die Rede von einem berühmten Bassisten, welcher eben die dasige Bühne verlassen hatte. Ein Knabe von sechs Jahren fragte den Vater, was ein Bassist sey? Aber noch ehe derselbe antworten konnte, belehrte der einige Jahre ältere Bruder den kleinen Frager: Es sey ein Mann mit einer groben Sprache.

Nelson und sein Bruder William besuchten als Knaben eine, von der Wohnung der Eltern sehr entfernt liegende Schule. Sie ritten daher auf ihren kleinen Pferden hin. Einst war tiefer Schnee gefallen; William behagte der Ritt nicht, und er bestand darauf, wieder umzukehren. Beide kamen also wieder in das elterliche Haus zurück, und der Vater erfuhr von ihnen, sie hätten es nicht gewagt, weiter zu reiten, weil sie Gefahr liefen, in die Schneemassen zu versinken.

„Wenn das ist,“ sagte der Vater, „so müßt ihr allerdings zu Hause bleiben; aber ich überlasse es eurem Ehrgefühl, noch einen Versuch zu machen. Ist der Weg zu gefahrvoll, so kehrt wieder um; vergeßt aber nicht, daß ich es eurem Ehrgefühl überlassen habe.“

Beide machten sich von Neuem auf den Weg, und ob er gleich an einigen Stellen sehr schwierig ward, und William mehrmals den Vorschlag machte, wieder heim zu reiten, so beharrte Nelson doch standhaft bei dem Vorsatze, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und rief seinem Bruder lebhaft zu: »Wir haben ja keine Entschuldigung! Bedenk' es doch, Bruder, der Vater hat es unserm Ehrgefühl anheim gestellt!«

Olivier Goldsmith hatte ein sehr schlichtes Aeußere; als Kind hatte er von den Blattern so viel gelitten, daß er damals für häßlich galt.

Einst, als er sieben Jahr alt war, ergötzte man sich im väterlichen Hause mit Tanz, wozu ein Musikant, der auch den Witzling machte, aufspielte. Nach einer Pause verließ Goldsmith seinen Sitz und hüpfte tanzend im Saale umher. Dem Geiger fiel die Häßlichkeit des Knaben auf, und er rief aus: „Aesop!« Viele von der Gesellschaft waren so ungebildet, daß sie darüber lachten. Der kleine Goldsmith verlor aber die Fassung nicht, sondern mit vieler Gegenwart des Geistes trat er in die Mitte des Saales, und citirte aus einem damals allgemein bekannten Liede die Zeilen:

Fällt Aesop es einmal ein,
Sich durch Tanzen zu erfreu'n,
Muß sein Affe dazu spielen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 25tes Stück.

Die Brautschau.

Eine humoristische Erzählung von Dr. Weidemann.

1. Heirathszwang.

Du mußt heirathen, Philippchen; so geht die Wirthschaft nicht mehr; ich werde zu alt und unbehülflich, meine Augen nehmen ab und ich werde im Handel zu oft betrogen.

So sprach Frau Marthe zu ihrem einzigen Sohne Philipp, einem Seiler, der neben der Seilerprofession auch einen lebhaften Handel mit Materialwaaren trieb. Philipp war bis in's vierzehnte Jahr in die Schule gegangen, hatte nach der Confirmation des Vaters Handwerk, die Seilerprofession, erlernt, war nie aus der Heimath gekommen und hatte sich nach des Vaters Tode einen Gewerbschein als Seiler und Kaufmann gelöst. Eigentlich arbeitete Philippchen gar nicht, sondern die alte Mutter Marthe besorgte den ganzen Handel, verkaufte Stricke, Thran, Licht, Seife, Kaffee, Taback und andere wichtige Sachen.

Das Handelchen ging gut und Philipp führte ein wahres Schlaraffenleben. Er hatte freiwillig sein Militärjahr hindurch als Husar gedient, sich ein eignes Pferd gehalten, und brachte solches mit nach Hause. Am Abend seiner Rückkehr aus der Garnison war es, als Frau Marthe nun ernstlich auf das Heirathen bestand.

Philippchen hatte keine rechte Lust, denn er liebte es, ungezwungen bald da bald dort sein Wesen und Unwesen zu treiben. Ich habe keine Bekanntschaft, liebe Mutter, und bin viel zu stolz, um mir einen Korb zu holen, erwiederte Philipp der Mutter, auch würde eine Schwiegertochter Dich zu sehr geniren.

Dafür sorge nicht, entgegnete Frau Marthe, das ist mein geringster Kummer, ich werde sie gleich so stellen, daß sie sich nicht aufducken kann; und was die Bekanntschaft betrifft, das wird schon der alte Marcus in Ordnung bringen; geh, rufe ihn mir her.

Der alte Marcus kam. Ein guter Alter von einigen sechzig Jahren, geschwätzig und beredt, ein Freund von Frau Marthen und ein Möglichmacher, kurz ein Eheprokurator für Bürger und Bauern, wie er seyn muß, sonst ein braver Mann, der sich seine Wege gut bezahlen läßt.

Er wurde in Kurzem von der Ursache seiner Einladung unterrichtet und holte eine Liste heraus, so lang als der Küchenzettel des Wirths im Prater, den sich die geneigten Leser aus dem Tyroler Wastel erinnern werden.

Die Liste enthielt Namen, Stand, Wohnort, Alter und sonstige Notizen, vorzüglich das Vermögen der heirathslustigen und heirathbaren Mädchen. Die auszusuchenden Parthien wurden bald besprochen und der alte Marcus sagte seine Hülfe, gegen ein schriftliches Versprechen von 5 pro Cent der Mitgabe, Philippchen zu.

Digitized by Google

Das Haus und der Seilerkramladen wurde rasch vor Gericht auf den Namen Philippchens gebracht, und mit dem Kaufe versehen und wohl gekleidet fuhr Philippchen mit dem alten Marcus auf einem Einspänner zur Werbung aus.

2. Wirths Lorchen.

Wir wollen zuerst zu Wirths Lorchen fahren, sagte der alte Marcus, dort füttern wir ein Bund Heu und trinken ein Gläschen Schnaps, so finden wir Gelegenheit, unsere Worte anzubringen und Du, Philippchen, kannst Dir das Mädchen besehen, während ich mit dem Vater spreche. Lorchen bekommt 6000 Thaler und 4 gemachte Betten mit.

Dahin fuhr der Brautwerber mit dem einsylbigen Philipp. Der Braune hielt vor dem Wirthshause still. Der Hausknecht zäumte ab und setzte dem Gaule vor der Krippe ein Bündchen verbleichtes Heu vor. Die Herren stiegen aus.

Wie gehts, Papa, frug der alte Marcus den Wirth, der ein wenig schwerhörig war. Recht gut, Herr Marcus, war die Antwort, wo wollen Sie denn hin? Zu Ihnen, alter Herr, sagte Marcus, ich bringe Ihnen hier einen Freyer; Ihr Lorchen hat ja gern in die Stadt und in ein lebendiges Geschäft gewollt. Wer ist der Herr? frug der Wirth. Ein Kaufmann, der ein eignes Haus in der Concursstraße hat, antwortete Marcus. Nein, einen Kaufmann darf mein Lorchen nicht heirathen, am wenigsten dort, wo jährlich zwei und drei banquerott werden, entgegnete der Wirth. Nun Papachen, sagte Marcus besänftigend, Philipp ist eigentlich kein Kaufmann und nur ein Seiler, aber seine Frau kann auch Hut und Schleier tragen und ein Umschlagetuch über den Arm hängen, wenn Concert im Wäldchen ist.

Papachen wurde nun freundlicher, ließ Wurst und Schinken auftragen, gab Philipp die Hand und frug nach den Käufen. Er durchlas die Documente, fand keine Schulden darin und wurde nun Handels einig. Lorchen sollte 6000 Thaler baar, vier gemachte Betten und einen zweispännigen Wagen Hausrath als Aussteuer erhalten.

Philipp wollte nun aber auch Lorchen sehen und sprechen. Sie war im Kuhstalle und half das Vieh beschicken.

Dahin eilte Philipp. Er fand da ein kleines Frauenzimmer; ein Paar graue Augen blitzten aus den dürren Backenknochen heraus, ein Kropf quoll unter dem Kinn hervor und ein ziemlicher Höcker lief über den dürren Rücken hinweg.

Philipp frug nach Mamsel Lorchen. Das bin ich selbst, lispelte diese. Philipp prallte zurück und stand wie ein steinernes Bild vor der Huldin, welche sich mit einem Knix empfahl, um ihre Kleider ein wenig in Ordnung zu bringen.

Hausknecht, zäume auf, rief Philipp, erbath sich seine Käufe zurück, bezahlte Heu und Schnaps, und hob den erstaunten Marcus in den Hamburger.

Aber zum Henker, schrie dieser auf der Chaussee, was machst Du denn für dummes Zeug, alles war ja in Ordnung und Lorchen hätte gewiß ja gesagt, denn die muß thun, was der Vater will. Philipp meinte, daß es doch zu viel von ihm verlangt sey, ein Knochengerippe mit Höcker und Kropf zu heirathen, und er lieber ledig bleibe, als solch ein Wesen für das ganze Leben um sich zu haben.

3. Fuchsens Röschen.

Nun so wollen wir zum Müller Fuchs fahren, meinte Marcus. Dessen Röse ist ein schmuckes Mädchen, nur

ein wenig aus den Jahren, das thut aber nichts, sie ist noch lange nicht so alt wie Deine Mutter, und versteht sich auf den Handkauf, denn sie verkauft des Vaters Oel und Schnaps im Einzelnen. Der Braune erhielt einen tüchtigen Hieb, und der Wagen rollte über Stock und Stein durch einen langen Hohlweg in die Knippermühle zu Herrn Fuchs.

Ey, seyn Sie mir herzlich willkommen, Herr Marcus, grüßte der Müller, schüttelte dem Alten die Hand, und fing, ohne auf Philipp zu merken, mit diesem ein Gespräch über den Korn- und Oelhandel an, frug nach den neuesten Marktpreisen, bedauerte, die Hälfte seiner Vorräthe verhandelt zu haben, weil der Dötter und der Sommerrübsen nun auch nicht gerathen werde, und kümmerte sich so eigentlich gar nicht um Philippchen.

Marcus zog ihn aber ins Gespräch, und Philipp mußte nolens volens einige Tonnen Oel für hohen Preis kaufen.

Noch war die Rede nicht auf Röschen gekommen, noch hatte er die Tochter nicht gesehen.

Es war Mittagszeit. Fuchs lud Herrn Marcus und Philipp zu Tische. Röschen fehlte. Herr Marcus fragte nach ihr.

Ach du mein Gott, sagte Fuchs, mit dem Mädchen habe ich meine rechte Noth. Ich ließ ihr, wie sie wissen, ein Jahr lang das Nähen und Sticken in der Stadt lernen. Da lernte sie einige junge Bursche kennen, und wie das Jahr um war, brachte sie mir einen kleinen Jungen mit. Sie hatten ja Gevatter gestanden, Herr Marcus. Ich war nicht böse, denn Röschen sagte mir, daß sie heirathen würde; der Vater des Kindes sey ein vornehmer Herr Lieutenant und von Adel.

Wirklich kam auch bald ein junger Herr mit einem langen schwarzen Schnauzbarte zu uns, der sehr zärtlich

mit Röschen that und Röschen mit ihm. Ich erwähnte so unter der Hand, daß ich der Tochter einige tausend Thaler mitgeben könne, allein er rückte mit dem Heirathsantrage nicht heraus, kam aber alle Wochen zu uns und beehrte mich so sehr mit seinem Vertrauen, daß ich ihm mit mehreren Ersparnissen aushalf.

Röschen wurde wieder unpäßlich, und ehe ich noch die Ursache entdeckte, blieb der Herr Lieutenant weg; ich soll aber heute noch meine 50 Friedrichsd'or wieder erhalten. Röschen kam mit einem kleinen Junkerchen nieder, welcher ein Muttermal auf der Brust in der Form eines Degens mit zur Welt brachte.

Ich und mein Röschen waren sehr unglücklich, denn diese hatte sich den Herrn Lieutenant so zu Gemüthe gezogen, daß sie nur wie ein Schatten umher schlich. Es vergingen Jahre und kein Freier meldete sich, man nannte Röschen nur Lieutenants Röschen und sie [illegible]r der Spott der ganzen Gegend, trotz meines großen Vermögens. Man duldete sie nicht auf den Tanzböden und sie härmte und grämte sich. Sie wissen ja, Herr Marcus, daß alle Freier, die Sie mir brachten, sich an den Junkerchen stießen.

Jetzt ist mir nun ein neues Unglück passirt. Vor neun Monaten kommt Artillerie in unser D**, ich bekomme neun Mann und einen Unteroffizier ins Quartier.

Nun liegt mir heute Röschen wieder in den Wochen und gar mit Zwillingen. Die Soldaten sind mein Unglück, denn wer anders kann mir und Röschen die Ehre angethan haben?

Philipp wechselte während dieser Erzählung mehrmals die Farbe. Vater Fuchs achtete nicht au ihn und uhr zu dem verblüfftem Marcus fort:

Jetzt, alter Freund lassen Sie Ihren ganzen Witz los, ich muß das Mädchen unter die Haube bringen es koste, was es wolle, denn wenn das so fort geht, kann ich am Ende eine Compagnie unserm allergnädigsten, Landesvater ins Feld stellen. Ich will dem Röschen doppelt soviel, ich will ihr 8000 Thl. mitgeben und die vier Buben bei mir behalten.

Marcus winkte Philippchen freundlich zu. Dieser aber schüttelte den Kopf und so blieb der Heirathsantrag unerwähnt.

Philipp hatte einige 40 Thlr. beim Handel verloren. Der alte Marcus versprach bald einen Freier zu schaffen, (er hielt auch später Wort und Röschen lebt jetzt als Frau Calculator in der vornehmen Welt) und die Brautwerber kehrten unverrichteter Sache in den Seilerladen zurück. Philipp erzählte im Beisein des alten Marcus beim Abendessen der Mutter Marthe seine Tageswerbung ausführlich und beide schalten ihn einen thörichten Mann, dem nichts genug sey.

Marcus meinte, eine reiche Jungfer werde er doch nicht heirathen, die Lust soll er sich vergehen lassen, und Mutter Marthe entdeckte ihm in ihrer Heftigkeit, daß eigentlich sein Vater auch nicht sein Vater sey, sondern ein Cuirassier, woran sich aber der Vater nicht gestossen habe.

Die Jungen wollen immer klüger seyn, als die Alten, meinte Marcus.

Philippchen war dieß doch zu rund und er warf sich die ganze Nacht unruhig im Bette herum, denn morgen sollte der Braune wieder angespannt werden, morgen wollte ihn Marcus zu einer neuen Fahrt abholen.

4. Des Pfarrers Töchter.

Die Glocke hatte noch nicht 5 geschlagen, und der alte Marcus stand schon in einem modischen Oberrocke vor seinem Bette. Munter, rief er, junger Herr! rasch aufgestanden, rasch angezogen, feine weiße Wäsche und vergiß ja die Uhr mit den goldnen Petschaften nicht. — Heute wollen wir zu dem Prediger Vielmaul fahren. Er hat zwei Töchter, jede bekommt nach dem Tode 10000 Thlr. und eine köstliche Ausstattung. Die Mädchen sind hübsch und jung, der Alte steht mit einem Fuße schon im Grabe. Das ist eine Parthie, wie du dir sie nur malen kannst.

Philipp legte seine schwarzen Kleider an, knüpfte die übergoldete Uhrkette in den letzten Knopf der Weste, warf seinen rothgefütterten Karbonarimantel um und ließ sich noch einen neuen seidenen Hut für 1 Thlr. 10 Sgr. holen.

Er war ein gemachter Mann. Er steckte die schwarzen glasirten Handschuh zu sich, ordnete die Manschetten, band einen papiernen Vatermörder in das buntseidene Halstuch und man erkannte kaum in dem galanten Stutzer den Seilerburschen.

Der Braune paradirte in dem gelbplattirten neuen Geschirre und die Käufe wurden sorgfältig in den Hintertaschen des rein gewaschenen Stuhlwagens verwahrt.

Herr Marcus war auch ein ganz anderer Kerl geworden.

Statt des gestrigen grauen Ueberrocks trug er heute, wie gesagt, einen violetten Ueberrock mit Stahlknöpfen, eine moderne Mütze, gesprenkelte Pantalons und Stiefeln mit langen Spornen. Eine Sammtbinde hob den Kopf höher, trieb das Blut in die Wangen und ein großer Busenstreif drang anmassend durch die carirte seidne Weste. Die beste Pfeife mit einem Lutherkopfe hatte er zu

sich gesteckt, und der alte Marcus galt so für einen wohlhabenden Geschäftsmann, der nur aus Freundschaft, nicht um Gewinn, seinen jugendlichen Zögling begleitet.

Auch der Braune hielt sich vornehmer. Er trug den Kopf wie ein Engländer und spielte mit den Füßen wie ein Franzos. Mit Unwillen sah er sich nach der neuen Drahtpeitsche um, die wie eine Fahne vorn am Stuhlwagen hin- und herschwebte. Die beiden galanten Herrn fuhren am Pfarrhause vor. Es lag mitten im Dorfe. Vor dem Thore standen in einer Halbrunde einige Linden und Akazien. Der Halbzirkel war reinlich mit gelbem Sande bestreut. Adeline, die älteste der Töchter, fütterte einen Pfau, der neidisch den Truthahn von dem Futter verdrängte.

Das Hofthor stand auf und Philipp sah Elwiren, die zweite Tochter, wie sie unter den jubelnden und girrenden Tauben mit voller Hand Erbsen und Wicken vertheilte.

Die Mädchen sind allerliebst, raunte er dem alten Markus ins Ohr. Diese oder keine. Adeline, schlank wie eine Diana, blond und blauäugig. Elwire, brünett, in voller Jugendblüthe. Ein paar braune Augen zeigten den innern Werth. Diese oder keine, wiederholte Philipp. Der alte Marcus lächelte, stieg vom Wagen, und band den Zügel des Pferdes an die Umzäunung des Kühhofs, wo eben ein junger Bulle mit Hülfe der Kuhmagd seinen Besuch auf der Pfarre abstattete.

Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Herr aus alter guter Zeit, empfing die Herren aus der Stadt, und führte sie in die mit gescheuerten Bohlen austapezirte Wohnstube, in welcher unter dem Spiegel mehrere Azeln säuberlich aufgestellt waren. Hier saß die Frau Pastorin auf einem Großvaterstuhle und las in den Stunden der Andacht. Ein Fehltritt hatte ihr eine Fußcontusion zu-

gezogen und sie hatte schon seit acht Tagen die Stube hüten müssen.

Adeline, rief der Pfarrer, Adeline, bring doch eine Flasche Johannisbeerwein und ein kleines Frühstück für die Herren; du, Elwire, ruf' den Knecht, daß er das Pferd ausspanne, und reichlich mit Futter versehe.

Sie, meine Herren, wendete er sich zu Marcus und Philipp, bleiben heute bei mir; Sie sind meine Gäste; es ist heute mein 80ster Geburtstag und jeder ist in meiner Freude mir willkommen.

Daß sich Marcus und Philipp nicht nöthigen ließen, können sich die Leser denken.

Marcus stellte Philipp als den Sohn seiner Freundin, einer reichen Kaufmanns-Wittwe, vor.

Der Pfarrer meinte, Herr Marcus habe sich gut conservirt und plauderte mit ihm.

Während dem frug die Frau Pastorin Philippchen nach den Stadtneuigkeiten und warf die Frage hin, ob er verheirathet sey. Als Philipp die Frage verneinte, wurde das Weibchen viel freundlicher, erzählte ihm von ihren Töchtern und wie häuslich dieselben erzogen wären, und wie sie einen Mann glücklich machen würden.

Da trat Adeline ins Zimmer. Philipp wurde blutroth, was der Frau Pastorin nicht entging.

Adeline war aber auch wirklich eine Krone unter den Mädchen. Ohne Anmaßung und Koketterie. Ein schlichtes Gingangkleid hob ihren Wuchs und ein weißes Schürzchen zeigte von der Reinlichkeit der Köchin. Ein simpler Kamm hielt die Flechte der Haare fest, die auf dem Scheitel glatt gestrichen waren. Philipp küßte ihr, wie ein feiner Weltmann, die schöngeformte Hand und sein Blick streifte wohlgefällig über die herrliche Form bis zu den niedlichsten der Füße, die sich in rosigen Pantoffeln verloren. Sie kredenzte ihm und Herrn Marcus mit

zauberischer Liebenswürdigkeit den süßen Johannisbeerwein, und Philipp wagte es, zu fragen, ob sie selbst so Köstliches bereitet habe.

Philipp war ein ganz anderer Mensch geworden; das machte der feine Rock, die Manscheten, und die Perlocks.

Kleider machen Leute. Er griff unvermerkt an seine Uhr, drückte die Feder und sie spielte zur Unterhaltung das Liedchen:

Wenn ich in der Früh aufsteh' ꝛc.

Jetzt flog Elvire, das lebenslustige Mädchen, in die Stube, machte einen Knix und reichte den beiden Gästen zum Willkommen die linke Hand.

Die geht von Herzen, rief sie, und Philipp setzte galant hinzu: Und zu dem Herzen.

Eine Stunde verging im fröhlichen Plaudern, und Philipp wurde immer zweifelhafter, für welche der lieben Töchter er sich erklären sollte.

Daß er die Neigung der Mutter für sich hatte, daß der Pastor noch vor seinem Ende gern die Töchter verheirathet wissen wollte, daß diese den wohlgekleideten reichen Kaufmann nicht ausschlagen würden, das sagte ihm sein Bischen Verstand und die Eigenliebe that das Ihrige hinzu.

Und doch war Philipp in einer qualvollen Lage.

Bald zogen ihn die schmachtenden Augen Adelinens an das reizende Geschöpf, bald regten die braunen verlangenden Sterne Elwirens seine Leidenschaft auf, und so kam der Mittag heran, ohne daß er mit sich einig werden konnte.

Bei Tische hatte die sorgsame Hausfrau ihm den Platz zwischen den Töchtern angewiesen; er selbst hatte diese mit kräftigem Arm im Sorgenstuhl an den Tisch getragen.

Adeline besorgte dießmal die Küche, Elwire forderte zum Trinken auf. So oft ein Arm der einen, oder der Fuß der andern Schwester Philipp unwillkührlich berührte, fuhr ein electrischer Schlag durch alle Glieder und als nun die Gesundheit des Greises getrunken wurde, verlor er beim Anstossen und Klirren der Gläser mit rothperlendem Wein die Fassung. Ein heftiges Nasenbluten nöthigte ihn, auf Minuten vom Tische aufzustehen. Die schlaue Elwire erkannte den Grund und Adeline empfing den Zurückkehrenden mit einem schmachtenden Blicke.

Hätte Philipp wählen können, wäre es zu einer Erklärung gekommen; so aber fürchtete er die eine der Schwestern zu beleidigen, wenn er sich für die andere erklärte und die Frau Pastorin erwartete unruhig den Augenblick der Werbung, denn der alte Marcus hatte den beiden Alten die Vorzüge und den Wohlstand Philipps gerühmt und ihnen den Grund des heutigen Besuchs entdeckt.

Es kamen zum Unglücke Philipps die Bauern des Dorfs vor die Pfarre gezogen. Musik und Paukenklang erscholl. Die jungen Leute steckten zu Ehren des alten geliebten Pfarrers eine geschälte Tanne auf, auf welcher Tücher, Westen und schöne Bänder aufgehängt wurden.

Der Mittagstisch wurde aufgehoben.

Im Schatten der Linden wurde Kaffee getrunken, während junge Bauern die Tanne erkletterten und die Dirnen nach einem geputztem Schäfchen einen Wettlauf hielten.

Philipp war in der peinlichsten Lage, verliebt in beide Töchter konnte er sich nicht entschließen, einer derselben mehr als der andern sich zu nähern. Beide waren gleich liebenswürdig.

Der alte Marcus tratt zu ihm, als beide gerade frischen Kaffee und Sahne holte und drängte ihn, sich zu erklären.

Wie kann ich das, seufzte Philipp, ich will sie beide heirathen, ich supplicire bei dem Fürsten, beide Schwestern bleiben beisammen, das Vermögen wird auch nicht getheilt und des Vaters Wunsch ist mit einem Male erfüllt.

Du bist ein Narr, sagte Marcus, schmiede das Eisen, weil es warm ist, es kann über Nacht leicht anders werden.

Der Tanz der Bauern begann und diese forderten Philipp auf, daran Theil zu nehmen.

Eine neue Angst, eine neue peinliche Unruhe.

Welche von den lieblichen Mädchen sollst du zuerst auffordern, sprach Philipp zu sich und unentschlossen stand er noch, als schon der erste Tanz lange begonnen hatte.

5. Die beiden Auscultatoren.

Wo nur Vetter Fritz und Karl bleiben, sagte Adeline, die gern tanzen mochte.

Die werden noch in der Session seyn und Recht sprechen, meinte Elwire und setzte hinzu: Es ist aber auch häßlich von dem Director, daß er die armen Jungen bis nach 2 Uhr schwitzen läßt; sie wären sonst längst da, sie werden des Vaters Geburtstag nicht versäumen.

Die beiden Vettern, Fritz und Karl, Vaters Bruder Kinder, waren in der nahen Stadt als Auscultatoren angestellt und kamen oft nach der Pfarre im Dorfe. Die Mädchen hatten die Vettern lieb wie Brüder und ihr Ausspruch galt ihnen als Orakel, denn sie machten ja Bluturtel und sprachen Recht und Unrecht aus.

Kaum hatte man ihrer erwähnt, siehe, da kamen sie auf stolzirenden Schimmeln das Dorf herauf gallopirt. Im Nu saßen sie ab, warfen die Steigbügel über den Sattel und ließen die schnaubenden Rosse durch einen herbeigerufenen Tagelöhner herumführen.

Heil Ihnen, Herr Vetter, noch viele Jahre gesund und froh wie heute, riefen sie dem Pastor zu, umarmten das alte Mühmchen und küßten die lustigen Mädchen, was unserm Philipp wie ein Dolch durchs Herz fuhr.

He, Musik, Musik, schrieen die lebenslustigen Auscultatoren, ergriffen die Hände der Muhmen und walzten munter und fröhlich um die Tanne herum.

Als der Tanz beendigt war und sie die lieblichen Muhmen zu dem Kaffeetische zurückführten, bemerkten sie Philipp und den alten Marcus.

Ei, Meister Philipp, wo kommen sie hieher? und Du alter Markus, was hast Du hier zu schachern? frugen sie.

Philipp verwandelte die Farbe, denn der Meister brannte ihn wie glühendes Feuer.

Die jungen Herren warteten gar nicht auf Antwort, sondern frugen erstaunt weiter.

Sie sind ja wie ein Gentlemann angezogen, es fehlt ihnen ja nur die Lorgnette, Sie gehen wohl gar auf die Heirath, denn der alte Mauschel ist bei ihnen. Nun Sie wollen doch nicht etwa unsere Muhmen heirathen; das wäre ein Witz, nein, Adeline, eine Frau Seilerin willst du doch nicht werden, oder willst Du, Elwire, Frau Meisterin heißen? Das wäre hübsch, nein eher heirathen wir Euch selbst. Habt ihr denn den Thranladen gesehen, und die alte blinde Marthe?

In diesem Tone ging es fort, ohne daß nur irgend jemand zu Worte kommen konnte.

Der Pastor starrte vor sich hin, die Mutter stampfte mit dem kranken Fuße, daß sie laut aufschrie, und die Mädchen wechselten die Farbe und schlugen die Augen nieder.

Digitized by Google

Der alte Marcus blähte sich wie Oberamtmann, aber Philipp stand wie vernichtet. Kein Wort konnte er hervorbringen, und eine Neckerei folgte der andern.

Ihr seyd aber auch zu tolle Menschen, sagte der Pastor zu den beiden Auscultatoren, was hat euch dieser Herr gethan?

Was ein Herr, riefen diese, ein Herr? Ha ha, ein Meister, ein Seiler ist es, der nichts gelernt hat, und dessen Mutter Schwefel und Oel verkauft.

Der alte Marcus hatte klüglich anspannen lassen, winkte Philipp, und beide fuhren unbemerkt zum Hinterthor hinzu.

Philipp saß stumm und sprachlos, Marcus mochte so viel schimpfen, als er wollte. Als dieses nicht half, sprach er ihm Trost zu, und es wurde bestimmt, des andern Morgens wieder zum Pfarrer zu fahren und förmlich um eine der Töchter anzuhalten. Der Pfarrer ließ sich aber verläugnen, die Mutter lag noch im Bette, und die Töchter lachten zum Fenster hinaus den schmucken Werber aus.

Adieu, Meister Philipp, schallte es hinter ihm her, grüßen sie Frau Marthen.

Trostlos kehrten die Werber zurück, und Philipp hätte alle Lust zum Heirathen verloren, wäre nicht der alte Marcus gewesen, dem es um die versprochenen 5 pCt. zu thun war.

Die Körbe.

Dieser ließ nicht nach, und schon nach acht Tagen aß er mit Philipp wieder in den Wagen, um die Runde um einen hohen Berg zu machen, an dessen Fuß mehrere Dorfschaften liegen.

Wohl bei 20 reichen Bauern kehrten die Brautlustigen ein.

Bei weiten die meisten Töchter und Mündel waren versagt, vielen war der Freyer nicht reich genug, und mit ganz zerknittertem und beschmutztem Kaufe kehrte Philipp nach Hause zurück.

Er brachte Körbe und nichts als Körbe mit. Nun war ihm aber auch alle Lust zum Brautwerben vergangen.

Den alten Marcus hatte der Schlag vor Aerger gerührt. In seinem Nachlasse fanden die Erben eine lange Rechnung und den Nachweis seiner vielen Bemühungen für Philipp, welcher mit schwerem Gelde die fruchtlosen Versäumnisse des verstorbenen Eheprocurators bezahlen mußte.

Frau Marthe wurde zwar immer grämlicher, aber Philipp hielt ihr immer die leeren Körbe vor, die zu füllen mehr als gewöhnliches Seilertalent erforderte.

(Schluß folgt.)

Anekdote.

Friedrich der Große hörte nicht nur naive und originelle Aeußerungen sehr gern, sondern wußte sie auch ebenso zu beantworten. Einst ritt er mit einem General neben dem Kirchhofe der Marienkirche in Berlin vorbei. Auf diesem Platze tummelten sich die Knaben herum und machten so viel Lärm, daß der König in seiner Unterredung mit dem General gestört wurde. Unwillig hob er die Krücke auf und sagte drohend: „Ihr Buben! wollt ihr bald in die Schule! wartet, ich werde es eurem Schulmeister sagen!“ — Einer der Knaben, der dem Monarchen am nächsten war, rief lachend: „Seht doch den, der will König seyn, und weiß nicht einmal, daß wir den Mittwochs-Nachmittag frei haben!“ — Friedrich sagte lächelnd: »Es wird ja immer besser! Nun soll ich mich auch noch um die Klippschulen bekümmern.“

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 2ter Band, 26tes Stück.

Der hohe Gast.

Ach: nun und nie — rief mit gerührtem Blick
Ein alter Pfarrer einst — läßt sich's vermeiden,
So recht aus Grund des Herzens um ihr Glück
Die Zeitgenossen Christi zu beneiden.
Wie labten sie, wenn zum Besuch er kam,
Gemüth und Aug' an seinem theuren Bilde!
Und wenn er gar nun erst voll Huld und Milde
Sein Nachtquartier in ihrem Hause nahm,
O theure Brüder, wer vermag zu fassen,
Wie überschwenglich dann der Segen war,
Den zum Gedächtniß er für immerdar
Beim Wiederaufbruch stets zurückgelassen! —

Ich muß, wenn auch als schwachen Beispiels nur,
Hier eines Falles dankbarlich gedenken,
Der, ganz geschickt, Euch auf die rechte Spur
Der Würdigung von solchem Glück zu lenken,
Im siebenjähr'gen Krieg mir widerfuhr.
Das Buch der Bücher vor mir aufgeschlagen,
Und still durchdenkend mit Gemächlichkeit
Den Predigttext, saß ich in jenen Tagen
Auf meinem Stübchen einst zur Abendzeit.
Umher in den verödeten Gehegen
Des Gartens pfiff der Herbstwind schauerlich
Der Luftkreis hüll't in dickem Nebel sich,
Und Weg und Steg durchnässend, fiel der Regen
Herab zur Erde schier im Uebermaaß.
Doch ich, den Geist auf Höheres erhoben,

Ließ nach Gefallen Wind und Wetter toben,
Und dankte Gott, daß ich im Trocknem saß.

Da drang, obwohl der Sturm ihn halb verwehte,
Ein wiederholter Ruf zu Ohren mir;
Hinunter eilt ich flugs mit Neubegier,
Und einer alt gebrechlichen Karrete
Begegnete mein Auge vor der Thür.
„Ist er der Pfarrer?“ ließ sich, fast im Grimme,
Dem Ort, wo ich verweilte, zugewandt,
Gebieterisch vernehmen eine Stimme,
Und eh' ich Zeit noch zur Erwiedrung fand,
Stieg, angethan mit blauem Oberrocke,
Zum Kutschenschlag ein fremder Mann heraus,
Durchschritt, sich stützend mit dem Krückenstocke,
Den aufgeweichten Grund, und trat in's Haus.
Ich führt alsbald, errathend sein Begehren,
Obschon er weiter keine Sylbe sprach,
Um seines Herzens Wunsch mir zu erklären,
Ihn gastlich ein ins eig'ne Wohngemach,
Schob von dem Fenster nach bequemrer Stelle
Den Polsterstuhl, den ich zum Sitz ihm bot,
Und eilte fort, um jetzt in aller Schnelle
Mich umzuseh'n nach tüchtgem Abendbrod.

Doch denkt Euch selbst die Augen, die ich machte,
Denkt meine Noth und Angst Euch nebenbei,
Als bald darauf ich in Erfahrung brachte,
Daß es der alte Fritz von Preußen sey,
Der heut' in meinem Pfarrhaus übernachte.
Vermocht' ich wohl, ich hartbedrängter Mann,
Der aus dem Amtsberuf des Seelenhirten
Die eigne Leibesnothdurft kaum gewann,
Die Majestät geziemend zu bewirthen? —
Den rückwärts schauend zur Vergangenheit,
Geliebte Kindlein! muß ich kurz berühren,
Daß damals schon zu meinem steten Leid,
Um den Empfang der Trau und Taufgebühren
Es kläglich stand, wie noch in jetz'ger Zeit. —

Jetzt wieder zu dem Text! Ich Aermster wußte,
Wie schon gesagt, vor Angst nicht aus noch ein;
Nur dieß blieb klar: bewirthet sollt' und mußte
Der hohe Gast nach besten Kräften seyn.

D'rum eilt ich mit verzweifelnder Geberde
Von dunkler Hausflur nach dem Küchenheerde,
Und rührt' ihm selbst den Eierkuchen ein;
Ergriff das Messer, schabte dienstbeflissen
Ihm einen Rettig mit geschäft'ger Hand,
Versah den Nachtisch ihm mit Haselnüssen,
Die noch im Eckschrank aufbewahrt ich fand;
Ließ' weichbequem ihm drauf das Bett bereiten,
Zum Schlaf der Nacht, im Seitenkämmerlein,
Und ging zur Ruh' nun selber, um beizeiten
Des Morgens wieder auf dem Platz zu seyn.

Und kaum zerfloß in meinen Kammerwänden
Das Schwarz in Grau, als der gewalt'ge Mann
Zur Abfahrt sich zu rüsten schon begann.
Ich stand, mit sammt'nem Käpplein in den Händen,
Vom Festornat umgeben nach Gebühr,
In stummer Ehrfurcht vor der Stubenthür,
Sie that sich auf; mit freundlicher Geberde
Trat der erhab'ne Gast aus dem Gemach,
Fuhr flüchtig nach des Hutes Spitz' und sprach:
»Wenn er so emsig sorgt für seine Heerde,
Wie Er für mich gesorgt; so muß dieß sehr
Zum glücklichen Gedeihen ihr gereichen.
Von meinem schuld'gen Dank ließ ich ein Zeichen
Dort auf dem Tisch zurück: — wott Serwitör," —

Gleich einem Schmiedehammer schlug und pochte
Das Herz mir in der Brust bei diesem Wort;
Doch eh' den Mund ich aufzuthun vermochte,
War die Kalesche mit dem König fort.

Auf's eiligste, wie leichtlich zu erachten,
Begab ich nach dem Zimmer mich zurück.
O Himmel! welche Lustgefühl' erwachten,
Im Innern mir! Was schaute hier mein Blick!
Den Polsterstuhl hätt' ich umarmen mögen,
Auf dem der König saß; denn, denkt einmal!
Es lächelten mit sonniggold'nem Strahl
Mir zwanzig blanke Friedrichsdor entgegen. —
Noch jetzt durchzuckt die Lust mir Mark und Bein,
Wenn schlaflos ich die Nacht im Kämmerlein
Mich jener Glückserinn'rung überlasse:

Ein Haufen Goldes lag in meiner Kasse,
Den Serwitör hat' ich noch obend'rein.

Nun, theure Brüder! mögt ihr schließen,
Wenn eines schlichten Königs milde Hand
So stattliches Geschenk mir zugewandt:
Welch reicher Segen erst mußt sich ergießen
In einem Haus, das, wie es oft geschah,
Der höchste Fürst des Himmels und der Erde,
Um auszuruh'n von Mühsal und Beschwerde,
Zum Nachtquartier sich huldreich auserſah. —

Die Brautschau.

(Schluß.)

Das Ladenmädchen.

Philipp selbst wurde tiefsinnig, da sein Heiraths-Malheur bald bekannt wurde, und seine Bekannten und Dutzbrüder ihn höhnten, und überall mit seinen vermeintlichen Bräuten aufzogen.

Er blieb mehr, wie zeither, zu Hause, nahm sich des Handels selbst thätig an, und erwarb sich den Ruf eines fleißigen Handelsmannes.

Dem Seilerladen gegenüber hatte ein Kaufmann sein glänzendes Gewölbe, mit Glas, Wiener Bronzewaaren, Toiletten und sonstigen Galanteriedingen, Porterbier Handschuhen, Spielsachen und andern Dingen köstlich aufgeschmükt.

Philipp stand oft in seiner Ladenthür und schaute nach den Herrlichkeiten, die zu besitzen er aber nicht den geringsten Wunsch hegte.

Eines Morgens, es war der Tag nach dem heiligen Osterfeste, als er später wie gewöhnlich seinen Laden öffnete, sah er ein liebliches Mädchen in des Nachbars offner Gewölbthüre stehen.

Digitized by Google

Daß es keine Käuferin war, sah er an dem Schürzchen, in dessen Taschen sie die niedlichen Hände sorglos eingebogen hatte.

Als das Mädchen ihn erblickte, zog sie sich hinter die Thür zurück, und war den ganzen langen Tag nicht mehr sichtbar.

Philipp stand oft in seiner Ladenthür und schaute hinüber, aber er schaute vergebens.

Amalie ließ sich nicht blicken.

Amalie Schönart war an diesem Tage in den Dienst des reichen Kaufmann Falschohr als Ladenmädchen getreten.

Der Vater war kürzlich gestorben, die Mutter vermögenslos und sie hatte sich entschließen müssen, als Ladenmädchen sich zu vermiethen, ob ihr schon dieß Schicksal nicht an der Wiege vorgesungen worden war. Soviel erfuhr er noch desselben Abends von der plauderhaften Kindermuhme.

Philipp war verliebt, denn er kam nicht von seiner Ladenthür hinweg, und Amalie konnte sich kaum den zärtlichen Blicken des jungen Seilers entziehen. Er war ihr gleichgültig, und ihr Blick glitt unempfindlich, ja manchmal verächtlich an Philipps Gestalt vorüber.

Dieß störte aber den Verliebten nicht. Ein halbes Jahr war vergangen. Auf einmal wurde Amalie freundlicher, ja sie grüßte Philipp und bald enstand eine zärtliche Liebschaft zwischen beiden, welche aber Mutter Marthe störte.

Diese hatte von des Kaufmanns Kindermuhme erfahren, daß es zwischen ihm und seiner Frau einen großen Zank gegeben habe, und daß wahrscheinlich Amalie dabei mit im Spiele war.

Die alte Marthe, so blöde sie war, hatte doch einen recht guten Verstand.

Sie ließ Amalien durch die Kindermuhme genau beobachten. Philipp hatte für sie kein Interesse.

Sie öffnete ihrem Sohne die Augen, schimpfte ihn, als er so ungläubig wie Thomas war, und brachte es am Ende doch dahin, daß er die Listige erkannte.

Bald darauf reiste Amalie in aller Stille ab, und man munkelte in der Stadt nicht undeutlich, daß Herr Falschohr ihr zu der schleunigen Abreise behülflich gewesen war.

Da stand nun unser Philipp wieder vor seinem Laden, und das Herz war so leer, wie die Körbe, die Mutter Marthe sorgsam im Porzelainschranke verbarg.

Das Martins-Fest.

Der Zieler im Schützenhause lud Frau Marthen und Philipp zum Martinsschmauße ein. Die Mutter lehnte für sich die Einladung ab, beredete aber den Sohn, an dem Feste Theil zu nehmen. Du wirst, sagte sie ihm, dort viele Gänse finden, bei Tische und beim Balle, vielleicht daß du dort Gelegenheit hast, dir eine Braut auszusuchen.

Philipp putzte und schmückte sich, zog die neu bestellten Tanzschuhe an, holte die Glacehandschuh und die Manschetten vor, steckte die Busennadel mit den unechten Perlen zierlich ins Tuch und fuhr in das Schützenhaus zum Gänseschmauß.

Vier fett gebratene Gänse standen auf dem Tische, und viele hochgelockte Mädchen erwarteten ungeduldig

das Ende der Mahlzeit, um im Tanzsaale endlich der Langeweile zu entfliehen.

Mit dem ersten Trompetenstoße wurden die Stühle zurückgeschoben, und nur einige alte Herrn blieben als Zecher an den Tafeln zurück.

Philipp konnte nicht tanzen und ließ die zu einer Polonaise angetretenen Paare vor sich vorbei hüpfen Er beäugte die hübschen Mädchen. Der Blick eines jungen Mädchens, roth und weiß gekleidet, und Rosen in den Haaren, blieb auf ihm haften. Auch sein Blick verfolgte das kugelrunde Gesicht.

Den ganzen Abend hatte er nur Augen für sie, sie nur für ihn, und zum erstenmale beneidete er die Tanzkunst eines galanten Buchbinders, der mit seiner Gattin das heutige Fest dirigirte; denn nur ein wenig Hopsen hatte der Naturmensch gelernt. Jetzt begann der Cotillon. Er sah ihm schmachtend zu. Das Engelsgesicht trat zu ihm aus dem Kreise und forderte ihn zur Extratour, und bald drehte sich der beglückte Philipp in allen Nüancen dieses herrlichen Tanzes kühn und furchtlos herum.

Philipp schwamm in Wonne, sein Mädchen strahlte im Entzücken.

Die Herzen, die Sinne hatten sich gefunden.

Philipp kannte die Kleine nicht, und doch war es ihm, als hätte er sie längst gesehen.

Der Ballstaat hatte Laura unkenntlich gemacht.

In der Woche trug sie glatte Haare und ein dunkelrothes Kleid fein ehrbar und züchtig.

Heute hatte sie zu Ehren der Martinsgänse Drahtlocken umgebunden, die wie eine Wolke um das runde Gesichtchen gewitterartig lagerten. Eine Moosguirlande lag hinter diesen Gebüschen.

Das Baregekleid kleidete sie herrlich. Der Busen wallte frei unter dem Flortuch. Der volle runde Arm quoll zwischen den Ritterärmeln mit Draht gebauscht und den weißen Handschuhen hervor. Den niedlichsten der Füße zierten rothe Zeug-Schuhe.

Darf ich um Ihren Namen bitten? frug Philipp schmelzend das liebende Kind, welche im Nebenzimmer am Büvettische Platz genommen hatte. Laura Rauch, heiße ich, dort sitzt mein Vater, neben ihm die Mutter, sagte die freundliche Tänzerin und wies nach einem zweiten Tische, auf welchem eine Menge Breihahnflaschen standen.

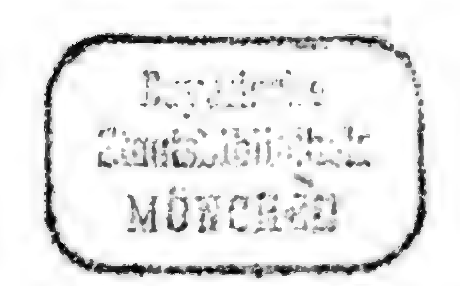
Laura Rauch? frug erstaunt Philipp, Sie wohnen am Markte. Wie oft war ich in Ihrem Gewölbe, um Spritt zu holen, fuhr er fort, Sie Laura Rauch? wie habe ich Sie nicht erkennen können!

Philipp hatte auf einmal sprechen gelernt. Die Liebe macht gelehrig.

Er drückte Lauren die Hand, die nicht spröde zurückgezogen wurde.

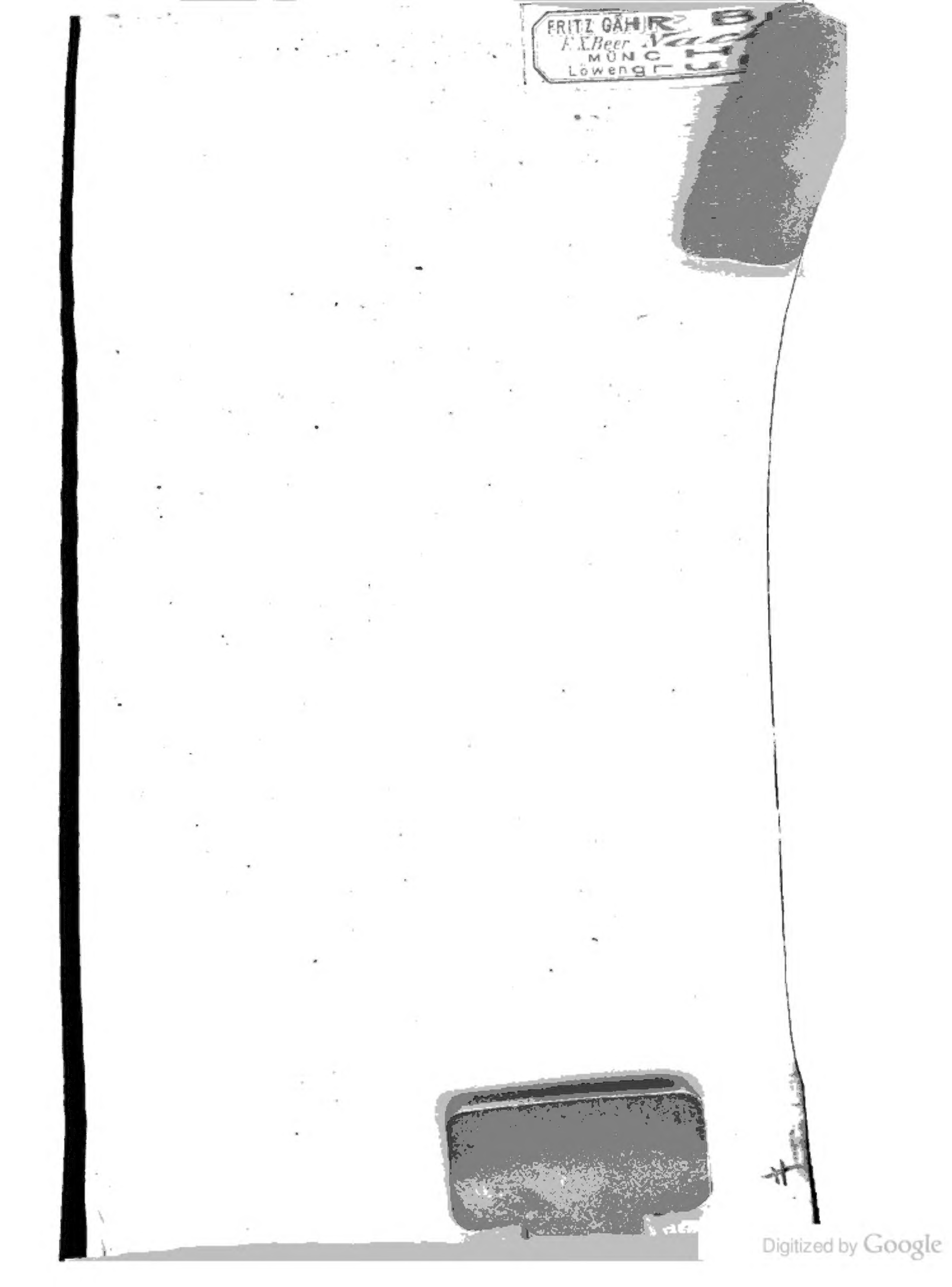
Ein leiser Gegendruck des rechten Daums machte ihn kühner, er sprach von süßer Minne, von inniger Liebe, und ehe er noch Zeit hatte, dem geliebten Mädchen seine Hand anzutragen, wußte schon alle Welt im Saale das Geheimniß der Liebe, nur Vater und Mutter nicht.

Laura war verlobt, ohne es noch zu wissen, Philipp der glückliche Bräutigam. — Die Eltern willigten gern in die seltne Verbindung.


MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google